Der Sammler

Dinstag, den — 79 — 2. July 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Waisenknabe.

Novelle.

1.

Es begann bereits zu dämmern, als ein einsamer Wandersmann den Felsen hinauf nach einem Hüttchen klimmte, welches die deckende Baumrinde nur wenig gegen Wetter und Sturm schützen mochte. Es war ein Mann von feinem Ansehen, gut gekleidet, und in den Jahren, wo der Ernst des Lebens den leichten, alles überspringenden Frohsinn meist schon verdrängt hat. Mühsam stieg er die Stufen hinauf, ruhte oftmahls aus, blickte in der Gegend umher, und dann umzog zuweilen ein freundliches Lächeln sein ernstes Gesicht.

Jetzt hatte er das Hüttchen erreicht, welches auf einem Vorsprung des Felsens weit über dem sich hier scharf herumbiegenden Thale einsam stand. Er trat ein, eilte nach einer Lucke, aus der man die andere Seite des Thales übersehen konnte, und blieb im Anschauen versunken stehen. Die Aussicht both einen herrlichen Anblick. Der brausende Strom, in welchem das Flößholz von Fels- zu Felsstück herabstürzend, unaufhaltsam mit fortgerissen wurde; die hohen Felswände, auf deren Gipfel die majestätischen Tannen im Abendwinde schwankten; die heimziehende, unten im Thale mit ihrem Geläute die Stille des Abends feyerlich unterbrechende Heerde; das freundliche Landhaus, welches in der Ferne, da, wo der Fluß durch Felsen in anderer Richtung sich Bahn gebrochen hatte, auf einem mit Obstbäumen bepflanzten Hügel stand; der Kirchthurm, der hinter dem Hügel hervorblickend seine golden glühende Spitze zeigte: alles dieses, von dem Purpurlicht der Abendsonne beleuchtet, mußte das fühlende Herz ergreifen.

Auch der Wandersmann schien von diesem herrlichen Anblicke entzückt; sein Auge sah unverwandt über das Thal, und eine Thräne drängte sich hervor.

„Heimath! Heimath!“ rief er aus, und streckte die Arme der Gegend zu, wo die Spitze des Thurmes im Abendgolde erglühte, „Wiege froher Kindheit, du führst dem Lebensmüden alle Erinnerungen freundlich wieder vor, du führst ihn an den Busen der Vergangenheit zurück, und wenn auch die einst geliebten Herzen schon lange unter dem Hügel ruh'n, wenn auch kein freundliches Auge mehr liebend uns winkt, wie in den Tagen der Jugend, und, statt der Wonne, der Kummer uns das eigene trübt, so stehen doch so manche Freunde noch unverändert, begrüßend um uns: jene Felsen, jener Thurm, dieß Landhaus, dieß Hüttchen, Alles, Alles ruft mir freundlich: Willkommen! zu.“

„Sey auch mir willkommen nach dreyßig mühevoll durchlebten Jahren! sey dem Ältern- und Heimathlosen gegrüßt, freundliches Land, wo dem verwaisten Knaben ein fühlendes Herz, ein schützendes Dach ward, als er in dieser Hütte ausgesetzt, einen Erbarmer fand,

der mit väterlicher Liebe für ihn sorgte. Auch heute dir noch Dank, edler Mann, der sich des Hülflosen annahm, und ihn an seiner Brust zum Menschen bildete!"

Wehmüthig blickte er hinüber, wo unfern der goldenen Spitze der Edle schlummerte, trat dann von der Lucke hinweg, und blickte in der Hütte umher. Sein Auge schien etwas unter der Menge von Inschriften, welche die Breterwand bedeckten, zu suchen. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht. „Hast du mir auch dieß gelassen, du sonst Alles zerstörende Zeit!" sagte er, sein Auge auf einige an der Wand geschriebene Zeilen heftend, „ich danke dir!" Sein Blick ruhte lange auf den ihm wohlbekannten Zügen; dann las er:

„So muß ich wirklich scheiden, scheiden von dir, du liebes Hüttchen, das Grab meines Wohlthäters verlassen, und auch sie, die mit ihrem kindlich frommen Herzen an mir hing? — Nun so sey's, so lebe wohl Alles, was mir theuer, mir werth war im Leben! Dich, du kleine Hütte, möge der Ahorn vor dem Nordsturm schützen; das Grab möge der grüne Rasen decken, wenn meine Blumen auch längst schon verwelkt sind; und sie, die so liebend an mir hing, für sie, guter Gott, sende einen deiner Engel, ihr frommes Herz zu bewahren! Und ich? — ob ich wohl an diese Stelle je zurückkehren werde? — "

„Ich bin zurückgekehrt," sagte er ernst, „nun sind es dreyßig Jahre, als ich dieses stille Plätzchen verließ, und ich bin zurückgekehrt, versöhnt, den Frieden im Herzen, die Ruhe in der Brust, ein glücklicher Mann. Wäre es einst am Uralgebirge hier so leer geblieben, hier, wo es so stürmisch klopfte, als ich dieses Lebewohl niederschrieb. Nun, das Schicksal will sein Recht haben," fuhr er freudigen Antlitzes fort, und nahm die Hand von dem klopfenden Herzen; „Alles kann der Mensch nicht verlangen, und mir ward dennoch viel."

Noch einmahl blickte er in der Hütte umher, nahm seinen Knotenstock und wanderte den Berg hinunter.

Als er in das Wiesenthal trat, wurde es ihm beklommener. Oben hatte ihn die frische Abendluft erquickt, hier unten drückte die Schwüle eines heranziehenden Gewitters schwer auf ihn, und er verdoppelte deßhalb seine Schritte, um das nahe Dörfchen zu erreichen; als er sich aber einer schlanken Buche nahte, welche einsam gleich einem Hüter des Thales am Strome stand, hielt sein rascher Fuß an, und an ihr aufblickend, rief er freudig aus: „Wie stattlich bist du emporgeschossen, du alter Bekannter aus meiner Knabenzeit! Kaum daß deine jugendliche Krone mir Schatten gewähren konnte, wenn die Abendgluth auf diesem Steinsitze unsere Wangen röthete, und jetzt — hoch strebt dein Gipfel den Wolken entgegen; dein dunkles Laubdach, unter welchem die Sänger des Himmels ihren Gesang erheben, breitet sich aus und wölbt sich, wie eine heilige Kuppel. Wie herrlich, wie kühn hast du dich in den dreyßig Jahren emporgehoben, und ich? Kräftig, wie du, ging ich von hier, wie du, strebte ich aufwärts, entfaltete mich, und gehe jetzt schon wieder rückwärts dem Verdorren entgegen; kein Zweig breitet sich aus, kein Laubdach wölbt sich über mich, ich bin ein blätterloser Stamm."

Dieser Gedanke mußte ihn wehmüthig ergriffen haben; ohne den herrlichen Baum noch einmahl zu betrachten, ohne das Auge nach der sinkenden Sonne zu richten, die sich flammendglühend hinter die Basaltfelsen senkte, wanderte er dem am obstumpflanzten Hügel freundlich vor ihm liegenden Dörfchen zu.

Je näher er seinem Ziele kam, je deutlicher die strohbedeckten Hütten vor ihn traten, desto lebhafter ward der Ausdruck seines Gesichts. Schwermuth wich der Theilnahme, und bald schien ihm jeder Baum, jedes Häuschen, jeder grüßende Bewohner seiner Beachtung werth, und er glaubte in jedem einen alten Bekannten zu finden.

So schritt er der Wohnung des Schulmeisters zu, welche auf der Höhe mit ihrem kleinen Blumengärtchen eine freundliche Aussicht ins Thal gewährte. Die Kirche mit ihrem hohen, spitzen Thurm, klein, aber freundlich, lag hinter ihr, und seitwärts der Friedhof mit seinen grauen Steinen und den grünen Ruhehügeln; dahin wollte der Wandersmann seine Wallfahrt richten. Als er jedoch am Schulhause vorüberging, hielt ihn ein ihn überraschender Anblick fest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweysylbige Charade.

Erste Sylbe.

Bewohner eines Reichs im Orient,
Im Singular, ist's, was das Wort benennt,
Bald hätte er die Kaiserstadt bezähmt,
Der uns an Sitten, Glauben, Sprache fremd;
Doch schützte Gottes Macht das Vaterland
Vor ihm — einst Feind der Christenheit benannt.

Zweyte Sylbe.

Dieß Wörtchen — o, wie ist's bedeutungsvoll!
Ihm weihen wir wohl oft der Thränen Zoll,
Wenn wir von ihm durch Länder weit getrennt,
Wo Niemand uns von dort als Freund erkennt.
Wie mächtig zieht's uns hin, wenn Gattinn, Kind
In seinem Kreis zurückgeblieben sind!

Erblickst du diese Sylb' mit „Weh" gepaart,
Ist's eine Seelenkrankheit schwer und hart.
Der bied're Alpler, der vergebens sehnt
Sich nach dem Vaterland', sich elend wähnt
Im fremden Land' — und ach! vergebens hofft
Die Gletscher bald zu seh'n — erliegt ihr oft.

Das Ganze.

In einem deutschen Bundesstaate wohnt
Das Ganze, das am Staatenruder thront.
Des Fürsten, wie des Volkes Achtung werth,
Erprobt es sich als Staatsmann, hochverehrt.
Den gleichen Nahmen trägt in unserm Land'
Ein Biedermann, als großer Arzt bekannt,
Mit Ruhm steht er der Heilkunst Leitung vor,
Zu der ihn unsers Kaisers Huld erkor.

C. F. Müller.

Die Chinchilla.

Die Chinchilla, deren Pelzwerk man längst schon kennt, ist hinsichtlich ihrer Lebensart noch wenig bekannt. Es ist eine Art Feldratte, deren Haare lang, dicht, seidenartig, ein wenig gekräuselt, auf dem Rücken mit etwas Aschgrau vermischt, und am Bauche noch etwas dunkelfärbiger sind. Die Chinchilla ist ungefähr 9 Zoll lang, den Schweif ungerechnet, der die Hälfte des Körpers mißt, mit langen und buschigen Haaren behangen, und gewöhnlich nach dem Rücken zu emporgekrümmt ist, doch nicht so sehr wie der des Eichhörnchens. Die Vorderfüße sind länger als die hintern, wodurch das Thier im Stande ist, eine sitzende Stellung anzunehmen, und sich auf seinen Hinterpfoten aufrecht zu halten. Mit den gelenksamen, aber kurzen Zehen seiner Vorderfüße kann es seine Nahrung fassen und nach dem Munde führen. Es lebt in einer Art unterirdischen Bau in den Prairien der nördlichen Provinzen von Chili, nährt sich von Zwiebelgewächsen, die dort im Überflusse wachsen, und wirft zweymahl des Jahres fünf oder sechs Junge. Es ist so leicht zähmbar und harmlos, daß man es mit der Hand greifen kann, ohne daß es beißt oder zu entkommen sucht. Schiebt man es in den Busen, so bleibt es darin so ruhig sitzen, wie in seinem Bau. Da es äußerst reinlich ist, so kann man es liebkosen, ohne sich zu beschmutzen, oder den Händen jenen ekelhaften Geruch mitzutheilen, der den meisten Rattenarten eigen ist. Die alten Peruaner, die mehr Gewerbsfleiß besaßen, als die gegenwärtig lebenden, wußten aus dem seidenartigen Haar der Chinchilla allerhand Decken und brauchbare Stoffe zu weben. Man findet diese Thiere in der größten Menge in der Umgegend von Coquimbo und Copiago. Die Jäger haben eigens darauf abgerichtete Hunde, welche die Chinchilla fangen, ohne ihr Fell zu beschädigen. Das Fleisch, das sehr zart ist, wird gegessen, und die Bälge werden nach St. Jago und Valparaiso und von da nach Europa versendet.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Am 20. d. J. wurde auf dieser Bühne zum ersten Mahle gegeben: Robert der Teufel, Oper aus dem Französischen; mit der Musik von Meyerbeer; die neuen Decorationen von Neefe; das Costume nen nach Angabe und Ausführung des Garderobe-Inspectors, Reinhofer; arrangirt und in die Scene gesetzt vom Regisseur, Friedrich Demmer, zu dessen Benefice die erste Vorstellung Statt fand.

Den Inhalt dieser Oper hier weitläufig anzuführen, halten wir bey der Bekanntheit der Sage und bey dem Umstande für ganz überflüssig, da die umsichtige Bühnendirection der bessern Verständlichkeit wegen eigens gedruckte Programme vertheilen, und einen Auszug aus denselben sogar den Theaterzetteln einverleiben ließ. Die ächt poetischen Elemente der Sage hat Scribe's Dichtung zwar theilweise zur Hervorbringung des Effects mit gewandter Hand zu benutzen gewußt; allein die Charakteristik hat er mit ächt französischer Leichtigkeit behandelt, und erst der Compositeur hat diese dem Werke einzuprägen verstanden. Betrachten wir Robert, den Helden des Stückes, so finden wir zwar in ihm einen leichtsinnigen, schwachen Menschen, dem aber eine solche Portion von Gutmüthigkeit und Weichheit beygegeben ist, die wie in dem Teufelskinde nie zu finden wähnten, und Bertram, der Verderber, hat ein zu leichtes Spiel mit diesem willen- und gehaltlosen Jünglinge. Nicht minder schwankt Isabellens Liebe zwischen Robert und dem Prinzen von Granada. Alice, Roberts Milchschwester, wäre eigentlich die vernünftigste Person des Stückes, wenn sie eine bessere Wahl mit ihrem Bräutigam getroffen hätte, denn Raimbaut erscheint uns auch in großer Beschränktheit. Doch wozu in die Mängel des Textes eingehen, wo wir die Größe eines musicalischen Kunstwerks zu bewundern haben? Ja, wir halten es für so genial und bedeutend, daß es den größten Erzeugnissen der neuern Zeit angereihet werden muß. Es erhebt den deutschen Stolz, daß ein Deutscher an den Ufern der Seine so gewaltig aufgetreten ist, und wenn nicht die herrschende Vorliebe für leichte Tanzmelodien auf einmahl alles Gefühl für Tiefe und Gediegenheit (einst Grundeigenschaften des deutschen Charakters) verschlungen hat, so wird das Meisterwerk des genialen Landsmannes, als Nationaleigenthum hochgeachtet, verdientermaßen gewürdigt und bewahrt werden, wie es mit Gluck's, Mozart's, Haidn's, Beethoven's, Weber's Werken der Fall ist, und seyn wird, so lange noch eine deutsche Zunge das Lob ihrer Meisterschaft verkünden kann. Mit Verschmähung gewöhnlicher Mittel hat Meyerbeer die Schöpfung seines Werkes unternommen, und in Form und im Wesen einen eigenthümlichen Weg sich gebahnt. Bizarr erscheint wohl oft mancher überraschende Gedanke; diese Bizarrerie ist aber so genial, wie sie es stets bey wahren Künstlern seyn muß. Tief eindringend in den Stoff, beherrscht er ihn mit der Macht einer glühenden Phantasie, und den Zauber der Erfindung seiner Töne krönt eine durchaus meisterhafte, auf Wahrheit, nicht auf Effect allein begründete Instrumentirung. Es ist kein Chaos von Gedanken: nein — so rapid sich diese auch verfolgen, so tritt doch jeder derselben verständlich und klar hervor. Gleich die Introduction aus F-dur versetzt uns ganz in den Geist des an Abenteuerlichkeiten und Rauheit so reichen Zeitalters; die Romanzen Raimbaut's und Alicens machen uns vorhinein mit dem Charakter der Vortragenden vertraut. — In der Würfelscene, dem Finale des ersten Actes, ist der wiederkehrende Hauptgedanke meisterhaft benützt. Isabellens Arie im zweyten Acte ist ein ächt französisches altes Lied, dessen Vortrag jedoch, unseres Erachtens nach, mehr Feuer, ja fast Ungestüm bedingt. Überreich an Schönheiten ist der dritte Act. Das Duett Raimbaut's und Bertram's ist höchst originell und effectvoll; die hierauf folgende Arie des letztern mit dem unterirdischen infernalischen Geisterchore aus H-moll ist eben so groß gedacht, als ausgeführt. Man sagt uns, daß in Paris dieser Chor unter der Bühne durch Sprachröhre gesungen werde; es dürfte den Versuch

wohl lohnen, ob die Wirkung auf diese Art nicht noch gesteigert werden könnte. Die hierauf folgenden Duette zwischen Alice und Bertram, zwischen diesem und Robert sind eben so viele Glanzpuncte, doch dürfte das Vocalterzett in As-dur dieser drey Personen das Vorzüglichste des ganzen Werkes genannt werden. Die Musik des Geisterbacchanals und die Verführungsscene schließen sich würdig an, und es wird nicht leicht einen zarteren Gedanken geben, als das Violoncellsolo in der letzteren, die Roberts Unentschlossenheit besiegt. Im vierten Acte ist ein Chor aus C-dur ausgezeichnet schön, und die Kirchenscene mit dem herrlichen Terzett zwischen Robert, Alice und Bertram vollendet würdig das Meisterwerk. Wie trefflich gedacht erscheint es, wenn Alice das Vermächtniß der Mutter abliest, und zwey unterirdische Trompeten, gleichsam wie ein Wiederhall aus ferner Welt, ihre Worte begleiten? — Jede Anhörung der Oper führt zur Entdeckung neuer Schönheiten, die erst dann werden ganz gefühlt und genossen werden, wenn nicht die drückende Sommerhitze mehr den herrlichen Genuß selbst dem Kenner verleidet.

Die Aufführung war und ist des Werkes vollkommen würdig, wenn man die Opfer einer auf sich selbst zurückgewiesenen, unermüdlichen, nach dem Bessern allein strebenden Direction billigermaßen berücksichtigt, und wenn man nicht von der erbärmlich lächerlichen Idee eingenommen ist, daß solche große Darstellungen in den Rahmen einer kleineren Bühne nicht passen. Wenn dem also wäre, so müßten alle Provinzialbühnen den Hochgenuß Shakespear'scher, Schiller'scher, Göthe'scher ꝛc. Werke entbehrt haben, und nur den Besuchern der Hofbühnen wäre es bis jetzt so gut geworden, Weber's „Freyschützen," und „Oberon" zu genießen. Mag die Bühne, von der wir sprechen, auch nicht die größte seyn, so hat sie doch auch diesesmahl wieder bewiesen, daß es ihr nicht an Kräften fehlt, und daß unermüdlicher Fleiß und hohe Schätzung des wahrhaft Guten bey ihr einheimisch sey. Denn trefflich eingeübt, ohne Störung ging die Darstellung dieses gigantesken Werkes vorüber. Der Tenorist Hr. Demmer war von seiner Aufgabe begeistert, und er verstand es seinem schwankenden Charakter Haltung zu geben; manche Gesangsstelle trug er trefflich vor; er ward verdientermaßen öfters gerufen. Hr. Pöck hat die Rolle Bertrams so meisterlich aufgefaßt, daß er unwillkürlich an Göthe's Mephistopheles erinnert:

> Bleich, fast leblos ist sein Anblick:
> Er sieht so spöttisch drein
> Und halb ergrimmt —
> Man sieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt —
> Dem steht's wohl an der Stirne geschrieben,
> Daß er nicht mag eine Seele lieben.

So steht er als Bertram vor uns, jede Verzerrung, jede Grimasse verschmähend, mit der Kraft seiner herrlichen Stimme gibt er dieser Rolle ihre Vollendung, und hat wohl nicht so leicht einen glücklicheren Nebenbuhler zu fürchten. Mad. Zimmer ist im Vortrage des Bravourgesangs immer ausgezeichnet. Dlle. Sgatta gibt die Alice im Spiel und Gesang mit wahrhaft enthusiastischer Wärme, und sie erntet nur verdienten Beyfall ein. Hr. Emminger (Raimbaut) trägt sowohl seine Romanze aus C-dur, deren Mittelsatz in E-moll übergeht, als das Duett mit Bertram im dritten Acte mit Auszeichnung vor; wenn nun auch noch Mitglieder der ersten Gattung, wie die HH. Rott, Huber, Borschitzki, Herz, Brava, es nicht verschmähen, in einem solchen Werke im Chore mitzuwirken; wenn Neefe's herrliche Decorationen: das Lager mit der Aussicht auf Palermo, der perspectivische Saal, die Kirche mit ihren Gräbern im Mondlichte, das Frontispiz der Kirche mit den erleuchteten, bemahlten Glasfenstern, allgemeine Überraschung bewirken; das durchaus neue und reiche Costüme seinem Erfinder, dem Garderobe-Inspector Reinhofer, viele Ehre macht; das Orchestre unter der Leitung des rühmlich bekannten Hrn. Capellmeisters Kinsky nichts zu wünschen, oder zu rügen übrig läßt, und alles dieses durch unzweydeutigen Beyfall erkannt wird; so mag die der besten Unterstützung würdige Direction sich immer über gewisse hämische Bemerkungen trösten, und rüstig fortfahren, der Kunst ähnliche, würdige Opfer zu bringen. Wiens Publicum hat noch nie solches Bestreben mit Gleichgültigkeit belohnt!

Carl Meisl.

Correspondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juny 1833.

Die Leser Ihres Blattes dürfte ein Artikel interessiren, der den 5. vorigen Monaths in der allgemeinen Theater-Chronik (herausgegeben von L. v. Alvensleben) in Nr. 72 erschien. Man kann die Einrückung desselben als eine Art Satisfaction ansehen, die der Redacteur Hrn. Kunst leistete, der in seiner Zeitschrift eine harte Anfeindung zu leiden hatte. Es gereicht Hrn. v. Alvensleben zur Ehre, daß er dem Artikel so bereitwillig den Eingang öffnete, und wirklich ist derselbe nicht nur das Organ des Wiener, sondern auch des Leipziger Publicums. Ich theile Ihnen denselben wörtlich mit: „Werther Herr Redacteur! (Alvensleben). „In Nr. 56 Ihrer dießjährigen allgemeinen Theater-Chronik befindet sich ein persönlicher Ausfall auf Hrn. Kunst, der hier bey den zahlreichen Freunden dieses Künstlers eine gerechte Indignation erregt hat. Obwohl ich überzeugt bin, daß Hr. Kunst in dieser, seine Ehre gefährdenden Angelegenheit eine gerichtliche Genugthuung aufsuchen wird, so hoffe ich doch, daß Sie in Ihrem Blatte, das dem unbekannten Einsender jenes Artikels Raum zu seinem Schimpfe gab, eine Vertretung gönnen werden, die auf dem Grundsatze: „audiatur et altera pars" beruht. Wenn Hr. Kunst seine Verpflichtungen mit den Theaterdirectionen nicht hält, wie kömmt es, daß dieselben mit ihm wieder neue eingehen? Ist der Einsender der Anwalt der etwa betheiligten Directionen, so bringe er seine Klage vor ein Gericht, welches die pro und contra's strenge prüft, nicht vor das Forum eines Journals, welches unmöglich mit allen Motiven einer Handlung, welche zu erweisen ist, vertraut seyn kann, somit oft eine lieblose Einsendung auf unrechten Glauben annimmt. Der Einsender läßt Hrn. Kunst auch von Wien durchgehen, und wieder dahin zurückkehren. Zog ihn sein Wunsch, oder der der Direction des Theaters an der Wien, oder vielleicht gar der des Publicums wieder hieher? Ich glaube, alle drey Wünsche veranlaßten sein Erscheinen. Kunst fühlt sich wieder in seiner Sphäre, Carls Casse hat seit der Zeit seiner Debuts einen außerordentlichen Zuschuß erhalten, und das Publicum überschüttet seinen Liebling mit einem Beyfalle, der durch die Gehässigkeit eines Leipziger Scribenten nicht geschmälert wird. Kunst's zahlreiche Verehrer in Wien wünschen von Herzen, daß, wenn derselbe schon wo durchgehen sollte, er immer wieder nach Wien komme, wo das Publicum dieser Kaiserstadt ihm ein freundliches Asyl gewähren wird. Übrigens ist demselben auch das Publicum anderer ausgezeichneter Städte ein Schild gegen abgeworfene Steine gewesen, und selbst in Leipzig, wo der Einsender sein Gift gegen Hrn. Kunst speyt, wurde demselben ein Beyfall zu Theil, der die lieblosen Beschuldigungen lichtscheuer Eulen zu Schanden macht. Genehmigen Sie die Versicherung der Achtung eines Wieners. Wien im April 1833." — Dieser Artikel hat hier allgemeine Billigung gefunden, um so mehr, da Hr. Kunst*) hier der Liebling des Publicums war, und man ihn ungerne scheiden sah!

* * *

*) Hr. Kunst hat mit Anfang July d. J. sein Engagement im Theater an der Wien angetreten. D. R.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 80 — 4. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Unter einer hoch sich wölbenden schattigen Linde, die ihren Blüthenduft weit umher verbreitete, sah er einen alten Mann im Sorgenstuhl ruhen, dem ein junges sechzehnjähriges Mädchen gegenübersaß, bey deren Anblick das Blut ihm unwillkührlich auf die Wangen trat. Der Alte, ein Greis mit Silberhaar, sah heiter und ruhig vor sich auf einen Hund, den er streichelte; das Mädchen strickte und sah zuweilen ängstlich nach dem immer mehr sich nahenden Gewitter auf. Der Tisch war gedeckt; Milch, Erdbeeren, Butter und Brot standen darauf, und einige leere Stühle zeigten, daß außer den beyden noch mehr Tischgenossen erwartet wurden.

Der Fremde blieb lange unbeachtet, und hatte während dem sein Auge unverwandt auf die jugendliche Gestalt des Mädchens gerichtet, als der Hund ihn bemerkte, aufsprang, und bellend seine Gegenwart verrieth. Das Mädchen und der Alte sahen auf und erwiederten freundlich den Gruß des sich Nahenden.

„Verzeihen Sie, wenn ich so unbescheiden bin, zu Ihnen zu treten,“ sagte dieser; „ich bin ein Reisender, der dieß schöne Thal besuchen wollte, deßhalb seinen Reisewagen nach der Residenz vorausschickte, und jetzt durch das nahende Gewitter verhindert wird, seinen Weg zu verfolgen!“

„Nehmen Sie Platz,“ sagte der Alte, während das Mädchen ihm einen Stuhl anboth, „warten Sie das Gewitter bey uns ab, und hält es zu lange an, so daß Sie heute nicht mehr in die Residenz kommen können, so bitte ich, ein Nachtlager bey uns anzunehmen. — Ernestine!“ wandte er sich zu dem Mädchen, „geh hinein und sage deiner Mutter, daß ein Gast angekommen sey.“

„Sie sind der Schulmeister dieses Orts?“ fragte der Fremde, als das Mädchen sich entfernt hatte.

„Ich war es,“ erwiederte der Alte, „habe jedoch seit einiger Zeit das Amt meinem Schwiegersohn übergeben, und lebe nun in stiller Ruhe die wenigen Tage, welche mir Gott noch beschert. So manche Leiden stumpften den Geist ab, wenn auch der Körper trotz meinen Jahren noch kräftig blieb; da glaubte ich es meiner Gemeinde schuldig zu seyn, ihr einen auch an Geist tüchtigen Lehrer zu geben, und ich habe ihn mit Gott gefunden.“

Ehe noch der Fremde um nähern Aufschluß über das Gesagte bitten konnte, trat eine schon bejahrte, aber immer noch schöne Frau aus dem Hause, und einen forschenden Blick auf den Fremden werfend, verneigte sie sich, und hieß ihn willkommen. Auch der Fremde sah sie aufmerksam an, vergaß den Gruß zu erwiedern, und schien bey ihrem Anblick ganz in Erinnerung versunken.

„Meine Tochter!“ unterbrach der Greis die eingetretene Stille, „die Gattinn meines Nachfolgers im Amte.“ Bey diesen Worten schien der Fremde sich wieder zu

fassen; er trat auf sie zu, bath um Verzeihung, daß er des herannahenden Gewitters wegen sie belästigen müsse, und als hierauf ihr Gatte ebenfalls herbeykam, setzte sich die Familie an den Tisch zu ihrem frugalen Mahle; jedoch verließ eine gewisse Unruhe den Fremden nicht ganz; sein Auge war bald auf die Frau gerichtet, welche unbefangen die Pflichten der Hausfrau übte, bald auf das junge Mädchen, welcher die Aufmerksamkeit, die er der Mutter schenkte, nicht entgangen zu seyn schien.

Das Gewitter hatte sich indessen verzogen, und erst nach der freundlichen Einladung, trotz dem die Wanderung nicht von Neuem zu beginnen, und die Nacht bey ihnen zu bleiben, fragte der Alte seinen Gast um Nahmen und Stand.

„Ich heiße Schröder," erwiederte dieser, „bin ein Deutscher, aus Franken gebürtig, und habe seit mehreren Jahren in Rußland gelebt. Die Sehnsucht nach meinem Vaterlande ward mit jedem Jahre stärker, und bewog mich endlich, meine dortigen Besitzungen zu verkaufen, und den Winter meines Lebens in meiner Heimath zuzubringen. Ich hatte von den schönen Gegenden dieses Landes gehört; dieß Thal war mir besonders gerühmt worden, und so konnte ich der Versuchung, es zu durchwandern, nicht widerstehen, und es freut mich um so mehr, daß ich es gethan, da ich hiedurch die Gelegenheit gehabt habe, eine mir so liebe Bekanntschaft zu machen. — So schön ich auch dieß Thal finde, so scheint es mir doch sehr einsam," fuhr er nach einer Pause fort, „und ich könnte Ihnen wohl wünschen, daß Sie in jenem freundlichen Landhause auf der Höhe eine gesellige Familie gefunden hätten. Wem gehört es zu?"

„Dem Bankier Wagner," erwiederte rasch der Schulmeister, welcher bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte.

„Hat der Besitzer Familie?" fragte der Fremde weiter. „Zwey Töchter," erwiederte jener.

„Da wünsch' ich Ihnen Glück," sagte der Fremde. „Ein freundschaftlicher Umgang erhöht selbst in dem Kreise der schönsten Häuslichkeit das stille Glück. Ist Ihre eigene Familie groß?"

„Ich habe nur dieses eine Kind und diese Enkelinn," antwortete der Greis, und sein Gesicht umdüsterte sich.

„Nur ein Kind?" fragte der Fremde, und die Verwunderung, womit er die Frage that, mußte Allen auffallend seyn, und keiner beantwortete sie; auch wiederhohlte er sie nicht, und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

So verging der Abend. Der Fremde wurde der Familie immer werther; auch er schien sich in ihrem Kreise wohler zu fühlen, und so trennte man sich, sicher gegenseitig mit einander zufrieden.

2.

Am andern Morgen nahm der Fremde erst spät seinen Knotenstock, empfahl sich der freundlichen Familie, versprach während seines Aufenthalts in der Residenz noch einmahl zu kommen, und verbath sich alle Begleitung. Als er an dem nahen Friedhof vorbeyging, konnte er der Sehnsucht nicht widerstehen. Er öffnete die Gitterthür, schritt nach einer in der Mitte des Kirchhofs stehenden Linde, welche ein Grabmahl beschattete, faltete die Hände, und sprach ein leises Gebeth, brach dann einen Zweig des grünen Baumes und wanderte weiter. Der ihm sehr wohl bekannte Weg führte durch die nicht unbeträchtlichen Anlagen, welche das Landhaus umgaben. Er trat durch das offene Portal, und schaute freudigen Blicks durch die hohe Kastanienallee, welche nach der Wohnung führte. Seine Jugend trat freundlich vor ihn; so manches Plätzchen, an dem er vorüberging, führte ihm eine liebe Erinnerung zurück; manches fand er nicht wieder oder fand es ganz verändert, und wenn auch schöner, that es ihm doch wehe.

Am schmerzlichsten fühlte er sich bey dem Anblick des Landhauses selbst ergriffen. Statt dem einfachen Hause mit seinen beyden Erkern und dem breternen Thürmchen, von dem ihn so oft der goldene Seiger zum Heimgang gemahnt, sah er jetzt eine im italienischen Style gebaute prachtvolle Villa; statt des grünen, mit Linden umgebenen freyen Platzes, dem Tummelplatz seiner kindlichen Spiele, statt des kleinen, umzäunten Hühnerhofs, fand er den großen Raum mit eisernen Gittern umgeben, mit gelbem Sand bestreut, und die schattigen Linden nicht mehr. Wo grüne Fliederhecken den Hofraum einschlossen, sah er jetzt zwey geschmackvolle Hallen, welche dem Anschein nach zu Wagenremisen und Pferdeställen dienten. Nichts war mehr, wie er es verlassen; Alles verändert, Alles umgestaltet. Er setzte sich traurig auf eine Bank, und sah wehmuthsvoll nach dem schönen Gebäude hin. „Der Segen, den mein Wohlthäter hier zurückließ, muß gute Früchte getragen haben," rief er endlich aus; „der Reichthum muß mit dem Überfluß hier eingekehrt seyn; denn es ist wahrlich ein köstliches Gebäude, welches ich hier vor mir sehe; aber mir doch nicht so lieb und werth, wie das kleine alte Häuschen, das einst hier stand, und in dem mir so manche freundliche Erinnerung geworden wäre. Es scheint zwar immer noch dasselbe zu seyn; das Thürmchen ist nur herabgerissen und statt des einfachen

Kleides, mit dem es zwischen den grünen Linden anspruchslos hervorblickte, hat man ihm das Prunkgewand einer florentinischen Villa übergeworfen. Nun! — die Menschen vergehen, warum sollten ihre Wohnungen sich nicht auch verändern. — Aber," fuhr er fort, als er sich von seinem Rasensitz erhob, „sollte auch des alten Vaters Lieblingsplätzchen, die dichte Jasminlaube, zerstört seyn, wo wir uns um ihn zum Morgengebeth versammelten, und er am Abend so gern saß mit seinem Sohne, mit mir sprach, und die untergehende Sonne ihn so oft an seinen Heimgang erinnerte?" Mit ängstlichem Herzen ging er zwischen den Blumenbeeten, welche das Haus umgaben, hindurch, sah schüchtern nach dem Orte hin, wo die stille Laube einst gestanden, und fand sie nicht mehr; statt ihrer erhob sich auf der nähmlichen Stelle ein kleiner, offener Tempel, in welchem er ein junges, einfach gekleidetes Mädchen sitzen sah, die aufmerksam in einem Buche las. Beym Anblick dieser ruhigen, im Lesen vertieften Gestalt wurde der Schmerz, seine liebe Laube nicht wiederzusehen, auf angenehme Weise gemildert. Er trat unwillkührlich einige Schritte näher, hielt aber schnell wieder an, und wäre doch des theuren Plätzchens, wohl auch des Mädchens wegen, so gern in den stillen Tempel eingetreten, wenn ihn nicht die Schicklichkeit davon abgehalten hätte. Sich jedoch sogleich zu entfernen, wie er wohl gesollt, war ihm unmöglich, sein Blick mußte noch länger auf dem Mädchen ruhen; es war ihm, als ob sie ihm schon durch diesen seinen Lieblingsort werth und theuer würde. Er trat, sie besser beobachten zu können, hinter ein kleines Gebüsch, und als sie nachdenkend die Augen aufschlug, er ihr Gesicht sehen konnte, das eben nicht schön zu nennen war, fühlte er sich doch von einem ihm bisher unbekannten Zauber festgebannt.

Das Mädchen legte jetzt das Buch weg, warf noch einen Blick in das schöne Thal, welches man von hier aus ganz übersehen konnte, verließ den Tempel, und schritt geraden Weges auf ihn zu. Er sah sich genöthigt, aus seinem Versteck hervorzutreten und sie zu begrüßen; sie erwiederte den Gruß höflich, schritt, ohne weiter auf ihn zu achten, an ihm vorüber dem Hause zu und verschwand.

Lange noch stand der Wandersmann auf der nähmlichen Stelle; dann wandte er sich plötzlich, ging, ohne durch irgend etwas, selbst nicht durch Rückerinnerungen aufgehalten zu werden, durch den übrigen Theil des Parks, und eilte mit rascheren Schritten, als gewöhnlich, der Stadt zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

In dem „American Journal of Science" ist ein Schreiben des Richters Samuel Woodruff an Professor Silliman enthalten, worin folgende merkwürdige, mit einer Klapperschlange angestellte Versuche berichtet werden: „Im Monath August vorigen Jahres ging ich mit einigen Freunden auf den Anstand am Mahoning, um einige Hirsche zu schießen, die gewöhnlich an den Fluß kommen, um das an den Steinen wachsende Moos zu äsen. Wir nahmen unsern Stand fünfzig bis sechzig Schritte weit vom Flusse und waren eine Stunde etwa auf der Lauer, als sich statt eines Hirsches eine Klapperschlange blicken ließ, die ihre Höhle in den Felsen neben uns verlassen zu haben schien, und über das flache Sandufer dem Wasser zukroch. Sie mochte unsere Stimme oder sonst etwas gehört haben, und legte sich in gestreckter Länge, den Kopf nach dem Wasser zu, am Ufer nieder. Es fiel mir ein, daß sich jetzt eine Gelegenheit biethe, die vielbesprochenen Wirkungen des Weißäschenlaubes auf die Klapperschlange zu erproben, weßhalb ich meinen Freunden empfahl, die Schlange im Auge zu behalten, während ich mich aufmachte, eine Weißäsche zu suchen, die ich auch einige hundert Schritte vom Flusse fand, worauf ich mir einen acht bis zehn Fuß langen Schößling dieses Baumes mit meinem Weidmesser abschnitt. Auch einen Zweig von Zuckerahorn nahm ich zu mir und begab mich dann nach der Stelle zurück, wo ich die Schlange verlassen hatte, der ich mich nun von rückwärts näherte. Sobald ich ihr auf acht oder zehn Fuß nahe gekommen war, flocht sie sich sogleich in einen Knoten zusammen, hob den Kopf acht oder zehn Zoll vom Boden empor und streckte mit funkelnden Augen zischend ihre Zunge aus. Ich berührte sie zuerst mit dem Weißäschenzweige, indem ich die Blätter desselben auf ihren Leib legte. Sogleich senkte sie den Kopf zu Boden, rollte ihren Knoten auf, wälzte und krümmte sich und schien in großer Beängstigung. Zufrieden mit diesem Versuche, legte ich den Weißäschenzweig bey Seite und nahm den Zuckerahorn zur Hand. Die Klapperschlange erhohlte sich sogleich wieder und nahm ihre vorige drohende Stellung an. Ich streckte ihr den Ahornzweig entgegen, auf den sie augenblicklich losstürzte, indem sie voll der grimmigsten Wuth in die Blätter biß, dann sich wieder zu einem Knoten aufringelte und mit der Schnelligkeit eines Pfeiles einen zweyten Anfall auf den Zweig machte. Nachdem ich sie dieß mehrmahls hatte wiederhohlen lassen, berührte ich sie wieder mit der Weißäsche, worauf ihr sogleich der Zorn verging und sie sich der Länge nach auf den Boden ausstreckte,

ganz wie das erste Mahl. Meine Freunde wollten dann versuchen, welche Wirkung es hervorbringe, wenn man sie ein wenig mit dem Zweig peitschte, was auch geschah, aber keineswegs ihre Wuth erregte, sondern sie vielmehr mit noch größerer Angst erfüllte; und als ich etwas stärker auf sie loshieb, wühlte sie sich mit dem Kopf wiederhohlt tief in den Sand, als wollte sie sich einen Weg zur Flucht in die Erde bohren. Da wir uns durch diese Versuche hinlänglich befriedigt glaubten, so hielten wir es für unnöthig dem Thiere das Leben zu nehmen, und wir verließen sie, nachdem unsere Neugier gestillt war, wie wir sie gefunden hatten.

Auflösung

der zweysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Türkheim.

Freyherr von Türkheim, großherzoglich badenscher Staatsminister. Freyherr Ludwig von Türkheim, berühmter Arzt, Hofrath und Vice-Director der medicinischen Studien in Wien.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Eßlair's Gastdarstellungen.

Der gefeyerte Künstler ist dem Publicum zu bekannt, als daß wir ihn mit einer Einleitung begrüßen sollten, die bey den meisten Urtheilen unseres Journalwesens gegenwärtig an der Tagesordnung ist. Ohne daher die früheren Gastrollen Eßlair's in diesem Theater und im k. k. Burgtheater mit ihrem glänzenden Erfolg zu recapituliren, ohne auf die deutschen Theater hinzuweisen, bey denen der Gast in rühmlichem Andenken steht, wollen wir nur im Vorbeygehen Hrn. Director Carl unsern Dank für die Veranlassung dieser genußreichen Gastspiele zollen, und sogleich unsere individuelle Meinung über Eßlair's Antrittsrolle aussprechen. Der Künstler gastirte am 20. v. M. zum ersten Mahle als König Lear in Shakespeare's gleichnahmiger Tragödie. Daß der Empfang außerordentlich war, und der rauschende Beyfall gar kein Ende nehmen wollte, daß der Gast im Verlaufe des Stückes achtmahl gerufen wurde, und am Schlusse seinen Dank mit innigen Worten aussprach, bemerken wir vor der Hand, damit wir später in der Darstellung Lear's durch keine Nebencitate beirrt werden, welche denn auch oft gerade nicht die gültigsten Documente für die Ächtheit und Vollkommenheit einer Leistung bilden, obwohl dieß hier der Fall ist. — Der gewaltige Geist des großen, unsterblichen Dichterfürsten der Britten mag wohl in keiner seiner Characterschöpfungen von Eßlair so tief erfaßt, nirgend mit einer ähnlichen psychischen Spürkraft bis in seine geheimsten Enden ergründet worden seyn, als im Lear, oder vielmehr Eßlair fand in dieser Rolle den Grundstein der geistigen Zeichnung des großen Seelenmahlers. Wir müssen gestehen, daß die Darstellung, nahmentlich in den ersten Acten, über unsere Erwartung war. Eßlair's Lear gibt den Lesern Shakespeare's den Schlüssel zu seiner besseren Auffassung, wohl verstanden, in dieser Rolle. Über das höchste Vertrauen, mit dem Lear seine Länder unter seine zwey Töchter vertheilt, — über die ungerechte Zurücksetzung Cordeliens und die Verbannung des treuen Kent, — über den wortlosen, im Innern tobenden Schmerz, über den Jammerton des durch Kinderundank zu brechen drohenden Vaterherzens, über den Ausbruch der Verzweiflung und des Wahnsinns, über den Zustand psychischer und physischer Abspannung und Auflösung waltet Eßlair's Genius mit einer Wahrheitsfackel, die alle Nuancirungen des großartigen Bildes dem Kennerblicke des empfänglichen Zuschauers beleuchtet. Man hat Eßlair bey seinen Darstellungen oft einer gewissen Manier und des Mangels an künstlerischer Selbstverläugnung beschuldigt. Sein Lear besitzt Momente, welche der Triumph dramatischer Wirksamkeit, der Triumph der schauspielerischen Personification genannt werden können. Der opponirende, jedoch geringe Theil des Publicums vermißte in der Darstellung jenes Spiel der Empfindungen, welches mit den Herzen des leicht zu rührenden Geschlechtes oft ein folterndes Spiel treibt, und da in der Tragödie Thränen entlockt, wo das tragische Princip gerade eine Erhebung des Geistes bezwecken soll. Aufrichtig gesagt, wir sind keine Freunde eines solchen Rührspiels, welches, unterstützt von declamatorischem Redeschmuck, nur die Modulationen eines verschiedenbiegsamen Organs bewundern macht. Der Laie wird natürlich von solchen Mitteln auf Kosten seiner mehr sinnlichen Eindrücke bestochen, allein vor dem Kenner flieht der Schein einer solchen Vollkommenheit, wie der Nebel vor dem Sonnenlicht. Eßlair's Darstellung im Lear verläugnet jedoch neben der verständigsten Besonnenheit nicht die Wirkung auf das Gemüth. Er hat beyde Gaben in seiner Gewalt. Ein etwas inconsequenter Vorwurf sollte den Künstler in jenen Momenten treffen, wo er den Ton des Vaterfluches bis zur Erschütterung spannte. Mit dem Donner des Himmels, der Lear's empörende Behandlung sieht, soll sich der Donner seines Fluches paaren, und wir können nicht genug staunen, wenn man in diesen Scenen die oft getadelte Ruhe Eßlair's verlangte! Schließlich geben wir unsere Verwunderung über Eßlair's wohl conservirtes Organ zu erkennen, welches, vereint mit einem sprechenden Mienenspiel und einer Heroenhaltung, die schönsten Erinnerungen zurückruft. Von den Mitspielenden können wir theilweise das Beste sagen. Die Erkennungsscene zwischen Gloster und Edgar fand stürmischen Beyfall, und verschaffte den HH. Spielberger und Lucas die Ehre des Hervorrufens. Mad. Lucas (Goneril), Mad. Pann (Regan), und Dlle. Frey (Cordelia) gaben ihren Parthien die rechte Färbung; eben so Hr. Bofard (Edmund) und Hr. Frey (Kent). Hr. Röder (Narr) hatte lobenswerthe Momente; Shakespear's Narr wurde jedoch oft zum bloßen Spaßmacher. Ein Hr. Lengheim (König von Frankreich) wollte seine Behendigkeit zeigen, und agirte tapfer mit den Händen. — Zum zweyten Mahle gastirte Eßlair am 21. v. M. in Raupach's einactigem Schauspiele: „Der Bettler“ als Walter, und in Schröder's dreyactigem Lustspiele: „Der Fähnrich“ als Baron Harrwitz. Beyde Piecen wurden beyfällig aufgenommen, die letztere hätte von einigen Längen und Breiten befreyt werden können. Die Darstellung des Bettlers war meisterhaft, der Eindruck auf das Publicum außerordentlich. Der schlichte, Vertrauen weckende Ton Eßlair's in dieser Glanzrolle, die naturwahre Haltung ist überraschend. Der Gast erhielt lebhaften Beyfall, und wurde während des Actes und am Schlusse mit Mad. Pann und Hrn. Bofard gerufen, die dem Künstler ehrenvoll zur Seite standen. Als Baron Harrwitz gestaltete der Gast alle Zustände und Accidenzen dieses bornirten Charakters zu einem äußerst wirksamen Ganzen. Der Beyfall war auch hier der Leistung adäquat, und Hr. Eßlair wurde am Schlusse mit Dlle. Frey und Hrn. Lucas (Fähnrich) gerufen, worunter letzterer in der That der Auszeichnung werth war. Hr. Röder (Hauptmann) zeigte sich lebendig und wirksam im Spiele.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 81 — 6. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung).

3.

Es war bald Mittag, als er im Gasthause in den für ihn bereiteten Zimmern anlangte. Freundlich nahm ihm die schon bejahrte Wirthschafterinn, welche so manche Jahre in Siberien treu bey ihm ausgehalten, und ihm jetzt nach Deutschland, ihrem Vaterlande, gefolgt war, Hut und Stock ab, und warf, wenn auch ihr Mund schwieg, doch so forschende Blicke auf ihn, die ihm deutlich zeigen mußten, eine Frage schwebe auf ihren Lippen. Auch der alte Christoph, der einzige Diener, den er aus Norden mitgebracht, schwieg, und sah seinen Herrn, wenn auch nicht forschend, doch theilnehmend an.

Dieser warf sich in einen Lehnstuhl, kümmerte sich wenig um beyde, und sah nachdenkend vor sich hin, während jene erwartungsvoll vor ihm standen. Endlich brach er das Schweigen. „Christoph," sagte er, „sorge für Equipage, modern und elegant, vier Pferde, eine Droschke und eine Chaise. — Sie, liebe Wilhelmine," wandte er sich zur der Wirthschafterinn, „sehen sich nach einer Wohnung um, ich werde vor der Hand in dieser Stadt bleiben."

Bey diesen Worten leuchtete die Freude aus dem Gesicht der treuen Wirthschafterinn. „So wünschte ich Sie immer zu sehen," sagte der Fremde, „diesen Ausdruck Ihres Gesichts lieb' ich, er drückt die wahren Empfindungen Ihres Herzens aus."

„Ist man denn immer Herr seiner Gefühle," unterbrach sie ihn, „kann man immer freundlich seyn?"

„Man sollte es doch immer!" erwiederte er, ihr die Hand gutmüthig reichend; „doch jetzt zu unserm Geschäft: die Wohnung muß geräumig, elegant möblirt und so seyn, daß ich Gesellschaft, viel Gesellschaft, bey mir sehen kann, und für einen Koch und das weibliche Personale werden Sie sorgen, Christoph für das männliche."

„Und wie stark soll das seyn?" fragte der Alte.

„Ein Kutscher, ein Reitknecht und einen Tagedieb von Bedienten," befahl der Fremde, „du wirst zum Kammerdiener erhoben, und ich heiße nach wie vor, Herr Schröder." Christoph, der seine Ordre erhalten hatte, entfernte sich; Wilhelmine aber zauderte immer noch zu gehen, und blieb harrend, aber schweigend, vor dem Herrn stehen. Lange jedoch vermochte sie nicht, das was sie in ihrem Innern drängte, zurückzuhalten. „Waren Sie dort?" fragte sie nach langem Kampfe. Schröder nickte bejahend.

„Lebt er noch?"

Er nickte wieder.

„Ach warum reden Sie nicht, warum geben Sie

meinem bedrängten Herzen nicht Trost?“ rief sie traurig und fast ungeduldig.

„Suchen Sie ihn in sich selbst,“ erwiederte er ernst, „finden Sie ihn nicht dort, so erwarten Sie ihn von der Zeit; ich glaube, Sie dürfen ihr vertrauen.“

„Gelobt sey Gott!“ rief sie, und ergriff leidenschaftlich seine Hand, sie an ihre Lippen zu drücken; er aber entzog sie ihr unmuthig.

„Haben denn die Jahre noch nicht das wallende Blut beruhigt? hat das ernste Schicksal noch nicht seine Gewalt an Ihnen geübt?“

„Kalter Mann!“ sagte sie nicht ohne Heftigkeit, „danken Sie Gott, daß er Ihnen die Ruhe, das eisige Blut gab, leidenschaftlos an Allem vorüberzugehen, kalt Alles an sich vorübergehen zu lassen; aber verdammen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, an dem die Zeit ihre Kraft verlor, und dem dreyßig eintönige Jahre doch nicht die Saite des Herzens eintönig zu stimmen vermochten. Auch Ihre Stunde kann schlagen, auch Ihre Ruhe kann aus dem Gleichgewicht fallen, und dann erst werden Sie fühlen, wie wehe Sie mir Unglücklichen thaten.“

„Das wollt' ich nicht,“ fiel er bewegt ihr in die Rede, „Wilhelmine, das wollt' ich nicht! — Warnen wollte ich, da Sie mit Ihrer Reizbarkeit der Gefahr so nahe sind; dämpfen wollt' ich die Gluth, aber wahrlich Ihrem Herzen nicht wehe thun.“ Er reichte ihr die Hand; sie drückte sie an ihr Herz, und entfernte sich schnell.

Ohne Jemand zu fragen, ohne nähere Erkundigung einzuziehen, durchstrich sie gedankenvoll die Stadt, eine Wohnung, wie der Herr befohlen, aufzusuchen; doch bald hatte sie den Zweck ihres Herumirrens vergessen; schon waren ihre Gedanken bey ganz andern Gegenständen, als sie zufällig an einem schönen Gebäude die Anzeige angeheftet fand, daß hier das zweyte Stockwerk zu vermiethen sey. Sie wurde hiedurch aus ihren Träumereyen geweckt; das Haus schien ihr passend. Sie trat ein; ein Bedienter führte sie in die unbewohnten Zimmer, die sie höchst geschmackvoll und ganz den Wünschen und Bedürfnissen Herrn Schröder's gemäß fand, erkundigte sich noch nach Manchem, und bath dann den Diener, sie zum Besitzer des Hauses zu führen, um das Nöthige wegen der Miethe mit ihm zu verabreden.

Sie wurde durch mehrere elegant eingerichtete Zimmer zu der Frau vom Hause geführt, und fand hier eine Dame ungefähr von ihrem Alter in höchst geschmackvollem Negligee, ein kleines Windspiel neben sich, nachlässig auf einem Sofa sitzen. „Sie haben die oberen Zimmer besehen?“ fragte die Dame nach einer kalten Begrüßung.

„Ja, Madame!“

„Sind sie nach Ihrem Geschmack?“

„Vollkommen.“

„Das freut mich!“

„Dürft' ich Sie um den Preis bitten?“ fragte die Wirthschafterinn. Die Dame nannte ihn; Wilhelmine fand ihn übertrieben hoch, und sagte dieß unbefangen; die Besitzerinn des Hauses schien darüber entrüstet.

„Ich bin keines Krämers Frau, und lasse nicht mit mir handeln!“ fuhr sie auf. „Wissen Sie, Madame,“ sagte sie dann, sich langsam und mit affectirter Würde erhebend, „ich bin die Gemahlinn des Bankiers Wagner.“

Bey diesen Worten färbten sich Wilhelminens Wangen purpurn, sie stutzte, warf einen durchdringenden Blick auf die Dame, und sagte dann in gewisser Art verlegen:

„Verzeihen Sie! wenn ich mir es reiflich überlege, so hatte ich Unrecht; ich gebe mit Vergnügen, was Sie gefordert, und mein Herr wird es gewiß genehmigen.“

„Und wer ist der Herr?“ fragte die Gnädige besänftigt.

„Herr Schröder, aus Franken gebürtig, der sich längere Zeit in Rußland aufhielt.“

„Verheirathet?“

„Nein, Madame, noch ledig.“

„Jung, alt?“

„Eine Thorheit zu begehen, zu alt, aber noch jung genug, einer Neigung fähig zu seyn,“ erwiederte Wilhelmine.

„So?“ meinte die Dame, und überflog die Gestalt der Fremden mit einem höhnisch forschenden Blick; „so? — nun glaub' ich von Allem unterrichtet zu seyn.“

„Ich glaube kaum,“ erwiederte die hoch Erröthete. „Über das Nähere wird der Herr selbst mit Ihnen reden.“ Dieß sagend, verbeugte sie sich mit Würde, warf einen stolzen Blick auf die Dame, und entfernte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sänger.

Ein Mahler zeichnet kühn ein Bild
Mit dunklem Hintergrund,
Im Farbenschmelze sanft und mild,
Als lebte es zur Stund.

Laut spricht es aus mit Kraftgefühl
  Des Daseyns Lust und Schmerz,
Als sey die Farbe Lebensspiel,
  Der Hintergrund — das Herz.

Er haucht ihm warme Töne ein,
  Nicht allzu stark, nicht schwach,
Sie klingen laut und engelrein
  In weichen Seelen nach.

Er gibt ihm auch ein Flügelkleid,
  Es schwingt sich himmelan,
Hoch über Land und Meere weit
  Wählt es die eigne Bahn.

Und wo es schwebt, und wo es zieht,
  Wird freundlich es begrüßt,
Und mancher pflegt's tief im Gemüth,
  Als hätt' er's längst vermißt.

Dem treuen Herold wird es gleich,
  Der ferne Brüder eint,
Der sie beruft zum Götterreich,
  Wo nie ein Auge weint.

Der Mahler, der das Bild erschuf,
  Das in die Ferne zieht,
Es ist der Sänger von Beruf,
  Das Bild — sein treues Lied.

Dr. Rudolph Puff.

Komischer Prozeß.

Ein gewisser Marshall brachte vor dem Gerichtshof in London eine Klage an, gegen Margarethe Logan, jetzt verehelichte Dack, wegen Verletzung eines Eheversprechens und der Zurückgabe verschiedener Geschenke, welche Beklagte während zwölf (!) Jahren von ihm empfangen hatte. Das Komischste dabey aber ist die Art und Weise, wie diese Geschenke gegeben wurden, und von welcher Beschaffenheit sie waren.

„Ich sprach," behauptet der Kläger, „mit Dlle. Logan über meine zärtlichen Gefühle, und sie versicherte mich, daß sie mich liebte und schätzte. In der Hoffnung einer näheren Verbindung machte ich ihr vom 30. August 1820 bis zum 18. December 1832 folgende Artikel zum Geschenke:

		Schill.	Pence.
Im J. 1820	Drey Ellen eines schwarzen Bandes à	4	6
„ „ 1821	Einen goldenen Ring mit fünf falschen Türkissen .	7	6
Im J. 1821	Eine goldene Schnalle .	7	6
„ „ „	Ein Flacon	1	6
„ „ „	3 Ellen weißes Band . .	4	6
„ „ „	Eine Haarbürste . . .	2	—
„ „ „	Einen Kamm	1	6
„ „ „	Einen Dictionnär mit ihrem Nahmenszuge . . .	15	—
„ „ „	Ein Kochbuch	8	—
„ „ „	Ein Paar Spornen (?) .	4	2

u. s. w.

So gibt der Kläger regelmäßig Tag für Tag die Geschenke an, welche er der Treulosen in 11 Jahren gemacht, und die einen Gesammtbetrag von 10 Pf. 10 Schilling geben. Dann zählt er die Liebespfänder auf, welche ihm Dlle. Logan gegeben, und schließt damit, daß dieses Frauenzimmer „ohne Herz und Glauben" zum Schadenersatz verhalten werden möge.

Die Dame erscheint mit ihrem Gemahle, um selbst ihre Sache zu verfechten.

Der Kläger setzt nun weitläufig aus einander, wie sie ihm während dieser zwölf Jahre so mannigfache Beweise ihrer Zuneigung gegeben. Zur Unterstützung dieser Angabe zieht er sein Tagebuch hervor, worin Tag für Tag die Äußerungen ihrer Gegenliebe eingetragen sind. Er zeigt auch unter andern ein paar Briefe von ihr, die aber eben nicht sehr geeignet sind, auf ihre heftige Liebe schließen zu lassen. So schreibt sie ihm z. B. am 20. August 1830, daß sie ihn Abends in einem Garten erwarte, könne er aber nicht kommen, so werde sie nicht sonderlich darüber betrübt seyn.

Die schöne Engländerinn aber läugnet ohne Anstand, dem Kläger je einen Anlaß gegeben zu haben, zu glauben, daß sie thöricht genug sey, ihre Tage mit einem solchen Menschen verleben zu wollen. Was die Geschenke anbelangt, habe er sie fast damit belagert, und sie seyen entweder bereits vernichtet oder in andere Hände übergegangen.

Nachdem sie diese Aussage beschworen hatte, endigte sich der lächerliche Prozeß damit, daß Marshall abgewiesen und zu den Kosten verurtheilt wurde.

— g —

Notizen.

Literatur.

Episch-lyrische Dichtungen von Ludw. Aug. Frankl.

Der geistreiche Verfasser dieser Dichtungen hat schon beym Eintritt in die literarische Welt sich auf eine eigenthümliche Weise angekündigt und im Habsburgliede männlich dargethan, daß es ihm um etwas Höheres zu thun sey, als im Charakter unserer Zeit zu liegen scheint. Wenn er dieses im verflossenen Jahre angedeutet; so sehen wir es in seinem zweyten Werke erfüllt.

Das Buch zerfällt in zwey Theile; der erste enthält: Erzählungen.

Balladen und Romanzen, der zweyte lyrische Gedichte. Um auf den Charakter des epischen Theils zu reflectiren, müssen wir eine allgemeine Bemerkung vorausschicken. Byron war der Erste, der das Grauenhafte der Natur und des Herzens darstellte, selbst seine helleren Anschauungen des Lebens sind nicht frey von jener Ironie, die sich aus dem tieferen Blick in das Erdenwallen des Menschen ergibt. Die Franzosen folgten ihm und dehnten diese Tendenz fast auf alle Dichtungsformen aus, z. B. auf ihre Dramen; doch sie übersprangen darin die Gränze. Auch in Deutschland fing dieser Geist sich zu regen an. Hoffmann, Spindler u. a. können hier die Classe bezeichnen. Unzählige Nachahmungen folgten, aber es waren — Nachahmungen. Diesen finstern Geist finden wir in den Dichtungen des Herrn Frankl wieder; aber seine poetische Kraft verschmäht es, nur die Phantasie des Lesers zu erregen und toll zu machen; immer ist sie eine solche, daß das Gemüth ergriffen, getragen und tragisch erhoben wird. Es ist aber jene Tragik, die den süßen Schmerz, die Wehmuth hervorbringt. Stellt er uns den Schrecken, das Entsetzen dar; so verkörpert er stets irgend eine Wahrheit der Natur oder des Menschenherzens. Und dieses möchten wir das Auszeichnende an seinem Genius nennen. Als Beleg unserer Ansicht führen wir den letzten Mönch, den büßenden Juden, den Verjüngungstrank, die Mutter auf St. Bernhard und den Schüler der Kabalah an. Die Erfindung dieser Stoffe ist zugleich eine höchst originelle. Die historischen Balladen sind voll Kraft und die Wahl edel. Als die vorzüglichsten nennen wir Graf Frangipan, Zizka's Tod, Hulda von Rauhenstein und die Pohlenfürstinn. Doch müssen wir mit Hr. Frankl rechten, daß er bey diesen ausgezeichneten, in der neuern Literatur gewiß hervorragenden Arbeiten zwey zu unterdrücken nicht den Muth hatte, wir meinen die Geopferten und des Thürmers Nacht. Obwohl durch die Form gleich den andern trefflich, spricht sich in ihnen der oben bezeichnete Charakter nicht aus.

Wir gehen nun zum lyrischen Theile über und wir begegnen wieder einem selbstschaffenden eigenthümlich sich darstellenden Geiste. Sonderbar genug entspringt das Gefühl des Dichters fast nie unmittelbar, gewöhnlich gehet eine Naturanschauung voraus, diese sendet ihre Radien, die in des Dichters Brust zum Brennpunct sich vereinigen. Hier nennen wir als vorzüglich: Am Wasserfalle, Grubenfahrt, Waldgang, Frühlingsauferstehung, Waldgruß u. s. w. Wo aber das Gefühl ohne äußere Anregung selbstthätig erwacht, ist es wieder voll Gluth und Tiefe. Z. B. Entgötterung, Königstraum, Byron am Lethe u. v. a. Den Beschluß des 232 S. starken Buches machen Gelegenheitsgedichte. Wir zählen zu den vorzüglichsten: An den Freyherrn v. Jacquin (voll gediegener Gedanken), an Sophie Schröder, an Ida (sehr zart), das Bild und Erlebtes. Ganz eigen hat uns dieses Gedicht und des Dichters Loos als Epilog überrascht, indem es uns belehrte, daß der Dichter, wenn er es will, auch recht humoristisch seyn kann.

Dieses über das Wesen der Dichtungen; die Form ist jedesmahl die zweckmäßigste und immer eine andere, so daß der Genius auf den Schwingen herrlicher Diction und des Wohllauts an dem Gemüthe des Lesers bald säuselnd, und bald wie der Sturm gewaltig vorübergeht. Die Behandlung des Bildes ist immer eine neue, z. B.

> Ragen hoch des Klosters Thürme,
> So wie stiller Andacht Arme,
> Stumm und lautlos in die Stürme,
> In der Wolken Nacht und Tag.

S. 27

> Das Schloß in seiner Pracht zu grüßen,
> Nah'n aus dem Meer die Wellen klar;
> Wie huldigend zu Königs Füßen
> Sich nähert die Vasallenschaar.

S. 33

> Ein Sterbelied von tausend Schwänen
> Ertönt das windbewegte Meer.

S. 45

> Da — — —
> Tritt ein Mädchen in die Kammer:
> Dunkle Locken, bleiche Wangen,
> Mondenlicht durch tiefe Nacht,
> Schwarz der Augen helles Prangen,
> Roth der Lippe weiche Pracht.

S. 53

> Wie die Augen einer Leiche,
> Die sich im bangen Todeskampf nicht schlossen,
> Schau'n bleich die Sterne.

S. 71

> Wie der Mantel rasch entsinket,
> Steht er da im nächt'gen Kleide,
> Des Malthesers Kreuz d'rauf blinket,
> Wie ein Leichenstein der Freude.

Das Buch ist dem berühmten Hofrath von Hammer zugeeignet und im Widmungsgedichte entfaltet der Dichter mit orientalischer Farbenpracht so viel Kühnheit der Gedanken und Bilder, daß dieses Gedicht allein ihn zum Dichter, im edelsten Sinne des Wortes, stempelt. Wir scheiden mit der freudigen Überzeugung, die österreichische Litteratur wahrhaft bereichert zu seh'n, und wünschen dem Hrn. Verfasser frohen Muth zum Fortschreiten auf der rühmlich begonnenen Bahn. Dr. W...

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden.

Am 13. May wurde uns ein seltner Kunstgenuß, von welchem ich um so mehr berichten zu müssen glaube, da er uns durch ein jugendliches aber kräftiges Talent aus Ihrer Kaiserstadt bereitet wurde. Ich meine die liebliche Josephine Eder. Sie spielte im Theater Adagio und Rondeau fürs Pianoforte, komponirt von Sigm. Thalberg, dann ein Duo für Pianoforte und Violine von Herz und Beriot mit Hrn. L. Haase. Um die Grundcharakterzüge ihres Spiels herauszuheben, müssen wir die Reinheit im Anschlag, die Tiefe des Gefühls vorzüglich nennen und gewaltig reißt sie hin, wenn es in ihr zu stürmen beginnt, bis sie wieder auf flötenden Schwingungen das Gemüth in Ruhe wiegt. Wenn sie auf der Bahn der Kunst so fortschreitet und nicht an der gewöhnlichen Klippe des Talentes, dem Fleiße, scheitert, so wird sie eine leuchtende Welle auf dem Meere bleiben, das so viel befahren wird; wir glauben aber nicht fürchten zu müssen, denn wer so fest den Polarstern der Kunst ins Auge gefaßt hat, wie sie, der geht nicht unter. Sie berechtigt bey ihrer Jugend zu den glänzendsten Hoffnungen.

Von Seite des Publicums wurde ihr die wohlverdiente Auszeichnung, viermahl gerufen zu werden, das Bravorufen wollte nicht enden. Möge sie uns bald wiederkehren! ******l.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 82 — 9. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

4.

„Haben Sie eine Wohnung gefunden?“ rief Schröder der Hereintretenden entgegen, die ihren Hut hastig abnahm, und in großer Gemüthsbewegung zu seyn schien.

„Ich habe eine sehr passende gefunden,“ antwortete sie, und schritt dabey heftig im Zimmer auf und ab.

„Was ist Ihnen begegnet?“ fragte er theilnehmend; „Sie sind außer sich, Ihr Auge glüht, ich fürchte —“

„Ich habe den zweyten Stock in dem Hause des Banquiers Wagner gemiethet.“ —

„Wilhelmine!“ rief Schröder erschrocken, „Sie —“

„Ich —“ unterbrach sie ihn, und ihr ganzes Wesen schien verändert, „ja ich habe dort Ihren, meinen Wohnplatz aufgeschlagen. — Ist es nicht die passendste Wohnung für uns? erreichen Sie nicht dort so ganz Ihren Zweck? — oder fürchten Sie mich? — O guter, edler Mann, fürchten Sie nichts! — Der gute Engel trug, seit Sie mich leiten, noch immer den Sieg über den bösen in mir davon, selbst heute, wo ich Sie sah. Ich glaube, so ist es am besten; dem Übel recht in der Nähe tobt der Schmerz am leichtesten aus. Überdieß sehe ich es als eine Schickung des Himmels an, der mich vor diese Wohnung führte, und mich dort eintreten ließ.“

Schröder schüttelte bedenklich den Kopf, doch dünkte es ihm fast selbst eine Schickung des Himmels. „Nun so sey's!“ sagte er gefaßt, „früher oder später muß der Knoten sich dort lösen.“

„Auch habe ich schon eine Menge Einkäufe im Möbelmagazin gemacht,“ begann sie weiter; „doch fürchte ich, das von Ihnen zur Einrichtung bestimmte Geld wird hiezu nicht reichen.“

„Das wäre mir unlieb,“ unterbrach er sie ernst.

„Sie müssen hier glänzend auftreten, nicht mehr, aber auch nicht weniger thun, als Ihre Lage es erlaubt,“ fuhr sie leidenschaftlich fort.

Schröder lächelte. „Die weibliche Eitelkeit,“ sprach er warnend, „spielt Ihnen einen Streich, Wilhelmine! Hüten Sie sich!“

„Nein, Herr Schröder!“ rief sie, und ihr Gesicht umdüsterte sich; „Eitelkeit ist nicht der Quell, aus dem meine Wünsche entspringen, Rache ist es.“

Er sah finster auf sie, stand auf, wandte ihr den Rücken und wollte gehen. „Ja, Rache!“ rief sie, und ihr großes, dunkles Auge ruhte starr auf dem Manne, der jetzt mitleidsvoll auf sie herabsah.

„Der gute Engel trägt in Ihnen nicht immer den Sieg davon,“ sagte er dann bewegt, nahm seinen Hut und verließ sie, um das Weitere wegen seiner neuen Wohnung in Ordnung zu bringen.

Er fand hier Niemand zu Hause; der Herr sey mit

dem Fräulein schon seit einigen Tagen auf dem Gute, so wurde ihm berichtet, und die gnädige Frau sey ihm gleich nach Tische gefolgt; erst in einigen Tagen würden sie zurückkehren.

Schröder kehrte bey dieser Nachricht nach dem Gasthofe zurück, ergriff seinen Knotenstock und sagte dem alten Christoph nur die wenigen Worte: „Ich gehe auf Wanderung!" verließ das Haus, und nahm den Weg, den er erst am Morgen gekommen war. Ehe die Sonne sich hinter die Berge senkte, war er wieder in den Anlagen des Landhauses.

Als er die Familie schon aus der Ferne im Tempel um den Theetisch sitzen sah, hielt er, neben einem Ahorn sich sammelnd, seine raschen Schritte an. Mit ruhigem Herzen hatte er den Weg zurückgelegt, mit klopfendem stand er hier, und die Erinnerung hielt ihn wie gebannt. — „Vorwärts, vorwärts!" murmelte er dann vor sich hin, „schweig, du klopfendes Herz! — Sollte ein Augenblick das Mühen von so vielen Jahren unnütz machen? Nein, nein! Der Friede Gottes hat mich in Siberiens Steppen begleitet, der Friede Gottes begleite mich auch in meine Heimath."

Dieß sagend schritt er dem Tempel zu, wo die Familie ihn schon bemerkt, und das junge Mädchen schon geäußert hatte, ihn früh im Park gesehen zu haben. Man hatte hierauf dem ganz einfach gekleideten Fremden einen Bedienten entgegengeschickt, um sich durch ihn eines vielleicht lästigen Gastes zu entledigen.

„Wen suchen Sie, mein Herr?" fragte ihn der in prachtvoller Livree gekleidete, ziemlich freche Diener.

„Den Banquier Wagner," erwiederte Schröder freundlich.

„Wenn Ihre Geschäfte nicht sehr pressant sind," fuhr der Dienstfertige rasch, aber eben nicht in verbindlichem Tone fort, „so kommen Sie dem Herrn zu einer sehr ungelegenen Stunde."

„Meinen Sie?" sagte Schröder, und setzte unbekümmert seinen Weg fort, trat in den Tempel, neigte sich flüchtig vor den Frauen; doch als er den Banquier begrüßen wollte, und ihn hiebey fest ins Auge faßte, das bleiche, tief gefurchte Gesicht des sonst so schönen Mannes sah, auf dem sich jetzt alle Leidenschaften so scharf ausdrückten, stockte er in seiner Rede; unwillkührlich streckte er die Hand, wie zum Gruß, nach ihm, der verwundert, mit dem Ausruf: „mein Herr!" einen Schritt zurücktrat.

„Entschuldigen Sie," sagte in diesem Augenblick der Fremde, welcher durch das kalte „mein Herr!" schnell seine Fassung wieder erhalten hatte, „entschuldigen Sie, daß ich Sie noch so spät störe; ich bin der Kaufmann Schröder aus Rußland, für den das obere Stockwerk Ihres Hauses gemiethet worden ist, und komme, das Nöthige selbst mit Ihnen zu verabreden; da ich gern auch das kleinste Geschäft bestimmt abgemacht sehe, und die Wohnung bald zu beziehen wünsche, so eilte ich hieher."

„Ist Ihnen der Preis nicht zu hoch?" fiel ihm der Herr vom Hause in die Rede, nachdem er den einfachen Rock, das blautuchene Käppchen und den Knotenstock des Fremden forschend betrachtet hatte.

„Wäre er mir zu hoch," erwiederte Schröder lächelnd, „so hätte ich mich nicht zu Ihnen hieher bemüht."

Man ersuchte ihn nun nach manchem fragenden Blick, den Mann und Frau sich zugeworfen hatten, Platz zu nehmen, und Thee mit ihnen zu trinken. Er nahm die Einladung an, und hatte, während die Frau vom Hause die Unterhaltung fast ausschließend führte, Gelegenheit, die Familie, in deren Hause er wenigstens ein Jahr verleben wollte, genauer zu beobachten. Der Banquier war ein Mann von einigen Fünfzigen, groß und schlank; sein Gesicht wäre auch jetzt noch schön zu nennen gewesen, wäre nicht der Blick seines so lebhaften Auges unstet, der schön geformte Mund immer zum sarcastischen Lächeln verzerrt gewesen, und hätte nicht auf dem Ganzen das Gepräge eines Wüstlings gelegen.

Seine Gattinn war wohl zehn, ihrem Anzug und dem frischen Colorit ihrer Wangen nach, wohl an zwanzig Jahre jünger, als er. Nach dem neuesten Geschmack äußerst sorgfältig gekleidet, hätten ihre anmuthsvolle Figur und die noch immer schönen Züge ihres Gesichts gefallen müssen, wenn nicht eine gewisse Steifheit die Grazie verdrängt, und ein anmaßendes Wesen, das sich in jeder Miene, in jedem Worte aussprach, den wohlthuenden Eindruck verwischt hätte, den das Ganze dieser noch schönen Frau erregen mußte.

Die älteste Tochter, Euphrosine, war ganz das Ebenbild ihrer Mutter; eine nymphenhafte und doch volle Figur; ein ausdrucksvolles Gesicht, das durch die blühenden Farben einer blendenden Haut noch reizender wurde; große, dunkelblaue, schwärmerische Augen, welche tiefes Gemüth, Geist und Seele aussprachen; eine Fülle blonder Locken, die sich um die offene Stirn kräuselten, war ihre Mitgift. Jedes Auge mußte mit Wohlgefallen auf diesem Mädchen ruhen, das die Natur in einer poetischen Laune zu einem Ideal geformt zu haben schien,

und doch weilte das Auge eben so gern und vielleicht noch länger auf Mariens, der jüngeren Schwester, anspruchsloser Gestalt, deren braune Augen sanft unter den kastanienbraunen Locken hervorblickten, deren Lilienhaut nur von einem matten Rosenschimmer angehaucht schien, und deren Gesicht nur dann schön zu nennen war, wenn Verlegenheit, und dieß geschah oft, es mit Rosengluth überzog; ihre Gestalt war schlank, im zartesten Ebenmaße, und wenn man in Euphrosine eine vollendete Grazie fand, schien Marie ein einfaches Hirtenmädchen zu seyn; wenn man in die Locken jener ein Diadem flechten mochte, so hätte man gern um das braune Haar dieser Lieblichen einen Kranz einfacher Feldblumen gewunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprüche für's Haus.

(Metrisch nach mehreren älteren prosaischen Aphorismen bearbeitet.)

Nicht minder groß, als stets mit Kraft zu handeln,
Ist es, den Lebensweg auch duldend wandeln.

Ein Mittel gab uns mild des Himmels Huld
Zur Lind'rung unsrer Leiden — die Geduld.

C. F. Müller.

Napoleon im Münzcabinet zu Paris.

Nach Dumersan.

Es gibt manchmahl in einem Drama Scenen, wo eine untergeordnete Person durch ihr Zusammentreffen mit dem Helden des Stückes Bedeutung gewinnt, und weit entfernt, von dem Grandiosen des Mitdarstellers erdrückt zu werden, sich vielmehr bis zu ihm erhebt, und einen Theil der Aufmerksamkeit auf sich zieht, der mit dem Hauptdarsteller verbunden ist.

Im Drama dieser Welt, wo Jeder seinen Dialog nach Art des italienischen Theaters oder der Comedia dell' arte hält, liegt ein Verdienst darin, zu improvisiren, und bey der Gegenrede nicht zu kurz zu kommen. Es geschieht aber wohl auch, daß die Umstände uns bis auf einen gewissen Grad erheben, und der Schauspieler seiner Stellung den glücklichen Erfolg verdankt.

Ich war im Jahre 1810 zweyter Angestellter beym Münzcabinet, und Napoleon war französischer Kaiser. Das sind doch wohl zwey sehr weit von einander abstehende Schauspieler! Der Abstand ward aber von Napoleon überschritten, denn er besuchte mit seiner neuen, jungen Gemahlinn das Münzcabinet.

Schon 1800 war er mit Josephinen dort gewesen. Damahls war er nur noch Consul und ich bloß dritter Angestellter. Jeder von uns war seitdem vorwärts gekommen, er allerdings etwas weiter als ich.

Der Generalstab der kaiserlichen Bibliothek war auf den Beinen, um den erhabenen Besuch zu empfangen. Von diesem ganzen damahligen Generalstabe existirt jetzt nur noch der ehrwürdige Herr Van-Praet; alle die Gelehrten, welche damahls die Aufseher der Bibliothek ausmachten, Männer, durch jede Art von Verdienst ausgezeichnet, haben seitdem die Nekrologen vermehrt und leben nur noch in Biographien, Leichensteinen und ihrem Ruhme; manche aber noch im Andenken ihrer Freunde: ein engerer und minder glänzender Raum. Doch da möchte auch ich gern einen Platz finden, wenn die Reihe an mich wird gekommen seyn.

Alle diese Herren trugen die Uniform des Instituts, sie waren Napoleons Collegen, waren es doppelt in dem Heiligthume der Wissenschaft.

Denn da unterscheidet sich der Rang nur durch Kenntnisse und persönliches Verdienst. Wenigstens sollte es so seyn. Jeder unter ihnen dachte unstreitig in seinem Innersten, daß er stärker sey als Napoleon, der in der Numismatik, jener in der Urkundenkenntniß, der im Tartarisch-Mantschu, und Alle rüsteten sich unstreitig darauf, ihre Gelehrsamkeit glänzen zu lassen, dem berühmten Frager ex professo zu antworten, und in ihre Antworten ein feines Lob mit einfließen zu lassen.

Napoleon wußte auch das alles vorher, denn er kannte seine Leute.

Jetzt also zu dem, was im Münzcabinet vorfiel. Mein Bericht wird die strengste Wahrheit enthalten. Alles ist noch meinem Gedächtnisse gegenwärtig, als ob es erst gestern geschehen. Ich habe noch des Kaisers absetzende Stimme, seinen kurzen Ton vor den Ohren, ich habe noch das ganze Spiel seiner Physiognomie vor den Augen. Nicht ein Wort in unserer Unterredung werde ich verändern, denn er sprach mit mir, er sprach fast nur mit mir!

Herr Millin, Oberaufseher des Cabinets, führte die Kaiserinn herum. Herr Gosselin, sein College, war dem Kaiser zugegeben, und um Seine Majestät her drängten sich die gelehrten Akademiker, die Herren Dacier, Langles und Dutheil. Ich selbst befand mich nur mit in dieser Gruppe, weil ich die Schlüssel zu den Medaillenkästen und den Fächern hatte, in welchen die geschnittenen Steine und Alterthümer sich befanden, um dem bestallten Cicerone das Vorzeigen zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Frankfurt, Juny.

„Hans Sachs," dramatisches Gedicht in vier Acten von Deinhardstein. Der treffliche Dramaturg, Prof. Zimmermann in Hamburg, nennt diese Poesie ein ächtes Nationalgedicht. Wer möchte ihm hierin nicht beypflichten? A. W. Schlegel hat den deutschen Dramatikern den Weg gezeigt, den sie, um ein wahrhaft nationales Schauspiel für uns zu begründen, zu betreten hätten. Keiner unter den Vielen hat mit so sichtbarem Erfolge für diesen Zweck gewirkt, wie Deinhardstein. Er hat uns einen hochachtbaren Charakter der deutschen Vorzeit vorgeführt, den treuinnigen, herzigen Sachs, den gemüthlichen Sänger an der Gränzscheide alter germanischer Bildung und der neuern durch die Alles umkehrende Reformation vorbereiteten Zeit. Sachs ist Eigenthum des deutschen Volks, mögen wir ihn, abgesehen von jeglichem Resultate seiner Dichtungen, für die Zukunft als Volksdichter, oder auch in seinen Verhältnissen zur Begründung und Beförderung deutscher Poesie betrachten. In einem, wie in dem andern Falle hat Sachs historische, und zwar nicht bloß literarisch-historische Bedeutsamkeit, denn sein gesunder, klarer Verstand, sein derber, kräftiger Witz, sein eifriges Streben, altväterische Zucht und Sitte, die ihm über Alles am Herzen lag, unverletzt zu erhalten, mochten in der aufgeregten Zeit der Revolutionen und Reformationen seines und des folgenden Zeitalters nicht wenig zur Bewahrung des alten deutschen Volkscharakters beytragen. Als Begründer deutscher Poesie ist er deßhalb bemerkenswerth, weil er diese so viel als möglich von den Fesseln, die ihr die Meistersängerschulen anlegten, zu befreyen und derselben eine idealere Richtung zu geben suchte, den Geist der Form vorziehend.

Deinhardstein schildert in seinem Sachs nicht sowohl das äußere, wie das innere Leben des deutschen Dichters; er biethet ein Seitenstück zu Öhlenschläger's „Correggio," nur daß der Schluß lichter und freundlicher und für das Gemüth befriedigender ist, als der in dem Trauerspiele des Dänen. Das Volksleben in den alten Reichsstädten wird, wenn auch eben nicht auf eine erfreuliche, doch treffende Weise geschildert. Man sieht, wie hier der Genius beynahe dem kleinstädtischen Neide unterliegen muß, und lächelt wehmuthig zu dem reichsstädtischen Patriotismus. Kaiser Maximilian, der edle, ritterliche Theuerdank, ist mit ein paar kräftigen Pinselstrichen charakteristisch gezeichnet. Erschöpfen konnte hier der Dichter nicht. Maximilian tritt nur als Episode auf; indeß hat sich Deinhardstein durch wohl angebrachte Züge aus dem herrlichen Regentenleben dieses Fürsten gegen jeden etwaigen Vorwurf, daß sein Maximilian ein bloßer Gutmacher sey, wie z. B. die kais. Majestät im „Käthchen von Heilbronn," sorgfältig verwahrt. Wir wollen uns nicht weiter in die Charakteristik des übrigen Personals verlieren, sondern nur mit ein paar Worten der Kunigunde gedenken, die ein liebliches Bild zarter, inniger Weiblichkeit biethet, welche kaum natürlicher veranschaulicht werden kann, um so mehr, da der Dichter das anmuthige Gebilde selbst mit einigen kleinen, aber dem weiblichen Grundcharakter durchaus eigenen Schwächen ausgestattet hat.

Die letztere Rolle spielte am heutigen Abend Mad. Neumann-Haizinger, vom Hoftheater zu Karlsruhe, und zwar mit aller dieser Künstlerinn in so hohem Maße eigenen Natur, Laune und Anmuth. Mad. Haizinger versteht es, Leben in einen Charakter zu bringen. Da ist kein Wort, dem sie nicht die gehörige Bedeutsamkeit gibt, keine Nuance, die sie nicht auf die lieblichste Weise hervorhebt. In dieser Hinsicht ist diese Künstlerinn gewiß nicht zu übertreffen. Daß sie jedoch in der heutigen Rolle den kindlichen, gemüthlichen Grundton stets so festhielt, wie ihn der Dichter hingestellt hat, möchten wir nicht behaupten. Hie und da trat wohl das zarte, innige Wesen vor der Schelmerey und Schalkhaftigkeit in den Hintergrund, und man sah nicht immer das Herz vor der Kunst. Das „Brav" bey dem Benehmen ihres Geliebten gegen Eoban tönte nicht gerade wie die Sprache kindlicher Naivität und Unschuld, sondern mehr wie die schelmische Freude. Es mußte, so ausgesprochen und von solch' einem anmuthigen Spiel umhüllt, eine unwiderstehliche Wirkung auf das Publicum hervorbringen, welches auch in die enthusiastischsten Beyfallsbezeigungen ausbrach, aber es paßte in der Art wohl nicht für die innige Herzlichkeit und Einfalt Kunigundens. Der Dichter hat hier den Charakter vorgeschrieben, und die unpartheyische Kritik muß diese Vorschrift beachten, selbst einer ersten deutschen Künstlerinn gegenüber. Wie Kunigunde ihren Vater schmeichelnd überredete, den Eoban fortzuschicken und ihr den Geliebten zu geben, konnte wieder die Schmeicheley und die Überredung nicht anmuthiger und natürlicher hervorgehoben werden. Aber relativ betrachtet, nähmlich in Beziehung auf den Richter, erschien das Benehmen fast zu bedacht; die Schmeicheley blickte zu sichtlich hervor, sie ergab sich nicht als ein unwillkührliches Resultat der Kindlichkeit. Die Worte Kunigundens, dem Kaiser gegenüber:

„Wenn Menschen sind, wie Ihr, Herr Kaiser, seyd,
Wie müssen Engel ausseh'n?" —

hätten vielleicht zarter, mit ehrfurchtsvoller Scheu und Einfalt ausgesprochen werden können. — Wir rügten hier einige Momente in dem Spiele der genialen Künstlerinn, welche, nach unserer Ansicht, Verstöße gegen die Dichtung enthielten. Ohne unser Urtheil als Norm festzustellen, glauben wir es der Wahrheit schuldig zu seyn, bey einer ersten deutschen Künstlerinn unverhohlen unsere Meinung auszusprechen; denn das wahrhaft Große muß der ganzen Schärfe der Kritik ausgesetzt werden. Übrigens sind wir des festen Glaubens, daß Mad. Haizinger in rein conversationellen Charakteren nicht zu übertreffen, ja nicht zu erreichen sey, daß sie aber im Niedlichen, in einfachen zartpoetischen Rollen eine würdige Rivalinn in unserer Lindner finde, welcher sogar einer der ersten deutschen Kritiker, der geistreiche und treffliche Schütze, Adolph Müllner, den Vorzug in dieser Art von Charakteren vor ihr einräumte. Im Übrigen müssen ihr wie der Lindner alle deutschen Schauspielerinnen, was das naive und kindliche Fach, das muntere, kecken Humor erfordernde betrifft, bescheidentlich den wohlverdienten Lorbeer überreichen, beyde als Meisterinnen anerkennen, und in beyder Spiele eine Schule für die Kunst erblicken. Ein zweyter Gast, Hr. Meyer, aus Karlsruhe, gab den Hans Sachs. Der talentvolle Darsteller hob das Kernhafte, Treue, Biedere des Charakters trefflich hervor, ohne durch eine süßliche, sentimentale Weise die Einfachheit veranschaulichen zu wollen. Sein Spiel war verständig und ohne alle Manier, natürlich und wahrhaft. Hie und da polterte er ein wenig; ein Fehler, der sich leicht beseitigen läßt. Einstimmiger wohlverdienter Beyfall wurde ihm zu Theil. Hr. Weidner, Steffen, war voll Komik und Wahrheit. Hr. Hassel, Eoban. Dieser Geck muß bestmöglichst natürlich veranschaulicht werden, soll er nicht ganz zur Verzerrung herabsinken. Die Gränze zwischen Komik und Übertreibung ist hier zu wenig streng geschieden. Hinzugethan darf nichts werden, soll die Wahrheit unentstellt bleiben. Wir zählen den Eoban zu den bessern Leistungen des Hrn. Hassel, obwohl er nicht stets frey von Übertreibung ist. Beyde Gäste wurden einstimmig gerufen. Mad. Neumann-Haizinger wurde während des Spiels mit Beyfall überschüttet und bey ihrem Auftreten mit allgemeinem Applaus begrüßt. Die Künstlerinn würde das Publicum recht sehr verpflichten, wenn sie als Baroninn Waldhüll in „das letzte Mittel" auftreten würde. Wir zählen diese Rolle zu ihren vorzüglichsten.

M.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.
Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 83 — 11. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Der Fremde sah, so weit es ihm die Redseligkeit der Mutter erlaubte, mit Wohlgefallen auf beyde Töchter.

Wäre er ein Mahler gewesen, so würde sein Pinsel Euphrosinens Züge auf die Leinwand wiedergegeben haben; wäre ihm die Gabe der Dichtkunst geworden, Marie hätte seine Phantasie entflammt; denn es lag für ihn in dem reinen, anspruchlosen Wesen dieses Mädchens ein stiller Zauber, der den sonst so kalten, besonnenen Mann mit magischer Gewalt anzog. Redete ihn Euphrosine an, so fühlte er sich verlegen; sprach Marie einige Worte, wenn auch nicht zu ihm, so that es ihm wohl, ihre Stimme zu hören. Die Zeit verging ihm im Anschauen dieser beyden lieblichen Gestalten unbemerkt, und erst, als die Sonne schon längst untergegangen war, fiel es ihm ein, daß es Zeit zum Aufbruch sey. Um zu Fuß noch die Residenz zu erreichen, war es zu spät; doch hoffte er in dem gastlichen Schulhause eine freundliche Aufnahme zu finden; aber hier kam ihm die Höflichkeit des Banquiers zuvor, der ihn einlud, die Nacht bey ihnen zu bleiben, und ihn unter keiner Bedingung gehen lassen wollte. Da er keinen Grund hatte, die Einladung auszuschlagen, folgte er der Familie in das Landhaus.

Hier fand er Alles auf das geschmackvollste eingerichtet. Der untere Saal, in den er geführt wurde, war, obgleich er zum Wohnzimmer diente, fast prachtvoll möblirt. Ein schönes Fortepiano stand auf der einen Seite einem gestickten Sofa gegenüber, über welchem das Bild der Mutter aus ihrer Frühlingszeit in kostbarem Rahmen hing. In der einen Ecke des Saals stand eine Pedalharfe, in der andern der Käfig eines Papageyen; an dem Fenster zur Rechten der Arbeitstisch der Mutter, über welchem auf einem modisch gearbeiteten Gestell eine Menge unnützer Kleinigkeiten standen, die in jetziger Zeit, wie sonst die chinesischen Pagoden, das Zimmer einer eleganten Frau schmücken müssen. In dem Fenster zur Linken standen die Arbeitstische der beyden Töchter, wo auf dem einen Jean Paul's Titan aufgeschlagen war, auf dem andern aber stand ein Stickrahmen mit einer angefangenen Arbeit, und auf dem Fenster lag ein einziges, etwas großes Buch.

„Nehmen Sie Platz!“ sagte die Mutter, sich auf das Sofa werfend, indem sie auf einen darneben stehenden Stuhl zeigte. „Sind Sie Liebhaber von Musik?“

Schröder bejahte es.

„Euphrosine!“ rief die Mutter, „sing eine kleine Arie.“

Gehorsam schwebte die Grazie nach dem Pianoforte, während der Vater sich entfernte, und die jüngere

Schwester an den Tisch sich setzte, auf welchem die Stickerey lag, und sich zur Arbeit anschickte.

Euphrosine begann, nachdem sie einige Zeit phantasirt hatte, mit einer großen italienischen Arie, und trug sie mit schöner, volltönender Stimme und wahrer Virtuosität vor. Sie war in dem Vortrag Rossinischer Musik Meisterinn, und man fühlte leicht, daß sie wahrhaft Künstlerinn sey. Kaum hatte sie die erste Arie beendet, als sie unaufgefordert eine zweyte, noch schwierigere mit noch mehr Kunstfertigkeit vortrug, und eben so eine dritte. — Schröder war entzückt. Ohne Kenner zu seyn, liebte er Musik leidenschaftlich, getraute sich aber nie, seine Schwäche wohl kennend, ein bestimmtes Urtheil in seinem Innern auszusprechen; deßhalb glaubte er auch noch nie etwas Vollkommneres, als Euphrosinens volltönende Stimme, gehört zu haben, obgleich ihm während ihres Gesanges gedünkt hatte, nicht jede der in ihm aufgeregten Empfindungen sey ganz befriedigt worden. Er verschloß diese Bemerkung weislich in sich, drückte laut und mit Wärme seine Bewunderung aus, und nahte sich dann Marien mit der Frage, ob sie nicht auch musicalisch sey.

Ehe noch die Erröthende hierauf antworten konnte, nahm die Mutter das Wort: „Die Kleine spielt, doch nur wenig, die Harfe, und singt auch zuweilen; doch müssen Sie sie nicht nach ihrer Schwester hören. Die Talente sind nicht immer gleich vertheilt.“

Obgleich verlegen, glaubte doch der Fremde, um Marie nicht wehe zu thun, mit seinen Bitten nicht einhalten zu dürfen. Er bath daher inständigst, sie möge die Harfe ergreifen, und ihn auch ihre Stimme hören lassen. Die Mutter fügte seinen Bitten einen trockenen Befehl zu, und Marie nahm die Harfe, und begann mit sichtbarer Verlegenheit das Gebeth aus dem Freyschütz zu singen.

Als sie die Harfe ergriffen, hatte sie den leichten Florshawl, den sie bisher umgehabt, abgelegt, und Schröder bemerkte jetzt einen wunderlieblichen Arm, und die Hand, die früher im Garten der Handschuh bedeckt hatte, erschien, in die goldenen Saiten greifend, so blendend schön, daß Arm und Hand ganz seine Aufmerksamkeit fesselten, und er anfangs nur wenig die leise, bebende Stimme beachtete, mit der sie das Lied vortrug. Als jedoch dieser erste Eindruck vorüberging, er auch auf den Gesang zu lauschen begann, und ihre Stimme, wenn auch nicht mit der Euphrosinens zu vergleichen, mehr Haltung bekam, mußte er sich gestehen, daß, wenn die volltönende Silberstimme der Künstlerinn ihn entzückt, die reine Melodie, der einfache, aber seelenvolle Gesang Mariens sein Herz sonderbar bewege.

Die Mutter schien dieß nicht mit Wohlgefallen zu bemerken, denn als die Musik beendet war, und die Töchter sich entfernt hatten, begann sie das Gespräch sogleich auf sie zu lenken. „Der Himmel hat doch seine Gaben wunderbar vertheilt,“ sprach sie; „meine beyden Töchter haben von mir eine gleich sorgfältige Erziehung genossen, beyde sind von gleichen Meistern, nach gleichem Plane unterrichtet, und auf beyde hat es so verschieden gewirkt. Sie werden schon in der kurzen Zeit bemerkt haben, wie sehr sie in Talenten verschieden sind. Euphrosine hat von Jugend auf Alles mit Leben und Lust aufgefaßt und sich eigen gemacht, wenn Marie nur gezwungen ihren Geist und ihre Anlagen langsam bildete. Jene ist Künstlerinn fast in jedem Fach, wo diese kaum mittelmäßige Dilettantinn ist. Euphrosine ist im Mahlen so weit vorgeschritten, wie in der Musik. Sehen Sie, dieß Bild von mir hat sie copirt, und die Copie steht dem Original nicht nach; auch ist sie Dichterinn und glänzt in manchem Almanach unter fremden Nahmen; alle weiblichen Arbeiten, das heißt, die eleganten, macht sie in einer Vollkommenheit, die Sie überraschen wird.“

„Und die häuslichen?“ fiel ihr Schröder etwas unbeholfen in die Rede.

„Wie können Sie so sonderbar fragen?“ erwiederte die glückliche Mutter; „um die häuslichen Arbeiten, welche man der dienenden Classe überläßt, kann sich doch ein so hoch gebildetes Mädchen nicht bekümmern.“

„Und die Hausfrau?“ unterbrach der Ungeschickte die Mutter noch einmahl.

„Hoffentlich,“ erwiederte diese mit aufgeregtem Stolz, „wird meine Tochter keine Parthie machen, wo sie nöthig hat, sich so tief herabzustimmen, um sich um die gewöhnliche Haushaltung bekümmern zu müssen. Versteht sie in ihrem Hause einen gebildeten Kreis um sich zu sammeln, versteht sie diesen Kreis angenehm zu unterhalten, und hier auf geistreiche Weise die Wirthinn zu machen, so muß der Mann zufrieden und stolz seyn, einen solchen Juwel zu besitzen, und gerne kleine Opfer dafür bringen. Überlasse er es dem Koch für seinen Magen, der Haushälterinn für seine Bequemlichkeit zu sorgen, sorgt doch die Frau für seinen Geist und für seine höhere Bildung, die so oft bey den Männern in ihrem todten Geschäftsleben untergeht.“

Schröder sah die Dame verwundert an; er hatte selbst in Siberiens Einöde seinen Geist immer mit der Zeit fortschreiten lassen, und seinen natürlichen Anlagen den höchsten Grad von Bildung zu geben gesucht. Er war daher gewiß mit der Zeit fortgeschritten, und wußte wahrhaft geistige Bildung zu schätzen; aber diese Erziehungstheorie war ihm neu, und seine freymüthige Offenheit verhehlte es der Dame nicht, daß er hier nicht im mindesten mit ihr einverstanden sey. Die gute Frau lächelte und meinte, in Rußlands Steppen hätte man wohl andere Begriffe von Lebensbestimmung und Lebensgenuß, als in dem aufgeklärten Deutschland, und bey näherer Bekanntschaft, bey mehrerem Umgang mit ihrer Familie hoffte sie ihn bald eines Bessern belehrt zu haben. Er verneigte sich schweigend, zweifelte jedoch in seinem Innern an dieser Umgestaltung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Rosenbild.

Ihr Fenster das ist der Rahmen,
Ihr Köpfchen das liebe Bild,
Das blickt mit den schwarzen Augen
Herunter so sanft und mild.

Im Fenster da stehen auch Blumen,
Die Blumen seh' ich fast nie,
Denn zwischen den grünen Blättern
Erblick' ich als Rose sie.

Sonst, wenn ich vorbeygegangen,
Gerichtet auf sie den Blick,
Da ist sie verlegen worden,
Und zog schnell den Kopf zurück.

Doch kaum war ich noch vorüber,
Sah heimlich sie schon heraus;
So sind aber alle Mädchen —
Davon nehm' ich keine aus.

Jetzt hat sich das Blatt gewendet,
Den Kopf zieht sie nicht zurück;
Wenn ich mich dem Fenster nahe,
Winkt mir schon ihr treuer Blick.

Und zwischen den grünen Blättern
Die Wangen als Rosen glüh'n,
Und seh' ich in ihre Äuglein —
Vergißmeinnicht seh' ich blüh'n.

Ihr Fenster, das ist der Rahmen,
Ihr Köpfchen das Rosenbild,
Das blickt mit den Sternenaugen
Herunter so sanft und mild,
Das Rosenbild.

Heinrich Proch.

Napoleon im Münzcabinet zu Paris.

(Fortsetzung).

Gleich bey seinem Eintritte ins Münzcabinet waren Napoleon's Blicke auf eine Büste von parischem Marmor gefallen, die in der Mitte eines großen Schrankes thront. Er blieb voll Staunen vor ihr stehen, weil er sich selbst zu sehen glaubte. In der That gibt es auch viele Ähnlichkeit zwischen den Zügen des griechischen Arztes Moidos Asiaticos und Buonaparte's, als er noch Consul war. Diese seine anscheinende Ähnlichkeit im Allgemeinen mit so vielen Portraitbüsten, die, im Einzelnen betrachtet, ihm gar nicht gleichen, ist in der That etwas Merkwürdiges. Die Analogie von Napoleon's Kopfe mit dem mehrerer römischen, unter einander wieder sehr verschiedenen Kaiserbüsten, ist eine eben so interessante als ausgemachte Thatsache.

Nachdem Napoleon einen allgemeinen Überblick auf das ganze Cabinet geworfen hatte, schritt er dazu, einige Kästen, in welchen die Münzen ausgestellt sind, näher zu betrachten. Bey der einen verweilend, fragte er ziemlich barsch meinen Collegen, der ihm zur Rechten stand: „Was ist das?"

Ganz sicher war mein College weit besser im Stande, ihm zu antworten, als ich, denn er war ein außerordentlich unterrichteter Mann und vollendeter Münzkenner; mochte er es nun aber nicht recht verstanden haben oder durch den Ton, mit welchem Napoleon fragte, verschüchtert worden seyn, kurz, er antwortete nicht, und Napoleon wiederhohlte nun noch ein wenig barscher als das erste Mahl, und ohne den Kopf auch nur im mindesten zu wenden: „Was ist das?"

Da ich meinen Collegen unruhig werden sah, ergriff ich schnell das Wort und sagte zuversichtlich: „Sire, das sind römische Asse. — Diese Bronzestücke sind die ersten italienischen Medaillen. Sie coursirten zu einer Zeit, wo in jenem Lande weder Silber noch Gold geprägt ward." — Ich wiederhohle hier nicht Alles, was ich ihm darüber sagte, genug, ich gab ihm mit wenigen Worten eine kleine Geschichte des Asses und seiner Theile, minder detaillirt ohne Zweifel als die Abhandlung des berühmten Budäus, aber mehr als hinreichend für das Bedürfniß, das vielleicht ein französischer Kaiser fühlen konnte, zu wissen, was eine römische Münze sey, die vor mehr als 2000 Jahren Cours hatte.

Napoleon, den es überraschte, rechts gefragt zu haben, und die Antwort von links zu erhalten, ließ mich meine kurze Rede beendigen, wendete dann die

Augen nach mir hin und maß mein armseliges Individuum von oben bis unten, worauf er in seinen Fragen mit demselben „Was ist das?“ fortfuhr, ohne den kurzen und barschen Ton auch nur im mindesten zu ändern, aber indem er zum großen Staunen der Notabilitäten, die ihn umgaben, seine Fragen nur speciell an mich richtete.

Seine Fragen und meine Antworten würden nur geringes Interesse für den Leser haben, aber einige Umstände bey diesem Besuche sind wirklich anziehend. So ist es merkwürdig, daß mehrere berühmte Personen, deren Medaillen er zu sehen wünschte, Begründer von Dynastien waren. Er wollte des Seleucus Nicetos Kopf sehen, der Alexanders General war, König von Syrien ward, und seinen Nahmen der Ära der Seleuciden verlieh, den des Ptolomäus Lagus, mit dem die Lagiten anfingen, welche Ägypten beherrschten u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Kirchenmusik.

Warum soll es der Laie nicht wagen dürfen, über ein Kunstwerk zu schreiben, welches er zwar nicht kritisch zu zergliedern im Stande ist, welches aber dessenungeachtet ihn mit all jenen Eindrücken erfüllte, die ein Meisterwerk hervorzubringen im Stande ist? Was kümmert es den Beschauer eines prächtigen Gebäudes, nach welchen Regeln dasselbe zusammengefügt ward, wenn nur das Zusammengefügte ihm Bewunderung und Achtung für den Künstler und die Kunst einflößt. Wohl mag der Kenner doppelten Genuß aus der Betrachtung eines Kunstgegenstandes schöpfen, doch dürfte die Meinung nicht zu gewagt seyn, der Genuß des Kenners verhalte sich zu dem des Laien, wie die durch Ernst und Kälte gemäßigten Freuden des Alters zu den ungetrübten Freuden der seligen Jugendzeit.

Kann so mancher Recensent, dem die Laienschaft oft durch alle Wörter sieht, im Kennertone über Dinge schreiben, die ihm doch so fremd sind, wie spanische Dörfer, — wenn er nicht etwa schon zufällig welche gesehen, — so sey es mir auch vergönnt, ganz bescheiden zu erzählen, was ich vernahm, und was ich bey dem Vernommenen fühlte.

Der rühmlich bekannte und von allen Freunden der Tonkunst geschätzte Capellmeister, Herr J. Ritter von Seyfried, brachte am 30. Juny in der Kirche der P. P. barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt eine Missa solemnis in D-dur von seiner Composition zum ersten Mahle zur Aufführung.

Das Kyrie, fromm und bittend, stimmt den Geist zur Andacht und öffnet das Herz, sich auszuschütten vor seinem Erlöser.

Im himmelanstrebenden Jubel ertönt das göttlich schöne Gloria. In der eingewebten Fuge scheinen alle die Millionen, die Gnade gefunden vor Ihm und Verzeihung ihrer Sünden, aufzujauchzen in Dankgebethen und Freudengesängen.

Im Graduale (D-moll) entwickelt sich ein feyerlicher Psalm in frommen Weisen, als sängen die Engel des Himmels dem Allmächtigen Loblieder.

Das ernste Credo stürmt erbauend und kraftvoll auf, bis es im wehmüthigen F-moll und im Grab und Verwesung hauchenden As-dur an die Leiden des Gottsohnes und seinen Versöhnungstod mahnend leise hinschwebt, plötzlich aber in D-dur rückkehrend — Seine Auferstehung mit lautem Siegesjubel verkündet.

Gleich gehaltvoll ist der prächtige und effectreich instrumentirte Freudenchor des Offertoriums. Majestätisch schwillt das Sanctus im tempo grave zu colossalen Tonmassen an, in denen die Töne der hier mit besonderer Wirksamkeit benützten Pauke wie ein fernes Glockengeläute melodisch verhallen.

Benedictus, Agnus und Dona reihen sich entsprechend und ausdrucksvoll dem Meisterwerke an.

Was die todten Buchstaben des Textes dem Auge sind, das sind diese Melodien dem Gefühle.

D. F. Reiberstorffer.

Dramaturgische Aphorismen.

Von J. N. Preyer.

Es ist unläugbar, daß das Schauspiel und die Schauspielkunst sehr im Verfalle sind. Beyde wurden durch Schiller und Göthe mächtig gehoben, und sind seit jener Epoche mächtig gesunken. Es ist wahr, daß noch hie und da ein mächtiges Ankämpfen gegen das Übergewicht jener Heere von Mißgeburten, die theils heimisch erzeugt, theils von der Seine herüber geschwärzt werden, sich äußert; aber es ist auch eine traurige Wahrheit, daß die bessern Stimmen wie in einer Wüste verhallen, während wir auf unseren Bühnen Erscheinungen sehen, die doch allein der Wüste angehören sollten. Wie lange ist es wohl, daß ein sogenannter Schauspieler Kunstreisen machte, um sich in den Sprüngen eines Löwen, Leoparden, Tiegers, u. s. w. Ruhm und Geld zu erwerben!

Man sage nicht, daß alle Theater voll seyen, und dieß ein Beweis wäre, das Schauspiel sey nicht verwaiset. Die Menge, wie sie den guten Geschmack nur langsam annimmt, so verliert sie ihn auch schnell, und gefällt sich nur zu sehr im Sinnenreiz. Wie in den Sitten, demoralisirt sie sich auch sehr leicht im guten Geschmacke. Aber die wahre Kunst, die Tochter des Himmels, soll die Menschen zu sich emporheben, indem sie sich scheinbar zu ihnen herabläßt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 84 — 13. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit hatte Schröder, von der Gegenwart so unvermerkt angezogen, ganz der Erinnerung entsagt, und nicht einmahl der Gartensaal, in dem er sich befand, obgleich er sich ganz verändert, hatte ihn zu ihr zurückgeführt; doch jetzt, wo die Unterhaltung zu stocken begann, und kurz darauf ein Bedienter die Gnädige abrief, trat sie in ihre Rechte, und er konnte sich, jedoch nur mit Mühe, den alten Saal mit seinen in Öhl gemahlten Landschaften auf den Tapeten, und seinem Plafond mit den vier Engeln, die vier Jahreszeiten vorstellend, denken. Aber allmählig trat die Vergangenheit lebhaft vor ihn, und Alles erschien ihm wieder, wie in jenen Zeiten glücklicher Kindheit: die hohen gepolsterten Stühle, der Lehnstuhl, der da, wo jetzt der Armsessel der Mutter mit bunt gestickten Chinesen prangte, sonst in stiller Einfachheit stand, die große Londner Pendeluhr, welche den Platz der elegant gezierten Etagere einnahm, der breite Schrank mit Tassen und Gläsern, welche die Wand fast ausgefüllt hatte, und an welcher das Fortepiano stand; auch der mit schmalem vergoldeten Rande und seinen Rostflecken ihm wohl erinnerliche Spiegel, in welchem er so oft seine zerstörte Frisur geordnet, und an dessen Stelle ein großer Trumeau ihm nun sein ganzes Conterfey zeigte: dieß Alles trat, freundlich begrüßend, ihm entgegen. Aber am wehmüthigsten wurde er ergriffen, als er ein ihm so Theures vermißte. Wo jetzt die Frau vom Hause in ihren jugendlichen Reizen prangte, hing sonst ein großes Familiengemählde, auf welchem sein Wohlthäter mit seiner Gattinn, unter einer Linde sitzend, abgebildet war. Der sechsjährige Sohn schmiegte sich an der Mutter Schooß, und in der Ferne, unter einem Rosenbusch, saß, von der Gruppe entfernt, ein dreyjähriger Knabe, und hielt den nur mit ihrem Kinde Beschäftigten eine wilde Rose entgegen. Dieser einsam sitzende Knabe war er. Oft, wenn er dieß Bild betrachtet, hatte es ihn geschmerzt, daß ihn der Mahler so fern von Vater- und Mutterbrust, auf ein so einsames Plätzchen gesetzt hatte, wo Niemand den Verlassenen beachtete. Jetzt, obgleich das Bild nicht mehr vor seinen Augen stand, mußte er sich doch sagen, daß der Mahler auch hier der Wahrheit treu geblieben war; denn hatte ihn nicht das Schicksal fern von Vater und Mutter, selbst fern von jener ihm wohlbekannten Linde und dem Rosengebüsch geführt? war er nicht ein einsamer, verlassener Pilger gewesen, der seine Wallfahrt allein beginnend, immer nur Andern Rosen biethend, nie eine Rose von lieber Hand empfangen hatte? Ach mitten in dem Kreise eines regen Lebens, mitten in dem gastfreyen Hause seiner durchlebten Kindheit, fühlte sich der gereifte ernste Mann so einsam, so verlassen, und der Gedanke durchschauerte

ihn: Du stehst allein. Nicht Vater, nicht Mutter, nichts, was den Menschen kettet, ward dir; keine Gattinn, keine Schwester kein Bruder, die Natur hat dir nichts gereicht, als dein verlassenes Daseyn; Dankbarkeit allein bindet ein zerrissenes Gemüth und einen treuen Diener an dich, und ohne sie, wovon der Eine dich nicht versteht, die Andere dein theilnehmendes Herz mit ihren bittern Klagen oft verstimmt, ständest du bey deinen mühsam erworbenen Schätzen, ein Bettler, allein da.

Diese Betrachtung hatte ihn ernst gestimmt, er schritt unmuthig im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Mariens Nähtisch stehen, heftete, jedoch gedankenlos, das Auge auf ihre Stickerey, und ergriff mechanisch das in dem Fenster liegende Buch, schlug es auf und war angenehm überrascht, die Stunden der Andacht, die er wohl nicht in diesem Hause anzutreffen hoffte, hier und eben hier zu finden. Ein freudiger Gedanke stieg plötzlich in ihm auf; doch Herr von Wagner, welcher so eben eintrat, und ihn mit höfischer Freundlichkeit einlud, ihm ins Speisezimmer zu folgen, verscheuchte schnell den Gedanken wieder, und Schröder erfaßte, nur mit Widerwillen, die Hand, welche jener ihm darboth.

Sie traten in das Eßzimmer, wo sie die Frauen schon versammelt fanden. Dem Fremden ward der Platz zwischen der Frau vom Hause und Euphrosinen; Marie saß ihm gegenüber, und so sehr auch Mutter und Tochter sich bemühten, die Unterhaltung zu beleben, so sehr sich auch der Banquier bestrebte, durch mancherley Fragen über die nähern Verhältnisse seines Gastes sich zu unterrichten, blieb dieser dennoch zerstreut, antwortete einsylbig, und selbst Mariens Blick, dem er zuweilen begegnete, konnte ihn nicht festhalten. Hatte er doch in diesem Zimmer so manche Jahre seiner Kindheit verlebt. Auf der nähmlichen Stelle, wo er jetzt saß, hatte er aufmerksam den Unterricht des Greises genossen, der ihn am vergangenen Abend so freundlich aufgenommen; hier war der erste Grund seines Wissens, der erste Grund der ernsten religiösen Gefühle gelegt worden, die ihn durchs ganze Leben so tröstend begleitet hatten. Der Wandschrank, aus welchem jetzt der Bediente verschiedene Bedürfnisse hohlte, hatte seine Bücher und seine Spielsachen verschlossen, und so war ihm die Thüre oft die Pforte seines kindlichen Himmels und seiner Hölle gewesen. Allmählig verloren sich jedoch diese Bilder aus der Jugendzeit. Die am Tische eingetretene Stille, die lächelnden Gesichter, welche er um sich sah, mahnten ihn an die Schicklichkeit; er nahm mehr Theil am Gespräch, und war nun über den Geist erstaunt, den Euphrosine entfaltete, und wobey sich zugleich ein tiefes Gemüth aussprach, während die Mutter Alles nur von der äußern, glänzenden Seite auffaßte. Marie nahm nur wenigen Theil an der Unterhaltung; der Vater schien mit seinen Gedanken abwesend, und nur, als die Mutter, wie zufällig, ihm sagte, daß die Chaise ihr zu mißfallen beginne, und er in Kurzem eine neue anschaffen müsse, nickte er bejahend, aber sein Gesicht verzog sich zu einem widrig ironischen Lächeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon im Münzcabinet zu Paris.

(Beschluß.)

Nachdem er auch nach Medaillen von Cäsar und Pompejus gefragt hatte, war ich sehr verwundert, daß er auch deren von Sylla sehen wollte, denn er war eben gekrönt worden, und ich glaube nicht, daß er damahls den Gedanken hatte, abzudanken wie der römische Dictator. Übrigens war Sylla's Abdication auch nur eine scheinbare, denn nach Sallust sagte Lepidus, einer der nach diesem erwählten Consuln, von ihm: „Nur von ihm hängen die Gesetze, die Gerichtshöfe, die Schätze des Staates ab; er bestimmt über Provinzen und Königreiche; er entscheidet über Leben und Tod der Bürger."

Das mußte wahrhaftig in Napoleon's Geschmack seyn, der die Macht sehr gut begriff.

Die andern Personen, deren Köpfe er zu sehen wünschte, waren Demetrius Poliorcetes (der Städteeroberer), Antiochus der Große, König von Syrien, Mythridates, König von Pontus, Phraetes II., König der Parther und Constantin, Gründer des orientalischen Kaiserthums.

Die Münzen dieser Genannten, die er ausgewählt zu haben schien, weil er sie hatte sehen wollen, wurden ihm bald darauf überreicht und schmückten dann eine Dose, deren Werth unschätzbar war. Ich weiß aber nicht, in wessen Hände sie gekommen ist.

Es war damahls die Zeit der Dosen. Schon einige Jahre vorher hatte man den drey Consuln auf Kosten des Münzcabinets dergleichen gegeben. Bonaparte's Dose zeigte Pompejus, Cäsar und Augustus. Schmeichelhafte Anspielungen hatten auf die für Cambacérès einen Justinian und auf die für Lebrun einen Homer gebracht.

Doch zu Napoleon zurück. Er fragte auch nach

Münzen von Karthago. Unstreitig stellte er bey sich die Vergleichung zwischen dieser Feindinn Roms und England an, und wiederhohlte sich vielleicht ganz heimlich das delenda est Carthago des Cato.

Ein alter Sessel, den man den Dagobert-Sessel nennt, weil ihn eine Sage aus der Abtey von St. Denis so nannte, fiel Napoleon in die Augen. Er betrachtete ihn lächelnd und fragte mich, ob ich etwas Geschichtliches über dieses Alterthum wüßte. — „Sire!“ antwortete ich ihm, „ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß die Könige des ersten fränkischen Stammes darauf gesessen haben; sehen Sie aber hier den Beweis, daß er wenigstens einmahl einem Fürsten als Thron gedient hat.“ Und damit zeigte ich ihm eine 1804 geprägte Medaille, wo er selbst auf diesem Sessel vorgestellt war, wie er das Kreuz der Ehrenlegion vertheilte. Dagobert's Sessel war zu dieser Feyerlichkeit von Paris nach Boulogne geschafft worden. Napoleon hatte immer die Gedanken darauf gerichtet, seine neue Macht auf alte Grundpfeiler zu stützen.

In seinem Examen fortfahrend kam Napoleon auch zu einer schönen Waffenrüstung, die man für die Arbeit von Benvenuto Cellini hält. Man hatte eine Trophäe daraus gemacht, die noch an einem Pfeiler des Cabinets aufgehangen ist. Napoleon, der eine sichtliche Vorliebe für Alles äußerte, was mit dem Kriege zusammenhing, fragte mich, wem diese Rüstung angehört habe? „Es ist,“ — antwortete ich — „die Rüstung Franz I. und man glaubt, daß es die seyn könne, die er zu Paris trug; denn man weiß, daß, da er sich nicht dem Vicekönige von Neapel ergeben wollte, der für Carl V. befehligte, er sich in die Hände des Grafen von Lannoy, aus einer der berühmtesten Familien in Flandern, lieferte, und von dort her ist im Fructidor des Jahres III., nach den französischen Eroberungen, diese Rüstung nach Paris gebracht worden.“

„Kann ich sie nicht näher sehen?“ sagte Napoleon.

„O Sire!“ — entgegnete ich halb leise — „Was könnten Sie nicht?“

Diese sehr ungeschickt angebrachte Schmeicheley ging vorüber, weil ich sie mit einem halben Lächeln vorbrachte, das zu sagen schien: ich weiß wohl, daß ich da etwas recht Gewöhnliches sage, aber es ist ein Räuchern wie jedes andere.

Man mußte die Rüstung herabnehmen. Die Würde eines Oberaufsehers würde sich dazu nicht herabgelassen haben, aber ich glaubte doch auch einem Aufwärter es nicht übertragen zu können. Ich stieg also auf einen Tritt. Einige Drahtfäden hielten den Helm fest, und ich konnte ihn also nicht sehr schnell herablangen.

Napoleon streckte die Arme darnach aus, war aber eben nicht sehr ungeduldig. Endlich nahm er mir ihn aus den Händen, und setzte sich ihn auf den Kopf. Der Helm fiel ihm bis über die Ohren herein; da wiegte er mit dem Kopfe hin und her und sagte: „Er ist doch sehr schwer!“ — „Ja,“ erwiederte ich alberner Weise — „Franz I. war auch viel größer als Sie!“ Kaum hatte ich diese Unbesonnenheit losgelassen, als ich fühlte, wie leicht man ein Epigramm daraus machen könne. Eiligst fügte ich daher hinzu: „Er war fast sechs Fuß hoch und galt im ganzen Königreiche für den Mann, der am größten gewachsen.“ Ich nahm mich wohl in Acht zu sagen: „für den größten Mann.“

Napoleon wollte den Helm abnehmen; einige Haare von ihm waren aber in den Stickereyen des Futters und den Charnieren hängen geblieben. Er zog so heftig, daß die Haare darin blieben. Dann verlangte er das Schild, von mir. Dieselben Umstände, um es herabzunehmen, dieselbe Langsamkeit meinerseits, aber seine Ungeduld zeigte sie schon lebhafter. Endlich ergriff er den Schild, den ich ihm oben von meinem Tritte herabreichte. Er drehte ihn hastig um, und ich mit der Schnelle eines Blitzes fuhr mit meiner rechten Hand zwischen den Schild und das Gesicht, indem ich ausrief: „Sire, Sie werden sich ein Auge ausstoßen!“

Dieses Aufschreyen, besonders diese Bewegung meiner Hand so nahe an seinem Gesichte, mein Gest, der das Ansehen von etwas sehr Unartigem und Beleidigendem trug — ich glaube nur die Wahrheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß der große Napoleon Furcht hatte; denn er trat einen Schritt zurück.

Er hatte nicht beachtet, daß aus der Mitte des Schildes eine Stahlspitze sieben bis acht Zoll lang hervorragte, die eben so gut eine Trutz- als Schutzwaffe daraus machte. Kurz, er schien verdrießlich geworden, untersuchte das Schild nur obenhin, gab mir es wieder und setzte seine Promenade fort. Meine Rolle war ausgespielt. Ich ließ den Aufwärter Helm und Schild wieder aufhängen und folgte Napoleon, der bald darauf das Cabinet verließ. Er gab der Kaiserinn den Arm, alle Welt stellte sich zu beyden Seiten der Thüre auf, er nickte sehr leichthin mit dem Kopfe, um von denen, die ihm zunächst standen, Abschied zu nehmen; aber als er an mich kam, drehte er mir fast absichtlich den Rücken zu.

Ich gestehe, daß mich das gewaltig stutzig machte. Ich

war noch sehr jung, hatte noch zu wenig Erfahrung und Philosophie, um nicht auf eine Handbewegung, auf ein wohlwollendes Augennicken des hochgefeyerten Mannes vielen Werth zu legen. Seitdem habe ich mehr als Bewegungen und Blicke, ich habe Worte erhalten, die mir aber auch nichts eingetragen haben. Aber nach einem fast traulichen Gespräch, nach einigen Zeichen des Beyfalls für einige ziemlich gute Antworten mit Verachtung sich den Rücken zudrehen sehen, das überraschte mich doch. Ich hätte wissen sollen, daß große Männer eben so gut ihre Kleinlichkeiten haben, wie hübsche Frauen, daß sie eine Art von Cokketterie besitzen, die ihnen eingibt, ihr Gemüth nicht gern ohne Toilette sehen zu lassen.

Napoleon war gewiß nicht böse auf mich, daß ich ihn daran verhindert hatte, sich ein Auge auszustechen, aber wohl deßhalb, weil mein unbescheidenes Hinzustürzen ihm Furcht eingejagt, und man dieß bemerkt hatte. Er schien sich wie Mahomed zu sagen:

„Mein Reich ist aus, wenn man den Menschen in mir kennt.“

Wer weiß denn, ob ich nicht durch meine Bewegung das Schicksal von ganz Europa verändert habe. Ein einäugiger Napoleon hätte vielleicht die Sachen aus einem ganz andern Gesichtspuncte angesehen.

Er würde dadurch eine Ähnlichkeit mehr mit Hannibal bekommen haben, den er vor andern Helden liebte, seit er, wie dieser, auch über die Alpen gegangen war.

Notizen.

Schauspiele.

Das k. k. Hofbuegtheater hat, in so weit es nur immer thunlich, die heiße Temperatur abgeflossenen Monaths, der für den Theaterbesuch meistens so ungünstig ist, durch Abwechslung und Neuigkeiten im Repertoir minder fühlbar gemacht. Waren auch einige dieser Neuigkeiten gerade keine Neuigkeiten, sondeen alte Stücke, die wieder einstudiert und mit neuer Besetzung gegeben wueden, so dürfen sie doch eben deßhalb für peobehaltigr Waare gelten, und die Sehnsucht nach altrn Bekannten rechtfertigt sich mitunter brsser als der Reiz immerwährender Novitäten. Recht erwünscht z. B. kam dem Publicum die Repeise des mehrerr Jahre nicht gesehenen Kotzebue'schen Lustspiels: „Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen,“ welchr in den letztern Tagen v. M. Statt fand, und ein ziemlich zahlreiches Restchen nicht auf dem Lande wohnendrr Theaterfrrunde veesammeltr. Die Farben, womit in diesrm Stücke die Charakteer dee handelnden Personen veranschaulicht sind, erscheinrn zwae durchgehrnd in etwas grellem Lichte, und Handlung ist nur gerade so viel darin, daß man das Ganze noch eine deamatischr Composition nennen darf. Allein welcher gesunde, kräftige Witz liegt gerade in diesen ungenirten, derben Foemen, und dir Satyre, die in reichen Adern duech das ganze Gewebr ihee pikantr abrr doch feöhliche Laune steömt, ist in so populärer Weisr, wie außer unserem oft angefochtenen Kotzebue, sicher noch keinrm deutschen Lustspieldichter zu Gebothe gestanden. — Für eine Zeit, die, wie dir gegenwäetige ermattende Schwüle, etwas stäekeee Reizmittel nöthig hat, um die Lachmuskeln in Bewegung zu bringen, war die Wahl einer solchen Reprise insbesondeeo glücklich. — Die Darstellung erhob das launige Gemählde, wie ein echt feischer Firniß; und wer neben diesem Stücke die Aufführung ähnlichee Possen, wie z. B. der „Wierwar“, die „Pagensteeiche“, „Schleichhändler“ u. s. w. gesehen, wied bekennen müssen, daß das k. k. Hofburgtheatee auch in diesem Genre die vollkommensten Leistungen aufzuweisen habe. Der Preis dieses Abends muß Hrn. Wilhelmi, als Feeyheren von Pelz, zueekannt werden. Es strömte aus seiner Darstellung eine solche Fülle von Laune, daß sie, insbesondere im Veeeine mit jenee Keaft und Energie, welche in Ausdruck und Spiel dieses einzigen Künstlers liegt, unwidrestehlich zu Frohsinn und Lachen mit sich fortreißt. Das Publicum fühlte auch diese Wirkung, und fügte jedes Mahl den Lohn eines lauten Applauses bey. — He. Costenoble, als Magister Schnudelan, ließ es an nichts fehlen, als wüediges Seitenstück, aber im Gegensatze durch trockrne und ruhige Komik, sich hervorzuthun, was diesem in ganz eigener Art einen intensiven Humor besitzenden Künstler, indem er selten von etwas heftigeren Mitteln Gebrauch zu machen pflegt, auch so sehr gelingt, daß er nicht leicht einen Nebenbuhler auf den deutschen Theateen haben düefte. Hr. La Roche erschien als Bebefeost. Dieser Chaeakter ist in dem bisher genannten Kirebiatte wohl der undankbarste, weil er von gae keiner Seite einige Waheheit besitzt. Es ist wenig lächerlich odrr komisch, wenn man immer einen Menschen sich abquälen sieht, daß ihm die Glücksgöttin wohlwill, so wie es auch wieder in dieser Aet von der ernsten Seite genommen durch die unbedrutenden und unrichtig gestellten Verhältnisse alle Wiekung verliert. Inzwischen leistete dieser wackeee Künstler Alles, was nur immee durch eine grwisse Festigkeit im Spiele geleistet wrrden konntr. Dir zwey jungen Leute: Lerche und Wachtel, wurden von den HH. Fichtner und Herzfeld mit völlig entsprechendem Coloeit, das auch ganz in ihrer Individualität zu liegen scheint, gespielt. Unter den Damen war Mad. Kobeewein als Feau Linse, wieder sehr komisch, in iheer bekannten drastischen Manier, und Dlle. Müllre als Pauline, ließ ganz ihrer liebenswürdigen Schalkhaftigkeit den Lauf; während Dlle. Pistor (Heloise) in ihre sentimentale Rolle jenes, bey dieser Künstlerinn nie sich verläugnende Gefühl legte. Unter den deey alten komischen Tanten zeichnete sich Mad. Lembert, als Rebecca, vortheilhaft aus. —

Mit dem ersten August werden die Vorstellungen im k. k. Hofburgtheater wieder beginnen, und es dürfte, wie man vernimmt, füe Neuigkeiten von Interesse wieder recht lobenswüedig gesoegt seyn. Noch im genannten Monathe z. B. wird ein Traueespiel, „Die Geopferten“ betitelt, von drm als phantasiereichen Dichter und geistreichen Schriftstellee brkannten Beaun Ritter von Braunthal, zue Aufführung kommen. — Von den k. k. Hofschauspielern befinden sich gegenwärtig auf Gastrollen: Hr. Anschütz in Breslau; Hr. Wilhelmi in Prag; Hr. Wothe in Linz; He. Heurteur in Preßbueg; Hr. Swoboda in Peag; Hr. Löwe in Pesth und Dlle. Pistor in Brünn. —

Cemin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Dinstag, den — 85 — 16. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Die Tafel wurde bald aufgehoben; ein Bedienter leuchtete dem Gast auf sein Zimmer, das er, nach langem Sinnen, für die Obstkammer erkannte, die früher so oft seine Sehnsucht erweckt hatte; und nachdem er am andern Morgen den einstweilen ausgefertigten Miethcontract unterschrieben, verließ er das Landhaus, besuchte noch jedes Plätzchen in den Anlagen, ohne daß irgend eine der Frauen weder in dem Garten, noch in dem Hause vor ihm sichtbar geworden wäre.

Aber seinen Wanderstab weiter zu setzen, ohne das gastfreundliche Schulhaus zu betreten, war ihm unmöglich. Er eilte hin, ward von der lieblichen Ernestine freundlich empfangen und eingeführt. Man nahm ihn heute schon wie einen alten Bekannten auf, und da er nur kurze Zeit verweilte, entließ man ihn mit dem Versprechen, bald und auf längere Zeit wiederzukommen. Ernestine begleitete ihn bis in das Thal hinab, und er schien sich ihrer Begleitung zu freuen.

„Sonderbar," sagte er vor sich hin, als er auf einer Rasenbank unter einer Linde verweilte, und noch einmahl nach dem Dörfchen zurückblickte, „diesen Baum habe ich so jung gekannt, kaum daß er seine Äste zum Schatten für den Knaben ausbreiten konnte; jetzt ist er hoch emporgewachsen, und mir um so lieber und theurer; die Jahre haben ihm sein Plätzchen in meinem Herzen nicht genommen. Und sie, an der ich so innig hing, meine erste, meine einzige Neigung, sie läßt mich kalt; wir stehen uns gegenüber, sehen uns unbefangen ins Auge, sie erkennt mich nicht, und ihr Herz, wie das meinige, bleibt stumm. Haben denn die Sinne eine so mächtige Gewalt über den Menschen, daß sie allein unsere Neigung bestimmen? Zerstört die Zeit mit der Schönheit auch die Gefühle des Herzens? — Doch nur dann," sprach er beruhigt, „wenn Trennung jeden Faden zerriß, und die Freundschaft nicht, wie der Phönix aus der Asche verglühter Liebe, erstehen konnte. Aber warum ruft mir die sechzehnjährige Ernestine weit lebhafter jene Tage zurück, als die geschäftige Hausfrau, die nur Augen für ihren Gatten, nur ein Herz für ihn hat?" Er sprang von seinem Rasensitz auf, und mit sich selbst unzufrieden, eilte er der Residenz zu.

5.

Hier fand er Alles in Thätigkeit. Ohne seine oder des Hausherrn Rückkehr abzuwarten, hatte die Wirthschafterinn schon den größten Theil der erkauften Möbeln in die neue Wohnung schaffen lassen. Tischler, Tapezierer waren dort in Bewegung; der volle Beutel und die thätige Hand Wilhelminens, wohl mehr noch die Begierde, hier ihren Wohnsitz aufzuschlagen, trieb sie an, keinen Augen-

blick ungenützt vorübergehen zu lassen, und trotz Herrn Schröder's Kopfschütteln ging doch die Sache so rasch vorwärts, daß er schon in einigen Tagen, und selbst noch ehe der Eigenthümer mit seiner Familie von seinem Landsitz zurückgekehrt war, einziehen konnte. Wilhelmine hatte bey dieser Einrichtung die von Schröder dazu bestimmte Summe bey weitem überschritten. Er hatte als wohlhabend auftreten wollen; jetzt zeigte er sich der Welt als einen reichen Mann. Als er die Zimmer durchschritt, das kostbare Porzellan, die Menge Silber sah, welches hier aufgehäuft und so geordnet war, daß es recht in die Augen fallen mußte, konnte er seine Unzufriedenheit nicht verbergen, und meinte, der Grund, weßhalb sie das Geld an dergleichen unnütze Dinge verschwendet habe, sey kein edler Grund, und er bezahle ihre Thorheiten nur ungern; denn bloß um den Hausherrn an Pracht zu übertreffen, habe sie hier Summen verschleudert, die ihre strenge Wirthlichkeit sonst kaum auszusprechen gewagt hätte.

Statt einer lebhaften Widerrede, an die der gute Herr nur zu gewöhnt war, nahm ihn Wilhelmine bey der Hand. „Alles haben Sie gesehen, lieber Herr," sagte sie freundlich, „nur Ihr Arbeitszimmer, an dem ich Sie absichtlich vorbeygeführt habe, sahen Sie noch nicht. Kommen Sie, vielleicht söhnt Sie das wieder mit mir aus." Sie öffnete eine Tapetenthür, und führte ihn in ein mit lauter altmodischen Möbeln ausgeschmücktes Zimmer. Staunend sah er sich plötzlich in eine neue Welt versetzt; herzlich drückte er ihre Hand, und sein Auge sah unverwandt nach dem, über dem grauplüschenen Canapee hängenden Gemählde und dem verlassenen Knaben bey dem Rosengebüsche. Jedes Geräth, welches er hier fand, war ihm ein alter Bekannter: des Vaters Schreibtisch, der Mutter Sorgenstuhl, selbst den kleinen Tisch, dessen Schublade einst seine kindischen Schätze verwahrt hatte, fand er hier wieder.

„Hier ist es mir wohl, Wilhelmine!" sagte er, sich auf den Lehnstuhl niederlassend, „für diese Freude danke ich Ihnen herzlich, und Alles ist Ihnen vergeben; aber sagen Sie mir nur, wie kommen Sie zu diesen — für mich unbezahlbaren Schätzen?"

„Der Kammerdiener des Banquiers, mit dem ich bald bekannt wurde," erwiederte sie, „öffnete mir dieß Eldorado, indem er mir auf dem Hausboden eine alte Rumpelkammer aufschloß; ich wählte das Beste aus, und schmückte Ihnen damit das Zimmer, nun gewiß, durch dieses Eine die Pracht der andern verdunkelt zu haben. Aber," fragte sie, indem sie sich neben ihrem Herrn einen Stuhl zurecht schob, klüglich den günstigen Augenblick benützend, „wie fanden Sie die Familie? erzählen Sie mir, ich bitte, lieber Herr, erzählen Sie mir von der Dame, den Töchtern, und — auch von ihm."

Schröder, dessen Auge noch immer von einem theuren Gegenstand zum andern umherschweifte, bedurfte einer nochmahligen Erinnerung, um die Bitte seiner Wirthschafterinn zu erfüllen. Endlich glaubte er doch, ihr diesen kleinen Dank schuldig zu seyn. „Die Dame, wie Sie sie nennen," begann er, „kennen Sie schon; sie scheint mir eine Frau von Welt, herzlos und eitel, und trotz ihrem Verstande eine Thörinn zu seyn. Euphrosine, die älteste Tochter, ist schön, sehr schön, geistreich, talentvoll, nicht ohne Tiefe des Gemüths, und gewiß auch nicht ohne Herzensgüte."

„Nun dann, so hätten Sie gefunden ..." unterbrach ihn Wilhelmine rasch.

„Sie irren," erwiederte er lächelnd; „wäre ich auch ein Thor, in Ihre Lieblingsidee einzugehen, so würde es Euphrosine nie seyn. — Alle ihre guten Eigenschaften sind überspannt, ihr Gefühl überreizt, ihre Talente mehr Kinder der Eitelkeit, als des Geschmackes. Sie interessirt mich als ein schönes Bild, als eine Geistreiche, fast zu Gebildete; aber bewahre Gott jeden schlichten Mann, der eine Frau für sich, und nicht eine zu seiner Gefährtinn verlangt, die nur für die Welt, und nicht für ihn lebt, solch eine an Geist und Gemüth Überbildete zu wählen. Sie schwebt mit allen empfindsamen Narren in höhern Sphären, während der arme Tropf auf seinen gesunden Beinen, ohne daß ihm ein Flügelpaar wurde, einsam auf der Erde zurückbleibt. Nein, Wilhelmine!" fuhr er fort, und der Ton seiner Stimme ward herzlicher, „da würde ich, wenn mich die Thorheit, meinen ungebundenen Verhältnissen zu entsagen, erfassen sollte, mein Auge lieber auf die weniger schöne, weniger talentvolle, weniger überbildete Marie werfen. Schon in dem Nahmen liegt für mich, wie Sie wohl wissen, so wie in dieses Mädchens anspruchloser, zarter Weiblichkeit ein gewisser Zauber, der, wäre mein Herz noch der Liebe fähig, mich vielleicht fesseln könnte."

„Lieber Herr!" sagte Wilhelmine, den Stuhl näher rückend, indem sie seine Hand zutraulich erfaßte, „es ist so betrübt, seinen Lebenszweck verfehlt zu haben. Oft reißt uns das Schicksal mit sich fort, und wir müssen folgen, müssen allein und verlassen die mühevolle Wanderung beenden, und dieß traurige Loos wird un-

ferm Geschlecht so oft; dann höhnt man uns über unser Verlassenseyn, und weiß oft nicht, welch' Opfer wir brachten, wie hart das Schicksal gegen uns war, und wie ungerecht die Menschen sind, die uns verspotten. Wir sollen im Leben unsere Empfindungen unterdrücken, sollen harren, bis der Mann unsers Herzens sich naht, und jeder Schritt, den wir vielleicht nur einen Augenblick zu früh ihm entgegenthun, führt die Verdammniß über uns. Aber auch ihr Männer steht einsam; mitten in eurer Freyheit und eurem thätigen Wirken, fehlt euch das Beglückendste der Welt; auch ihr irrt zuweilen zwecklos dem Ende eurer Wanderung entgegen."

„Lieber Herr! Sie sind das einzige Wesen, an dem mein armes, zerrissenes Herz mit Liebe und Dankbarkeit hängt; Sie glücklich zu sehen, ist ja mein einziger, mein sehnlichster Wunsch. Fassen Sie Muth! Wählen Sie sich ein Mädchen Ihrer werth; beginnen Sie ein neues Leben; lassen Sie die romantische Idee, die Sie durch Ihr ganzes Leben begleitet hat, fahren, und hätte sie sich in Ihren Lebensplan so tief gewurzelt, daß sie unvertilgbar ist, so wählen Sie unter den beyden Töchtern des Hauses. — Sie schütteln bedenklich den Kopf. — Edler Mann, von Gott an Geist und Gemüth, an Geld und Gut so reich begabt, den der Friede eines guten Gewissens treu durch's Leben begleitet, und der in den Augen der Welt so glücklich, so beneidenswerth steht — in meinen Augen sind Sie doch nur ein armer Bettler, der nichts hat, was sein ist, den ein alter Diener, der bald heimgehen wird, mühsam pflegt, und dem eine Unglückliche, von dem Frieden des Herzens nicht durch's qualvolle Leben begleitet, seine Tage mit ihren Thränen verbittert, deren zerrissene Saite ihres Gemüths nur die Melodie seines Lebens verstimmen kann, und die am Ende doch das einzige menschliche Wesen ist, das ihn versteht. — Ach! suchen Sie sich eine Gefährtinn; ketten Sie Ihr Herz an ein wahres Gut; lassen Sie der Erinnerung ihr stilles Recht, aber räumen Sie ihr nicht das Recht ein, über Ihr Schicksal zu gebiethen."

„Sie irren, Wilhelmine! ich sah sie und blieb ruhiger, als ich geglaubt."

„Sehen Sie," unterbrach sie ihn heftig, „habe ich nicht Recht? Die Phantasie ist eine lügenhafte Gauklerinn; ihre Farben sind die Farben des Regenbogens; je näher man ihnen kommt, um sie zu betrachten, desto schneller sind sie verschwunden. — Die Erinnerung verliert in der Nähe ihren Zauber. — Aber," fuhr sie plötzlich in einem ganz andern Tone fort, und ihr ganzes Wesen ward bewegt, — „ist sie unverheirathet? pflegt sie den Vater? lebt sie im Vaterhaus?"

Die letzten Worte vermochte sie kaum auszusprechen.

„Sie ist Gattinn, ist Mutter!" antwortete Schröder. Mit freudigem Blick sah bey diesen Worten Wilhelmine ge'n Himmel, dann brachen plötzlich Thränen hervor, und sie stürzte hinaus.

„Armes zerrissenes Gemüth!" sagte er, sich der Thränen kaum erwehrend, „arme Unglückliche, wann wird dir der Friede des Herzens werden! — — Hier? — nein! und doch — wenn hier der Gram dein Herz ganz gebrochen hat, dann wird dir der ewige Friede zu Theil, und wohl dir! — denn nur im Grabe ist für dich Ruhe." Sein Auge auf das Bild, auf den verlassenen Knaben heftend, saß er noch lange, düstern Gedanken sich überlassend, ehe er aufstand, dieß ihm so werthe Zimmer zu verlassen. Aber Wilhelmine trat ihm entgegen, — „Sie haben mir so Manches mitgetheilt," sprach sie ruhig und heiter scheinen wollend, „und doch sagten Sie mir nichts von ihm?"

„Wollen Sie auch diesen Kelch noch leeren?" erwiederte er theilnehmend.

„Füllen Sie ihn und reichen Sie ihn mir!" sagte sie zitternd.

„Wir beyde sind zu bewegt," sprach er besänftigend; „ein andermahl, Wilhelmine!"

„Herr —" bath die Aufgeregte, er aber verließ das Zimmer, und ließ sie allein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Das erste Paar.

Stolz, wie in der Bräute Haaren
Sich Rubin und Perlen paaren,
Schmückend mit des Feuers Glanz
Des Diadems smaragd'nen Kranz,
Also schmiegen purpurn wir,
Golden, gluthe rfüllte Zier,
Uns auf sonn'gem Hügelland
An smaragdenes Gewand.

Die Dritte.

Und der Weidmann wallet heiter
Auf dem so geschmückten Pfad,
Zieht durch Flur und Saaten weiter,
Bis sein Ziel erspäht er hat.
Da dröhn' ich aus Echo's Klüften,
Seinen Donner äffend nach,
Und es stürzt aus blauen Lüften,
Wem im Tod' das Aug' ich brach.

Das Ganze.

Aufgestellt in Reih und Glieder,
Kampfgerüstet steht das Heer,
Und ich mähe sie danieder,
Trotzend Lanzen und dem Speer.

Nach der Erstern schönem Bilde
Hat man schnöde mich benannt;
Segen führ' ich nicht im Schilde,
So wie sie — Blut färbt das Land! —

F. W. Jaggi.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.) Wir haben über drey Gäste zu referiren, welche in letzterer Zeit auf dieser Hofbühne ihre Talentproben ablegten. Den Reihen eröffnete Hr. Aug. Fischer, dessen Debüt in dem verunglückten „Adlershorst" wir schon besprochen haben. „Don Juan," „Vampyr" und „Waldeburg" in der „Unbekannten" waren außerdem noch die Rollen, worin wir ihn sahen. Die Wahl des Don Juan halten wir für einen Missgriff; Gestalt, Jugend, Spiel und Gesang muß sich vereinigen, soll das Publicum sich von der Darstellung des Don Juan angezogen fühlen. Fast jeder bringt manches Erforderniß mit, wenige alle; Hr. Wild gehört unter die Wenigen, darum sollte man ihn auch im Besitz dieser Rolle ungestört lassen, weil ja doch kein Anderer Nutzen und Ehre daraus ziehen kann. Im „Vampyr" war Hr. Fischer schon früher gern gesehen, und ward es auch jetzt, wenn schon hier am fühlbarsten wurde, daß seine Stimme an Klang und Kraft etwas verloren habe. Die letzte Rolle, Waldeburg, war auch die glücklichste. Die melodiösen Stellen, welche sie enthält, wurden von ihm sehr glücklich vorgetragen, und in der Arie des zweyten Aufzuges machte er Furore. Diese Vorstellung mußte auf Verlangen wiederhohlt werden, und das Publicum ehrte den willkommenen Gast auch dießmahl durch Beyfall und wiederhohltes Vorrufen. Interessant war es, in der „Unbekannten" unsern geschätzten Cramolini, dem die komische Muse so freundlich lächelt, seine Schwingen zu höherem Fluge versuchen zu sehen. Er sang den Arthur, und zwar mit solchem Glücke und so innigem Gefühl, daß bald das Erstaunen der lauten Freude Platz machte, und dieser Sänger fast nach allen Abgängen wie nach den Actschlüssen gerufen wurde und den Chor, worin seine Mitwirkung entscheidend ist, wiederhohlen mußte. An diesem Abende lernten wir den Werth dieses Sängers, der ein Kleinod jedes Theaters genannt werden mag, im vollen Maße kennen. — Stuttgart sandte uns zwey Gäste: Den Tenorsänger Vetter und den Baritonisten Pezold. Ersterer sang bisher den Masaniello, den Georges Brown und den Tamino. Hr. Vetter gastirte bey uns bereits vor vier Jahren. Bey dem damahligen Stande dieses Theaters waren die Triumphe leichter zu erringen als jetzt; dieß gab sich auch in dem Beyfall zu erkennen, der weit spärlicher floß als ehedem; aber freylich kann ein Zeitraum von vier Jahren in der Stimme eines Tenorsängers auch manches ändern. Masaniello war keine glückliche Wahl. Die hohen Töne machen Hrn. Vetter Mühe und müde, und der geräuschvollen Musik entspricht die Stärke seines Organs nicht. Der geschickte, kunstgeübte Sänger war dennoch nicht zu verkennen; das Schlummerliedchen trug er allerliebst vor, und die Wahnsinnsscene bewies, daß er in der Schauspielkunst bedeutend vorgeschritten sey. Georges Brown und Tamino sagten Hrn. Vetter weit besser zu; besonders weiß er in ersteren bedeutende Effecte zu legen. Hr. Pezold, den wir bisher nur als Vampyr sahen, hat eine nicht eben große, aber angenehme, durchaus gleiche Stimme von gehörigem Umfang. Als Schauspieler steht er sehr hoch; wie er auch in Stuttgart im Schau- und Lustspiele ehrenvoll mitwirkt. Er wurde nach allen drey Actschlüssen gerufen. — Diese drey Gäste bringen viele Abwechslung in das Repertoir, aber wie sehr wir ihren Werth schätzen und anerkennen, müssen wir doch gestehen, daß die Operngesellschaft dieses Theaters durch Vergleiche nur gewinnen kann und wir gerechte Ursache haben, uns über das, was wir besitzen, zu erfreuen, ohne die andern Theater um das Ihrige zu beneiden.

Dramaturgische Aphorismen.

Von J. N. Preyer.

Wie wenig Glaubwürdigkeit die Tagesblätter (mit wenigen Ausnahmen) und die darin enthaltenen Kritiken und Recensionen verdienen, braucht kaum bewiesen zu werden. Sie sind der Absatzort von Unkenntniß, Parteylichkeit, giftigem Tadel und Scheelsucht. Wehe dem Schauspieler und Dichter, der darin sein Höchstes sucht!

Wenn man gewisse Zeitschriften liest, die von ewigen, nach einem Schnitte zugestutzten theatralischen Ruhmberichten strotzen; wäre man geneigt zu glauben: daß heut zu Tage weder etwas Schlechtes mehr, noch Mittelmäßiges, sondern bloß Vollkommenes bestände, und die Homere vom Himmel fielen trotz dem bekannten: nemo nascitur Homerus. Allein, wenn man sich die geringe Mühe gibt, und die Sache etwas näher beleuchtet, so steht entblößt die arge Täuschung da. Es ist dieß um so mehr ein schlimmes Zeichen, da die dramaturgische Kritik und Literatur fast einzig in die Spalten dieser Zeitschriften verwiesen ist, und sie meistens allein über Leben und Tod entscheiden.

Aus der Sucht nach dem Ausländischen und dem erstorbenen Patriotismus entsteht: daß manches heimische Talent ununtersttzt, unbeachtet, unbelohnt bleibt, und daher muthlos verschwindet. Noch lange entfernt ist bey uns die Zeit, wo ein Dichter für ein Schauspiel 15,000 fl. Conv. M. erhält, wie Meriton in England. Göthe und Wieland ausgenommen, hat noch fast keinem deutschen Dichter seine Muse ein beneidenswerthes Loos geschaffen, und nicht uninteressant ist die Parallele: daß, während Scribe an seinem Schriftstelleranthei, monathlich mehr als 4000 Fr. erhielt, und wahrscheinlich noch erhält, Deutschlands Schiller in Armuth starb!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 86 — 18. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

6.

Am andern Tage kehrte die Familie des Banquiers wieder in die Residenz zurück. Die Nachricht über die prachtvolle Einrichtung spannte die Neugierde der Mutter zu sehr, als daß sie länger auf dem Lande hätte bleiben können; und seit ihrer Ankunft war ihr einziger Kummer nur der, wie sie eine schickliche Gelegenheit finden möchte, ihre Neugierde zu befriedigen.

Sie fand sie bald. Kaum waren einige Stunden vergangen, als sich die Wirthschafterinn bey ihr melden ließ, und sie um Verzeihung bath, daß sie ohne ihre Erlaubniß bloß auf die Versicherung des Kammerdieners, daß sie es nicht ungnädig aufnehmen würde, die alten Möbeln heruntergeräumt, und ein Zimmer damit eingerichtet habe. „Mein Herr,“ fuhr sie fort, „hat die Sonderbarkeit, sein Wohnzimmer gern altfränkisch und einfach zu sehen, wenn er auch sonst dem neuen Geschmack und der Pracht huldigt; ich bitte daher, nur den Preis für diese alten Sachen zu bestimmen, und meine Freyheit nicht ungütig aufzunehmen.“

Frau von Wagner, zuvorkommender als gewöhnlich gegen Personen unter ihrem Stande, bath, sich deßhalb keine Sorge zu machen, und versicherte, daß es sie sehr freue, Gelegenheit zu haben, ihrem neuen Miethsmanne gefällig zu seyn. Nur, meinte sie, könne sie nicht begreifen, wie sie das alte, unbrauchbare Geräthe zur Einrichtung hätte anwenden können.

„Wollen Sie sich selbst davon überzeugen und sich hinaufbemühen,“ nahm Wilhelmine schnell das Wort, „so bitte ich, mir zu folgen; der Herr ist ausgegangen, und so können Sie Alles ungestört besehen.“

Dieß kam der Dame sehr gelegen; sie rief ihre Töchter und folgte der Wirthschafterinn, die nun so viel, als sich schicklicherweise thun ließ, alle Kostbarkeiten zeigte, und selbst ein Kästchen mit Juwelen, das sie von ihrem Herrn in Verwahrung hatte, den neugierigen Blicken der Frauen nicht vorenthalten konnte. Jedoch schien sie mehr auf den Eindruck zu achten, den der Anblick dieser eleganten Zimmer, und besonders der Schmuck auf die beyden Töchter machte, welche sie unverwandt im Auge behaltend, mit Wohlgefallen betrachtete.

„Wie gefällt dir die Einrichtung, Euphrosine?“ fragte die Mutter auf französisch, welches jedoch Wilhelmine recht gut verstand.

„Über meine Erwartung,“ antwortete die Tochter in derselben Sprache; „Alles zeugt von Geschmack und großem Reichthum.“

„Berücksichtige dieß, mein Kind, und schärfe deine Pfeile!“ sagte die Mutter lächelnd.

„Mutter!“ bath Euphrosine fast zürnend, und wandte sich zu ihrer Schwester, die an einem nach dem Hofe

gehenden Fenster in Gedanken vertieft stand. „Marie!“ raunte sie ihr zu, „die Mutter beobachtet dich.“

Die Schwester erschrak, verließ erröthend das Fenster, und trat zu der Mutter, welche mit der Wirthschafterinn im lebhaften Gespräch begriffen war, das sie jedoch bald beendete, und nachdem sie Alles genau betrachtet, sich wieder entfernte.

„Ich habe Beyde gesehen!“ kam Wilhelmine dem Zurückkehrenden entgegen; „sie sind schön; Euphrosine trüge bey mir den Preis davon, obgleich ich die Jüngere auch anziehend finde. Aber in Mariens Auge liegt etwas Verstecktes, das ich noch nicht recht enträthseln kann.“

„Wie wäre das möglich!“ unterbrach sie Schröder, „dieß offene, klare Auge, in dem das Gemüth sich so deutlich ausspricht ...“

„Konnte meinem Blicke doch nicht begegnen,“ behauptete Wilhelmine. „Das Mädchen trägt ein Geheimniß in sich, welches ihr vielleicht selbst noch dunkel ist.“

„Suchen Sie es zu erforschen!“ fiel ihr Schröder hastig in die Rede. Sie sah ihn bey diesen so rasch gesprochenen Worten staunend an und schwieg.

„Herr von Wagner wünscht Ihnen seine Aufwartung zu machen,“ berichtete in diesem Augenblick der eintretende Diener und riß wahrscheinlich seinen Herrn aus einer Verlegenheit, der: „er wird mir willkommen seyn,“ antwortete, und sich dann schnell nach Wilhelminen wandte, die, bleich wie der Tod, sich krampfhaft an eine Stuhllehne stützte. „Wollen Sie uns nicht verlassen?“ fragte er sie.

„Ich bleibe! Einmahl muß es seyn, so sey es jetzt!“ erwiederte sie, als die Thüre sich öffnete, und der Banquier eintrat. Starr war Wilhelminens Auge auf ihn gerichtet; Purpurröthe überflog ihr bleiches Gesicht, als er auch sie begrüßte, und Schrödern fragte: „wer ist die Dame, welche ich die Ehre habe, vor mir zu sehen?“

„Meine Wirthschafterinn,“ erwiederte dieser, ihn scharf beobachtend, der gleichfalls sein Auge lange auf Wilhelminen ruhen ließ, die, ohne seine Verbeugung zu erwiedern, schnell sich wandte, und das Zimmer verließ.

„Eine sonderbare Frau!“ nahm Wagner das Wort. „Sie heftet ihr Auge starr, ja feindlich auf mich, erwiedert meine Verbeugung nicht, und verläßt das Zimmer so plötzlich und auf so auffallende Art. Eine sonderbare Erscheinung! — und zugleich ist es mir, als ob ich diese Züge schon irgendwo gesehen hätte.“

„Wohl möglich!“ sagte Schröder kalt; „sie ist viel gereis't, wer weiß, wo Sie ihr einmahl begegnet sind.“

„Aus welchem Lande ist sie gebürtig?“ fragte der Banquier.

„Sie ist eine Deutsche; das Unglück hat sie verfolgt, und trieb sie zu mir nach Sibirien,“ antwortete der Fremde.

„Das Schicksal ist gegen Frauen ungalant,“ sagte Wagner mit Ironie.

„Und wir sind oft gegen sie ungerecht,“ erwiederte Schröder, diese Worte stark betonend; doch bald brach er dieß Gespräch ab, und es entspann sich zwischen Beyden ein diesem ganz verschiedenes.

„Ihr Landhaus hat eine der schönsten Lagen, die ich noch je gesehen,“ bemerkte Schröder. „Alles, was die Natur nur Reizendes dem Auge zu biethen hat, verlieh sie dem Thal, über welches ihre Villa so stolz blickt. Wie beneide ich Sie! ich sollte meinen, der Besitzer eines solchen irdischen Paradieses müßte glücklich seyn.“

Wagner schwieg, und schrieb mit seinem Fischbeinstöckchen Zahlen auf den getäfelten Boden.

„Ihnen gab der Himmel viel,“ fuhr Schröder fort, ohne auf die Stimmung seines Hauswirths zu achten, „eine reizende Gattinn, wo Ihnen Gegenwart und Vergangenheit einen immer noch duftenden Kranz winden, herrliche Kinder, bey deren Aufblühen sich Ihnen eine lachende Zukunft entfalten muß.“

„Sie scheinen Dichter zu seyn,“ nahm der Banquier das Wort, aber ein bitteres Lächeln verzog hierbey seinen Mund.

„Ihre Stellung gibt Ihnen Rang und Ehre,“ fuhr Schröder fort, ohne etwas über den Dichter zu erwiedern; „der Reichthum, der Sie überall umgibt, biethet Ihnen jeden Lebensgenuß, und Sie entbehren nichts, was das Leben wünschenswerth macht.“ — Wagner seufzte.

„Haben Sie noch Geschwister? Auch dieß zähle ich zu dem Glücke des Lebens.“

„Ich bin das einzige Kind meiner Ältern,“ erwiederte der Banquier.

„Auf jenem Bilde, welches durch Ihre Güte hier aufgehängt wurde, und das, so wie ich vernahm, Ihre Ältern und Sie selbst als Knabe vorstellt, sitzt dort noch ein anderer, abgesondert, und streckt Ihnen eine Rose entgegen; ich glaubte, es wäre einer Ihrer Brüder.“

„Nein,“ sagte der Banquier trocken.

„Wer ist der Knabe? sein Gesicht ist mir so anziehend; es liegt so viel Gutmüthigkeit darin.“

„Ein ausgesetztes, von meinem Vater auf einem Spaziergang in einer Hütte gefundenes Kind. Des Vaters Milde nahm ihn auf, und er beging die Thorheit, ihn mit mir erziehen zu lassen.“

„Wenigstens eine edle Thorheit,“ unterbrach ihn Schröder, „doch ich bitte fahren Sie fort; das Schicksal der armen Waise erregt meine Theilnahme.“

„Der Knabe wuchs heran,“ fuhr der Banquier augenscheinlich mit Unmuth fort, „und ward der Liebling meines Vaters, der in ihm große Talente zu erblicken glaubte. Er ließ ihn mehrere Jahre in der nahe gelegenen Stadt den Bergbau lernen, und als mein Vater starb, und der junge zwanzigjährige Fant eine Liebeley mit der Tochter des Schulmeisters angesponnen hatte, entfernte ich ihn, gab ihm einige tausend Thaler und Empfehlungsschreiben mit.“

„Da haben Sie sehr edel an dem jungen Manne gehandelt,“ unterbrach ihn Schröder, sichtbar aufgeregt, und seine Wangen glühten; „doch was war sein ferneres Schicksal?“

„Er soll in einer nahgelegenen Handelsstadt das ihm zu seinem Fortkommen mitgegebene Geld verspielt, und sich dann weiter gebettelt haben, und seitdem hat der Undankbare nichts von sich hören lassen.“

„Der Undankbare!“ wiederhohlte Schröder. „Sind Sie aber auch von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugt?“ begann er nach kurzem Schweigen von Neuem.

„Ich habe meine Nachricht aus sicherer Quelle,“ erwiederte Wagner.

„Es ist doch sonderbar,“ fuhr jener fort, und der Banquier begann unruhig zu werden.

„In meiner Jugend bin ich auf einen fast ähnlichen Fall gestoßen. In Petersburg lernte ich einen jungen Mann, aus Schlesien oder Sachsen gebürtig, kennen, der gleichfalls ausgesetzt, und in einer Familie freundlich aufgenommen worden war. Die Gleichheit der Verhältnisse beyder noch zu vermehren, hatte er, wie jener, den Bergbau gelernt, war nach dem Tode seines Wohlthäters von dessen Erben ohne Ursache aus dem Hause gestoßen worden, und nur mit dem Sparpfennig, der ihm geblieben, hatte er die Wanderung antreten müssen. Wie edel haben Sie gegen jenen Hartherzigen gehandelt!“

„Wie hieß der junge Mann?“ fragte der Banquier zerstreut.

„Ernst Vaterlos hatte ihn sein Wohlthäter taufen lassen.“

„Was ist aus ihm geworden?“ fuhr Wagner fort, und hohe Röthe überzog des Fragners Gesicht.

„Er starb im Hospital im tiefsten Elende. Ich erfuhr sein Schicksal zu spät, um zu helfen, denn ich kam erst in dem Augenblicke seines Verscheidens.“

„Gott Lob!“ rief Wagner aufspringend.

„Gott Lob sagen Sie?“ fragte Schröder, sich gleichfalls von seinem Sitze erhebend, „wofür können Sie hier Gott danken? daß ein edles Gemüth zu Grunde gegangen? daß ein sanftes Herz bis zur Verzweiflung getrieben, in seiner Todesstunde zu Gott bethen konnte, er möge seinen Verfolger strafen, ihn zum Bettler machen, und gleich ihm in Verzweiflung untergehen lassen?“

„Schreckbar! schreckbar!“ rief der Banquier.

„Herr von Wagner!“ unterbrach Schröder diese unwillkührlichen Ausrufungen, „Sie scheinen in großer Bewegung zu seyn und nehmen viel Theil an dem Schicksal des Unglücklichen.“

„Sollte ich nicht?“ sagte Wagner sich fassend, „sollte ich so fühllos seyn, daß mich der Tod eines edlen Jünglings nicht rührte?“

Schröder erwiederte hierauf nichts; aber sein Blick sah ernst und durchbohrend auf den falschen Mitleidigen, der das Auge niederschlagend, trotz seiner Gewandtheit die Verlegenheit nicht verbergen konnte, in die ihn dieser Blick versetzte. Er stammelte noch einige Worte und entfernte sich unter einem schicklichen Vorwande.

„Vater! Vater!“ rief nun Schröder, die Arme nach dem Bilde streckend, „armer Vater! schwebte dein Geist in diesem Augenblicke um uns, wie schmerzlich müßte dir diese Stunde seyn!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprüche für's Haus.

(Metrisch nach mehreren älteren prosaischen Aphorismen bearbeitet.)

Kennst du den Quell, aus dem uns Ruh' und Frohsinn fließen?
Der Seel' Gesundheit ist's — ein fleckenlos Gewissen.
Der Wahn und Eigensinn sind Ältern vieler Leiden,
O fliehe sie, such' ihren gift'gen Hauch zu meiden.

C. F. Müller.

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon.

Die Eisenbahn beginnt in St. Etienne ungefähr an der Stelle, wo die alte Landstraße ausläuft; da aber letztere in diesem unebenen Lande eine Menge Windungen macht, so weicht die Eisenbahn bald von ihr ab und kommt ihr nur von Zeit zu Zeit wieder nahe. Der Landweg ist jetzt nur noch eine Vicinalstraße, und vor Kurzem haben die Unternehmer der Diligencen sich zu der Bekanntmachung gezwungen gesehen, daß vom 1. März 1833 an die Postwagenfahrt aufhören werde, weil sie

nicht mehr im Stande seyen, die Concurrenz mit der Eisenbahn auszuhalten. Dieses Loos wartet aller Unternehmer von Landfuhrwerk, die Eisenbahnen werden sie sammt und sonders stürzen, und wer sich überzeugen will, daß der Kampf mit einer solchen Bahn ein ewig vergeblicher ist, der mache mit mir die Fahrt von St. Etienne nach Lyon.

Man denke sich einen Tag, wo einem recht wohl, recht behaglich zu Muthe ist; denn es gehört Körper- und Seelenruhe dazu, will man recht beobachten. Aber nun rasch! nur zweymahl des Tages fahren bis jetzt die Wagen auf der Eisenbahn — le chemin de fer part, sagt der Franzose —; über ein Kleines aber werden sie doppelt so oft die Fahrt machen. Geschwind! die Eisenbahn wartet auf niemanden länger als fünf Minuten, und man bedenke, kaum ist man abgefahren, so ist man fast schon am Bestimmungsort. Unter den mächtigen Schoppen hier stehen die Fuhrwerke; steigen wir ein! Der Wagen hat mehrere Abtheilungen: vorne sitzen wir zu unser sechs, jeder höchst bequem in einer Art Lehnstuhl; auf dem Bock befindet sich der Führer in Uniform, mit einer Trompete in der Hand; im Wagen selbst finden vierundzwanzig Personen bequem Platz, und hinten sitzen wieder sechs wie vorne, und auch hier wieder ein uniformirter Conducteur mit der Trompete. Die Reisenden werden aufgerufen, man setzt sich ein; der erste Wagen ist voll, ein zweyter füllt sich, ein dritter, ein vierter, so viel nun gerade Passagiere vorhanden sind. Ihre Zahl ist ungeheuer, denn, im Vorbeygehen gesagt, sie tragen bereits monathlich 45,000 Franken der Eisenbahn ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Traubenschuß.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Eßlair beschloß seine Gastdarstellungen am 28. und 29. Juny mit dem Kriegsrath Dallner in Iffland's: „Dienstpflicht" und als Wallo von Ortenburg in Ziegler's: „Maria, Landgräfinn von Thüringen" oder: „die Feuerprobe."

Der Kriegsrath Dallner ist jene Charakterdarstellung des großen Bühnenkünstlers, um derentwillen allein schon ihm das deutsche Publicum den Lorbeer um die Stirne winden müßte, wenn nicht überhaupt alle Rollen bey Eßlair das Gepräge der Wahrheit und Natur, der größtmöglichsten Vollkommenheit und Vollendung an sich trügen. Als Dallner steht der Künstler von allen Meinungen und Parteyen unangetastet da, in einer Glorie, gegen die der gegnerische Geist der Afterkritik erfolglos ankämpfen würde. Inzwischen, da man auch an dem Himmelslichte Flecken entdeckt hat, so möchte es wohl Eßlair's Opposition eben nicht zu verdenken seyn, wenn sie solche auch an dieser Leistung entdeckte; allein hier benehmen sich die Gegner nur klug; wollen sie doch durch ihr Lob bey dieser Rolle ihrem Tadel bey anderen des Gastes einen gerechten Anstrich geben, der jedoch zu einem Striche durch die Rechnung für den Kenner wird, da es einem erfahrenen Leser wohl nicht schwer wird, das Spinnengewebe einer schwankenden Beurtheilung zu durchschauen. Im Dallner stellt der Meister ein Naturgemählde aus dem Familien- und Staatsleben auf, an welchem kein Pinsel mehr etwas zu verbessern findet, ein Gemählde, von welchem die deutsche Zunge noch in späten Jahren sprechen wird. Wahrlich in Eßlair hat der deutsche Charakter einen Darsteller gefunden, der als Prototyp für den studierenden Kunstjünger gilt. Die Ifflandische Charakterschöpfung mußte durch den Künstler bey seinen geistigen Gaben, bey der Tiefe seiner Forschung und Auffassung, überhaupt bey seinen inneren und äußeren Darstellungsmitteln ganz jenen Culminationspunct erreichen, über den hinaus es keinen Höhengrad mehr gibt. Ohne von den geist- und herzfesselnden Scenen der ersten drey Acte zu reden, erinnern wir nur an die beyden letzten zwey Acte. Die letzte Scene des vierten Aufzugs erhält durch Eßlair eine Bedeutung, die ihr, wir gestehen es frey, kein jetzt lebender Künstler geben kann. Nie wird der Vortrag, die Seelensprache Eßlair's aus unserem Bewußtseyn schwinden, wenn er sagt: „Kinder! dieß Leben ist nur ein Athemzug. In einer besseren Welt werden wir fortwirken. Am großen Feyertag sehen wir uns wieder — gebt mir alle euer Hände — Alle! — Wir wollen uns alle wiedersehn — Alle! Gott lasse mich keines von euch vermissen." — Während dieses Actes und am Schlusse desselben wurde der Künstler stürmisch gerufen. Bey dem Worte „Alle" war der Eindruck so mächtig, so sinn- und herzergreifend, daß wenige Augen trocken, keines wenigstens ungerührt blieb. Eßlair's Scenen im fünften Acte mit dem Fürsten erregen das ganze Interesse des Verstandes. Die Sprache eines treuen Staatsbeamten dürfte keinen wahreren Ausdruck bekommen, die Haltung desselben nicht würdevoller und dabey doch in schuldiger Demuth und Achtung vor der Heiligkeit des Fürsten angenommen werden, als dieß durch Eßlair geschieht. Die letzte Scene des Meisterwerkes gewann durch die Ruhe und geistige Resignation Eßlair's gleichsam das heilige Feuer der Verklärung, welches über das zerstörte Glück Duldung und Hoffnung beleuchtet. Auch nach diesem letzten Aufzug wurde Eßlair zweymahl gerufen. Die Mitwirkenden hatten den Geist ihrer Charaktere consequent aufgefaßt und gegeben. Der Raum des Blattes läßt uns nicht jeden im Detail besprechen; wir führen demnach nur die Nahmen der vorzüglichsten Individuen an, und zwar Mad. Lucas (Rosen) und die HH. Lucas (Secretär Dallner), Hopp (Baruch), Röder (Listar), Spielberger (Fallbeing) und Stahl (Falkenberg). —

Die letzte Gastrolle Eßlair's müssen wir übergehen, da wir verhindert waren, der Vorstellung beyzuwohnen. —

Schlüßlich sagen wir Hrn. Director Carl noch einmahl unsern herzlichen Dank für diese äußerst genußreichen Gastspiele des gefeyerten Künstlers.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den 87 20. July 1833.

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon.

(Fortsetzung.)

Hat Jedermann seinen Platz, und sind sofort sämmtliche Wagen der Reihe nach an einander befestigt, so stößt der erste Conducteur in die Trompete, und dieses Signal wird alsbald von allen wiederhohlt; im selben Augenblick dreht jeder vordere Conducteur eine mit dem Rade correspondirende Schraube mittelst eines neben ihm befindlichen Handgriffs auf; der nächste beste Dabeystehende — dießmahl war es ein sechzehnjähriger Bursche — gibt dem ersten Wagen einen Stoß, und nun setzt sich dieser und mit ihm die an ihn gehängten Wagen in Bewegung. Anfangs geht es sachte, bald aber immer rascher, und endlich fährt man reißend schnell dahin. Wahrhaftig! es kommt einem vor wie Zauberey, so pfeilschnell fortgerissen zu werden, und doch rein nichts zu sehen, was einen zieht, und so sanft, ohne alles Rütteln und Stoßen, Alles so ganz anders als in einem gemeinen Fuhrwerk! Zu beyden Seiten der Bahn sieht man die alten Bäume auf den Felsen, sieht man die zum Theil ausgebrochenen Steinwände, sieht man Haufen von Steinkohlen, welche Tag und Nacht zu Coke verbrannt werden, vorübergleiten; bald hat man rechts und links einen Absturz, sechzig und mehr Fuß tief, bald fährt man in ein finsteres, endloses Gewölbe ein; denn die Eisenbahn ist unbeugsam wie das Fatum. Immer geradaus, nie einen Seitensprung! Sie springt über Thäler, fährt durch Berge; es ist, als gehorchte sie Bossuet's gewaltiger Stimme, da er ruft: marche, marche, marche! Und es geht auch aufwärts, daß einem die Haut schaudert und die Sinne schwindeln. Was ich empfand, als ich mich zum ersten Mahle diesem neuen Elemente anvertraute, läßt sich nicht beschreiben. Mit so reißender Schnelle durch so viele Berge zu fahren, über so viele Klüfte sich zu schwingen, und zwar mittelst zweyer neben einander herlaufenden Eisenschienen! Diese Schienen sind jede zwölf Fuß lang und ruhen auf Pfosten. Neben der Bahn liegen ihrer eine Menge in Bereitschaft, um solche, die etwa zerbrochen würden, zu ersetzen, was in ganz kurzer Zeit geschehen ist. Die Reibung der Räder ist fast ganz unmerklich, obwohl wir noch in Wagen fuhren, die nicht in Federn hingen. Wie wird es erst seyn, wenn man auch auf dieser Bahn in eleganten englischen Kaleschen fährt! Die Wagen auf der Eisenbahn unterscheiden sich übrigens von gemeinen Fuhrwerken nur durch den Bau der Räder: sie sind ganz von Eisen und am Rande leicht umgebogen, so daß sie genau auf die beyden Geleise passen. Von allen Wundern, die mich hier so höchlich überraschten, ist wohl das das größte, daß Alles so einfach ist.

In unserm Fluge fanden wir gar nicht Zeit, noch einen Blick auf die merkwürdige Stadt zurückzuwerfen,

die wir eben verlassen, auf St. Etienne; und wirklich, es ist Schade, wenn man so schnell wieder davon weg muß. Welche Masse von großen Fabriken liegt hier hinter uns, wie viele funkensprühende Essen, wie viele schmetternde Amboße und sausende Seidenwebestühle! Wie viele Färber, Schmiede und Weber sind dort auf den Beinen, wie viele Räder und Mühlsteine drehen sich um! Ein ungeheurer Lärm, ein unermeßliches Leben und Treiben! Da wird das Kupfer gepocht, das Holz kunstreich geschnitten, die Seide gewoben, der Stahl geschliffen, gebohrt, gewunden, geglättet, das Eisen geschmolzen, gegossen, gehämmert, tausendfach verarbeitet, der Metallfaden, Seide, Baumwolle, Linnen und Tülle kreuz und quer gesponnen und gewirkt; Tag für Tag, von Anfang bis zum Niedergang der Sonne entsteht eine ungeheure Masse von Producten aller Art. Eine merkwürdige Stadt, dieses St. Etienne! Lärm und Regsamkeit, hoher Wohlstand, Häuslichkeit, Habsucht, christliche Frömmigkeit, lächerlicher Skepticismus, Alles neben und durch einander; hier herrschen strenge Sitten bey unermeßlichem Reichthum, hier sieht man verächtlich auf Alles herab, was sich vom gemeinsten Alltagsleben entfernt; hier ist der Mensch zuverlässig, rührig, unverdrossen, kaltblütig, schmutzig, geizig; für die höhern Freuden des geselligen Lebens hat er keinen Sinn, und von einer Kunst, die eben bloß Kunst ist, keinen Begriff, speculirt aber dafür auf alles über und unter der Erde. Merkwürdiger Ort! nie und nirgends in der Welt rechnet man so gut und viel, und weiß außerdem so wenig als hier. Wer hier Alles von Grund aus studiert und ein Meisterwerk darüber schreibt, wird überall in Frankreich gelesen, nur in St. Etienne nicht. Doch der Dampfwagen hat uns schon weit dem Rauch und Getümmel entführt, und wenn man sich umsieht, ist St. Etienne nichts mehr als eine dichte Wolke von Staub und Steinkohlendunst.

Kaum hat man eine Meile zurückgelegt, das heißt, kaum sitzt man fünf Minuten, so fährt man mit einem Mahle unter ein düsteres Gewölbe, das einen angähnt, wie der Schlund der Hölle. „Rüstet euch, wickelt euch in eure Mäntel, es geht jetzt durch einen Berg, der nicht weniger als 1507 Meter, d. i. 4600 Fuß breit ist.“ Dieser Berg, den man durchbohren mußte, war das erste ernsthafte Hinderniß, auf das die Unternehmer der Bahn stießen. Lange schüttelten sie die Köpfe vor diesem Berge, lange besannen sie sich, ob man nicht mittelst schiefer Bahnen darüber wegkommen könnte, wie bey der Eisenbahn von Roanne; endlich reifte der Entschluß, ihn durch und durch zu bohren. Und was für eine Arbeit war dieß!

Manchem, wenn er in Reisebeschreibungen von in den Fels gehauenen Wegen gelesen hat, ist es wohl ergangen wie mir: er hat sich gewaltig gewundert und es sind ihm dabey unwillkührlich die Felsen eingefallen, welche Hannibal mit Feuer und Essig mürbe gemacht, ein Geschichtchen, das wir zur Zeit, da wir die römische Historie lasen, alle geglaubt haben. Aber alle Felsen, Hannibals Essigfelsen nicht ausgenommen, sind nichts gegen jenen fünfthalbtausend Fuß breiten Berg, in den man aber nichts weniger als durch Fels ein Loch zu bohren hatte. Und warum? will man festes Gestein durchbohren, so hat man, ist nur einmahl der Fels angebrochen, gewonnen Spiel; kennt man einmahl den Grad der Härte des Steins, so kann man nach einem gegebenen Zeitraum den Aufwand an Geld und Zeit, den die ganze Arbeit verursachen wird, leicht berechnen, und zwar Stunde für Stunde und Zoll für Zoll. Aber hier, in diesem aufgeschwemmten, seit Jahrhunderten durchwühlten und minirten Boden, wo überall das Erdreich abrutschte, war jede Berechnung, jeder Überschlag in den Wind gemacht. So oft man einen Stollen eintrieb, stürzte Alles oft in einer Nacht und mit großer Gefahr für die Arbeiter wieder zusammen; es gehörte die Gewandtheit und Ausdauer dieser Leute, es gehörten die Summen dazu, über welche die Gesellschaft zu verfügen hatte, um das Ungeheure glücklich zu Stande zu bringen. Endlich waren alle Schwierigkeiten besiegt, mit der ausgegrabenen Erde wurden die benachbarten Schluchten ausgefüllt, und ein festes Gewölbe führt jetzt viertausend sechshundert Fuß weit mitten durch den Berg. Unter diesem Gewölbe und seitwärts, links und rechts von der Bahn, sieht man ein Dutzend Öffnungen, welche eben so viele Steinkohlenminen sind. Jetzt darf man hier nur auf den Boden schlagen, so hat man Steinkohle, und zwar von der allerbesten Qualität. Ja, auch in diesem Puncte ist eine wahre Revolution vorgegangen; vor wenigen Jahren noch wäre einer von ganz St. Etienne ausgelacht worden, der prophezeyt hätte, man werde eines Tags zu ebener Erde in die Kohlengruben gehen, man werde einst nicht mehr nöthig haben, durch tiefe Schachte, in einem schwankenden Eimer, eine flackernde Lampe in der Hand, auf die Gefahr, vom aufsteigenden Eimer erschlagen zu werden, in jene unterirdischen Städte niederzufahren. Ja, eine Grube zu befahren, war sonst ein schlimmes

Stück Arbeit: langsam stieg man nieder in die feuchten Tiefen, langsam wieder herauf; sorgsam mußte man sich von den Wänden und von der heraufgezogenen Steinkohle fern halten. Aber jetzt wendet man sich in jenem Gewölbe rechts oder links, und ist mitten in der Mine; und so gelangt denn die bisher tief in den Eingeweiden der Erde verborgene Steinkohle, die man sonst mit so unsäglicher Mühe zu Tage förderte, geradewegs heraus auf die Eisenbahn, die sie im Fluge nach Süd oder Nord verführt. Ganz unberechenbar ist es, was dadurch an Zeit, Menschen, Geld, Gefahr erspart wird; um so mehr, als in diesen an die Eisenbahn stoßenden Gruben wieder kleine Eisenbahnen für die Schiebkarren angelegt werden, welche ihre Ladung in die Wagen auf der Hauptbahn entleeren. Auf diese Weise kann eine Last Steinkohlen gebrochen, verladen und auf die Rhone oder Loire geschafft werden — alles in Einem Tage. Dieß gibt wohl einen hinlänglichen Begriff von den unermeßlichen Vortheilen der Eisenbahn. Man bedenke dabey noch, daß auf dem ganzen Landstrich, durch den die Bahn zieht, sämmtliche Eigenthümer von Hochöfen, Kohlengruben, Sandgruben, Glashütten, Quincailleriefabriken, kurz, wer Fabricate zu Markt bringt, wobey die Fracht einen bedeutenden Theil des Werthes der Waare ausmacht, eigene Eisenbahnen für sich, eigentliche Vicinaleisenbahnen anlegt, welche von den Fabriken zur Hauptbahn laufen.

Doch zurück zu unserm 4600 Fuß langen Gewölbe. Ist man eingefahren und sitzt man vorne auf einem Wagen, so versäume man nicht, sich umzusehen gegen das Tageslicht. Vor einem herrscht tiefes Dunkel, dreht man sich aber um, so hat man das Schauspiel eines überraschenden Lichteffects. Es ist, als sähe man durch das Glas einer Zauberlaterne weit hinein in eine unendliche Landschaft; im warmen, glänzenden Sonnenlicht liegen hinter der Öffnung des Gewölbes, viertausend Fuß weit ab, schimmernde Hügel, saftgrüne Bäume. So lange der Tunnel unter der Themse nicht fertig wird, ist der durchbohrte Berg von St. Etienne die schönste Camera obscura auf der Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Entgötterung*).

In der Jugend war's —
Und mit stürmendem Flug
In des Äthers unendliche Räume
Trug, wie auf Schwingen des Aars,
In das Heimathland der Träume
Mich des Geistes Zug!

Tief unter mir der Wetter Grollen,
Des Meeres und der Ströme Rollen,
Der Menschen Laut,
Der farbige Bogen aus Thränen gebaut.
An Sternen vorüber
Ein entbrannter Komet —
„Kühner Segler, wohin?“
„„Hinuber, hinüber,
Wo Freyheit wehe,
Aus des Lebens Qual und Müh,
Wo die Sprache Melodie,
Ein klingender Strahl durch die Lüfte irrt,
Wo der Gedanke lebendig wird,
Will zieh'n
In's Reich der Poesie!““
Und weiter kühn
Riß mich's hinan.
„Verwegener Segler, und kommst du hin,
Was willst du dort in deinem Wahn?“

„„Den Funken rauben im himmlischen Reiche,
Zu beleben des Lebens Leiche.
Ihn schleudern in des Berges Schlund,
Daß er werde ein Vulkan.
Ihn senken in der Quelle Grund,
Daß sie fange zu brausen an.
Ihn leuchten lassen durch's dumpfe Thal,
Daß die todte Masse
Verklärt mag erscheinen,
Daß vom Gemeinen
Der Erdmensch lasse,
Ihm stößen zur Seele den himmlischen Strahl!““
Da plötzlich faßt's mich an,
Nicht weit zum Ziel mehr die Bahn.
Und ich stürze hinab —
Kein Gott, der finster gestirnt
Dem Verwegenen zürnt,
Stürzt zurück mich auf's Erdengrab.
Mich hat der Erde dunkle Macht
Erfaßt.
Kennt ihr des Bedürfnisses Riesenlast?
Sie zieht mich in die Nacht,
Schmiedet mich mit ehernem Schluß
An den Fels der Wirklichkeit;
Und so sitz' ich da
Prometheus!
Die Woge der Gemeinheit nah' —
Und an der Brust der Sehnsucht Geyer
Nach dem ätherischen, himmlischen Feuer.

Strecke zum Himmel die Arm' empor,
Sende weit
Den entgeisterten, todten, weinenden Blick,
Trostlos aus der Wolke Flor
Kehrt er zurück,
Und mich trifft des Volkes Spott.
Fluch, Fluch
Im Busen dem Gott,
Der gemahnt zum Himmelfahrtsversuch!
Still auf der Erde,
In des Tagwerks Beschwerde
Wohnt das Glück!

L. A. Frankl.

*) Aus den so eben bey Gollinger erschienenen episch-lyrischen Dichtungen von L. A. Frankl.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Die Zurückkunft des Hrn. Kunst veranlaßte die Reprisen mancher werthvolleren älteren Erscheinungen in diesem Theater, und versammelte die Freunde des Schauspiels, welches durch die Gastspiele des Hrn. Eßlair wieder einmahl auf eine wohlthätige Weise angeregt worden, zu manchem lang vermißten Genusse. Leider drängte auch jetzt wieder eine Erscheinung im Schauspiele die andere mit einer Schnelligkeit, welche den besten Beweis dafür liefert, wie diese Gattung des Dramas an dieser Bühne dermahlen eben nicht als das Wichtigste angesehen wird, und welche den Schauspielern trotz allen Fleißes, der bey dieser Gesellschaft schon so oft belobt worden, es doch nicht immer möglich machte, ein entsprechendes — in früheren Zeiten hier vorzüglich heimisches Ensemble zu erzwecken. Da wir uns aber die Abhandlung dieses Capitels auf eine andere Gelegenheit versparen, so können wir hier desto ungezwungener auf die Leistungen der Einzelnen übergehen.

Hr. Kunst debutirte nach seiner Zurückkunft bis jetzt im „Irrenhaus zu Dijon" als Everard, in „der Seeräuberbraut" als Borromeo, im „Richard in Palästina" als Richard, in „Menschenhaß und Reue" als Fremder, im „Blaubart" als Raoul, und in „Kabale und Liebe" als Ferdinand.

Sein Everard und Richard zeichnen sich unter diesem Cyclus von Charakterbildern durch besonders richtige Färbung und glückliche Individualisirung aus. Die Freunde dieser Bühne begrüßten ihren vieljährigen Liebling auch mit einer Wärme, die an Begeisterung gränzt, und riefen ihn bey jeder Gelegenheit (an der es sein eminentes Talent auch nicht fehlen ließ) hervor. Wenn wir hier jenen beyden zuerst genannten Rollen aber den Vorzug vor allen übrigen gegeben, soll hiemit nicht angedeutet seyn, daß das Ergebniß der übrigen minder glücklich war. Nur schien uns in einigen Stellen, besonders als Borromeo, die Declamation doch mit etwas zu schweren Schritten einherzugehen, und die Modulation der Stimme beynahe zu abwechselnd. Es ist ein Glück für Hrn. Kunst, daß ihn ein solcher Vorwurf treffen kann, denn dieß beweist eben die Reichhaltigkeit seiner Naturgaben. Er ließ es dabey in der Regel nicht an einer kräftigen Auffassung und gefühltem Vortrage fehlen, der so, wie er aus Künstlerbrust geschöpft war, auch wieder mächtig dahinriß.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit der Mad. Pann als einer hochverdienten Darstellerinn und einer nicht minder beliebten Erscheinung erwähnen, welche mit Hrn. Kunst ohne Zweifel auf gleicher Kunsthöhe erscheint, ja vielleicht zu allen Vorzügen des Äußeren und des Gemüths zugleich noch die Kunst des Proteus fügt, denn wir sahen sie erst kürzlich als Regan mit eben der Auszeichnung wirken, wie ihr als Eulalia, als Marie im Blaubart und in all jenen andern Rollen zu Theil ward, in welcher sie jetzt so schnell nach einander erschien. Wir nennen vorzüglich auch hier zwey Leistungen, weil wir diese als von dem glänzendsten Erfolge begleitet und zugleich als der größten Künstlerinn würdig herausheben müssen. Die Wahrheit, die Gewalt ihres Ausdrucks, die Zartheit ihrer Übergänge, die Feinheit und die Gefälligkeit ihrer Repräsentation müssen den delicatesten Kunstfreund befriedigen.

Madame Pann erhielt auch, besonders als Marie, jede Auszeichnung, welche einer Schauspielerinn zu Theil werden kann. Das sehr zahlreich versammelte Publicum nahm die schöne Leistung dieser Künstlerinn mit warmem Enthusiasmus auf.

Wir dürfen bey dieser Gelegenheit die übrigen Mitglieder dieser Bühne nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, obwohl wir in unserem Berichte schon breiter geworden, als wie anfänglich beabsichtigten. Wir müssen vor allem Hrn. Lucas rühmlicher Leistung als Kenneth gedenken und nebstbey seines Darbois als einer zwar bekannten, aber deßwegen doch ausgezeichneten Rolle dieses Künstlers erwähnen. Viel Schönes und Angenehmes verdankten wir auch dem Fleiße und Talente der Mad. Lucas und Dlle. Frey, so wie der HH. Spielberger und Bosard. Auch Hr. Frey und Hr. Röder werden hier genannt, und zwar letzterer besonders deßwegen, um ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, auf Anstand und Ruhe der Haltung mehr zu wachen.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin.

Der vortheilhafte Ruf, der über die junge Claviervirtuosinn Josephine Eder von Wien, Prag, Leipzig und Dresden zu uns gedrungen ist, machte uns auf ihr Erscheinen gespannt. Am 22. Juny gab sie um die Abendstunde ein Concert, in welchem sie folgende Stücke vortrug: 1. Adagio und Rondo fürs Pianoforte aus dem G-moll-Concert von Moscheles; 2. Sonate von Beethoven (F-moll); 3. Variationen für zwey Pianoforte von Worzischek, vorgetragen von Hrn. Taubert und der Concertgeberinn. Ihr Voruf hat sich glänzend bewährt, denn das Vorrufen nach jedem Stücke wollte nicht enden und veranlaßt uns zu folgendem Nachruf:

Josephine Eder gehört zu jenen Künstlerinnen, in deren Spiel das Streben nach Gediegenheit und Klarheit des Vortrags nicht zu verkennen ist. Sie ist einfach im Ausdruck selbst des stürmischen Gefühls, kein Haschen nach Effect ist hörbar, was bey einem jungen Talente, das für die Zauberklänge des Beyfalls noch sehr empfindlich ist, um so seltner getroffen wird. Ihre Phantasie ist lebhaft und dürfte sich vielleicht zum Selbstschaffen erheben; gewiß wird sie, wenn sie anhaltenden Fleiß nicht scheut, bald den ersten Künstlerinnen auf diesem Instrumente, einer Belleville und Blahetka, mit Stolz angereiht werden können.

** an **

Nachricht.

Der Verfasser des, im k. k. Hofburgtheater oft dargestellten, in diesen Blättern Nr. 66 beurtheilten, Lustspiels: „Liebe und Liebeley," Herr Dr. Römer, hat den Unterzeichneten bevollmächtigt, Abschriften dieses Lustspiels an alle jene Bühnendirectionen des In- und Auslandes zu übersenden, welche wünschen, dasselbe rechtmäßig zu erlangen.

Dieselben belieben sich daher in diesem Falle an ihn zu wenden.

Wien, den 15. July 1833.

Friedrich Grohmann,
Inspicient des k. k. Hofburgtheaters,
wohnhaft an der Wien Nr. 27.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Dinstag, den — 88 — 23. July 1833.

Die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon.

(Beschluß.)

Auf einer so mahlerischen Reise haben auch die kleinsten Umstände ihr eigenthümliches Interesse, und so muß ich denn als gewissenhafter Berichterstatter darauf aufmerksam machen, daß der unvorsichtige oder zu jugendliche Reisende, wenn er sich auf der Fahrt durch das dunkle Gewölbe mit etwas anderem als den Lichteffecten der Camera obscura abgibt, sich einer Gefahr eigener Art aussetzt. Als ich das zweyte Mahl durch das dunkle Gewölbe fuhr, waren alle Wagen dicht besetzt. Es war Gründonnerstag, und die Fahrt für die bey weitem größte Zahl der Reisenden offenbar eine Lustparthie. Ehe ich meine Geschichte preisgebe, muß erwähnt werden, daß das 4600 Fuß lange Gewölbe nur etwa 4000 Fuß weit gerade fortläuft. An dieser Stelle macht die Bahn, die bisher so prächtig gerade war, daß man zur Noth noch auf die Uhr sehen konnte, plötzlich eine Biegung, und da das Ende des Gewölbes hier nur noch 600 Fuß entfernt ist, so wird man mit einem Mahle unerwartet von einem Lichtstrome übergossen; und hier nun kann es einem, wie ich eben bemerkt und wie man gleich hören wird, fatal ergehen.

Plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen durch das laute Gelächter meiner Reisegefährten geweckt. Ich kehre mich um und sehe, wie ein junges Frauenzimmer sich bemüht, ihr vor Scham glühendes Gesicht in ihre Hände zu verbergen. Sie hatte sich, schien es, im allzugroßen Vertrauen auf das herrschende Dunkel einen Kuß rauben lassen, und war bey der plötzlichen Biegung der Bahn grausam überrascht worden. Ein hübscher junger Mann mit dunklem Haar saß ganz unbefangen neben ihr; das Lachen dauerte indessen fort, bis der Wagen aus dem Gewölbe herausfuhr; kaum aber waren wir wieder unter des Himmels Dach, so brachte der junge Mann mit ein paar Worten die Lacher auf seine Seite. „Meine Herren,“ sagte er, und wies auf das junge verlegene Frauenzimmer, „ich habe die Ehre, Ihnen meine Frau vorzustellen.“ Und so war es auch; er hatte sie gestern in St. Etienne geheirathet und führte sie heute nach St. Chaumont, der kleinen Stadt, welche zunächst, wenn man aus dem Gewölbe heraus ist, links liegt.

Wenn man auf der Eisenbahn anhielte, so stiegen wir hier in St. Chaumont aus und besähen uns zwey Werkstätten, deren jede ein Wunder der Industrie in ihrer Art ist, ein Eisenstreckwerk und eine Schnürbandfabrik. Das Streckwerk ist eine wahre Hölle. Das zunächst aus der Gebirgsart gewonnene und geschmolzene Eisen ist eine formlose brüchige Masse; es muß, will man es zu Stabeisen verarbeiten, umgeschmolzen werden. Dieß geschieht nun hier; so kommt es in ungeheuern Klumpen unter einen gigantischen Hammer, der sich von selbst bewegt, und von diesem wird es aus dem Gröbsten

plattgeschlagen. Von da gelangt es unter ein Dutzend Walzen von verschiedenem Durchmesser, und nach und nach gestaltet sich die formlose Masse zu einer langen Stange. Gestern ist vielleicht dieses Eisen noch in der Gebirgsart auf der Eisenbahn hergeschafft worden, und morgen ist es selbst eine Schiene auf der Eisenbahn. Dieß gibt eben diesen Bahnen im Gebirge die hohe Wichtigkeit, daß Alles durch sie geschieht und wieder fast Alles für sie; daß sie so viele Dienste in Anspruch nehmen, als sie selbst leisten. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Eisenbahn und der Boden, über den sie hinzieht, sich gegenseitig beschenken: die Bahn erhöht den Werth des Bodens, der Boden vertraut ihr seine Kohlen, sein Eisen, sein Fuhrwerk an; ohne die Steinkohlen von St. Etienne wäre hier keine Eisenbahn, und umgekehrt, ohne die Eisenbahn gäbe es in St. Etienne nicht halb so viel Steinkohlen.

Haben wir das glühende Streckwerk, den sprühenden Funkenregen und all' das höllische Getöse hinter uns, so wenden wir uns links und gehen über die hübsche Brücke dort unten. Wir stehen vor Richard Chambovet's Schnürbandfabrik und treten ein. Statt der schmetternden Hammerschläge vernehmen wir hier ein sanftes, angenehmes Sausen; statt glühender Eisenstangen bewegen sich hier Tausende kleiner munterer Spulen. Launisch und unstät, blitzschnell und flüchtig, wie die Phantasie, rennen sie einander nach, machen tausend Sprünge, tanzen und hüpfen und stoßen doch nie an einander; es ist ein wahres Zauberwerk! Und alle diese Spulen schnurren, damit aus Linnen-, Baumwollen- und Seidenfaden Schnürband werde. Zerreißt zufällig einer der hunderttausend Fäden, so bleiben alsbald sämmtliche mit den zerrissenen correspondirenden Fäden sammt ihren Spulen stehen, bis eine Arbeiterinn kommt und die zerrissenen Enden wieder zusammenknüpft, und im Augenblicke setzen sich die gelähmten Spulen in Bewegung und schnurren fort Tag und Nacht. Die ganze Aufsicht über die Arbeit, zu der es ohne die Maschine zahllose Menschenhände brauchte, führen bequem zwey bis drey Arbeiterinnen. Ich fragte eine derselben, wie viel Ellen Band die Fabrik im Jahre liefern könne; das Mädchen lachte mir ins Gesicht, als wäre ich ein Mitglied der statistischen Gesellschaft; da ich aber weder spöttisch noch gelehrt aussah, so antwortete sie: „Wahrhaftig, Herr, wie viel Ellen Band wir des Jahres machen, das weiß ich nicht; es soll aber, sagt man, so viel seyn, daß es viermahl von hier nach Rom und eben so vielmahl wieder zurück reichte.“ Bey diesen Worten knüpfte sie einen abgerissenen Faden wieder an, und ich sah überrascht an einem Ende eines Stückes Schnürband die Eisenbahn, am andern St. Peter zu Rom.

So ist es überall längs der ganzen Bahn: überall neue Wunder! Von St. Chaumont kommt man nach Rive-de-Giers, und hier fährt man einen Augenblick längs des berühmten Canals zwischen der Rhone und Loire hin, der, auch ein Wunder in seiner Art, einst so gewaltiges Aufsehen in Frankreich gemacht hat. Welch armseliges Wunder ist er jetzt! wie ist er durch die Eisenbahn so klein, so gar nichts geworden! Ja, dieser alte Usurpator hat einem weit mächtigeren weichen müssen. Dieser einst so gefeyerte Canal braucht in der besten Zeit nicht weniger als vierzehn Tage zu einem Transporte, der auf der Eisenbahn Jahr aus Jahr ein in einer Stunde in Richtigkeit ist. Im Winter ist der Canal zugefroren, im Sommer liegt er trocken; das ganze Jahr droht ihm Wasserverlust, und der Ausbesserungen ist kein Ende. Jetzt ist es aus mit ihm, und die Handelswelt dieser Provinz gibt ihm seinen früheren Hochmuth gehörig heim. So geht es denn auch den Canälen, wie allem, was groß und mächtig war auf Erden: vae victis! Lange Zeit beherrschte der Canal von Rives-de-Giers das Land als unbeschränkter Gebiether, lange Zeit war aller Waarentransport sein Monopol; alle Steinkohle, alles Eisen, die schweren Producte aller Art gingen auf ihm, und er hat dabey ungeheure Geschäfte gemacht. Jetzt blickt die Eisenbahn schadenfroh auf ihn nieder, sie hat ihm das Handelsscepter völlig aus der Hand gewunden.

Nachdem der Eisenweg dem Canal seinen spöttischen Blick zugeworfen, läuft er nach Givors. Givors ist ein Hafen an der Rhone, und von da gehen die Producte von St. Etienne in den Süden. Hier dürfen die Steinkohlen nur zu Schiffe gebracht werden und auf der Rhone hinabgleiten, auf dem herrlichen Strome, der, ein schweifender, leidenschaftlicher, geschwätziger Provençale, den Hut auf dem Ohr zum Meere hinabtanzt, in dem er scheltend verschwindet; einen Waarenballen oder eine Last Steinkohlen auf die Eisenbahn von St. Etienne bringen, und sie dem Strome anvertrauen, sie unmittelbar auf die hohe See schicken, ist demnach Eins; was, wie wir — ich meine jetzt nicht Waaren, sondern Passagiere — nach Lyon will, mußte sonst die Rhone hinaufrudern; diese Mühe nimmt einem jetzt die Eisenbahn ab. Man fährt gegen den Strom am Ufer desselben, und man weiß kaum, ob die Rhone schneller

abwärts zieht, oder die Bahn schneller aufwärts. Der alte Pascal würde sich nicht wenig wundern, wenn er dieß sähe, und ich möchte wissen, ob er hier seine bekannte schöne Definition vom Flusse auf die Rhone anwendete oder auf die Eisenbahn. „Die Ströme," sagt er, „sind wandelnde Straßen;" ich denke, jetzt müßte er sagen: „die Eisenbahnen sind Straßen, die im Galopp laufen."

Man fährt so ziemlich lang, das heißt ein paar Minuten, an der Rhone hin, sieht das herrliche Uferland mit seinen weißen Häusern und uralten Bäumen, sieht die lieblichen Campagnen, deren Spiegelbild sich in den Wellen wiegt, vorübergleiten, begrüßt im Flug die Grotte, in der Jean Jacques Rousseau beym Rauschen dieses Stromes, dessen Wellenschlag noch derselbe ist, wie damahls, bey dem aber kein Jean Jacques mehr entschlummert, eine so köstliche Nacht zubrachte, und nun ist man in la Mulatrière, und jetzt schreitet die Eisenbahn leicht, trockenen Fußes, ohne nur den Rockschooß aufzunehmen, über die Saone, und zwar auf einer herrlichen Brücke, die sie für sich gebaut und die ihr an Zoll achtzigtausend Franken jährlich einbringt. Und jetzt sind wir in Lyon und können uns rühmen die merkwürdigste Reise gemacht zu haben, die man bis dato auf dem Festlande machen kann. In kürzerer Zeit, als man braucht, um zu Pferde zwey französische Meilen zu machen, haben wir fünfzehn Meilen zurückgelegt, und zwar in bergigtem Lande voll Schluchten, Bäche und Löcher. Über alle denkbaren Schwierigkeiten sind wir weggeflogen: hier ist ein Berg durchbohrt, dort einer aufgegraben, hier eine furchtbare Schlucht ausgefüllt, dort über eine andere eine Brücke von fünfzehn Jochen geschlagen. Auf dem ganzen Wege, links und rechts, liebliche oder furchtbar schöne Landschaften, überall ungeheure Gewerbsthätigkeit, wo man den Blick hinwendet, Feuer, Eisen, Getöse, tausendfarbige Seide, lachendes Grün, und an dem Allen fliegt man so sanft, wie in einer Wiege, so ohne Gefahr vorüber, die Gefahr abgerechnet, die man in jenem Berggewölbe läuft.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

7.

Wochen waren vergangen, und Schröder hatte sich immer mehr seinen Hausgenossen, diese sich ihm genähert. Sein Koch hatte schon oft Gelegenheit gehabt, seine Meisterschaft in dieser edlen Kunst zu beweisen; schon oft war der Hausgenosse bey den Soirées des Banquiers zugegen gewesen, hatte dort die eleganten Herren und Frauen kennen gelernt, und war in mehrere schöngeistige Zirkel eingeladen worden. Einem Manne, der Koch und Equipage hält, fehlt es nie an Geist, noch weniger an Einladungen, und er hatte schon nach wenigen Wochen so viel Visitkarten erhalten und zurückgesendet, daß Wilhelmine nicht zu befürchten hatte, das schöne Porzellanservice werde ungebraucht im Schrank stehen bleiben.

Der gute Mann, nicht an diese Lebensart gewöhnt, befand sich anfangs nicht wohl dabey. Es dauerte einige Zeit, ehe er sich in dieser Gesellschaft heimisch finden konnte; denn hatte er auch bey seinem ernsten Geschäft nie unterlassen, seine geistigen Anlagen, besonders seinen poetischen Sinn durch Lesen auszubilden; war er selbst in Tobolsk mit der neueren Literatur seines Vaterlandes bekannt und befreundet geblieben, so hatte ihm doch die Abgeschiedenheit von jeder geistigen Unterhaltung die Leichtigkeit genommen, sich im Ton der Welt über ernste Gegenstände mitzutheilen, und über nichts viel zu sprechen. Er verstand nur, die Poesie aus der Tiefe des Herzens zu schöpfen, und behandelte sie, wie eine Heilige, der man nur reines Herzens nahen dürfe, nicht wie eine leichtsinnige Dirne, die sich jedem hingibt, der es der Mühe werth hält, mit ihr zu buhlen.

Anfangs erstaunte er über die Menge der Dichter, welche er in einem solchen Zirkel versammelt fand; er lauschte auf jedes Wort, und war untröstlich, daß er den tiefen Sinn nicht auffinden konnte, der doch in ihren Dichtungen liegen mußte, bis er endlich fand, daß er so wenig, wie die Verfasser selbst, den Sinn der schön klingenden Worte verstand. Er tröstete sich nun, schloß sich an die wenigen gediegenen Männer an, und sah wohl ein, daß man auch hier, wie überall, die Spreu von dem Weizen sichten müsse.

In solchen Zirkeln glänzte Euphrosine ganz besonders, sie war die Königinn dieser Gesellschaften. Ihr klarer Verstand, ihr tiefes Gemüth, welches sie gern zur Schau trug, fanden hier Gelegenheit, sich auszusprechen; dabey war ihr sittliches Betragen tadellos, selbst der Neid hatte nicht gewagt auf sie sein Gift zu spritzen; denn nur geistig durften sich ihr die Männer nahen, nur in geistiger Berührung schienen sie für sie Werth zu haben, und auch die Männer selbst traten in so scheuer Ehrfurcht zurück, daß man hätte meinen sollen, sie ständen vor einer Himmlischen.

Aber Schröder's ruhiger, ernster Blick, der oft den Mangel an Kenntniß der geselligen Welt ersetzt, sah bald klar durch dieses Spiel. Nicht Gleichmuth gegen das Geschlecht ließ Euphrosine so kalt, so zurückhaltend seyn; nur der Werth, den sie auf sich selbst legte, nur die überspannten Forderungen von geistiger Bildung, welche sie mehr in speculativem als praktischem Verstande suchend, an die Männer machte; nur der unglückliche Wahn, schon hier auf Erden in einem irdischen Himmel wandeln zu wollen, in welchen sie ein Engel des Lichts einführen müsse; auch wohl der Widerwille gegen Alles, was Wirthlichkeit betraf, ließen sie so kalt gegen das männliche Geschlecht seyn, und unter den Tausenden, die ihr genaht, nicht einen Würdigen finden.

Auch die Männer, welche sie, und mit Unrecht, für herzlos hielten, blieben in scheuer Entfernung, bewunderten die Himmelsgestalt, waren von den Talenten bezaubert, von ihrem Geiste hingerissen; keiner aber wagte, um die Hand eines Mädchens zu werben, das selten auf Erden, immer nur in höhern Regionen wandelte; und jeder fürchtete, hätte er auch das Glück gehabt, diese Rahel heimzuführen, ein Gut, mehr für den Salon als für die Kinderstube, mehr für die Welt, als für den engen Kreis der Häuslichkeit gewonnen zu haben.

Auch Schröder gehörte zu den einseitigen Alltagsmenschen, die, wenn sie sich für dieß Leben eine Gefährtinn wählen wollen, so stumpf und so egoistisch sind, eine für sich zu wählen, die als thätige Hausfrau ihrer Wirthschaft vorsteht, und den oft sauren Erwerb des Mannes, wenn auch nicht leichtsinnig vergeudet, doch nicht durch Nachlässigkeit verschleudert. Ihn dauerte das Mädchen, und er beschloß, den undankbaren, nie gelingenden Versuch zu machen, diesen überspannten Geist, dieß überreizte Gemüth wieder in ein ruhiges Gleichgewicht zurückzuführen. Nicht Eigennutz, nur Gutmüthigkeit bestimmte ihn hiezu; denn für sich wollte er nicht handeln, und hätte er gewagt, sich ein Hüttchen zu bauen, so wäre es wohl eher Mariens Herz gewesen, in welchem er sich angesiedelt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Baden, im July 1833.

Wenn die Theaterdirectoren in den großen Städten über die Opfer Klage führen, die sie dem Geschmacke des Publicums bringen müssen, so muß man sich billigerweise wundern, wie mancher Directeur mit geringeren Mitteln dem Publicum einer kleinen Stadt Genüsse bereitet, welche in der That mit Aufopferung verbunden sind. Wenn sich auch Baden einer großen Zahl Curgäste zu erfreuen hat, so darf der Theaterdirector Hoch bey besonders schönen Abenden auf keine günstige Einnahme rechnen, selbst nicht bey dem Auftreten beliebter und renomirter Gäste. Jupiter Pluvius muß mithelfen, sonst bleibt das niedliche Theater leer. Hoch thut übrigens Alles, um den Badner Gästen und Bewohnern Beweise seiner Achtung zu geben. Er besitzt eine gute Gesellschaft, von der ich während meines einwöchentlichen Aufenthaltes in Baden einige Piecen recht gelungen darstellen sah, und weiß durch schnell auf einander folgende Gastspiele berühmter Künstler das Repertoir zu beleben. Kaum hat Hr. Kunst seine Gastrollen beendet, gastiert schon der Komiker Scholz in der Einnahme der HH. Roli und Benesch als Klapperl in der schwarzen Frau, darauf in: „Verwirrung über Verwirrung,“ „Lumpacivagabundus“ u. s. w. Der Vorstellung von „Verwirrung über Verwirrung“ geruhten sogar unser angebethete Landesvater mit mehreren durchlauchtigsten Gliedern des Kaiserhauses beyzuwohnen. Da das Wetter an diesem Abende sehr stürmisch war, so hatten sich in dem Theater zahlreiche Zuschauer eingefunden, welche bey dem geist- und herzerhebenden Anblicke Sr. Majestät des Kaisers einen dreymahligen Vivatruf erhoben, der sich gegen Ende des Stückes, als auch unsere hochverehrte und vielgeliebte Landesmutter in der Hofloge erschien, mit erneuerter Stärke wiederhohlte. Wahrlich, eine Scene, um die uns die Götter beneiden müssen! — Scholz war in der besten Laune, sichtbar von der Ehre ergriffen, vor dem allerhöchsten Hofe zu spielen. Auch die Mitwirkenden übertrafen meine Erwartung. Hr. Roll bewährte sich als einen denkenden Schauspieler; Hr. Buel zeigt Talent; Dlle. Hysel ist eine allerliebste Darstellerinn naiver Charaktere, Mad. Skotti bewegt sich mit Anstand. Nebenbey führte mich die Neugierde auch in eine Oper, und zwar in die „weiße Frau.“ Wieder besser, als ich dachte! Hr. Padewith ist ein guter Tenor; in den höhern Chorden reicht seine Stimme zwar nicht aus, für ein Provinzialtheater ist er jedoch immer eine gute Acquisition. Eine Dlle. Heibel, welche als Anna gastirte, verräth Schule, ihre Stimme hat Klang, ihre Haltung ist jedoch fatal. Mad. Raimund als Pächterinn half zum Gelingen der Oper mit. Das Orchester, unter des thätigen Directors Hoch persönlicher Leitung, hielt sich in der That wacker, besonders die Harmonie. Die Summe meiner theatralischen Erfahrung war die, daß Hoch Alles, was in seinen Kräften ist, thut, um den Besuch des Publicums zu verdienen, und daß er in dieser Beziehung manchem Theaterdirector, den Glück und Zufall begünstigen, zur Nachahmung empfohlen werden dürfte.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den — 89 — 25. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Den Morgen nach einer Soirée, wo sattsam gesungen und gelesen, wo durch geistige Spiele die Eitelkeit Einiger genährt, die Ehrsucht Vieler gekränkt worden, wo stundenlang Gedichte vorgelesen, und der Langenweile so viel Zeit gegönnt war, als dem Genuß, fand Schröder die beyden Schwestern in dem Zimmer der Mutter allein, und glaubte, es sey die rechte, glückliche Stunde, seinen Vorsatz auszuführen, da gemeiniglich die Phantasie am Morgen am zahmsten ist, und ihre Schwingen am gebundensten sind. Er wußte mit zierlicher Feinheit das Gespräch auf Lebensglück und Lebensansichten zu führen, sprach mit Wärme und Herzlichkeit besonders von der schönen, zarten Bestimmung des Weibes als Gattinn und Mutter, und meinte, daß eine Mutter, von ihren Kindern umgeben, ihm immer das Bild einer Madonna vorführte, welche im Kreis der Engel gen Himmel schwebe.

Marie schwieg, und schien nachdenkend; Euphrosine lächelte hiebey so sonderbar, daß Schröder aus diesem Lächeln den Eindruck, den seine wohlgemeinten Worte auf das Mädchen gemacht hatten, nicht deuten konnte. Halb war es gutmüthig, halb ironisch; doch bald erklärte sich Euphrosine selbst. „Lieber Schröder!“ begann sie, und ihr Gesicht wurde ernst, der Ton ihrer Stimme bedeutsam, und je länger sie sprach, desto feyerlicher ward der Ausdruck, der sich zuletzt bis zum Entzücken steigerte, — „Sie führen mich in die ernste Wirklichkeit des Lebens, in eine Stellung, worin die Männer uns nur zu gerne sehen, in die Küche und Kinderstube; in diesen engen Kreis bannen sie das Weib, damit es nicht mit kühnem Fluge den ihrigen überhohle. Das Weib soll in ihren Augen nur Körper seyn, der Geist unter ihrer Leitung sich höchstens nur bis zu einem Pleyel'schen Rondo, und zu einer Schiller'schen Ballade erheben. Die Küche soll unser Tempel, der Herd unser Altar seyn; und wenn die Kinder mit ihrem Geschrey den Herrn der Schöpfung nicht belästigen, die Wäsche recht weiß, das Essen recht schmackhaft ist: dann haben wir in ihren Augen die Bestimmung unsers Lebens erfüllt, und haben die Hoffnung, in das ewige Paradies einzugehen, wo hoffentlich kein Kindergeschrey zu hören, keine Wäsche zu ordnen, und kein Mittagsmahl zu bereiten seyn wird.“

„Für diese Welt, lieber Schröder! mögen Sie Recht haben,“ fuhr sie fort, sich mit mehr Traulichkeit nach ihm wendend, „aber soll diese nur eine Vorbereitung zu jener seyn, sollen wir dort ernten, was wir hier gesäet, so haben wir unsere wahre Bestimmung verfehlt. Das Irdische bleibt zurück, nur die Seele geht mit hinüber, nur die Bildung des Geistes weist uns dort die Stufe an, auf der wir unter den Erwähl-

ten stehen werden. Je vollkommener, talentvoller wir uns hier bilden, desto vollkommener werden wir dort in die paradiesische Welt eingehen, wo die Stufen der Glückseligkeit so verschieden sind."

„Fräulein!" unterbrach sie der Gutmüthige, und Wehmuth sprach aus seinem Blicke, aus jedem Worte, — „hoffen Sie, daß Ihre Talente Ihnen dort am Throne des Höchsten, Allwissenden, einen Platz anweisen werden? bey ihm, dem unser Wissen so erbärmlich, dem unsere Weisheit Knabenthorheit dünken muß? Hoffen Sie, durch die Töne Ihres Gesanges, durch den Reichthum Ihrer Dichtungen, wie einst Orpheus den Orkus, die Pforten des Paradieses zu öffnen? — Sie irren! — Wie unglücklich wären die Armen, denen ihr Stand solche Bildung versagte, die nichts mit hinüber zu nehmen haben, als ein duldendes Herz, und eine Verschreibung auf die Entbehrungen, welche ihnen hier wurden! — Treten Sie dereinst hin reinen Herzens, reinen Gewissens, in der vollen Überzeugung, Ihre Pflichten erfüllt zu haben; wenden Sie bescheiden den Blick nach Ihrem Richter, und die Pforte des Paradieses wird geöffnet, und der Herr ruft sein frommes Kind zu seiner Rechten."

„Zarte Weiblichkeit," fuhr er mit Rührung fort, und sein Auge traf eine Thräne in Mariens Auge, „zarte Weiblichkeit schafft sich ihr Paradies im Herzen; in ihrem reinen Gemüth findet sie für das Irdische den Trost, für das Himmlische die Ahnung. Wenn der eitle Geist zweifelnd umherirrt, immer forschend nach oben strebt, und im angestrengtesten Fluge doch niemahls die Pforte des Jenseits erreicht und sie geöffnet sieht, folgt das Herz gläubig seiner Ahnung, schwebt leise himmelwärts, und fühlt endlich, daß es seinen Himmel auf Erden schon in sich trug, und es keiner neuen, paradiesischen Welt, keines geistigen Zaubers bedarf, in's Reich der Seligen einzugehen. Im Gemüth, nicht in Kenntnissen liegt der Bürge für unser Jenseits. „Laßt die Kindlein zu mir kommen," sprach der göttliche Lehrer; er verlangte die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht."

„O glauben Sie mir, Euphrosine!" sagte er, in der Wärme des Gesprächs ihre Hand erfassend, „in unserm Herzen tragen wir unser Schuldbuch hinüber. Was wir empfanden, wie wir handelten, dieß weist uns den Platz dort oben an, nicht wie wir sprachen, schrieben und dachten. Ein rein Gemüth gleicht einer Lilie, in deren Kelch die Morgenröthe ihre ersten, rosigen Strahlen senkt, und so die irdische Unschuld mit dem Himmelsstrahle belebt. Ein rein Gemüth findet die Pforte des Paradieses immer offen."

Euphrosine schien von dem Gesagten ergriffen; ihre Hand ruhte noch in der Hand des edlen Mannes, der mit so viel Wärme zu ihr gesprochen. Marie hatte die Augen gesenkt, wahrscheinlich eine Thräne zu verbergen. So saßen die drey in stiller Rührung, als Euphrosine rasch ihre Hand aus der seinigen zog, aufstand, einen Augenblick nachdachte, dann ruhig zu ihm sagte: „Sie sollen meine Antwort hierüber schriftlich haben!" und sich entfernte.

Schröder befand sich nun mit Marie allein. Ihr Schweigen, ihre Thränen, die Theilnahme, welche sie unverhohlen ausdrückte, hatten ihm das Mädchen noch werther gemacht. Er fühlte sich sonderbar bewegt, sah, daß sie wahrscheinlich durch das vorige Gespräch gleichfalls aufgeregt war, und es wurde ihm in ihrer Gegenwart ängstlich. Er hatte nähmlich gestern auf dem Platze, wo sie zu sitzen pflegte, Schiller's Gedichte aufgeschlagen, und die Stelle: „O! daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" unterstrichen gefunden. Dieß war ihm auffallend gewesen; er hatte sich an Wilhelminens Argwohn, daß Marie ein Geheimniß verberge, erinnert, und dieß hatte ihn zu ernstem Nachdenken, und zu einem tiefen Blick in sein eigenes Herz geführt. Hier hatte er nun wohl gesehen, daß das Mädchen ihm nicht gleichgültig sey, und er in seinen reiferen Jahren der Macht der Liebe, welcher er so lange widerstanden, unterliegen könne, und überdieß war es ihm klar, daß in Mariens Herzen die erste Liebe nicht für ihn sich eingeschlichen habe. Sein ruhiger, klarer Geist sagte ihm daher, daß er vorsichtig und auf seiner Hut seyn müsse; und obgleich ihn das sprechende Auge des Mädchens heute besonders anzog, und jedes Wort, das sie sagte, ihm deutlich zeigte, sie theile seine Ansichten über die Bestimmung des Weibes, sie fühle mit ihm gleichgesinnt, so gewann doch seine Vernunft die Oberhand. Er entfernte sich und verschloß wohl Manches, was er ihr gern vertraut hätte, in seiner Brust.

8.

„Lieber Herr!" sagte Wilhelmine, eiligst in die Stube tretend, „wissen Sie es schon, daß er auf dem Bankerott steht? Schulden über Schulden sollen ihn drücken, und keine Rettung mehr für ihn seyn."

„Für wen?" fragte Schröder.

„Nun wen könnte ich meinen, als den Banquier Wagner," entgegnete sie.

„Freuen Sie sich darüber?“ unterbrach er sie, sie scharf anblickend.

„Freuen?“ erwiederte sie erröthend; „ja und nein, doch lassen wir das! Auch Sie freuen sich, denn nun glauben Sie Ihren Lebenszweck erreicht.“

„Ich freue mich nicht seines, wenn auch selbst verschuldeten Unglücks, das ich schon lange kannte,“ erwiederte Schröder; „so selbstsüchtig bin ich nicht, ihm Böses zu gönnen, wenn er es auch um mich verdiente.“

„Sie sind zu gut, lieber Herr! Ihr Gemüth ist zu versöhnlich.“

„Wünschen Sie nicht auch ein versöhnliches Herz zu finden, das Ihnen vergeben möchte?“ sagte er ernst; „wollen Sie dem Einen nicht reichen, was Sie von dem Andern erwarten? Ich könnte Ihnen zürnen, Wilhelmine, wüßte ich nicht, daß die Leidenschaft Ihr sonst so gutes Herz zuweilen auf Abwege führt.“

Sie schwieg eine Weile, dann setzte sie sich neben ihn und begann von Neuem: „Euphrosine gefällt Ihnen nicht; Marie gewinnt bey Ihnen mit jedem Tage mehr und mehr. Fassen Sie ein Herz, heirathen Sie das Mädchen, nehmen Sie die Schwester zu sich, und überlassen Sie ihn und seine thörichte Frau ihrem Schicksal.“

„Wilhelmine!“ sagte Schröder ernst, „kennen Sie mich so wenig? Glauben Sie, daß ich, der ich immer nur das Ziel vor Augen, Böses mit Gutem zu vergelten, dreyßig Jahre mühevoll gearbeitet hätte, um in dem Augenblick, wo ich es erreicht habe, umzukehren, um mir ein anderes zu setzen? Nein, armes Weib! so sehr konnte mich Leidenschaft nicht verlocken. Aber sagen Sie mir,“ lenkte er ein, „was macht Ihnen die Mädchen so theuer, weßhalb strömt Ihre Liebe so mütterlich über die Kinder, da sie die Ältern hassen?“

Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, und erstickte die Antwort.

„Sie sind mir unbegreiflich!“ fuhr er fort.

„Der Frauen Herz ist den Männern immer ein Räthsel,“ erwiederte Wilhelmine endlich, „Sie verstehen es nicht. Ach lieber Herr! Sie haben eine Saite in mir berührt, die unter des Schicksals rauher Hand sprang; doch auch gesprungen, gibt sie noch einen Ton, aber einen Klageton von sich, wie die Äolsharfe, wenn der Sturm durch ihre Saiten rauscht. Sollte ich die Kinder nicht lieben, sollte ich seine Kinder nicht lieben? Sind sie doch . . .“

„Halten Sie ein!“ unterbrach er sie, „reißen Sie die kaum vernarbten Wunden nicht von Neuem auf! Reißen Sie das stille Asyl des Friedens nicht nieder, welches das wiedergefundene Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit Sie bauen ließ!“

Wilhelmine stand bey diesen Worten auf, ergriff seine Hand, und wollte sie küssen; er aber zog sie an sich, und drückte den Kuß des Mitleids auf ihre Stirn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Todtengräberlied.

Husch! wie ist's so feostig heut',
Kann beynah' nicht graben;
Möchte gern im Stübchen mich
An dem Feuee laben.

Doch ich muß ja fleißig seyn,
Muß mie Geld erwerben;
Und viel Acbeit habe ich,
Wenn viel Leute sterben.

Auf dem großen Erdenrund
Weicht der Ein' dem Andeen;
Und dee Menschen Kommen, Geh'n,
Ist ein ew'ges Wandern.

Bey mir kommet Reich und Aem
Untee Eine Erde;
Gleich geh'n Alle, Alle ein
Zu der großen Heerde.

Und sie ruh'n da friedlich still,
Haß und Mißmuth schwinden;
Jedee wird den Todesfeind
Dort veesöhnet finden.

Und nach langer, später Zeit
Grab' ich alle Beine
Wieder aus der Erde aus
In dem Mondenscheine.

Da entsteht ein bunt' Gewier,
Fürsten, Bettler, Grafen
Weef' ich unt'r einander all',
Da sie lang geschlafen.

Und da denk' ich so bey mie:
'S ist doch hier auf Erden
Gleich viel, was der Herr bestimmt,
Daß soll Einee werden.

Denn ich seh's ja deutlich klar,
Jede Geöße schwindet;
Glücklich, wer dort oben einst
Wahren Frieden findet!

Husch! wie ist's so frostig heut',
Kann beynah' nicht graben;
Möchte gern' im Stübchen mich
An dem Feuee laben.

Heinrich Proch.

Sitten der Leonnesen in Niederbretragne.

Der Leonneser ist nicht allein andächtig, wie der heutige Nordbretagner, sondern auch wahrhaft fromm, doch hat sein Katholicismus einen finstern, mystischen

Anstrich, wie er denn überhaupt ernst, schwermüthig und verschlossen ist, große Unwissenheit hinter einem gravitätischen Wesen verbergend. Er gleicht einem Vulcane, mit Schnee und Eis bedeckt; selbst seine Freude ist gehalten, ihre Äußerungen scheinen wider seinen Willen sich kund zu geben. Seine Sprache, harmonischer, accentuirter als die der Walliser, ist eine Psalmodie, deren Töne er mildert oder verstärkt, je nach den Worten. Sein Gang ist langsam, feyerlich, kräftig, und auch der Tanz ist weder leichtfertig noch stürmisch; langsam und ernst bewegt er sich nach dem einförmigen Klange des Biniou am Ufer des Meeres, bey dem Gebrause der Wogen, denn er liebt es, ernste Beziehungen auch an sein Vergnügen zu knüpfen.

Die Kleider der Leonnesen sind weit, fliegend, von dunkler Farbe, deren Schwärze ein blauer oder rother Gurt wenig erheitert. Breite Hutränder beschatten ein Gesicht von nächtlicher Färbung, das Haar fällt bis zu den Schultern herab. Schwarz und weiß ist die Tracht der Frauen, der Schnitt sehr verhüllend, so daß sie den barmherzigen Schwestern in den Hospitälern gleichen. Nur wenn sie trauern, kleiden sie sich himmelblau; denn sie betrauern nicht den Tod, sondern das Leben.

Bürgerpflichten sind dem Leonnesen null, er haßt den Unterricht, und sieht die Freyschulen als einen lästigen Zwang an, der ihn der Hälfte seiner Kinder beraubt. Dagegen ist sein Vertrauen auf seines Nebenmenschen Hülfe unerschütterlich. In diesem Glauben verheirathen sich Bettler, die nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen, die Obdach und Lager für den einen Tag borgen. Dürftige laden von nah und fern die Leute zu ihrer Hochzeit ein, die sie mit Lebensmitteln, Flachs und Geld beschenken, womit jene ihren Haushalt beginnen. Man hält es für ein löbliches Werk, dem dürftigen Mitbruder beyzustehen, und Niemand wird sich der Einladung entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z e n.

Pädagogische Literatur.

Der Studierende auf gutem Weg zum Ziele. Von J. G. Ebersberg. Wien, 1833. 8. 264 S.

Hr. Ebersberg nimmt unter den Jugendschriftstellern des In- und Auslandes einen so ehrenvollen Platz ein, daß wir mit wahrem Vertrauen (was in jetziger Zeit bey neuen Producten selten geschieht) sein Buch zur Hand nahmen, und in selbem verstärkt es zu Ende lasen.

Das Buch zerfällt eigentlich in drey Theile, den ersten füllt die Selbstbiographie des Verfassers, den zweyten Winke für Jünglinge auf Akademien und Hochschulen, den dritten biographische Skizzen von Männern, welche aus dem Jugendkampfe mit den Bedrängnissen des Lebens siegreich hervorgingen.

Nie sahen wir eine Selbstbiographie mit so viel Bescheidenheit und oft wahrer Selbstverläugnung geschrieben, als vorliegende, und nie zweckmäßiger als hier, wo sie als lebendiges Beyspiel den „Winken für Jünglinge" vorangeht. Diese Biographie ist ein leuchtender Beweis, wie es dem Hrn. E. recht aus warmem Herzen geht, Gutes zu schaffen oder doch zu fördern, denn sonst wäre seine Aufrichtigkeit zuweilen zu naiv.

Die Winke für Jünglinge sind so zweckmäßiger Art, vorzüglich für die in der Provinz Studierenden, daß wir sie nicht würdig genug empfehlen können. Sie berühren alle Verhältnisse des akademischen Lebens mit den genauesten Berechnungen und Rathschlägen. Vorzüglich für minder Bemittelte wird dieses Buch ein treuer Wegweiser seyn. Sehr zweckmäßig ist auch die Angabe aller Gegenstände und der für sie bestimmten Stunden auf der Universität zu nennen, indem Viele eine Facultät wählen (wir sprechen von der Provinz), ohne das eigentlich zu kennen, womit sie sich zu beschäftigen haben werden. Die biographischen Skizzen sind zum Theil schon aus den Feyerstunden bekannt. Wir zollen dem Hrn. Verfasser im Nahmen der Jugend, die, wenn sie auch die gereiftere, den Nutzen dieses Buches nicht ganz einzusehen im Stande ist, unsern wärmsten Dank dafür. — l.

Dramaturgische Aphorismen.

Von J. N. Preyer.

Ob es ersprießlich, ob es nützlich für die deutsche dramatische Literatur sey, unzählbare französische Dramen jeder Gattung in Übersetzungen aufnehmen zu müssen, unterliegt einem mächtigen Zweifel, denn die Zeiten der Corneille's, Racine's, Voltaire's sind vorbey. Ich sage, es ist für die deutsche Muse gewissermaßen unrühmlich, den ungerathenen Kindern Scribe's und Compagnie als Amme dienen zu müssen. Es gehört aber zur Charakteristik unserer Zeit, daß der sonst bedächtige und freye Deutsche nicht nur in der Mode, sondern auch in Principien, Ideen und der Literatur gern französische Vorbilder und Gesetze annimmt. Die deutsche Muse pflege ihre eigenen Kinder mit mehr Sorgfalt und Liebe, und bewahre ihre Selbstständigkeit.

Ich habe an vielen Schauspielern und Schauspielerinnen bemerkt und auch gerügt, daß sie, während die Person, mit der sie spielten, sprach, ihre Aufmerksamkeit auf das Parterre, die Logen, auf ihren Anzug, oder auf andere Gegenstände warfen, oder den entgegengesetzten Fehler begehend, ganz in sich selbst vertieft schienen, ohne auf die Rede des Mitspielenden zu achten. Und doch soll der Eindruck, welchen der Sprechende auf den Andern erregen muß und soll, sich in den Gesichtszügen, als dem Spiegel der menschlichen Seele, äußern. Es muß daher jeder Schauspieler auch dann spielen, wenn er schweigt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 90 — 27. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der Banquier trat ein. „Verzeihen Sie, werther Freund!“ sagte er lächelnd, „daß ich unangemeldet, und vielleicht zur ungelegenen Zeit komme; ich fand keinen Bedienten im Vorsaal, schritt durch die Zimmer, hörte Sie hier reden, und da ich mit Ihnen zu sprechen habe, trat ich ein.“

Wilhelmine, noch über die Stellung verlegen, in welcher Wagner sie getroffen hatte, entfernte sich, von Scham und Zorn erglüht.

„Ich bin ganz zu Ihrem Befehl,“ begann jetzt Schröder, nicht im mindesten wegen der Überraschung verlegen, „was steht zu Ihrem Dienste?“

„Erstens meine nochmahlige Entschuldigung, daß ich so zur Unzeit eintrat,“ sagte Wagner.

„Hat nichts zu sagen,“ erwiederte Schröder gleichgültig.

„Ihre Wirthschafterinn muß einmahl sehr schön gewesen seyn; man sieht noch unverkennbar die Spuren.“

„Meinen Sie?“ sagte der Miethsmann, einen bedeutsamen Blick auf den Banquier werfend. „Vielleicht könnten Sie hievon besser urtheilen, als ich selbst.“

„Wie wäre das möglich?“ erwiederte dieser, und das höhnische Lächeln verzerrte wieder sein Gesicht.

„Lassen wir das!“ fiel ihm Schröderin die Rede; „zur Sache! was ist Ihr Begehr?“

„Mir ist eine Geldpost ausgeblieben, meine Frau wünscht einen neuen Wagen, neue Pferde. In einigen Tagen ist ihr Geburtstag, ich wollte sie damit anbinden; und da ich heute Morgen zufällig den Wolf'schen Comptoirdiener mit 1000 Friedrichsdor zu Ihnen hinaufgehen sah, so ersuche ich Sie, mit mir zu theilen, und mir nur auf einige Wochen gegen Billet 500 Friedrichsdor zu leihen. Sie werden mir diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen.

„Und doch!“ erwiederte Schröder trocken.“

„Sie schlagen mir diese Bagatelle ab?“ fuhr Wagner auf; „verzeihen Sie, das finde ich ungefällig, sehr ungefällig! Und welchen Grund können Sie dazu haben?“

„Mehr als einen!“ sagte der Ruhige. „Erstens weiß ich es aus Erfahrung, daß das sicherste Mittel, seine Freunde von sich zu entfernen, das ist: ihnen Geld zu leihen. Zweytens kann einem Manne von dem Vermögen, welches Sie dem Anscheine nach haben, der Credit bey Sattler und Pferdehändler nicht fehlen, mithin bedürfen Sie meiner nicht; und drittens — doch die beyden ersten Gründe sind schon hinreichend, lassen Sie mich den dritten zurückbehalten.“

„Ich bitte,“ fiel ihm der Banquier mit erzwungener Freundlichkeit und äußerst empfindlich in die Rede,

„ich bitte, fahren Sie nur fort, sagen Sie mir auch den dritten Grund. Ihre geistreichen Bemerkungen sind zu interessant um der Mittheilung entzogen zu werden.“

„Wie Sie befehlen!“ nahm Schröder ganz ruhig das Wort. „Weil ich drittens weiß, daß Ihre Vermögensumstände zerrüttet sind.“

„Mein Herr!“ fuhr Wagner in zornigem, drohendem Tone auf.

„Heute Morgen ließ mir eben der Banquier Wolf einen Wechsel von Ihnen auf 500 Louisdor für 300 anbiethen,“ sagte Schröder, ohne sich durch Wagner's drohende Stellung aus seiner Ruhe bringen zu lassen, „und zu dergleichen Geschäften nimmt, wie Sie wohl selbst wissen werden, ein Banquier nie seine Zuflucht, wenn es nicht mit ihm oder mit dem Aussteller des Wechsels schlecht steht. — Zugleich benachrichtige ich Sie, daß er nach drey Tagen, wie der Wechsel verfallen ist, klagbar werden wird.“

„Ein unangenehmer, mich in Verlegenheit setzender Vorfall!“ sagte Wagner, und Zorn und Anmaßung waren verschwunden. „Ja, ich muß es gestehen, ich bin durch Unvorsichtigkeit in eine augenblickliche Geldverlegenheit gerathen; aber, da Sie wissen, wie solch eine Sache so leicht den Credit eines ehrlichen Mannes ruiniren kann, so hoffe ich um desto mehr von Ihnen, daß Sie mich aus dieser Verlegenheit reißen werden.“

„Ordnung, Sparsamkeit reichen aus, Ihnen den Credit eines redlichen Mannes zu geben; mehr bedürfen Sie nicht. Übrigens gestehe ich, daß ich Ihnen willig mit dieser Kleinigkeit dienen würde, hätten Sie nicht eigene Mittel sich für den Augenblick Geld zu schaffen. Schicken Sie nur einen Theil des Schmuckes Ihrer Frau auf das Leihhaus, und Sie haben das Nöthige.“

„Der Schmuck ist das Eigenthum meiner Frau,“ fiel ihm Wagner in die Rede.

„Und sollte Ihre Frau Ihnen nicht willig das Opfer bringen?“

„Ich fürchte, nein!“

„Und Sie verlangen von mir ein solches Opfer?“

„Sie entbehren dadurch nichts,“ erwiederte der Banquier; „ob das Geld in Ihrem Schreibtisch liegt, oder mir nützt, kann Ihnen gleich seyn, sind Sie nur der Wiederbezahlung gewiß; aber meine Frau könnte während der ganzen Zeit nicht in Gesellschaft gehen, müßte zu Hause bleiben, sich langweilen, und ich hätte die böseste Laune von der Welt zu ertragen.“

„Ist der Anstand, der Geist, mit welchem Ihre Gattinn in Gesellschaft tritt, nicht Schmucks genug?“ sagte Schröder, „bedarf es solchen Tandes, um zu glänzen? bedarf es überhaupt des Glanzes?“

„Sie kennen die Welt noch wenig, lieber Freund!“ erwiederte Wagner zutraulich scheinend. „Der äußere Schimmer macht Alles. Mit den Juwelen verlöre meine Frau ihre Gesellschaft, ich meine Freunde, meinen Credit. Sehen Sie, so hängt eines an dem andern.“

„Armer, bedaurungswürdiger Mann, dessen Existenz an dem Schmucke seines Weibes hängt!“ rief Schröder, und es lag kein Hohn in diesem Ausrufe, „armer, bedaurungswürdiger Mann, dessen Lebensglück nur von dem Schimmer einiger Brillanten Glanz erhält, und mit diesen vergeht! Sehen Sie auf Ihre Kinder, sehen Sie auf diesen wahren herrlichen Schmuck, treten Sie mit Stolz an ihrer Seite in die Welt, und Sie müssen sich reich dünken, und wären Sie ein Bettler.“

„Werther Freund!“ unterbrach ihn Wagner, über das Abschweifen von dem eigentlichen Thema ungeduldig werdend, „was nützen mir die Töchter? In der Gesellschaft sind sie wohl, und besonders Euphrosine ein Glanzpunct; sind aber die Lichter erst ausgelöscht, so treten die Sorgen um sie hervor, und der zum nächsten Ball nothwendige Putz, die Marken, welche morgen Tanzmeister, Clavier- und Singlehrer, selbst der unglückliche Candidat, der sie das Versemachen lehren soll, bringen, ließen mich gewiß oft nicht schlafen, wäre ich dergleichen nicht schon zu gewohnt. Selbst für die Zukunft ist keine Aussicht für sie. Die Älteste verlangt zu viel, keiner ist ihr recht. Der eine Bewerber stellte Mozart über Rossini, und er war von diesem Augenblicke an ein geschmackloser Mensch. Der zweyte, ein reicher Gutsbesitzer, sollte den Tempelherrn in Nathan dem Weisen lesen, er las schlecht, und war nun ein ungebildeter Landjunker. Ein braver Officier warb um sie; er gefiel ihr, aber aus Caprice sollte er erst auf dem nächsten Ball bey dem Cotillon das Jawort erhalten. Der Arme kann wegen seiner Blessur, die er im letzten Feldzuge erhielt, nicht tanzen, und erhielt einen Korb. Jetzt schwärmt ein junger, reisender Schriftsteller um sie, den meine Frau wider meinen Willen ins Haus gezogen hat. Diese jungen Herren amüsiren sich, essen und trinken, und lassen sich's bey einem wohl seyn, und damit wir ihnen auch noch obendrein die Reisekosten bezahlen, schildern sie mit poetischer Frechheit ihre Reiseabenteuer, und porträtiren dann zur schuldigen Danksagung für die Gastfreundschaft mit eben nicht feinen

Farben uns Thoren, die sie aufnahmen. Meine zweyte Tochter, Marie, ist zu einfach; um sie kümmert sich keiner, und sie versteht es nicht, Männer zu fesseln. Aber wir kommen ganz von der Hauptsache ab; wollen Sie also die Güte haben? — Nach meinem offenen Geständniß, das nur ein Freund dem andern thun kann, können Sie meiner Freundschaft gewiß seyn, und so hoffe ich ...“

„Hoffen Sie nichts!“ unterbrach ihn Schröder. „Ich bin in meinen Entschlüssen zu fest, um mich durch Ihre Worte wankend machen zu lassen. Wüßte ich, daß die verlangten 500 Friedrichsdor Sie aus einer wirklichen Verlegenheit rissen, so würde ich keinen Anstand nehmen, die Schuld jenes Knaben dort auf dem Bilde zu bezahlen, den Sie, wie Sie mir sagten, mit Tausenden und so mancher Empfehlung seinem Glück entgegengeschickt haben. Aber heute lösten Sie Ihren Wechsel mit diesem Gelde ein, und in acht Tagen käme der alte Wolf mit einem andern von 4000 Louisdor, und Sie wären um nichts gebessert, und immer noch in gleicher Lage.“

„Sie kennen meine Verhältnisse sehr genau,“ sagte der Banquier, noch ungewiß, ob er mit Stolz oder Demuth antworten sollte; „Sie mischen sich, wie es scheint, absichtlich in meine Angelegenheiten, ohne jedoch den Willen zu haben, sie freundschaftlich zu ordnen; Sie biethen mir Ermahnungen statt Geld; ohne das letztere sind erstere ganz am unrechten Ort, und, ich gestehe, mir lästig.“

„So behalte ich sie für mich,“ antwortete Schröder trocken. „Es thut mir leid, daß ein guter Rath, oft mehr werth als Gold, von Ihnen zurückgewiesen wird.“

Wagner bedachte sich hier auf einen Augenblick. „Mein Herr, ich habe die Ehre mich zu empfehlen,“ sagte er dann stolz, stand auf, verneigte sich, und verließ das Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Befreundeten.

Morgen und Nacht!
Der uns die Gebilde des Lebens entschleyert,
Gruß Dir, von der Schöpfungen Jubel gefeyert!
Herrlich erwacht!
Aber du auch, Verhüllte, sey uns willkommen,
Die uns, dem Gewühle des Tages entnommen,
In den Armen des Schlummers den Mohntrank gebracht!

Jänner und May!
Du in dem Gewande der Nebel, der düstern!
In dem Vereine mit den bunten Geschwistern
Führend die Reih'!
Wende deine Tritte vom lieblichen Kinde,
Daß es in der Fülle der Blumengewinde
Der Empfindung feenhafter Genius sey!

Kunst und Natur!
Theure Geliebte, bildend, dichtend und tönend,
In den Idealen belebend, verschönend
Irdische Flur!
Du, ihre Schwester, die im Wechsel Verjüngte!
Du von den Schaaren aller Wesen Umringte!
Empfangt uns'rer Treue unverbrüchlichen Schwur!

Gefühl und Licht!
Stürmendes Gefühl, wohin reißt uns dein Wogen?
Dahin, wo das Herz, von der Fluth fortgezogen,
Unter ihr bricht!
Aber die Wahrheit, die von Sphären umsternte,
Läutert das Nahe und vereint das Entfernte
Mit dem Strahlengewinde, das die Sterne umflicht!

Arthur vom Nordstern.

Sitten der Leonnesen in Niederbretagne.

(Beschluß.)

Wird eine Frau zum ersten Mahle Mutter, so schickt sie zu allen schwangern Frauen ihrer Nachbarschaft Weißbrot und warmen Wein, als ein Liebesmahl, das ihre glückliche Entbindung und den Wunsch zu einer gleichen bey ihnen bedeuten soll. Alle jungen Mütter aus der Nähe eilen zu der Neuentbundenen und flehen um die Gunst, zuerst ihrem Kinde die Brust zu geben, denn in ihren Augen ist das Neugeborne eine Seele, die so eben den Himmel verlassen, seine Lippen sind heilig, sie heiligen die Brust, welche sie berühren, sein Lächeln ist segenbringend. Reihe herum säugt jede Mutter das Kind. Stirbt dessen eigene, so versammeln sich alle übrigen um das Lager der Todten, der Pfarrer betrachtet sie sich, gibt der, die ihm die würdigste scheint, das Kind und sagt: „Nehmt die Gabe, die Gott euch geschenkt.“ Die Frau, stolz auf des Himmels Pfand und auf den erhaltenen Vorzug, dankt und nimmt es mit sich. Ist sie zu dürftig und außer Stand, es genügend zu nähren, so stehen ihr die übrigen Frauen hierin bey, sie scheuen nicht mehrere Wegstunden und das Abbrechen vom Schlafe, um ihrer Pflicht nachzukommen.

Jeder Reisende, der in diese wenig besuchten Gegenden kommt, wird freundlich aufgenommen; ungescheut tritt der Bettler mit den Worten in die Hütte: „Gott segne alle die, so hier sind.“ — „Und auch euch,“ antwortet der Hausvater, ihm einen Platz am Herde anweisend, und das Rohr und Ginster auf dem Herde von Neuem anfachend, auf daß der Einge-

kehrte sich wärme und trockne. Dieser setzt sich, legt seinen Bettelsack ab, um ihn voller gefüllt wieder mitzunehmen. Er vergilt die ihm gereichte Labung mit Neuigkeiten, die er auskramt, er erzählt von Geburten, Heirathen, Krankheiten und Todesfällen, berichtet, wie es dort mit dem Reifen des Getreides stehe, wie weit da die Ernte vorgeschritten sey, wie dem und jenem die Wallfahrt nach St. Johann mit dem Finger von wehen Augen geholfen, wie St. Lorenzibrunnen vielen gegen Gicht gut gethan, u. s. w. Den jungen Mädchen gibt er Kunde, wie viel schmucke Dirnen auf der Brücke Pinzu am St. Michaelstage gesessen, wie viel junge Bursche auf diesen Weibermarkt hingekommen, um sie zu beschauen, wie viel Verlöbnisse geschlossen wurden. Auch bestärkt er sie in dem Glauben an die Vorbedeutung des Werfens einer Nadel, die an der Schnürbrust gesteckt, in eine gewisse Quelle, wo man aus der Art, wie sie falle, folgern könne, ob die Werferinn dieß Jahr Braut werde oder nicht. Er singt Mordgeschichten ab und erzählt Wunder und Geistermährchen, denn der Bettler ist der Barde, der Zeitungsbothe, der reisende Handelsdiener der Leonnesen, seine und der heimziehenden Schnitter Spukgeschichten hört man gern am knisternden Herde, wenn's draußen stürmt und tobt und man drinnen behaglich warm und trocken sitzt.

Calembourgs.

1. Welches Thier trägt jeder Mensch mit sich herum?

2. Welcher Handwerker kann nicht ohne Fische sein Gewerbe treiben?

3. Auf welcher Speise kann man landeinwärts taglang fahren, während man sie im nächsten Dorfe gierig ißt?

4. Welchen Mann des alten Testaments sieht man noch heut zu Tage millionenmahl in der Welt?

5. Wo werden allen Menschen beständig die Augen naß?

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.) Zu den Gastrollen der HH. Vetter und Pezold kommen nun jene des Hrn. Detroit, Sängers am königl. Hoftheater zu Dresden. Letzterer erschien bisher nur in Einer Rolle, jener des „Hähnchen“ im Handwerkerfeste. Er hat den preussischen Dialect vollkommen inne, spricht ihn aber bis zur Unverständlichkeit schnell; er ist ein gewandter Schauspieler, aber ein sehr schwacher Sänger. Den Vergleich mit Cramolini konnte er in dieser Rolle keineswegs aushalten. — Hr. Vetter ließ sich in verschiedenen Parthien hören, aber die, welche seinen Ruhm hier begründen soll, war noch nicht darunter. In der Zauberflöte und im Fidelio war er am unglücklichsten. Dieser Sänger hat ohne Zweifel schöne materielle Mittel; aber es fehlt ihm an Seele, und damit ist schon ausgesprochen, daß er auch dann keinen großen Effect hervorbringt, wenn er seine Stimme bis zum Schreyen anstrengt. Mit Hrn. Pezold ist man besser zufrieden; sein Waldeburg war eine gute Leistung, sein Figaro dagegen kaum eine mittelmäßige. — Robert der Teufel wird nun in diesem Hoftheater einstudiert werden. Die Besetzung der Hauptrollen, wobey jedoch noch Abänderungen möglich sind, soll folgende seyn: Robert, Hr. Breiting, Prinzessinn, Dlle. Löwe, Alice, Mad. Ernst, Bertram, Hr. Staudigel, Raimbaud, Hr. Cramolini. Das Einstudieren dieses großen Werkes wird viel Zeitaufwand benöthigen; Verbesserungen und Abkürzungen werden darin vorgenommen, welche der Compositeur selbst vorgeschlagen hat.

Mancherley.

Der Vicedirector des Hofburgtheaters, Hr. Deinhardstein, von welchem bey Bermann ein von Kriehuber in Stein verfertigtes, sehr gelungenes Portrait erschien, ist in die Bäder von Ischl abgereiset. — Die k. k. Hofschauspielerinn Dlle. Pistor hat ihr Gastspiel in Brünn beendiget. Sie gefiel so allgemein, daß sie nach Ablauf der bedungenen Gastrollen eingeladen wurde, noch drey zu geben. Sie erschien zum letzten Mahle am 17. July in ihrem Einnahmsstücke, dem „Testament einer armen Frau.“ — Das neue Casino des Hrn. Dommayer in Hietzing erfreut sich eines zahlreichen Zuspruchs. Der Unternehmer hat keine Kosten gescheut, die Besucher zufrieden zu stellen. Geschmack und Grandiosität erblickt man hier in schönem Verein. Die Kost ist vortrefflich und billig, der Wein preiswürdig, die Bedienung artig und schnell. Strauß, der diesem Etablissement wieder gewonnen ist, entzückt an den Sonntagen und an Reunionstagen seine zahlreichen Freunde und Gönner. — Die neue Parodie von „Robert dem Teufel,“ unter dem Titel: „Robert der Wauwau,“ im Leopoldstädtertheater, hat kein Glück gemacht. — Der Componist und Virtuos Hr. Kalkbrenner hat von des Königs von Preußen Majestät den rothen Adlerorden dritter Classe erhalten. — Der Balletmeister Aumer, der durch eine Reihe von Jahren in Wien Balletmeister war, und viel Gelungenes lieferte, ist in Paris, 60 Jahre alt, gestorben. — Hr. Wild macht in diesem Jahre wo möglich in Pesth noch mehr Glück, als im vorigen. Außer dem fortwährend steigenden Beyfall empfängt er ungewöhnliche Ehrenbezeigungen von dem Adel und den Honoratioren dieser Hauptstadt. Zampa, Joseph, Othello, Joconde, Fra Diavolo wurden bey vollem oder doch gut gefülltem Hause aufgeführt. — In Ofen befindet sich eine ungarische Schauspielergesellschaft, welche gelobt wird. — Hr. Scholz bringt die letzte Hälfte seiner Urlaubszeit in Linz zu. Die Direction macht gute Geschäfte mit ihm.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 91 — 30. July 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

9.

Am andern Tage wurde Schröder von seinem Hauswirth zu einem großen Mittagsmahl eingeladen. Mit Unmuth ging er hinunter, denn solch' ein Leichtsinn erschien ihm fürchterlich. Er fand dort die ausgesuchteste Gesellschaft, und die Tafel mit so vielem Überfluß besetzt, daß es ihm unmöglich dünkte, wie ein Mann, der erst gestern in solcher Verlegenheit gewesen war, ihn um ein Anlehen anzusprechen, heute ein so verschwenderisches Mahl geben konnte. Aber auch fast eben so sehr fiel ihm der Platz auf, den er heute einnehmen mußte. Sonst war ihm immer der Ehrenplatz neben der Frau vom Hause zu Theil geworden; heute saß er am untern Ende des Tisches zwischen Marien und einem jungen Forstpracticanten Nahmens Miller, der oft in des Banquiers Hause war. So wenig er sich auch um das Ceremoniell kümmerte, mußte es ihm doch nach der gestrigen Unterredung auffallend seyn, daß man ihm heute so weit unten, auch, daß man ihm neben Marie seinen Platz angewiesen hatte, die heute besonders still und zurückhaltend war. Anfangs hielt es Schröder für eine absichtliche Zurücksetzung, und belächelte es; als ihm jedoch während des Mahles Mariens Betragen, noch mehr aber die beobachtenden Blicke der Mutter auffielen, glaubte er heller zu sehen, und sein etwas mißtrauisches Gemüth war auf seiner Hut. Er versuchte nun mehrere Saiten in dem Mädchen zu berühren, und glaubte so mehr Licht zu bekommen, doch alle blieben tonlos, und Marie ward sichtbar verlegen, aber um so schöner, da heute ein zartes Roth ihre Lilienwangen überzog.

So still das Mädchen war, so heiter und aufgeweckt war ihre Schwester an der Seite eben des reisenden Schriftstellers, dessen der Vater am vergangenen Tage mißfällig erwähnt hatte. Sie war ganz Ohr, wenn er sprach; schien das Feuer, mit welchem er sich ausdrückte, zu theilen, und man sah es Beyden an, daß der Lachs und die Fasanen, die sie mechanisch verzehrten, unbemerkt ihre irdische Wanderung vollbrachten, während sie in höhern Sphären schwebten. Der Dichter war ein schöngebauter, ansehnlicher Mann, mit tief liegenden, sprechenden Augen, sein Gesicht war blaß, diese Lieblingsfarbe der Frauen bey jungen Männern, welche sie doch so oft täuscht; sein Gänzes war zum Gefallen geschaffen, und schien auch Euphrosinens stolzem Sinne zu genügen. Er sang schön; seine Dichtungen, oft zu sehr rohe Natur, waren doch zuweilen ächte Poesie, diese Welt war ihm nur der Kerker der gefesselten Psyche, und nur in dem von keinem Licht menschlicher Weisheit erhellten Jenseits strahlten ihm Myriaden Sonnen. Nur aus Euphrosinens schönem, dunkelblauen Auge schien ihm auch hier schon eine Sonne

zu leuchten, und dann verzieh ihm die Geschmeichelte gern seinen irdischen Flug.

Obgleich mit sich selbst und seiner Nachbarinn sattsam beschäftigt, hatte Schröder dennoch mit Theilnahme Euphrosinen beobachtet; er glaubte sie an einem Abgrunde stehen zu sehen, und nahm sich vor, auch hier Freund und Warner zu seyn. Aber bald, als er nach aufgehobener Tafel sich zufällig allein mit Marien auf dem Balcon befand, vergaß er sie und ihren Dichter; er sah nur das Mädchen, deren dunkles Auge er feucht zu sehen glaubte. — „Was ist Ihnen, Fräulein!“ sprach er mit Theilnahme; „irr' ich nicht, so lastet ein Kummer auf Ihnen; theilen Sie mir ihn mit; Mitgefühl allein heilt die Wunden. Fassen Sie die Überzeugung, daß wahre, väterliche Neigung mich diese Bitte thun läßt; schließen Sie mir Ihr Herz auf!“

Marie schwieg erröthend, doch sah man es ihr an, daß ihr das Schweigen schwer wurde, und sie sich gern mitgetheilt hätte.

„Marie,“ fuhr Schröder noch traulicher fort, „Sie lieben!“ — Bey diesen Worten erbebte das Mädchen; auch er fühlte ein leises Zittern durch seine Nerven. War es Hoffnung, war es Furcht, er wußte es nicht. Auch die Thräne im Auge des Mädchens, auch der seelenvolle, innige Blick, mit dem sie in diesem entscheidenden Augenblick nach ihm aufsah, löste ihm das Räthsel nicht; auch in diesem Blicke konnte Furcht und Hoffnung zugleich Bestätigung finden.

„Sie schweigen? wollen dem Freunde Ihr Herz nicht öffnen?“ fuhr er fort. „Sie thun Unrecht. Die erste Liebe, und das ist sie gewiß in Ihrer jungfräulichen Brust, bedarf eines Freundes. Wie Blüthe auf Blüthe von der Morgensonne geküßt, den Kelch öffnend, sich entfaltet, so erschließt sich an jedem Tage das jugendliche Herz immer mehr, wie eine lieblich duftende Blume, wenn die Frühlingssonne der ersten Liebe es erwärmt. Dann bedarf es des Freundes, das Erschlossene sorgsam zu wahren.“

„Aber auch ihrem Verwelken gleicht des Menschen Herz,“ sagte jetzt Marie feyerlich. „Der Sturm nimmt ein welkes Blatt nach dem andern auf seine Schwingen, und die Blume war. Die Stürme des Lebens ergreifen das Herz mit seiner Liebe, und streuen die Blüthen umher; das hoffnungslose Herz beugt sich vor dem Sturm, wie die blätterlose Blume, und beyde sind gebrochen.“ Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, als sie ihn verließ.

Da stand er nun, so manchen qualvollen Gefühlen überlassen; Gefühlen, die ihm bisher fremd geblieben waren. Marie erschien ihm in diesem Augenblick in ganz anderem Lichte, von einem Glanz umgeben, der seine Augen blendete, seinen klaren Blick umwölkte.

Er, der sonst so ruhig jedem Schicksal entgegengegangen, der besonnen handelnd, nie der Leidenschaft Sclave gewesen war, sah jetzt ängstlich, beklommen und ungewiß in die Zukunft, und nur das war er gewiß, daß er Neigung zu Marien fühlte. Aber die Ungewißheit über ihr Herz erregte einen Zwiespalt in seinem Innern, dessen er nicht Meister werden konnte. Daß sie liebe, hatte sie ihm geoffenbart; aber, ob sie ihn, ob sie einen Andern liebte, wie konnte er dieß Räthsel lösen, wie sich Licht in diesem Dunkel verschaffen?

Er eilte nach seinem Zimmer. Hier rückte er seinen Lehnstuhl dem Familienbilde gegenüber, und sah unverwandt, als ob sie den Zweifel in seinem Innern lösen könnten, auf den alten Vater, auf die liebreiche Mutter, und je länger er die ihm so theuren Züge sah, desto lebendiger wurden sie. Die todten Farben erhielten Gluth und Leben, und es war ihm, als ob sich um den Mund Beyder ein Lächeln zöge, als ob ihr Auge ihm freundlich begegne, ihr Haupt ihm traulich zunickte „Ja!“ rief er aus, und bemerkte die eintretende Wilhelmine nicht, „theure Entschlafene, ich verstehe euch, ich ehre euren Willen, er bestimme mich!“

„Das gebe Gott!“ unterbrach Wilhelmine sein Selbstgespräch. Er fuhr erschrocken auf. „Ja, lieber Herr!“ sprach sie gerührt, „gebe Gott, daß Sie einen Entschluß zu Ihrem Heile fassen mögen! Wählen Sie Marie; ich habe sie Beyde vom Garten aus auf denn Balcon stehen sehen, und wahrlich! in des Mädchens Auge sprach sich deutlich die Liebe zu Ihnen aus.“

„Glauben Sie das!“ unterbrach sie Schröder, und der Unmuth über die Störung war verschwunden; Freude glänzte in seinem Blicke.

„Ich glaube es, und bin es fast überzeugt. Das Mädchen spricht nur mit Liebe von Ihnen und mit einer Wärme, die nur aus dem Herzen kommen kann. Sie ist still und gut; die Leute im Hause lieben sie, und das ist immer ein gutes Zeichen. Auch scheint sie keinen Gefallen an dem thörichten Leben in ihrer Ältern Hause zu finden, und ist anspruchlos und bescheiden. Zaudern Sie nicht lange; wer weiß, was in der folgenden Stunde geschieht, und das unbewachte Herz eines Mädchens ist oft dem Augenblick hingegeben, und dann wäre es für Sie zu spät!“

Statt der Antwort drückte ihr Schröder die Hand.

„Ich verstehe Sie," fuhr Wilhelmine fort, „Sie sind bestimmt, und scheuen sich, es auszusprechen. Ich will nicht weiter in Sie dringen, weiß ich doch, daß der Himmel Ihr Herz gelenkt hat. Aber wissen Sie schon," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß man im Hause spricht, er werde in diesen Tagen Wechselarrest bekommen? Helfen Sie ihm nicht gleich; lassen Sie sich nicht von ihrer Weichheit überraschen, von seinen Worten überlisten; lassen Sie ihn sein Unglück fühlen, tief fühlen! lassen Sie ihn elend werden, wie ich es war, sonst hoffen Sie auf keine Besserung."

„Ruhig, Wilhelmine," sagte Schröder, „ruhig, und wenn Sie mir gefällig seyn wollen, so schweigen Sie über ihn; es schmerzt mich Ihretwegen, wenn Sie diese Saite berühren."

„Ruhig soll ich seyn, gelassen soll ich bleiben," rief sie aufgeregt. „Verlangen Sie von mir, daß die Ruhe mich in diesem Hause begleiten soll? Alle schlummernden Gefühle sind erwacht; Alles, was die Vernunft, was Ihr Beyspiel gezähmt hatte, bricht wild aus mir hervor. Ich bin ein Aschenhaufe, in dem alle Freuden, alle Lebensfunken verzehrt, verglimmt sind; nur einer, der Funke der Rache, schlummerte nur. Er ist erwacht, und die Erinnerung blies ihn zur Flamme."

„Hab' ich es um Sie verdient, Wilhelmine," unterbrach sie Schröder mit strafendem Tone, „daß Sie mir meine Bitte nicht gewähren, da mir ein ruhiges Gemüth jetzt so nothwendig ist?"

„Ob Sie das um mich verdient haben? edler Mann!" rief die Aufgeregte, durch seine Worte tief erschüttert; „mehr, tausendmahl mehr; den Himmel haben Sie um mich verdient, denn Sie entrissen mich der Hölle. Als ich Ihnen, der Verzweiflung preis gegeben, vor den Thoren jener Stadt begegnete, Sie die Unglückliche freundlich aufnahmen, ihr Trost zusprachen, Ihren kleinen Verdienst, den letzten Bissen mit mir theilten, mich treu auf meinem Krankenlager pflegten, und lieber die Wohlthaten jenes strengen Mannes, und jede Hoffnung auf Glück aufgaben, als die verlassene Unglückliche: da, Herr! haben Sie mich mit Banden an sich gefesselt, die mich tausendmahl fester binden, als die Wohlthaten, welche ich in guter Zeit von Ihnen empfing, als der Überfluß, den Sie mit der Ausgestoßenen theilten." „Ihnen ist mein Leben, meine Seele verschrieben, die Sie vom Verderben retteten, — Ihnen bin ich leibeigen bis zum Tode! — Darum will ich schweigen, und seinen Nahmen nicht mehr vor Ihnen nennen," fuhr sie beruhigter fort; „ich will die Gluth in meiner Brust verschließen; sie mag mich verzehren, wenn ich nur meinen Freund, meinen Wohlthäter nicht kränke."

„Thun Sie das, Wilhelmine!" sagte Schröder der Erschöpften einen Stuhl reichend; „vergessen Sie das Unabänderliche, und wenn Sie Ihr Abendgebeth beginnen, bitten Sie Gott um ein versöhnliches Herz."

„Amen!" sprach sie, „Ihr Wille geschehe!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Entdecken und Erfinden.

An einer Straßenecke las ich heut'
In Lettern, die sich weit und breit
Durch ihre Größe producirten:
„Ganz neu entdeckte Schlaf-, Commod-
Und Reisesöde von Herrn Roth."
In welchem unbekannten Land
Herr Roth wohl dieses Völklein fand? —
Vielleicht les' ich in wenig Stunden:
„Einen Komet hat R. erfunden! —"

F. W. Jaggi.

Beruhigende Versicherung.

Für alle jene, welche den Kahlenberg besuchen und doch das Steigen vermeiden wollen, ist bekanntlich seit dem vorigen Sommer die Anstalt getroffen, daß man auf niedlich gesattelten Eseln seine Zinne erreichen und diese Thiere in Grinzing zu jeder Tagesstunde finden kann. —

Zwey meiner Bekannten hatten vor wenig Tagen den Vorsatz, in Damengesellschaft den Berg zu ersteigen, und bestellten am Vorabende, zur Erleichterung der Schönen, diese Thiere mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man sie aber auch ganz sicher des andern Morgens sieben Uhr am Ende des genannten Dorfes finde. —

Mit großem Wortschwalle betheuerte der zu ähnlichen Bestellungen Bevollmächtigte, daß er stets pünctlich in seinen Verrichtungen sey und rief meinen Bekannten noch als völlig „beruhigende Versicherung" nach: Sorgen Sie sich gar nicht! Wenn Euer Gnaden kommen, sind die Esel da! —

Sprüche für's Haus.

(Metrisch nach mehreren älteren prosaischen Aphorismen bearbeitet.)

Genügsamkeit verlängert unsre Lebensjahre,
Der Überfluß bringt zeitig oft — die grauen Haare.

Vermählst du dich, trau' nicht dem Kopf, laß ihn nicht wählen,
Dem Herzen folg, und sey gewiß, es kann nicht fehlen.

C. F. Müller.

Auflösung

der Calembourgs im vorigen Blatte:

1. Die Maus (an den Gliedern.)
2. Der Schuster, denn er braucht Ahlen (Aalen)
3. Auf einer Wurst.
4. Den Loth.
5. In Grönland (Wortspiel mit Kren, Meerrettig).

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Unsere Breslauer Gäste Dlle. Sutorius und Hr. Hausmann werden jetzt immer anziehender, und die Direction scheint bey ihren Gastspielen ihre Rechnung zu finden. Dlle. Sutorius trat als Elise im: „Räthsel" als Landmädchen in einer Scene aus: „Welcher ist der Bräutigam" und in: „Finette Aschenbrödel" in der Titelrolle auf. Ihre Darstellungen waren durchaus gelungen und haben vielen Beyfall gefunden. Ihr Costume war jederzeit geschmackvoll zu nennen. Die vorzüglichste Leistung des Hrn. Hausmann ist: „Der Eckensteher Nante aus Berlin im Verhör." Diese Localscene, unserem „Wirfels Verhör" getreu nachgebildet, enthält viele Berliner Witze und gewinnt durch das charakteristische Spiel des Hrn. Hausmann solch' jocosen Anstrich, daß man unwillkührlich zu den lautesten Beyfallsäußerungen hingerissen wird. Das Publicum lohnt die brave Leistung unseres Gastes stets mit mehrmahligem Vorrufen. — Als neu engagirtes Mitglied hörten wir eine gewisse Dlle. Louise Trisa in der komischen Scenenreihe: „Fünf Speisen" eine Arie aus der Oper: „Die diebische Elster" singen. Ihre Stimme ist angenehm, bedarf aber noch einer ziemlichen Ausbildung. — Die fleißige und talentvolle Schauspielerinn Dlle. Schadezky übernimmt versuchsweise mehrere Parthien im Localfache vom ersten Range. Unlängst erschien sie in dem launigen Producte: „Mimili" in der Titelrolle. Die Wahl war für Dlle. Schadezky nicht glücklich, da sie noch im Gesange bedeutend zurück ist. Bey ihrem lobenswerthen Streben nach Vervollkommnung war gewiß Fleiß und Eifer nicht zu verkennen, aber demungeachtet können wir nicht der Meinung beypflichten, Dlle. Schadezky habe über Erwarten gespielt, nachdem sie nur in der einzigen Scene als Italienerinn durch ihre gelungene Aussprache im Italienischen und gebrochenen Deutsch lobend erwähnt zu werden verdient. Der enthusiastische Beyfall, womit das schwierige Duett im zweyten Acte aufgenommen wurde, mag in der komischen Kraft desselben und in der glücklichen Markirung des Hrn. Lang, nicht aber in dem verdienstlichen Gesange der Dlle. Schadezky, seinen Ursprung suchen. Diese kritische Ansicht soll nicht den Zweck haben, Dlle. Schadezky entmuthigen zu wollen, im Gegentheile ohne Lobhudeley sie zur ferneren Thätigkeit und Vorwärtsschreiten aufzumuntern. — Dlle. Pauline Demmer wagte im: „Bauer als Millionär" ihren ersten theatralischen Versuch als „Jugend," und gefiel. Da sich bey ihr so viele Eigenschaften vereinigen, um ihr Erscheinen reizend zu machen: ein schönes Gesichtchen, eine niedliche Gestalt und ein freundliches Geberdenspiel, so war sie ganz natürlich eine überraschende Jugend. Bemerkbare Ängstlichkeit machte ihre Bewegungen zu abgemessen und schwächte ihre Stimme. Die artige Weise jedoch, mit welcher sie sich einer gütigen Nachsicht empfahl, war so wirkend, daß Dlle. Demmer zweymahl gerufen ward. Hr. Blankovsky genügte als „Haß" in keiner Beziehung, denn durch seine matte Darstellung ging die sonst so wirksame Scene im dritten Acte, wo er sich in die beyden Mädchen verliebt, gänzlich verloren. — „Der Platzregen als Eheprocurator" eine dramatische Anekdote in zwey Acten von Raupach, zum ersten Mahle gegeben, verschaffte den Gästen Dlle. Sutorius und Hrn. Hausmann abermahls Gelegenheit, ihren vortheilhaften Ruf zu befestigen. Ohne auf besonderes Lob Anspruch zu machen, bewegt sich das Stückchen in einer leichten und gefälligen Form. Das Sujet ist sehr dürftig und dreht sich um ein Töpfchen Gänseschmalz, welches eine Köchinn ihrem Liebhaber, der als Fourierschütz bey einem Hauptmanne in Diensten steht, einhändigen will. Ein Platzregen nöthiget den Hrn. Hauptmann unter dem Thore der Frau Commerzienräthinn, bey welcher die Köchinn Gusti sich befindet, gerade in dem Moment Obdach zu suchen, in welchem Gusti ihren Geliebten erwartet. Die Abenddämmerung begünstigt den Irrthum, daß der Hr. Hauptmann als vermeintlicher Liebhaber Besitzer des Töpfchens wird, und so endiget sich nach einigen interessanten qui pro quo's das Ganze, wie in allen Komödien, mit einer Heirath. Dlle. Sutorius (Köchinn) und Hr. Hausmann (Soldat) bewegten sich in ihren Sphären recht verdienstlich, und das zahlreiche Auditorium rief Beyde nach dem ersten Acte verdientermaßen vor. Auch die übrigen, Mad. Schack, dann die HH. Blankovsky und Tomaselli, wirkten nach Maßgabe ihrer Kräfte mit lobenswerthem Fleiße, und somit war die Darstellung dieses Stückchens gerundet. — Die romantische Oper: „Robert der Teufel" erschien vor Kurzem auf dieser Bühne parodirt unter dem Titel: „Robert der Wauwau" mit genauer Haltung an das Original vom Verfasser des „guten Humors," mit Musik von Andreas Scutta. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Parodie eine äußerst flüchtige Bearbeitung sey, und daß bey den vielen Mängeln, welche sich bey der ersten Aufführung darbothen, das Ganze als humorlos langweilte, und bey den äußerst zahlreich versammelten Theaterfreunden eine ungünstige Stimmung hervorbringen mußte. Allein durch eine gehörige Politur, durch Hinweglassung unpassender Stellen, Vermeidung trivialer Ausdrücke, bewiesen erst die ferneren Vorstellungen, daß diese Bearbeitung nicht gänzlich werthlos sey. Es herrscht ein bedeutender Unterschied zwischen der ersten und einer späteren Aufführung. Diese Parodie, durch eingelegte witzige Liedertexte und rasches Zusammenspiel fängt an die Lachlust des Publicums rege zu machen, und der Direction volle Häuser zu verschaffen. Somit erfüllt sie doch einen Zweck, denn weitere Ansprüche wird sie in der That nie machen können. Die Darsteller schienen am ersten Abende nicht vollkommen in ihre Charaktere eingedrungen zu seyn, denn es zeigten sich in der Aufführung selbst viele Ecken, welche den Tumultuanten noch mehr Gelegenheit verschafften, ihre Meinungen lärmend auszudrücken. Ganz anders verhalten sich die folgenden Darstellungen, in welchen die HH. Lang, Scutta, Tomaselli, Mad. Schack und Dlle. Jäger immer steigenden Beyfall ernten. Hr. Fermier (Bertram) hat keinen glücklichen Substituten, denn Hr. Ziegler weiß sich im Gesange nicht bemerkbar zu machen. Hr. Brinke ist als Helene eine ergötzliche Karrikatur. Die wunderhübschen Gruppirungen des Hrn. Schadezky überschütten diesen verdienstvollen Pantomimenmeister mit Applaus, denn er wird immer mehrmahl vorgerufen. Die glänzende Ausstattung durch Decorationen und Costumes, wie die großentheils melodiöse Musik des Hrn. Scutta verdienen Lob.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

July.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

August.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Der Sammler

Donnerstag, den — 92 — 1. August 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

10.

Der Banquier Wolf, mit welchem Schröder bedeutende Geschäfte machte, hatte ihn gleich bey seiner Ankunft von den zerrütteten Vermögensumständen Wagner's unterrichtet; und da der Gutmüthige geäußert hatte, daß er gern, ihm wieder aufzuhelfen, mit einwirken wolle, rieth ihm der ehrliche Mann ab, und warnte ihn es nicht eher zu thun, bis er die Verhältnisse ganz genau kenne. „Wären es bloß Privatschulden," meinte er, „so wäre Rettung möglich. Wagner ist schon, trotz dem, daß ihn das Publicum noch für einen reichen Mann hält, in die Hände der gemeinen Wucherer gefallen, wo man dann mit baarem Gelde die Wechsel und Verschreibungen wohlfeil einkaufen könnte, da von ihnen wohl schwerlich mehr als das Drittheil baar ausbezahlt worden ist; aber ich fürchte, der schlimmste Punct sind die Wagnern anvertrauten pupillarischen Gelder. Der Ruf, welchen dieser Mann in früherer Zeit genoß, ließ Manchen das Vermögen seiner zurückgelassenen Kinder in seine Hände legen. Mit diesem Gelde wucherte er, speculirte, gewann bedeutende Summen, glaubte, dieß müsse immer so gehen, und richtete seinen, überdieß schon glänzenden Haushalt von Jahr zu Jahr immer auf größerem Fuße ein. In neuern Zeiten erlitt er bedeutende Verluste. Der frühere Gewinn war verpraßt, und so ging das fremde und eigene Vermögen verloren. Bis Sie hier nicht ganz klar sehen, rathe ich, die Hand aus dem Spiele zu lassen. Pupillengelder müssen baar und gänzlich ersetzt werden, und ich fürchte, es sind bedeutende Summen."

Schröder sah dieß ein, und folgte dem Rathe seines Freundes Wolf, ließ jedoch durch ihn unter der Hand die fälligen Wechsel einkaufen, um jedem öffentlichen Aufsehen vorzubeugen, und Zeit zu gewinnen, die Verhältnisse klarer zu durchschauen. Das gestrige Mittagsmahl hatte in so mancher Beziehung einen traurigen Eindruck auf ihn gemacht; er sah, daß Wagner leichtsinnig genug sey, ein verzweifeltes Spiel bis ans Ende zu treiben, und fühlte wohl, daß Wilhelmine recht habe, daß nur Unglück und Elend ihn bessern könne. Sein Herz, so sehr der Theilnahme und fremden Leiden offen, trieb ihn an, zu helfen, und nur mit Mühe konnte die Vernunft ihn zurückhalten.

Einige Tage darauf saß er in seinem Zimmer, ordnete seine Papiere und Rechnungen, und übersah mit einer Art Wohlbehagen den Zustand seines bedeutenden Vermögens, das durch so manche glückliche Umstände erworben, durch Fleiß und Sparsamkeit bis zu dieser Bedeutung angewachsen war. Aber mitten in diesen freudigen

Betrachtungen umdüsterte sich sein Himmel. „Für wen hast du gearbeitet, und dir die Freuden einer genußreichen Jugend entzogen?“ Dieser Gedanke trübte den frohen Blick in die Vergangenheit, und Marie trat hiebey unvermerkt vor seine Seele. Sie war seit der Unterredung auf dem Balcon ihm oft schüchtern ausgewichen, aber auch zuweilen, wenn Verhältnisse oder das Gespräch es herbeyführten, zutraulicher gewesen, als sonst. Wilhelmine hatte dieß zwar als Symptome einer schüchternen Neigung angesehen; der Bescheidene aber meinte, ein zwanzigjähriges Mädchen könne schwerlich eine Neigung zu einem Mann von achtundvierzig Jahren fassen, dem alle glänzenden Eigenschaften, die vielleicht noch ein Mädchen unter solchen Verhältnissen fesseln könnten, ganz abgingen. So lag ihm seit jenem Tage das Herz des Mädchens noch nicht offner, als damahls, und er schwebte immer noch zwischen Furcht und Hoffen. Hätte Marie nur unter den vielen jungen Männern, die in ihrer Ältern Hause Zutritt hatten, Einen ausgezeichnet, so würde er schnell jeder Hoffnung entsagt, und sicher so viel Gewalt über sich gehabt haben, um eine Neigung, ehe sie zur Leidenschaft werden konnte, in ihrem Keime zu unterdrücken.

Freundlich trat auch jetzt Mariens Bild vor ihn, und die Hoffnung stand ihr lächelnd zur Seite; die Phantasie wob einen so schönen Kranz von Bildern um sie, daß Schröder die Augen schloß, mit süßer Begierde diesen Bildern nachhing, und vor der Enttäuschung bebte. Süß sind solche Stunden, wo der Mensch das, was ihn das Schicksal entbehren läßt, in wachen Träumen genießt, und bitter ist dann jede Störung. Auch Schröder rief unmuthig: „herein!“ als es jetzt leise an seine Thüre klopfte, sie sich öffnete, und Marie hereintrat, die sich schüchtern umsah, dann einige Schritte auf den Erstaunten zuging, und plötzlich, als er sich ihr nahte, stehen blieb.

Schröder, von ihrem Besuche überrascht, erschrak vor ihrem Aussehen. Bleich, wie ein Geist, das Auge verweint, um den Mund den Ausdruck tiefen Schmerzes, stand sie bebend vor ihm, und vermochte nicht zu sprechen. Er both ihr einen Sessel, bath sie, sich zu fassen, und fragte nach der ihm unbegreiflichen Ursache, welche sie hieher geführt. Sie schwieg auf alle seine Fragen; nur erst, als ein tiefer Seufzer sich aus ihrer Brust gerungen hatte, schien ihr die Kraft zu reden wieder geworden zu seyn.

„Ich glaube, es muß meinen Ältern ein Unglück begegnet seyn,“ sagte sie, und die Angst raubte ihr auch jetzt noch fast die Sprache; „meine Mutter ist, von irgend einer traurigen Nachricht tief erschüttert, unwohl; meine Schwester sitzt weinend an ihrem Bette; der Vater verließ, als ich eintrat, in heftigster Bewegung das Zimmer, und da ich ihm folgte, verschloß er sich in dem seinen. Meine Mutter beantwortete mir keine Frage, meine Schwester schweigt. Dieß Alles beunruhigt mich so sehr, und mein Herz ist so gepreßt, daß ich nicht weinen kann, und eine unbeschreibliche Angst mich zu Ihnen, dem Einzigen, zu dem ich Vertrauen habe, hintrieb. Kommen Sie hinunter zu den Ältern, rathen, helfen Sie, seyen Sie ihr Freund, wie Sie der meinige zu seyn scheinen.“

„Ich folge Ihnen!“ sagte Schröder, vor dem das Geheimniß entschleyert lag, „oder besser, ich gehe allein, bleiben Sie zurück!“

„Um keinen Preis!“ rief das Mädchen, „wie könnte ich in dieser Ungewißheit entfernt von den Meinen hier bleiben!“ Sie sprang bey diesen Worten auf, und eilte nach der Thür, welche in demselben Augenblicke aufgerissen wurde, und durch die Wilhelmine mit Heftigkeit hereintrat. „Jetzt ist es Zeit, die höchste Zeit, Herr!“ rief sie; „eilen Sie zur Rettung! Jetzt bitte ich Sie selbst retten Sie ihn!“

„Ich werd' es!“ erwiederte Schröder, und eilte fort; Marie folgte ihm.

Er nahm seinen Weg nach dem Zimmer des Banquiers und fand es verschlossen; er klopfte an, aber trotz des Geräusches, das man darin vernahm, ließ sich keine Stimme hören. Schröder bath, eingelassen zu werden; Alles blieb still. — „Kommen Sie durch jenes Vorzimmer; von da geht eine Tapetenthür in die Stube des Vaters,“ flüsterte ihm Marie leise zu; „kommen Sie!“ Sie zog ihn mit sich fort, aber auch hier fanden sie die Thür verschlossen.

„Um Gottes willen!“ bath sie leise, „stoßen Sie die Thür ein; mir ahnet das Fürchterlichste.“

Schröder zauderte. Da sank sie ihm um den Hals, preßte ihre Lippen heftig auf die seinen. „Mann, rette!“ rief sie verzweifelnd; ein Stoß von Schröders kräftiger Faust öffnete die Thür.

Marie stürzte hinein, hin zu des Vaters Füßen, der an seinem Schreibtisch saß und schrieb.

„Was wollen Sie hier?“ fuhr er, sich gegen Schröder wendend, auf, ohne die Tochter, die noch immer seine Knie umfaßt hielt, zu beachten.

„Retten, wenn Rettung möglich ist!“ erwiederte dieser.

„Den Retter fand ich schon ohne Sie," sagte der Banquier, und sein Auge zeigte auf ein Paar Pistolen, die neben ihm auf einem Tischchen lagen.

„Fräulein!" bath jetzt Schröder, und schellte, „Fräulein, gehen Sie hinüber zur Mutter! Was wir zu reden haben, taugt nicht für Sie; ich bitte, gehen Sie.

„Begleite er meine Tochter zu meiner Frau!" befahl Wagner dem eintretenden Kammerdiener. Marie sank an des Vaters Brust, preßte ihn mit Heftigkeit an sich, und gehorchte dann. Der Banquier folgte ihr, und verschloß die Thüre des vordern Zimmers hinter ihr.

„Herr Schröder!" begann er nun mit stolzer Kälte, die fast an stumpfe Gleichgültigkeit gränzte, „Sie mischen sich unberufen in meine häuslichen Angelegenheiten, und haben die Dreistigkeit, mit Gewalt in mein Zimmer zu dringen; wer gab Ihnen ein Recht dazu?"

„Menschlichkeit, Herr von Wagner," erwiederte er gelassen; „der Zustand Ihrer Familie, die Bitten Ihrer Tochter; und was ich hier gefunden, sagt mir, daß ich recht that."

„Und was wollen Sie hier?" fuhr Wagner in gleich stolzem Tone fort.

„Ich wiederhohle es Ihnen," antwortete Schröder, ohne sich durch das anmaßende Betragen beirren zu lassen, „retten, wenn Rettung möglich ist."

„Herr!" sagte der Banquier, und die Verzweiflung sprach aus ihm, „wohlgemeinter Rath, noch so hoch im Werth angeschlagen, hilft mir nicht; deßhalb sparen sie Ihre Lehren, die für eine bußfertige Brüdergemeinde, nicht für mich und meine Lage passen. Wem 500 Friedrichsdor ein zu großes Opfer waren, dessen Hülfe hat keinen Werth für mich."

„Wo 500 Friedrichsdor nicht retten, verschleudere ich sie nicht," erwiederte Schröder. „Wo Rettung möglich ist, sind mir 5000 kein zu großes Opfer."

Wagner blickte ihn starr an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schicksal und Gemüth.

Dramatische Humoreske.

Das Gemüth. (Sitzt in altdeutschem Rocke an einem gothischen Bogenfenster, mit der Guitarre auf den Knien und sieht schweigend in die Morgenröthe hinein. Der Wind spielt mit seinen Locken.)

Ein Diener (tritt auf). Das Schicksal wünscht Sie zu sprechen.

Das Gemüth. Ist sehr willkommen! (Diener ab.)

Das Schicksal (tritt auf). Sie werden recht gut wissen, Junker, daß ich eigentlich so viel Umstände gar nicht zu machen brauchte, denn ich bin ehern und unabänderlich. Sehen Sie mich an, Junker, Sie werden finden: Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit! Hier ist meine Urne, man greift nicht ohne Schauder hinein. — Aber dennoch soll man künftig nicht mehr sagen, wie bisher: da kommt das Schicksal roh und kalt. — Ich habe mir diese Anzüglichkeiten zu Gemüthe gezogen, ob ich gleich eigentlich keines habe. Kurz, künftig soll's heißen; da kommt das Schicksal gesittet und gemüthlich. Deßwegen bin ich hier und hoffe, Sie werden nicht viel Umstände machen, Junker!

Das Gemüth. Dunkle, unergründliche Macht! Hehrwaltendes — erlauben Sie mir, daß ich Sie mit Zitherklängen begrüße! (Es greift in die Saiten.)

Das Schicksal (schreitet nachdenklich im Zimmer herum — hält ihm endlich die Hand entgegen). Seyn Sie mein Freund, Mosje Gemüth! — Ja, sey mein Freund, Gemüth — nimm Theil an meiner Herrschaft, Gemüthchen! — Nu, wird's bald?

Das Gemüth. Wohl es gilt! ich bin dein, auf ewig dein! (Sie umarmen und küssen sich.) Durch das All gehe ein freudiges Erbeben, Gemüth und Schicksal umarmen sich! (Sie küssen sich wiederhohlt.) Und ein Himmel soll nun aufblüh'n auf Erden. Auf goldnen Wolken niedersteigen werden die Seligen alle, blitzende Lichtströme von Seligkeit sollen die Erde jubelnd erleuchten, wie eine geschmückte Braut. Unermeßlicher Dank auf den Wogen der Töne wird auffliegen zu meinem Freunde, dem herrlichen, segnend herabschauenden Schicksal!

(Küßt das Schicksal mit steigender Begeisterung.)

(Man schlägt an die Thüre, sie fahren aus einander.)

Ein geflügelter Bothe (tritt auf). Nun, was soll das auf einmahl wieder vorstellen? — Das alte Schicksal wird doch immer einfältiger, und das Bürschchen da denkt Wunder was es ist. — Hört an: Ich soll euch Seitens der Fügung sagen, ihr möchtet keine Possen treiben. Du, Schicksal, sollst dich sogleich in deine Manufactur begeben, auch fortan die schwarzen und weißen Fäden des Lebens nach Willkühr zu versenden und zu verwirren; du aber, Bürschchen, sollst, nach wie vor, dein Butterherz im Mondschein schmelzen und abwarten, ob du aus eingebildeter Liebe toll wirst, oder in wirklicher Liebe gesund!

(Das Schicksal geht schweigend ab, der Geflügelte folgt ihm.)

Das Gemüth (wirft sich in einen Sessel und ringt die Hände). Muß denn Alles mißlingen, Alles scheitern.? — Ein

prachtvoll Schiff war die Hoffnung dem Hafen entschwommen, weit ausgebreitet zum Fluge seine stolzen Segel, mit hochschauenden Masten — und nun — wohin? wo nun? — Der Wirbel hat's niedergeschlungen, in blinder Dunkelheit liegt's in der Tiefe, die Wasser schweigen über seinem Grabe! — Ach, ich bin ein sehr unglückliches Gemüth! (Es greift in die Saiten.) Warum kann ich nicht wie Amphion durch meine herzgewaltigen Töne eine Himmelstadt gründen um mich her? Ach, während ich da säße in göttlicher Ruhe, schwelgend in berauschenden Weisen, siehe, da fügte sich gehorsam Stein auf Stein, es wölbte sich die Halle, der Thurm kletterte empor in's Blaue und stände da, ein geharnischter Riese, und Lorbeerbäume kämen hergetanzt und sammelten sich zu einem Haine über meinem Haupte. — Ach Geschick, warum wurdest du fortgeschickt? Ich bin das unglücklichste Gemüth auf der Welt! (Rennt ab.)

Der Diener (tritt mit einem Besen auf und fängt an zu fegen). Wenn ich meine unmaßgebliche Meinung sagen soll, so ist's recht gut, daß aus der Freundschaft nichts geworden ist. Mein Herr ist ein Dichter, und es ist ein entsetzliches Unglück, wenn ein Dichter kein Unglück hat. Ich weiß nicht, wo ich gelesen habe, daß das Entzücken stumm macht und daß die Hennen, wenn sie fett werden, keine Eyer mehr legen. Und da wär's doch Schade um Stimme und Eyer. — Den Dichtern da unten wär's eben so schlimm gegangen; denn wäre das Schicksal gemüthlich geworden, so könnte Niemand mehr die geballte Faust gegen die Wolken empor werfen, und kreischen: tyrannisches Schicksal! Was sollte dann aus der Tragödie werden? — Wenn ferner keine unglückliche Liebe mehr wäre, wer würde dann noch aus den murmelnden Quellen sich so viel Reimstoff hohlen, und das Staubgebäck seines Herzens mit süßem Weh und bittrer Freude aufputzen? Wer würde dann noch das weinende Gesicht in Schönheitsbogen ziehen, nach dem Tacte seufzen und in Sonetten weinen? — Das einfältige Volk ist wie erpicht auf den Schmerz, und treibt eine sinnliche Schwelgerey damit. Sie wissen mit der Freude gar nicht umzugehen! (Stützt sich nachdenkend an den Besen.)

Der Vorhang fällt, während die Augen aufgehen.

N o t i z e n.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Dlle. Thiem vom Strelitzer Hoftheater, hat außer der Jungfrau von Orleans, noch die Präciosa und das Mädchen von Marienburg gespielt, und in allen diesen Rollen sich durch Talent, Gefühl, Einsicht und eine große Theaterfertigkeit einen Beyfall erworben, der, rühmlich für sie, ihr auch, wenn anders das Berliner Publicum eine Stimme hat, im voraus die Gunst jedes andern Publicums verheissen muß. Zwar zeugen diese beyden letztern Rollen nicht in gleichem Maße, wie die erste, für ein zu ihnen erforderliches Naturell; aber was eine große Kunstfertigkeit auch über ein minder günstiges Naturell vermag, hat Dlle. Thiem mit vieler Wirkung dargethan. In der Präciosa fehlte ihr nicht die Superiorität, die dieses Wesen über ihre Umgebungen hat und geltend macht; nur daß sie zu männlich sich zeigte; sie muß nur als der Ausfluß einer ungemeinen weiblichen Natur, einer innern Übermacht des Ungemeinen, über das Gemeine ihrer Umgebungen, sich offenbaren, ohne die Anmuth und die Zierde des Geschlechts zu verletzen; ihre Rede muß sich wo es gilt, zum höchsten, fast accentlosen lyrischen Schwung erheben; die kräftig und fein accentuirte Declamation der Dlle. Thiem erhob sich mehr zum tragischen Pathos. — Insofern auch eine gewisse Naivität, Wort und Begriff im besten Sinn genommen, weder der Präciosa, noch dem Mädchen von Marienburg, das eben durch ihre Naivität und innere Munterkeit den Czar Peter erobert, fehlen darf, muß Referent bey aller Kunstfertigkeit, die Dlle. Thiem höchst beyfällig an den Tag gelegt hat, bekennen, daß beyde Rollen im Ganzen sie nicht kleiden, aber es ist ja nicht nöthig, daß ein Talent alles und alles auf das Beste vermöge; genug, Dlle. Thiem hat ein Fach, worin sie höchst Lobenswerthes leistet, und ihren Besitz auf einer großen Bühne sehr wünschenswerth machen muß.

Daß Hr. Rauscher ein vielseitig gebildeter Künstler ist, zeigte seine Leistung als Masaniello in Auber's Stummen von Portici, welche Oper; durch das Interesse der Handlung und den Reiz der Musik noch immer ihre Anziehungskraft bewährt. Hebt die Darstellung des Hrn. Bader, als Masaniello, auch im Ganzen mehr die derbe rohe Natur des Fischerkönigs von drey Tagen hervor, und machen auch die Momente, wo er am Schlusse des zweyten Acts zur Rache aufruft, wie die wiederhohlte Versicherung der Treue des, dem Feinde als Gastfreund gegebenen, Schutzwortes, und das populäre Benehmen bey dem Triumphzuge, so wie wir solche zu sehen gewohnt sind, noch ergreifendern Eindruck durch das stärker aufgetragene, gewandte, durch Mimik und Gesticulation auf südliche Weise belebte Spiel des Hrn. Bader, so verdient doch die Darstellung des Hrn. Rauscher gleichfalls ehrende Anerkennung. Besonders gelang demselben der Ausdruck des Wahnsinns im letzten Act. Was den Gesang betrifft, so ist dem achtbaren Künstler unbedingtes Lob zu ertheilen. Seine stets reine Intonation, die edle Art des Vortrags und die Biegsamkeit seiner schönen Bruststimme, erheben diesen Sänger zu einem der ersten deutschen Tenoristen. Besonders schön trug Hr. Rauscher die Schlummerarie im vierten Act, auch die Barcarole recht ansprechend vor. — Fräulein v. Hagn stellte die Fenella in graciösen Attituden, wie im mimischen Ausdruck dem Charakter gemäß, wenn auch vielleicht nicht immer als Neapolitanerinn, mit Beyfall dar, welcher auch Hrn. Rauscher reichlich gespendet wurde.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 93 — 3. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

„Vertrauen Sie meinen Worten, Herr von Wagner," fuhr Schröder fort; „seyn Sie offenherzig gegen mich, unterrichten Sie mich von Allem."

„Wollen Sie mit mir scherzen," sagte nach einigem Sinnen der Stolze, „so treiben Sie ein gewagtes Spiel mit einem Verzweifelten. Nun erklären Sie sich deutlicher!"

„Mein Wort ist das Wort eines ehrlichen Mannes," erwiederte Schröder, „Sie können ihm vertrauen. — Ist Rettung möglich, übersteigt es nicht meine Kräfte, so rette ich."

Das Gesicht des Banquiers erheiterte sich bey diesen Worten; die erzwungene Freundlichkeit, welche die Gewohnheit auf das Gesicht der Leute von Welt so leicht prägen kann, wenn auch ihr Herz von Kummer zerrissen ist, nahm die Stelle des finstern, stolzen, verzweifelnden Blickes ein; der gewandte Weltmann stand wieder vor dem edlen, schlichten Manne, und sein Geist, nicht von Bewunderung der edlen That ergriffen, sann schon in diesem Augenblick nach wie er den meisten Vortheil aus der Gutmüthigkeit dieses Thoren ziehen könne.

„5000 Louisdor retten mich für den Augenblick," begann er nun in dem Ton eines Rechnenden; „32,000 Rthlr. ist die Summe, die ich noch heute auf dem Justizamte deponiren muß. 5000 Louisdor betragen ungefähr 28,000 Rthlr. — Dieser Ring und einiges andere Geschmeide deckt das Übrige. Aber dann habe ich nur wenig gerettet."

„Viel, Herr!" unterbrach ihn Schröder unmuthig, „Sie retten Ihren ehrlichen Nahmen, wenden den Fluch der Unmündigen von sich ab, und retten Ihr Gewissen."

„Was hilft mir das? Morgen strömen die Juden herbey, an die ich für 18,000 Rthlr. Wechsel ausgestellt, lassen mich festsetzen, und ich bin der Schande preisgegeben."

„Die Wechsel sind schon in meiner Hand. Mit 8000 Rthlr. kaufte sie der brave Wolf für mich an sich; auch dieses ist beseitigt."

„Auf meinem Hause stehen 20,000 Rthlr. hypothecirt, auf meiner Villa 6000 Rthlr. — Außerdem bin ich noch 19,000 Rthlr. auf Verschreibungen, und noch so manche Rechnungen an Handwerksleute schuldig."

„Verkaufen Sie Villa und Haus!"

„Nie!" rief Wagner heftig.

„Erstere gewährt Ihnen keine Revenue," fuhr Schröder fort, ohne das „Nie!" zu beachten, „letzteres ist ungefähr 30,000 Rthlr. werth. Ich übernehme beyde mit den Hypothecarschulden, zahle die auf 19,000 Rthlr. sich belaufenden Verschreibungen, zahle heute die 32,000 Rthlr. Depositengelder, und wir quittiren uns gegenseitig, daß keiner dem andern etwas

schuldig ist. Mit dem, was Sie aus Ihrem überflüssigen Mobiliar, aus Ihrem Geschmeide und dem Schmuck Ihrer Frau lösen, zahlen Sie Kaufleute und Handwerker, und leben, wenn auch eingeschränkt, als ein sorgenfreyer Mann."

„Nimmermehr verkaufe ich Haus und Villa," erwiederte Wagner mit trotzigem Tone; „wollen Sie helfen, so helfen Sie ganz!"

„So stoßen Sie meine Hand zurück und meine Bemühung ist vergebens," sagte Schröder, verachtungsvoll auf den Elenden blickend.

„Ich will thun, was in meinen Kräften steht," begann endlich Wagner nach einigem Nachdenken. „Ich will Sie in aller Form Rechtens in Besitz des Hauses und der Villa setzen, jedoch unter der Bedingung, daß dieß vor der Welt ein Geheimniß bleiben muß, und Sie sich reversiren, mich, so lange ich lebe, auf der Villa schalten und walten, und das Parterre und die erste Etage dieses Hauses bewohnen zu lassen; auch verpflichten Sie sich, die schuldigen Rechnungen gleichfalls zu bezahlen."

„Nein!" entgegnete Schröder kalt.

Es trat nun eine Stille ein, welche Wagner endlich unterbrach. „Von den Rechnungen will ich durch diesen Ring und andere Kleinigkeiten 4000 Rthlr. bezahlen, der Rest von ungefähr 5000 Rthlr. muß Ihnen aber zur Last fallen, und von meinen Besitzungen trenne ich mich auf keinen Fall."

„Herr!" erwiederte Schröder, und auch jetzt verließen ihn Ruhe und Gleichmuth nicht, „Sie müssen in Ihrem Leben schon auf manchen Thoren gestoßen seyn, der sich für Sie aufgeopfert hat, sonst wäre mir Ihr Betragen unerklärbar. Ich erbiethe mich, für Sie 85,000 Rthlr. zu zahlen, nehme dafür kaum die Hälfte des Werths in Dingen an, wo das Bedeutendste für mich nicht im mindesten wünschenswerth ist, und Sie schreiben mir Bedingungen vor, als sey ich der Bedrängte."

Der ruhige, gleichmüthige Ton, mit dem Schröder dieß sagte, schien seine Wirkung nicht ganz zu verfehlen. „Mein Herr," erwiederte der Banquier mit weniger Anmaßung, „seyn Sie billig! Ich lebte bisher in der großen Welt, machte eines der ersten Häuser dieser Stadt, stehe in Connexionen, aus denen man sich nicht so leicht herausreißen kann; meine Frau findet in dem Leben der großen Welt ihr einziges Glück; meine Töchter würden alle Aussichten zu einer glänzenden Parthie verlieren. Wie können Sie mir zumuthen, daß ich dieß Alles aufgeben, und mich zum gemeinen, bürgerlichen Leben herabwürdigen sollte? Lieber sterben, als solch elendes Leben führen."

Schröder war durch diese Rede tief empört und schwieg.

„Wollen Sie als Freund meines Hauses mir helfen, so helfen Sie ganz. Dieß ist der einzige Weg meinen Credit zu erhalten, und mir dadurch Gelegenheit zu verschaffen, meine Schuld an Sie abzutragen."

„Wollen Sie meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, nicht in der Art, wie ich sie Ihnen vorschlug, annehmen," erwiederte Schröder, zwar in seinem Innern entrüstet, aber dem Äußern nach gleichgültig, „so muß ich Sie Ihrem Schicksale überlassen. Mein Mitgefühl hat Gränzen; Sie haben ihm ein nahes Ziel gesteckt."

„Sie wollen mich also der Verzweiflung überlassen!" rief Wagner trotzig werdend. „Können Sie das, nun, so hätten Sie mich ruhig mein Vorhaben ausführen lassen sollen; jetzt wäre es vorüber. — Sie schweigen; — ein Menschenleben zu retten ist Ihnen nichts; denn wahrlich! ehe daß ich mit Schande belastet lebe, ehe jag' ich mir die Kugel durch's Gehirn, ist meine Lage in zwey Stunden nicht eine andere."

„Um ein Menschenleben zu retten, thät' ich viel," erwiederte Schröder, und die Milde eines Engels umschwebte ihn, „das Ihrige zu retten — Doch ich überschreite die Gränzen meines Rechts. — Ich kann nichts mehr für Sie thun," fuhr er von dem Augenblick ergriffen fort, „als Ihren Blick nach dem Jenseits zu führen. Dort oben wohnt ein Gott der Liebe und Milde; aber auch ein gerechter, strenger Richter. Denken Sie, daß, so wie die That vollbracht ist, Sie vor seinem Richterstuhl stehen! Nun leben Sie wohl!"

Wagner hielt ihn zurück. „Herr!" sagte er erschüttert, „Sie haben mich an eine furchtbare Stunde, vor der ich schaudern muß, erinnert. Aber wüßten Sie, wie schwer es ist, öffentlich seine Thorheit zu bekennen, ganz aus einem gewohnten, glänzenden Leben zu treten, überhaupt einen Rückschritt zu thun, Sie würden nachsichtiger mit mir seyn."

„Das Alles habe ich wohl überlegt," entgegnete der edle Mann; „aber eben weil ich fühlte, wie schwer es ist, sich von solchen lockenden Gewohnheiten loszureißen, wie schwer es ist, vor der Welt durch vernünftiges Betragen seine Thorheit wieder gut zu machen, eben weil ich es weiß, daß Sie die Kraft nicht zu solch edlem Entschlusse haben, muß ich Sie zwingen, den äußern

Flitter abzulegen, dieses Haus und jene kostspielige Villa zu verkaufen, und in die Stellung zurückzutreten, die Ihnen Ihre Verhältnisse anweisen.“

„Zwingen müssen Sie mich? Nun, so leben Sie wohl!“ sagte Wagner, kurz abbrechend. „Sie mögen vielleicht Recht haben bey Ihren Grundsätzen, auch ich habe bey den meinigen Recht.“ Er wandte ihm den Rücken, schloß das Zimmer auf, und als Schröder ihn verlassen hatte, riegelte er hinter ihm zu.

11.

In seine Stube zurückgekehrt, fand dieser Wilhelmine in der größten Gemüthsbewegung. Sie kam ihm entgegen. „Wie steht's?“ fragte sie unruhig, den Ausdruck seines Gesichtes beobachtend; „lese ich recht auf Ihrer Stirn, so ist er verloren! — Dacht' ich's doch gleich, die Summen würden Ihre Kräfte übersteigen.“

„Das nicht, Wilhelmine!“ erwiederte er; „aber seine Thorheit überstieg meine Erwartung. Ich fand ihn im Begriff —“

„Sich das Leben zu nehmen,“ unterbrach sie ihn, und eine hohe Röthe überflog ihr bleiches Gesicht. — „Aber fahren Sie nur fort.“

„Ich both ihm meine Hülfe an; er ergriff meine rettende Hand nur unter stolzen, anmaßenden Bedingungen; nur wenn ich ihn ganz in seiner glänzenden Lage, wie bisher, erhalten wollte, nur wenn er das begonnene Leben in seiner ganzen Thorheit fortführen könnte.“

„Und was thaten Sie?“

„Ich verweigerte es! Nicht daß mir das Opfer von meiner Seite zu groß erschienen wäre, nein! nur weil ich fühlte, daß es sündlich sey, der Thorheit und den Lüsten auf diesem Wege zu fröhnen. Ich will mein Lebensziel, dem Elenden Böses mit Gutem zu vergelten, aufopfern, will von dem Gelde ein Armenhaus für arme ohne ihre Schuld zurückgekommene Handwerker stiften, und der Verewigte wird mich dafür segnen.“

„Und was wird aus ihm?“ fragte Wilhelmine immer stiller und ruhiger werdend.

„Er steht in Gottes Hand! Beharrt er bey seinem Entschluß, was ich fast bezweifle, — ein Selbstmörder.“

Furchtbar lächelnd starrte Wilhelmine auf den Boden. — „Vergeltung!“ rief sie, am ganzen Körper zitternd, dumpf vor sich hin, „Vergeltung! du bist eine sichere Bothinn! du lenkst die Pfeile, welche die Verzweiflung im Fluche abdrückte, wenn auch erst nach Jahren, aber gewiß an's Ziel; du ereilst den Sichersten. Als ich auf meinen Knien jammernd vor ihm lag, die Arme nach ihm ausstreckte, er mich von sich stieß, mir jede Hülfe, jeden Trost versagte, da bath ich, an jedem irdischen Glück, selbst an meiner Seligkeit verzweifelnd, Gott, ihn zu strafen, ihn, gleich mir, ein Bettler, der Verzweiflung preiszugeben. Gott hat mein Gebeth erhört; er steht vor dem furchtbaren Abgrund, wo ich stand, als er mich von sich stieß, und seiner Seele wird sich kein Retter nah'n, wie der meinigen.“

„Schweigen Sie!“ unterbrach Schröder ihr furchtbares Gemurmel, „bethen Sie lieber zu Gott, daß er sein Herz zum Besten lenke.“

„Bethen kann ich jetzt nicht,“ erwiederte sie dumpf; „bethen für ihn, kann ich nicht — und doch, denke ich mir sein zerschmettertes Hirn, denke ich mir, daß meine Bitte Sie vielleicht gerührt, meine Verzweiflung Sie zur Rettung bewogen hätte, dann schaudert's mich, dann dünkt mir, ich sey sein Todesengel. — Nein! nein!“ rief sie bewegt, „sein Bild ist noch nicht ganz aus meinem Herzen gerissen; die Kinder, seine Kinder sind mir theuer; ach! sie hätten ja die meinen seyn können. — Retten Sie ihn!“ rief sie heftig aufspringend, „Sie retten eine Seele vom Verderben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Zu der Fehden wildem Streite
War das erste Paar geweiht,
Daß Verderben es bereite;
Doch vor langer, grauer Zeit.

In des Thales stiller Mitte
Siehst die Zweyte du erbaut,
Und die einfach fromme Sitte
Wird ihr meist noch zugetraut.

Und des Gnadenbildes Wunder,
Das im Ganzen wohl bewahrt,
Regt des Christen Glaubenszunder,
Wo er sich zur Menge schaart.

F. W. Jaggl.

Milton,

Secretär im Staatsrathe Cromwell's.

Während der großen politischen Ungewitter, welche über England zu Cromwell's Zeit hingen, blickte durch die Wolkenrisse oft ein freundliches Bild, groß und erhaben, mild und ruhebringend wie der Abendstern, Milton, der unsterbliche Dichter des verlornen Paradieses.

Als Trabant des kampfverkündenden Kometen, in die Geheimnisse seines Staatsraths eingeweiht, stand er dem Gefährlichen wie ein guter Engel zur Seite, und vielfach mag der Einfluß gewesen seyn, den er da, wo Cromwell nie rastend niederreißen und zerstören wollte, durch Erhalten und Wiederaufbauen ausübte.

Hierüber gibt uns der englische Roman „der Bu-

canier“ ein gelungenes Bild, in dem er uns in das Thronzimmer Cromwell’s führt, in welchem jetzt der Barde, dem Umgang mit der Geisterwelt entsagend, alt und blind, aber mit geistiger ungeschwächter Jugendkraft, sich der Dichtkunst hingibt.

Wenig ähnliche Bilder möchte die Geschichte aufstellen, und wie viel mag von jener Erinnerung in einer so bewegten Zeit, als die des Protectorats, verloren gegangen seyn! Aber jetzt, wo das Staatsleben dem Volksleben näher gerückt, wo der Dichter, der Gelehrte, der Literat nicht mehr von der Mitwirkung am Staatsruder ausgeschlossen ist, gewinnt diese merkwürdige Zusammenstellung zwey so verschiedener Naturen ein neues zeitgeschichtliches Interesse, und wir fürchten nicht, daß die folgenden Zeilen ohne Theilnahme von unsern Lesern aufgenommen werden sollten.

„Und noch Einen gibt es, der allein in seiner Erhabenheit steht, — den die Geheimnisse des Paradieses nicht schreckten, der mit Engeln verkehrte, Engeln des Himmels und der Hölle, ein Geisterriese und doch ein Mann voll Schönheit, Weisheit, Einfachheit und Kenntniß! Seht ihn, wie er da sitzt in dem alt austapezirten Saale von Hamptoncourt, in demselben Gemache, wo den Abend zuvor der Protector thronte; aber wie verändert ist die Halle durch die Anwesenheit dieses einen Mannes! wie verschieden das Gefühl, womit wir Männer von hoher Energie und großem Talente betrachten! Milton, blind, kraftlos für Thaten, aber überwältigend durch sein Genie, Alles fassend, Alles sehend, nicht mit dem körperlichen, sondern mit dem geistigen Auge, die Luft, worin er athmete, heiligend, und dem Sturm Schweigen gebiethend, damit wir seine Orakel hören!“

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z e n.

Dramatische Literatur.

Wiens erste Belagerung durch die Türken. Vaterländisches Drama in fünf Abtheilungen von J. M. Grienwaldt. Wien 1832. gr. 8. 119 Seiten.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß mehr und mehr von unsern Dichtern Stoffe der Vaterlandsgeschichte behandelt werden. Mit glänzendem Erfolge wurde „Der letzte Ritter“ und „Das Habsburglied“ in neuerer Zeit belohnt. Die vorliegende Arbeit schließt sich durch die Quelle des Stoffes den ersteren an; doch scheint er uns eher der epischen als dramatischen Behandlung zugängig. Das Drama will einen Helden, von dem als Brennpunct alle Radien auslaufen, der epische wird durch die Umstände gebildet. Ein solcher, glauben wir, ist Salm. Daß wir das Recht mit dieser Behauptung auf unsrer Seite zu haben scheinen, beweist der Verfasser selbst, der bey einem nicht unbemerkbaren, dramatischen Talent, den Stoff doch nicht so gestalten konnte, daß wir ihm einen günstigen Erfolg auf der Bühne versprechen möchten. Die Charakteristik ist wahr und treu gehalten; die Sprache, wenn auch nicht durch Bilder und Gedanken neu, eine edle; doch empfehlen wir dem Hrn. G. mehr Aufmerksamkeit auf dieselbe, indem sich manches einschlich, das wir nur seiner Unaufmerksamkeit zuschreiben können.

Seite 8.

Und Östreichs Krieger hüthen das Burgthor —

ist um zwey Sylben zu kurz und kein reiner Jambus. Seite 9. „dereinst“ ist die erste Sylbe lang statt kurz gebraucht. Und Ähnliches mehr. Wir hoffen bald vom Hrn. G., wenn er seinen Stoff glücklicher wählt, etwas Gelungenes zu lesen und begrüßen ihn scheidend an dem Tempel der ernsten Melpomene. L...

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Die von Seiten der Musik und Scenerie ungemein effectuirende Oper: „Robert der Teufel,“ von Scribe und Meyerbeer, war wegen der nicht besetzten Rolle der Alice hier längere Zeit nicht zur Aufführung gelangt. Am Sonntag den 7. July wurde dieß an Schönheiten der Melodie, dramatischer Wirkung und Instrumentation reiche Werk mit neuer Besetzung der Alice durch Dlle. Grünbaum auf Befehl bey höchster Anwesenheit der verwitwerten Königinn von Bayern Majestät und des hiesigen königl. Hofes — der fast unerträglichen Wärme und langen Dauer der Vorstellung bis nach 10 Uhr ungeachtet — vortrefflich von allen Mitwirkenden aufgeführt, und mit dem lebhaftesten Beyfall wieder aufgenommen. Ganz vorzüglich müssen wir die Kunstleistung des Hrn. Bader hervorheben, welcher den Robert mit wahrer Begeisterung sang und darstellte. Dlle. Grünbaum sang die überaus schwere Parthie der Alice von der ersten Romanze bis zum ergreifenden Schlußterzett der Oper mit einer Reinheit, Sicherheit und Kraft der Stimme in der Höhe, und spielte das unschuldige Landmädchen so natürlich, voll kindlicher Naivität, wie wir seit der ersten Darstellerinn dieser Rolle solche nicht in so genauer, dramatischer Verbindung aufgefaßt, gehört und gesehen haben. Die junge Künstlerinn hat in der That seit etwa einem Jahre die größten Fortschritte in ihrer Ausbildung gemacht, und es ist nur zu wünschen, daß eine so vielseitig brauchbare Sängerinn nicht zu überhäuft beschäftigt werde. Sehr ergreifend durch Wahrheit des Ausdrucks führt Dlle. Grünbaum besonders die Scene im dritten Acte am Kreuze aus, wie das darauffolgende Duett, auch die höchste Aufgabe, das Trio Nr. 13 ohne Begleitung mit den schweren Cadenzen. Daß Mad. Seidler die Isabelle als erfahrne geschmackvolle Künstlerinn singt, ist wiederhohlt anerkannt. Auch dießmahl machte die schöne, tief empfundene Cavatine im vierten Acte so allgemeinen Eindruck, daß Mad. Seidler gleich nach dem Schluß dieses Actes stürmisch gerufen wurde. Der werthvollen Leistungen der HH. Blume und Mantius ist gleichfalls ehrend zu gedenken. Chöre, Orchester und Ballet (vorzugsweise Mad. Taglioni) trugen zu dem ausgezeichneten Erfolge der Oper bey, welche kürzlich in Paris, bey dem Wiederauftreten der Mad. Damoreau-Cinti zum 75. Mahle mit unbeschreiblichem Enthusiasmus gegeben worden ist.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß’s sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 94 — 6. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Indem Wilhelmine dieß in der höchsten Leidenschaft sprach, trat ein Diener des Banquiers ein, und bath Schröder, eiligst hinunter zur Frau von Wagner zu kommen.

„Die Rache ist dem Mitleid, ist der frühern Neigung gewichen,“ sprach jetzt Wilhelmine, ihren Herrn begleitend; „thun Sie, was Sie vor Gott und Ihrem Herzen verantworten können. Ich will indessen versuchen, ob ich zu bethen vermag.“

12.

Schröder trat in das Zimmer der Frau von Wagner und fand sie auf einem Ruhebett liegen; Ihre beyden Töchter entfernten sich bey seinem Eintritt. „Nehmen Sie Platz!“ redete sie ihn an. „Ich bin so eben von meinem unglücklichen Manne gekommen, der mir das, was zwischen Ihnen vorgefallen, mitgetheilt hat. Sie haben als edler Mann gehandelt, und wollen viel für uns thun. Meinen innigsten Dank dafür! aber verzeihen Sie meiner Offenheit: Sie wollen meinen Mann vom Verderben, doch nicht von der Schande retten. In des Mannes Brust ist Stolz und Ehrgefühl oft so innig in einander verwebt, daß es sich nicht trennen läßt, und so ist es bey ihm. Ein Schicksal, das ihn vielleicht in den Augen jedes Edlen adeln, in den Augen der Welt aber ihm seine ganze Stellung nehmen, und dem Spott preisgeben würde, könnte er nicht ertragen, und ich muß es Ihnen gestehen, ich bin es gewiß, daß er es nicht ertragen wird.“

„Und dieß können Sie mir mit so vieler Ruhe sagen?“ unterbrach sie Schröder. „Ich sollte glauben, die Ahnung allein, wie viel mehr die Überzeugung, müßte Sie keinen Augenblick auf diesem Ruhebett dulden, müßte Sie zur Verzweiflung bringen.“

„Meines Mannes Entschluß schreckt mich nicht,“ sagte sie pathetisch, „denn er ist auch der meinige.“ — Lag in der Betonung oder in der Gesticulation der Dame vielleicht zu viel Theatralisches, oder führte das natürliche Mißtrauen den Mitleidigen endlich auf die rechte Spur: er blieb bey dieser Kraftäußerung ganz ruhig. „Könnten auch Sie unrecht, so ganz gegen die Satzungen unsrer Religion handeln,“ sagte er mit Herzlichkeit, „so kann ich Ihnen nur noch den Trost geben, daß ich Ihre und Ihres Gatten vernachlässigte Pflichten übernehmen, und väterlich für Ihre Kinder sorgen werde.“

Frau von Wagner war von dieser wohl unerwarteten Antwort nicht im mindesten überrascht. Sie lächelte, und zog die Glocke.

„Ruf Sie meine jüngste Tochter!“ befahl sie der eintretenden Zofe.

„Herr Schröder!“ wandte sie sich nun zu ihm, den dieser Tausch der Waffen in nicht geringe Verlegenheit setzte,

„Sie haben bisher Marie ausgezeichnet; täuscht mich mein weiblicher Scharfblick nicht, so lieben Sie meine Tochter. Wie könnte es Ihnen nun gleichgültig seyn, Ihre Schwiegerältern dem Spott der Welt preisgegeben zu sehen? Könnten Sie Liebe von einem Mädchen erwarten, das Ihnen, wenn es auch mit Unrecht geschähe, die Schuld an dem Unglück ihrer Ältern aufbürden würde?“ Marie trat in diesem Augenblicke ein.

„Tritt näher, mein Kind!“ sprach sie, noch ehe der Bestürzte ihr auf eine so sonderbare Anrede etwas erwiedern konnte. „Du bist von den unglücklichen Verhältnissen deines Vaters unterrichtet. Ohne schleunige Hülfe sind wir verloren, und nur dieser edle Mann kann uns retten. Er liebt dich. In deiner Hand liegt daher das Schicksal deiner Ältern; knüpfe ihn durch deine Hand fest an uns und —“

„Mutter!“ rief die Erbleichende, und ihre Knie wankten.

„Fräulein,“ nahm Schröder, sie mit seinem Arm unterstützend, schnell das Wort, „keine Antwort zu dieser Stunde! Sie möchte auch ausfallen, wie sie wollte, so würde sie mich nicht bestimmen, meinen Entschluß zu ändern, und Sie vielleicht in Verlegenheit setzen. Könnte ich je um Ihre Hand werben, wäre dieß wahrlich nicht der Augenblick, den ich dazu wählen würde.“

„Das war ich von Ihnen überzeugt,“ lispelte Marie, doch so leise, daß es die Mutter nicht verstehen konnte, die ihr nun, sich zu entfernen, ein Zeichen gab.

„Madame!“ wandte sich jetzt Schröder zu der Mutter, nachdem er Marie bis an die Thüre begleitet hatte, „nach dieser Scene, die zu berechnet und zu wenig schonend für mich und Ihre achtungswerthe Tochter war, bleibt mir nichts übrig, als mich zu entfernen. Sie sehen,“ fuhr er mit ruhigem Ernste fort, „daß alle Pfeile an meiner Brust abprallen, und mich jedes Ihrer Worte nur noch in meinem Vorsatz bestärkt. Jeder Augenblick ist kostbar; die Stunde naht, wo Ihr Gemahl die Pupillengelder zahlen soll, und es bedarf von meiner Seite noch mehrerer Vorkehrungen bey dem Banquier Wolf, ich bitte daher, mit Ihrem Gatten die Sache reiflich zu überlegen. Ich werde, Ihren Entschluß zu vernehmen, zu Hause bleiben. Leben Sie wohl!“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er sich.

Ängstlich hatte Wilhelmine indessen seine Rückkehr erwartet. Er fand sie still und gefaßt; nur als er sie von dem, was bey der Mutter, Mariens wegen, vorgefallen war, unterrichtete, wurde sie lebhaft, und zürnte mit ihm, daß er des Mädchens Antwort nicht abgewartet, sondern sich selbst alle Hoffnung abgeschnitten habe.

„Will ich denn Hoffnung nähren?“ sagte er unwillig; „kennen Sie denn mein Herz besser, als ich selbst? Mariens Lippen preßten sich auf die meinen, sie ruhte in meinem Arm, und mein Blut rann deßhalb nicht schneller.“

„Täuschen Sie sich nicht, lieber Herr!“ unterbrach ihn Wilhelmine, „Sie lieben — doch, wie kann ich von solchen Dingen sprechen, da mich die qualvollste Angst keinen Augenblick ruhen läßt. Bey dem leisesten Geräusch glaube ich, die furchtbare That sey geschehen.“

„Fürchten Sie nichts,“ beruhigte er sie; „wer so pathetisch vom Selbstmord spricht, sogar damit droht, und mit solch ernster Sache Kinderspiel treibt, hat selten den Muth, die That zu begehen. Mir liegt jetzt der ganze Plan deutlich vor Augen; warten Sie nur mit Ruhe das Ende der kommenden Stunde ab.“

Aber Wilhelmine war es unmöglich; ohne Ruhe und Rast trieb es sie aus einem Zimmer in das andere, und so verlebte sie eine qualvolle Stunde. „Sehen Sie?“ sagte Schröder, „eine Stunde ist schon verronnen, und die blutige That noch nicht vollbracht — und irr' ich nicht, so höre ich Tritte; er ist's!“

„Ja er ist's!“ rief sie bebend, und eilte fort.

13.

Schröder hatte nicht geirrt; es war der Banquier, der in sein Arbeitszimmer trat.

„Die Thränen meiner Kinder, auch Ihre ernste Vermahnung,“ begann er, „haben mich und meine Gattinn endlich nach manchem schweren Kampfe bewogen, in Ihren Vorschlag einzugehen, und Ihr Anerbiethen, so schwer es uns auch wird, anzunehmen. Der Notar ist bestellt, er wird gleich hier seyn, die Documente über den Kauf auszufertigen; ich bitte, nun auch von Ihrer Seite die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.“

„Dieß soll sogleich geschehen!“ erwiederte Schröder höflich, obgleich ihm die Art, wie ihm Wagner seinen Entschluß bekannt machte, empfindlich war. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb ein kurzes Billet, klingelte, gab es dem eintretenden Bedienten mit den Worten: „Zum Banquier Wolf.“

„Herr von Wagner!“ wandte er sich jetzt zu diesem, „Sie können, sobald der Kaufcontract des Hauses in gehöriger Ordnung ausgefertigt und unterzeichnet ist, bey dem Banquier Wolf über 32,000 Rthlr. verfügen, somit erfährt Niemand, daß Sie die Ihnen anvertrauten Gelder anderweitig und für sich gebraucht

haben. Ihre Wechsel sind, wie Sie wissen, in meinen Händen. Nach abgeschlossenem Kaufcontract der Villa tausche ich sie nebst den Obligationen, die ich mir anzugeben bitte, gegen den Contract aus, und unser Geschäft ist dann beendet. Bis Michaelis können Sie im Hause wohnen, dann aber muß ich bitten, sich eine andere Wohnung zu wählen; die Villa aber wird mir sogleich abgetreten."

„Sie machen Ihre Bedingungen immer lästiger," fiel ihm Wagner in die Rede.

„Sehen Sie hierin nur den Geschäftsmann, und sonst nichts weiter," erwiederte Schröder. — „Doch bald hätte ich noch Eines vergessen. Die Möbeln dieses Zimmers, selbst jenes Gemählde, sind noch die Ihrigen. Ihre Gattinn hatte die Gefälligkeit, sie mir zum Gebrauch zu überlassen, und ich mache es zur unerläßigen Bedingung, daß sie mit diesem Hause mein Eigenthum werden."

„Wäre keine Ihrer Bedingungen drückender, als diese, so hätte ich in alle mit Freuden eingewilligt," meinte der Banquier.

„So wäre nun Alles unter uns ausgemacht?" sagte Schröder.

„Alles," erwiederte Wagner, der für seinen Wohlthäter keinen Dank, kein herzliches Wort hatte. Dieß mußte der Edle tief fühlen; aber die Freude, ihn gerettet, endlich sein — so lange sich vorgestecktes Ziel erreicht zu haben, war zu groß, sie glänzte zu hell auf seinem Angesicht, als daß ihm Unmuth und Verachtung diesen schönen Augenblick hätten trüben sollen. Den Blick unverwandt mit dem tröstenden Gedanken auf das Bild gerichtet: „ich war für die Wohlthaten, welche mir diese Edlen erzeigten, dankbar," kümmerte er sich wenig um den Banquier, der ihn unmuthig beobachtete, und eine Gelegenheit suchte, seinen Unmuth auszulassen. Er trat deßhalb zu dem in Erinnerung Versunkenen. „Herr Schröder!" begann er, „Sie haben heute solch' treffliche Acquisition gemacht, das eleganteste Haus dieser Stadt, die schönste Villa der Gegend für ein Spottgeld erhandelt: sagen Sie mir nur, was kann dieß alte, schlecht gemahlte Bild, was können die wurmstichigen, schon seit undenklicher Zeit auf dem Boden liegenden Möbeln für Werth für Sie haben?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Milton.

(Beschluß.)

Das Gemach ist von höchst seltsamer Bauart, behangen mit den ältesten Tapeten Englands, und auf beyden Seiten durch schmale, lange Fenster erleuchtet, die jetzt noch genau verziert sind wie zur Zeit, als der Cardinal sie bauen ließ. Auf einem niedrigen Sitze, der in die Mauern eingeschnitten war, saß der Dichter. Selbst Cromwell, der Protector Cromwell, sank neben dem erhabenen Blinden und Armen in Vergessenheit. Er saß in einem Mauereinschnitt der engen Fensterbrüstung; heiß strahlte die Sonne auf sein Haupt, dessen Haare in der Mitte gescheitelt waren, und auf beyden Seiten in Locken auf die Schultern niederrollten; seine Augen starrten in die Leere, ihr Ausdruck aber deutete an, daß er mit einem geheimen Wesen verkehre, welches seine ewige Nacht erleuchtete und belebte; er schien weder alt noch jung, denn die Furchen auf seinem Antlitz konnten nicht als Runzeln betrachtet werden, sie waren nur Zeichen des Kummers und jener Gedanken, deren ein Milton allein fähig war. Er war mit außerordentlicher Sorgfalt gekleidet, und seine Leinwand von dem feinsten Gewebe. Seine weißen Hände waren gefaltet, er war allein in dem weiten Gemache, und nur Gott mit ihm, nicht sichtbar in Werken, sondern nur für sein inneres Auge. Es war Sabbath, der in der Familie des Protectors stets mit Ehrfurcht gefeyert wurde. Die Morgenandacht war vorüber, und Cromwell befand sich in seinem Cabinete, mit der Sünde ringend, wie er es zu nennen pflegte. Stillschweigen herrschte in allen Höfen, jenes ehrfurchtsvolle Schweigen, welches auf frommes Sinnen und die Erfüllung eines der ersten Gebothe des Allmächtigen: — „Am siebenten Tage sollst du ruhen!" — deutet. Milton saß nur eine kurze Zeit in dem weiten Gemache: wer würde aber nicht einen beträchtlichen Theil dieses Alletagsdaseyns dafür geben, ihn auch nur in diesen kurzen Augenblicken gesehen zu haben! Seine Augen, obschon dem Lichte der irdischen Sonne verschlossen, waren gegen den Himmel gekehrt, um von der Sonne der Geister Erleuchtung zu empfangen. Da hörte er Tritte und entfernte sich in sein Gemach; denn an diesem heiligen Tage liebte er Ruhe. Wie leer schien nun die tapezirte Halle, wie ähnlich der Erde, wenn eine Verfinsterung die goldenen Thore der Sonne schließt.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Lanzendorf.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 19. July zum ersten Mahle: „Die unterbrochene Benefiz-Vorstellung, oder: Die Affenkomödie.“ Posse mit Gesang in zwey Aufzügen.

Diese Posse ist bereits von dem Leopoldstädtertheater her bekannt, und wurde dort unter dem Titel: „Die Benefiz-Vorstellung“ gegeben. Meisl hatte sie damahls nach dem Französischen für das hiesige Volkstheater bearbeitet, und die unvergeßliche Dlle. Krones und Hr. Ignaz Schuster glänzten darin als Sterne erster Größe. Die Trefflichkeit des Süjets, Scenen aus dem Schauspielerleben behandelnd, bewährte sich auch bey seiner neuesten Bearbeitung. Das Publikum unterhielt sich, wie selten bey einer neuen Komödie, wozu jedoch das ausgezeichnete Spiel der HH. Hopp (Souffleur) und Nestroy (Zettelträger) wesentlich beytrug. Nestroy's eingeschaltete Couplets waren wieder von großer Wirksamkeit. Er mußte dieselben einige Mahl wiederhohlen. Dlle. Weiller sang eine Arie aus der „Stummen“ mit vielem Beyfall, und verrieth eine löbliche Gesangsbildung. Am Schlusse der Posse exercirte Hr. Beite die Affen des Hrn. Advinent, und das Publicum belustigte sich bey der Production dieser possierlichen Thiere in reichem Maße. In der größten Blüthe des deutschen Theaters wurden Elephanten, Löwen, Hunde, Pferde rc., auf die Bühne gebracht, selbst Menschen gab es und gibt es noch, welche Thierrollen darstellen; warum soll nicht auch einmahl das menschenähnliche Thiergeschlecht seine schwer und mühsam erworbene Kunstfertigkeit zur Schau bringen? Advinent's Affen verdienen wahrlich, daß man durch die Finger sieht! —

Den 26. July erschien zur Einnahme des Hrn. Kunst zum ersten Mahle: „Bibar der Assassinen-Fürst.“ Romantisches Schauspiel in vier Aufzügen von Carl Stegmayer. Der Verfasser versetzt uns in die Epoche des unglücklichen Kreuzzuges unter Ludwig IX. Königs von Frankreich. Er läßt den berühmten König mit dem Kern der französischen Ritterschaft nach der Eroberung von Damiette den Krieg nach Egypten spielen, um daselbst den Sultan Thuranschach, in dessen Gewalt sich Palästina befindet, und dessen Bundesgenossen Bibar, Fürsten der Assassinen, anzugreifen. Ein plötzlicher Überfall des französischen Lagers bringt die Tochter des Grafen von Joinville nebst vielen andern edlen Frauen in die Hände des Barbaren, zu deren Auslösung eine königliche Gesandtschaft an Bibar abgeordnet wird, an deren Spitze der Graf von Joinville und Eduard von Samur stehen. Der Zufall hatte letzteren einst begünstigt, und ihm die Gelegenheit gegeben, Bibar, ohne zu wissen, wem er die Freyheit schenkte, bey einem Streifzuge vor französischer Gefangenschaft zu bewahren. Am Hofe Bibars erntet nun der edle Retter den Dank: denn Bibar, obwohl in Joinville's Tochter in Liebe entbrannt, läßt die gefangenen Frauen ohne Ausnahme reich beschenkt in das Lager zurückkehren. Der dritte Act bringt nun den Sultan Thuranschach auf die Bretter. Ein Meuchelmörder wird gedungen, um den frommen und tapfern König in seinem Zelte mitten im französischen Lager zu tödten, um durch seinen Tod Schrecken in der Armee zu verbreiten und das Heer zu vernichten. Bibar, von Thuranschach in seinen Hoffnungen getäuscht, und von Edelmuth getrieben, verhindert den Mordversuch. Ein Überfall der Saracenen bringt jedoch den König in die Gewalt seiner Feinde, wo wir ihn einen Plan des Sultans ernstlich überlegen sehen, sich und sein Gefolge aus der Gefangenschaft zu befreyen, während Bibar seine Befreyung durch die Gewalt der Waffen bewirkt.

Wir haben die Handlung des Schauspiels nur in ihrem Hauptinhalte erzählt, da der Stoff des Ganzen unserm Erinnern nach in einer Erzählung enthalten ist, die der Sammler in dem Jahrgange 1831 lieferte. Die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. Jahrhunderts bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts zur Eroberung des gelobten Landes geführten Kriege biethen den Dramatikern so vielen romantischen Stoff, daß man den Gebrauch desselben nur dankbar nennen könnte, wenn er nicht schon so oft benutzt worden wäre, und zwar großentheils auf eine und dieselbe Weise. Dem Verfasser dieses Schauspiels kann jedoch das Verdienst nicht abgesprochen werden, das Ganze, nahmentlich jedoch die Scenen der beyden ersten Acte, mit Bühnenkenntniß behandelt zu haben; der dritte und vierte Act jedoch verliert sichtbar an Interesse, da man schon nach dem zweyten Acte den Knoten des Stückes gelöst sieht. Das Folgende ist nur ein Anhang zu dem Früheren. Die Charakterzeichnung ist oft gelungen. Mit Bibars Haltung konnten wir uns in den letzten zwey Acten gar nicht befreunden. Der Dichter wollte uns einen ungewöhnlichen, großen Assassinen zeigen, und zieht ihn wieder von der Höhe herab, auf die er ihn im zweyten Acte gestellt. Die Sprache enthält gelungene Verse, obwohl der Dichter den fünffüßigen Jambus noch nicht flüssig und correct zu behandeln weiß. Die Darstellung war ausgezeichnet und verschaffte dem Stücke deßhalb auch aufmunternden Beyfall, der zum Theil auch durch Carl's herrliches Arrangement des Spectakels begründet wurde. Hr. Kunst (Bibar) stellte in seiner Darstellung ein kolossales Bild eines syrischen Fürsten-Kriegers auf. Der Künstler gestaltet seine Leistung jedesmahl groß und ungewöhnlich. Er wurde nach dem 2. Acte stürmisch gerufen und erschien mit Hrn. Lucas (Erard), der an diesem Abende wieder ein äußerst wirksames und geistvolles Spiel entwickelte. Mad. Pann hatte als Blanka nicht viel Gelegenheit hervorzutreten, da ihre Rolle zu sehr in den Hintergrund gestellt ist. Mit Lob nennen wir noch die HH. Bosard (König), Frey (Joinville) und Röder (Artois). Hr. Kunst hatte sich als Beneficiant im wahren Sinne des Wortes eines gesteckt vollen Hauses zu erfreuen, und daß derselbe am Schlusse gerufen wurde, darf wohl nicht bemerkt werden. G. P.

Aufforderung.

Die unterzeichnete Direction wünscht ausgezeichnete Mitglieder für die deutsche Oper, welche zugleich der italienischen, — für das Schauspiel, welche der französischen Sprache mächtig sind; ferner einen routinirten Balletmeister nebst Balletpersonale, und vorzügliche Orchester-Mitglieder gegen vortheilhafte Bedingungen zu engagiren. Anträge werden portofrey an die Direction selbst, oder an den Geschäftsträger derselben, Hrn. Adalbert Prix in Wien (Neue Wieden, Hauptstraße Nr. 763) erbethen. — Briefe, auf welche nicht umgehend Antwort erfolgt, konnten nicht berücksichtigt werden.

Hermannstadt den 27. Juny 1833.

Theodor Müller,
Director der Theater in Bukarest,
Temeswar und Hermannstadt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den — 95 — 8. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Inhalt und Ton brachten Schröder aus seinem Gleichmuth. Dank, wahrhaften Dank hatte er von dem Manne nicht erwartet; aber die Frechheit empörte ihn. „Herr von Wagner!“ sagte er, mit Heftigkeit seine Hand ergreifend, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß dieß Bild, diese Möbeln, keinen Werth für mich haben. Auf diesem Lehnstuhl saß einst eine würdige Frau, eine nur zu schwache Mutter; an jenem Tisch arbeitete ein edler Mann, ein treuer Bürger, ein guter Gatte und Vater. Beyde sind auf diesem Gemählde abgebildet. Der Knabe, der sich an sie schmiegt, sind Sie, und jener Verlassene, den Sie nie Ernst, immer nur, ihn zu kränken, Vaterlos nannten, den Sie später ohne Tausende, ohne Empfehlungsbriefe mitleidslos aus dem Hause seines Wohlthäters stießen, der — bin ich!“

„Sie?“ rief überrascht Wagner — „Sie sind Ernst Vaterlos?“ „Der bin ich,“ erwiederte Schröder, „wünsche aber, daß Sie in mir nur den Fremden, nicht den Gespielen Ihrer Jugend erkennen mögen, denn nach dem, wie ich Sie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt... doch“ — lenkte er schnell ein, „Sie sehen, ich habe nicht Böses mit Bösem vergolten. Ohne Ihren edlen Vater wäre ich vielleicht dem Tode oder einem Findelhause anheim gefallen; deßhalb sind Sie mir nichts schuldig, und wenn ich Ihnen auch nicht das Capital zurückzahle, welches Sie mir auf meine Wanderung mitgegeben zu haben meinen, so zahle ich doch nun die Zinsen eines Capitals, welches mir Ihre Ältern durch ihre Erziehung zurückließen. Sie sind mir daher keinen Dank schuldig. Ihre Härte gegen mich sey Ihnen verziehen, und somit wäre nun erst Alles unter uns abgemacht. Gebe Gott, daß Sie mit allen Menschen so ganz, so rein Ihre Abrechnung berichtigt hätten als mit mir!“

Beschämt, wagte der Banquier jetzt nicht aufzublicken. Er stand mit gesenkten Augen vor dem Manne, der die Schuld an seine Ältern auf so edle Weise an ihm abgetragen hatte. So verhärtet sein Gemüth auch war, so selten er auch an den unglücklichen Jüngling gedacht hatte, den er, trotz der Bitte des Vaters, trotz des Versprechens, das er dem Sterbenden feyerlich gelobt, hartherzig, ohne allen Grund, verstieß, so hatte doch jede Erinnerung an ihn die Furcht in ihm erweckt, er werde einst zurückkehren und sich rächen. Nun war er zurückgekehrt, und seine Rache war, ihn vom Verderben zu retten. Er kämpfte lange gegen die Bewunderung, welche ihm des Mannes Edelmuth einflößte; aber er kämpfte vergebens. Der schwache, noch nicht ganz erloschene, edle Funke in ihm erwachte; er ergriff Schröder's Hand. „Ich danke dir, Ernst!“ rief er, ihm um den Hals fallend, „du hast edel an mir gehandelt; ich erkenne, ich fühle es.“

Schröder, in diesem Augenblick allen Groll, alles Geschehene vergessend, kam ihm herzlich entgegen, und freute sich, daß, wenn auch vielleicht nur auf Augenblicke, doch der edle Sinn des Vaters, das weiche Gemüth der Mutter, den Sohn nicht ganz verlassen habe. Er drückte ihn mit aufrichtig herzlichem Gefühl an seine Brust, und inniger, als selbst in den Jahren der Kindheit, ruhten Beyde Arm in Arm.

„Lieber Wagner!“ unterbrach endlich Schröder die stumme Ergießung dieses Augenblicks, „ich habe meine Gründe, Sie zu bitten, unser früheres Verhältniß Jedermann zu verschweigen; es würde Sie nur in mancher Hinsicht in Verlegenheit setzen, besonders Ihrer Gattinn gegenüber, die dem wohlhabenden Manne wohl eher Dank schuldig seyn möchte, als dem Findling.“

Dem Banquier kam dieser Wunsch sehr gelegen; willig versprach er, ihn zu erfüllen, und so trennten sich Beyde nach mancher herzlichen Umarmung versöhnt und im Frieden.

Kaum aber war die leidenschaftliche Aufwallung in Schröder's Herzen durch ruhiges Nachdenken wieder ins Gleichgewicht gebracht, als er sich die Frage that, ob des Banquiers Benehmen aufrichtig und nicht erkünstelt gewesen sey. Eine so schnelle Umänderung in dem Charakter eines so herzlosen Mannes schien dem Mißtrauischen fast unglaublich; doch irrte er dießmahl. Der Banquier hatte das edle Benehmen Schröder's tief empfunden, eben weil er gefühlt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, so zu handeln; eben weil er stets für Ernsts Rückkehr gefürchtet und er Schröder's Bereitwilligkeit nur auf Rechnung einer ihm nicht unbemerkt gebliebenen Neigung zu Marien gesetzt hatte, war ihm der edle Grund doppelt überraschend und Bewunderung erweckend. Überdieß in aufgeregter Stimmung, brach die von dem Weltleben über sein Herz gezogene Eisrinde vielleicht jetzt zum ersten Mahl.

14.

Am andern Tage übergab Frau von Wagner mit Thränen im Auge ihrem Gatten allen ihren Schmuck von Werth. Als ob sie sich für ewig von ihren geliebten Kindern trennen sollte, so schmerzhaft war ihr der Abschied von diesen glänzenden Genossen ihrer Triumphe, ohne die keine Welt, keine Freude mehr für sie war. Sie erklärte ihrem Manne ganz bestimmt, sie würde nun in keine Gesellschaft mehr gehen, sich von allem zurückziehen, und still für sich zu Hause bleiben, denn ohne Juwelen wäre die Welt für sie todt, und sie wolle nirgends mehr erscheinen. So sehr dieser Entschluß mit dem erst kürzlich gefaßten des Mannes übereinstimmte, mußte dieser doch in eine fürchterliche Zukunft sehen; denn die angenehme, Alles erheiternde Laune der Gattinn, die, selbst noch in der Zeit des Verblühens, einen Kreis von Verehrern um sich gebildet hatte, traf man nur in Gesellschaft, im Hause selten, und dem Manne mußte hier die üble Laune am lästigsten werden.

Euphrosine war bey der Nachricht der unglücklichen Katastrophe in Verzweiflung gerathen, und als sie durch die Mutter erfuhr, daß wahrscheinlich Marie durch ihr linkisches Benehmen die Ursache sey, daß Herr Schröder nicht noch mehr geopfert, nicht so viel geopfert habe, daß sie die alte Lebensweise hätten fortführen können, ließ sie ihren Thränen und ihrem Unmuth über die Schwester freyen Lauf. Aber bald tröstete sie das Gefühl ihres eigenen Werthes, tröstete sie der Gedanke, daß ihr Geliebter sie heimführen, und seine himmlische Liebe ihr Ersatz für die irdischen Entbehrungen geben würde; sie hatte jetzt nur noch Thränen für ihre Ältern; für sich glaubte sie den Quell versiegt.

Aber so ganz ohne Aufsehen mochte die Sache mit den Pupillengeldern und dem Verkauf des Hauses und der Villa doch wohl nicht gegangen seyn; denn nach einigen Tagen strömten die Rechnungen von Kaufmann und Handwerker herbey, und mit ihnen kam durch die Stadtpost ein niedliches Briefchen an Euphrosine, in welchem der Dichter um die ihr geliehenen Bücher bath, und ein Abschiedsgedicht sandte, worin er sich über den Schmerz plötzlicher Trennung und über das grausame Schicksal, das ihn von hinnen trieb, mit dem seligen Wiedersehen jenseits tröstete. Sie legte das zierliche Briefchen mit der Anweisung auf Jenseits schweigend auf den Tisch, unterdrückte die sich hervorpressende Thräne, packte die Bücher zusammen, und schickte sie dem reisenden Poeten, ohne ein Lebewohl beyzufügen, zurück.

Sie, die so oft Körbe ausgetheilt, hatte jetzt in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre den ersten, der sie zugleich aus ihren Himmelsträumen erweckte, und sie zurück in ihre irdische Heimath führte, erhalten. Der Schleyer zerriß, der ihren klaren Blick bisher umnebelt; die eingeschränkten Vermögensumstände, in welchen sich ihre Ältern von jetzt an befanden, ließen sie fühlen, daß ein thätiges Mitwirken, eine strenge Wirthlichkeit nöthig sey, und nicht allein der Geist Nahrung, daß auch der Körper seinen Theil verlange. Sie sah jetzt wohl etwas spät ein, daß der Mensch, in welcher Lage des Lebens er auch sey, wenn er sich nicht ganz zu der Classe der nur verzehrenden Tagediebe rechnen

dürfe, thätig in das Leben eingreifen müsse, und der Fall nun eingetreten sey, wo das Wissen, einer Wirthschaft tüchtig vorzustehen, weit dem Talent vorzuziehen sey, Lord Byron und Shakespeare im Original zu lesen, den Text Rossini'scher Musik, um ihn mit Ausdruck singen zu können, zu verstehen, obgleich der Tonkünstler selbst ihn wahrscheinlich nicht verstanden hat, und in dem lieben Vaterlande, in Gesellschaften und selbst im Hause schön französisch und schlecht deutsch zu sprechen. Diese Wahrnehmungen öffneten den Quell ihrer Thränen von Neuem, und sie flossen jetzt den verlornen Jahren, dem verfehlten Lebenszweck.

Marie hingegen begleitete seit jenem Tage ein stiller Gram. Sie sah ihre Ältern leiden, und ohne zu forschen, ob verdient oder unverdient, theilte sie ihren Kummer von Herzen. Daß sie vom Überfluß zum Nothwendigen zurückgeführt war, betrübte sie nicht: für sie hatte der eitle Stolz sein Füllhorn umsonst ausgeschüttet. Sie hatte nie begierig nach diesem Tand gehascht, und ihr Auge näßte sich nicht, als der Koch das Haus verließ, die Küchenmagd seine Stelle provisorisch einnehmen mußte, und die Mutter ihr die Schlüssel der Speisekammer, die sonst in der Hand einer nun verabschiedeten Wirthschafterinn gewesen waren, mit den bittern Worten gab: „Sorge von heute an für die Küche; dort bist du an deiner Stelle!" Marie versprach, das Mögliche zu thun, und trat mit dem besten Willen, auch mit der Hoffnung, es werde gehen, ein Amt an, von dem sie nicht die mindeste Kenntniß hatte.

Schröder's Betragen während dieser ganzen Zeit hatte sie tief gerührt. Sie wußte nicht, was ihn in ihrem Herzen höher stelle, seine edle Aufopferung für ihre Ältern, die sie ihrem ganzen Werthe nach erkannte, oder sein zartes Benehmen gegen sie, als die Mutter sie dem edlen Manne fast aufdrang, und sie zum Köder gebrauchen wollte, an dem sie ihn fing. Auch hatte er sich ihr seitdem nur bescheiden, aber herzlich genaht.

Wilhelmine, trotz der Gemüthsbewegung, in welcher sie sich befand, nur Schröder's Glück vor Augen, hatte Alles gethan, das Mädchen von seiner Liebe zu überzeugen, und wenn die Arme zuweilen zu ihr kam, sich irgend in einer wirthschaftlichen Angelegenheit Raths zu erhohlen, wußte sie immer auf ihn und seine glänzende Lage zurückzukommen, und Gelegenheit zu finden, sich mit Wärme über sein edles Herz auszusprechen.

Auch ohne Wilhelminens Betheurung war Marie davon überzeugt. Der edle Mann stand Tag und Nacht vor ihrer Seele, und der Gedanke, sie könne ihn vielleicht beglücken, lohnen, ward ihr, wie sie sich auch anfangs dagegen sträubte, ein so lieber Gedanke, daß er sie nicht mehr verließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Calembourgs.

6. In welchem Orte lebt man ohne Leiden?

7. Welcher Wurm wird bewundert, genießt die herrlichsten Speisen und Getränke, und legt die bedeutendste Kunstfertigkeit an den Tag?

8. Welche Äpfel ißt niemand, ungeachtet mehr als die Hälfte der Menschen sie beständig bey sich tragen?

9. Bewundert wird die Kraft und das Genie seines Pinsels, gejagt wird es par force und geschossen, wie trefflich schmeckt ein Stück von ihm!

10. Welches Spiel verstehen in Wien die Kühe zu spielen?

11. Welches große musicalische Genie verfolgt leidenschaftlich alle Bienen?

Art, den Jaguar zu fangen.

In der Provinz Tukuman besteht die gewöhnliche Art, den Jaguar zu tödten, darin, daß man ihn in seinem Lager aufspürt, wobey man sich, wenn er ein Schaf fortgeschleppt hat, nach der an den Büschen hängengebliebenen Wolle richtet, oder die Spur durch eigens dazu abgerichtete Hunde verfolgen läßt. Hat der Gaucho seinen Feind aufgefunden, so nimmt er eine solche Stellung an, daß er das Thier mit der Spitze eines Bayonnets oder Spießes beym ersten Sprunge, den es macht, empfangen kann, und wartet so, bis die Hunde das Thier heraustreiben; ein Wagstück, welches er mit kalter Besonnenheit und Geschicklichkeit ausführt, so daß man sehr selten von einem Beyspiele hört, wo es nicht geglückt wäre. In einem Falle, den unser Capitaz erzählte, war die Sache nicht so schnell abgethan. Das Thier lag in seiner ganzen Länge auf der Erde ausgestreckt, wie eine vollgefressene Katze. Anstatt Zorn zu äußern und seine Feinde mit Wuth anzugreifen, zeigte es sich vielmehr zum Spielen geneigt, und schien mit den Hunden voll guter Laune unterhandeln zu wollen, statt ihre Angriffe für Ernst anzunehmen. Man schoß nunmehr auf das ungeheure Thier und eine Kugel drang ihm in die Schulter, worauf es sogleich auf seinen wachsamen Gegner lossprang, so daß es sich nicht bloß das Bayonnet in den Leib grub,

sondern auch über den Capitaz stürzte, welcher letzteres hielt; beyde rangen jetzt auf dem Boden mit einander, und der Abenteurer befand sich ganz in seinen Klauen „Ich glaubte,“ sagte der brave Kerl, „ich wäre am längsten Capitaz gewesen, während ich mit dem Arme meine Kehle zu schützen suchte, bey welcher mich das Thier packen zu wollen schien; allein als ich schon fürchtete, seine Klauen in meinem Fleische zu fühlen, erlosch das grüne Feuer seiner Augen, welches auf mich herabflammte, mit einem Mahle. Der Tiger fiel auf mich nieder und hauchte in dem nähmlichen Augenblicke, wo ich mich für immer verloren hielt, sein Leben aus.“

Notizen.

Verkehrte Ansicht.

Ein Mensch, der so einzeln auf der lieben Erde da steht, wie der Eckstein auf der Straße, an den ungeschickte Kutscher aufahren und Schweine sich wetzen, wird wohl bald einsehen, daß es nicht gut ist, daß der Stein so allein dastehe, auf daß ihm Unbill in Menge passire. — Er wird wohl den Roßbändigern, die nur sich selbst nicht bändigen können, dermaßen Trotz biethen, daß es Feuer gibt; er wird wohl den Schweinen ihre Freude lassen; — freuen mag's ihn aber doch nicht, daß er nur allein leidet.

So ein miserabler, an einer sehr befahrenen Straße dastehender Eckstein in der Stadt des Lebens habe nun ich zu seyn die Ehre, war nicht vom feinsten Korn, doch groben Schrot, der manchen Stoß zu ertragen im Stande ist, ehe ihm die Adern der Geduld, die ihn häufig durchziehen, zerspringen. Mich freut es nun, wie gesagt, jenem Radstoßer, meinem Nahmensvetter gleich, nicht so ganz allein dazustehen, und ich habe mich daher schon lange um so etwas umgesehen, das man Freund nennt. Da ich mich aber noch sehr gut erinnere, daß ein gewisser Diogenes mit einer Laterne Menschen gesucht hat, so meinte mein armer Hirnkasten, daß man, um aus den etlichen Menschen, die der gute Mann mit seinem Laternlein gefunden hat, auch einen Freund herauszufinden, ein tüchtiges Flambeau brauche. — Dem ist nun aber, wie man mir, wie nachstehend bewiesen, nicht mehr so; denn das Gaslicht des jämmerlichen Vorwärtsschreitens hat nicht nur allein sehr viele dunkle Köpfe erhellt, sondern auch um den ganzen Erdball einen solchen Nimbus gebildet, daß jetzt den Bewohnern des Mondes derselbe wohl auch am lichten Tage beleuchtet erscheinen muß. In diesen hellen Zeiten also muß man ja Menschen auch ohne Laterne sehen, und es kann auch gar nicht schwer seyn die Freunde zu erkennen. Von dieser mir aufgedrungenen Wahrheit überzeugt, bedauerte ich mich um so inniger, da es mir dennoch nicht gelingen wollte, einen Freund zu finden. In meinem Kopfe mußte, ungeachtet der vorne erwiesenen totalen Helle, doch noch totale Finsterniß seyn, oder war ich vielleicht gar in einem, der Freundschaft ungünstigen Zeichen geboren? — Kurz mein Wunsch sollte nicht befriedigt werden! Ich mußte wahrscheinlich mit der Art, Freunde zu gewinnen, nicht recht bekannt seyn, oder eine unrichtige Ansicht von der Freundschaft überhaupt hegen.

Darüber mißmuthig, schob ich mich eines Tages durch die krummen Straßen hin und her, und um dem Mißmuth und der langen Weile die Krone aufzusetzen, verirrte ich mich ins Schauspielhaus. Dort wurde nun zum ersten Mahle ein Machwerk zu Tage, oder eigentlicher an die Lampen gefördert, dem es besser gewesen wäre, einen Mühlstein an den Hals zu hängen, und in die Tiefe zu versenken; doch dürfte sothaner Stein schon eine ziemliche Portion absoluter Schwere besitzen, um das gar so leichte Product hinabzuziehen. Demungeachtet ertönte bey einzelnen Stellen und vorzüglich am Schlusse, den ich nur durch das Herablassen des Vorhangs gewahrte, ein entsetzlicher Applaus auf der einen Seite, der durch das unmuthige Zischen auf der andern durchdrungen, dem Vater des verkrüppelten Kindleins wie Teufelsaccord klingen mußte. Ich konnte mir die Ursache dieses Applauses nicht, wohl aber jene des Zischens erklären (man sieht also schon, wie finster es in meinem Kopf aussieht) und befrug meinen Nebenmann um dieselbe. „Das sind die Freunde des Dichters,“ gab er kurz zur Antwort.

Ich war niedergedonnert, und obschon die Lampen zu verlöschen begannen, so stand doch mein Schicksal grell beleuchtet vor mir da. Ich habe keinen einzigen Freund, und der Mensch, der noch dazu so schlechte Komödien schreibt, hat deren so viele, und noch dazu solche, deren Freundschaft gewiß auf sehr hohe Grundsätze gebaut war, denn haupsächlich waren es die oberen Gallerien, von welchen die freundschaftlichen Äußerungen erklangen. — Ich fand das ungerecht und bejammerte mein Verhängniß. —

Einige Tage darauf nun ging ich (da ich ein Müßiggänger von Profession bin, und auch hierin wieder dem Ecksteine gleiche, der nur Anstößiges darbiethet) in das Kaffehhaus und buchstabirt das Theaterblatt. In demselben wurde nun das schon erwähnte Product jenes Abends durch die kritische Hechel gezogen, die aber durch die Gutmüthigkeit ihres Besitzers die Spitzen verloren haben mußte. Es wurden zwar die Mängel, deren es in Menge besaß, gerügt, doch auf eine so mildthätige Weise, daß ich fest überzeugt war, daß, würde der Verfasser diese väterliche Zurechtweisung lesen, er aus Reue über seine Missethaten Thränen vergießen müßte.

„Lob und Tadel muß ja seyn,“ schien sich unser Phönix von Critikus vorgesteckt zu haben, und so verkannte er auch die einigen guten Seiten des Stückes nicht, munterte vielmehr den Verfasser auf, mehr Fleiß und Zeit auf ähnliche Arbeiten zu verwenden, und gab ihm einige wichtige und belehrende Winke. Angezogen von dem Inhalte dieses Aufsatzes, bemerkte ich nicht, daß der peinliche Verfasser jener peinlichen Komödie neben mir stand, und fügte den letzten beynahe laut gelesenen Zeilen in meiner Unschuld ganz vernehmbar die Worte hinzu: „Nein! der Mensch wird doch glücklich seyn, auch hier hat er einen wahren Freund gefunden.“ Aber wie erschrak ich, als er mir plötzlich das Blatt aus der Hand riß und fast wüthend ausrief: „Sie scheinen mich auch noch zum Besten haben zu wollen!? Der Mensch ist mein größter Feind.“ — Ich schüttelte den Kopf und ging, fest überzeugt, von der Freundschaft bisher eine unrichtige Ansicht gehegt zu haben.

Radstoßer.

Theateranzeige.

Eine junge Bravour-Sängerinn, eine sogenannte Cantabile-Sängerinn, eine Opernsoubrette, ein braver Baßbuffon und ein routinirter Capellmeister können durch den Theater-Geschäftsführer, Adalbert Prix (Wien, neue Wieden, Hauptstraße Nr. 763), unter sehr vortheilhaften Bedingungen bey einer deutschen Hofbühne Engagement finden.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 96 — 10. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

In dieser Stimmung traf Schröder Marien unvermuthet in den Anlagen der Villa, wohin sie mit ihrer Mutter gefahren war, den Rest ihrer Sachen, da er ihnen das ganze Mobiliar abgekauft hatte, nach der Stadt zu schaffen. Sie saß, ein Körbchen Blumen auf dem Schooß, und band einen Strauß. Beyde erschraken, Beyden war es unerwartet, sich hier zu treffen. Schröder hatte schon mit Sonnenaufgang seine Wallfahrt nach dem Hüttchen auf dem Felsen begonnen, und wußte daher nichts von ihrem Hierseyn. Es war heute sein Geburtstag, oder vielmehr der Tag, an welchem sein Wohlthäter ihn in jener Hütte gefunden, und der bisher als solcher gefeyert worden; deßhalb war er schon so früh nach dem Hüttchen gewallfahrtet, dort dem Gott der Barmherzigkeit seinen Dank zu zollen. Marie glaubte ihn in der Stadt, und flocht die Blumen zu einem Strauß, ihn damit bey ihrer Rückkehr zu überraschen, denn Wilhelmine hatte ihr die Feyer dieses Tages verrathen. Beyde trafen sich daher feyerlich gestimmt; er hatte an seinen Wohlthäter, sie an ihn gedacht.

Schröder setzte sich zu ihr. — „Verzeihen Sie," sagte Marie, „daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, mir diese Blumen pflücken ließ; mir war es, als hätte ich noch ein Recht an meine ehemahligen Pflegbefohlenen, und um so mehr, da ich diesen Strauß für Sie band. Nehmen Sie ihn an diesem frohen Tage freundlich aus meiner Hand. Sehen Sie nicht auf die kleine Gabe, nur auf das Herz, welches sie Ihnen reicht." Sie both ihm die Blumen, er nahm sie, sah lange in des Mädchens Auge, das endlich den Blick vor dem seinen senkte, und preßte ihre Hand an seine Lippen. „Ich danke Ihnen, Marie!" sprach er, und eilte fort.

„Wohin? — warum mich so eilig verlassen!" rief die Erstaunte. „Ist Ihnen der Tag zu werth, mir eine Minute seiner Stunden zu schenken?" Schröder kehrte bey diesem Nachruf zurück; sie ging ihm entgegen. „Nehmen Sie mit diesen Blumen," sagte sie bewegt, „meinen innigen, meinen herzlichen Dank für das, was Sie an meinen Ältern thaten. Nur mein Auge sprach ihn bis jetzt aus; mögen es nun diese Blumen thun!"

„Schweigen Sie," bath Schröder; „ob ich den Dank ganz verdiene, glaube ich kaum. Aber ja!" fuhr er plötzlich auf, „ich will ihn ganz, ganz von der guten Marie verdienen. Kommen Sie, liebes holdes Mädchen, setzen Sie sich zu mir, und hören Sie mich an." Er führte die Erröthete auf den Rasensitz zurück, setzte sich neben sie, und, den Blick nur auf die Blumen gerichtet, welche er gedankenlos zerpflückte, begann er: „Sie lieben, dieß gestanden Sie mir, wenn auch nicht mit klaren Worten, doch deutlich genug, daß ich es

wissen konnte. Sie verschließen Ihre Neigung in Ihrer Brust, und ich habe den Gegenstand, der Ihnen werth ist, noch nicht erforschen können. Deßhalb fürchte ich fast, sein Stand, seine Verhältnisse, oder sonst etwas machen ihn Ihrer nicht würdig.“

„Sie irren!“ fiel ihm das Mädchen rasch ins Wort.

„Lassen Sie mich enden, Marie!“ bath Schröder. „Sey es auch, wie es sey, so sollen Sie auch einen thätigen väterlichen Freund an mir finden. Ist er arm, sorge ich für Ihre Existenz; ist er unter Ihrem Stand, vermag ich vielleicht ihm emporzuhelfen; nur wenn er als Mensch Ihrer nicht werth ist, dann warne ich als Freund, stemme mich gegen Ihre Leidenschaft, und rette einen Engel vom Verderben. Reden Sie, seyn Sie offen gegen mich! Ich will wahrlich Ihr Vertrauen verdienen, will nur Ihr Glück!“ Er hatte dieß mit so viel Wärme, fast leidenschaftlich gesprochen, und nicht die hervorbrechende Thräne zurückzuhalten vermocht, so daß Marie wohl fühlen mußte, das, was er gesagt, sey der Tiefe seines Herzens entsprungen.

Lange blickte sie ihn schweigend an, und der Kampf, den sie in ihrem Innern zu kämpfen schien, mußte kein schmerzhafter seyn, denn ihr Auge ruhte mit Himmelsklarheit auf ihm. „Herr Schröder!“ begann sie endlich, „hat Ihnen das, was Sie mir eben gesagt, gelobt, keine Überwindung, keine Aufopferung gekostet?“

„Keine, die mir nicht durch den Gedanken, Sie glücklich zu wissen, vergütet, doppelt vergütet worden sey,“ erwiederte er.

„Sind Sie denn auch gewiß, das, was mich glücklich machen würde, zu kennen?“

„Ich glaub' es!“

„Mich beglückte stets das Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben. Doppelt beglückte es mich, wenn mir dieß leicht ward,“ sagte sie ernst, „und glauben Sie nicht, daß Dankbarkeit die erste, süßeste Pflicht des Herzens ist, und daß die Achtung für einen edlen Mann ihm gegenüber auszusprechen, selbst für die Jungfrau süß ist, sollte sich auch ihr Zartgefühl dagegen sträuben?“

„Sie beschämen mich, Marie!“ unterbrach er sie erröthend. „Werther, mir theurer Mann!“ fuhr sie mit Wärme fort, „Ihre Bescheidenheit heißt Sie schweigen. Ich kenne Ihre Wünsche, Sie haben mich ganz damit bekannt gemacht; deßhalb halte ich es für Pflicht, dem Manne, der, als meine Mutter das Glück meiner Ältern in meine Hände legte, sie nicht ergriff, da die Tochter sie ihm hätte reichen müssen, der, ahnend, eine geheime Neigung ruhe in meiner Brust, freywillig entsagt, und sich für mich opfern will, dem Manne offen entgegenzukommen, und ihm zu sagen, daß mein dankbares Herz ihm keinen Wunsch versagen könnte.“

„Marie!“ rief Schröder, vor Freude erbebend, „darf ich hoffen —“

„Den Unglücklichen verläßt diese treue Freundinn nicht, wie sollte sie den Glücklichen verlassen?“

Schröder war überrascht; noch konnte er sein Glück nicht fassen. Sinnend blickte er vor sich nieder; endlich sprach er, sich feyerlich zu dem Mädchen wendend: „Marie, dieser Augenblick entscheidet über unser ganzes Leben; darum müssen, dürfen wir nur besonnen unserm Herzen folgen, nur mit Bedacht die Pforte der Zukunft uns öffnen. Seyn Sie ganz wahr, nicht allein gegen mich, auch gegen sich; täuschen Sie sich nicht selbst! Oft erscheint uns in dem Augenblick der Überspannung ein Opfer so schön, so leicht, welches wir hernach unser ganzes Leben hindurch bereuen. Das reine, heilige Feuer der Dankbarkeit wärmt nicht für immer; bald erlischt es, und dann bindet nur noch die Pflicht, wo die Liebe fesseln sollte. Der Dankbarkeit verdanke ich gern Ihre Freundschaft; Ihr Herz möchte ich nur aus der Hand der Liebe empfangen.“

„Ja, edler Mann, das können Sie!“ erwiederte sie mit Feuer: „Die Neigung aus hoher Achtung entsprungen, nicht die Dankbarkeit allein, reicht Ihnen meine Hand.“

„Und bricht kein Herz, das Sie mir geopfert?“ fragte er feyerlich.

„Keines.“

„Nun dann, Marie,“ sprach er mit tiefer Rührung, „so will ich ein Glück erfassen, das ich nicht glaubte, mir zueigen machen zu können; so will ich Ihnen Alles geloben, was ich vermag: treue Liebe bis zum Grabe, treue Freundschaft in Freud' und Noth. Und so weih' ich mich Ihnen denn mit Hand und Mund, mit der festen Überzeugung, daß jene Edlen, die vor acht und vierzig Jahren den ausgesetzten Knaben an diesem Tage, vielleicht auf dieser Stelle, an ihr Herz drückten, segnend über ihn und ihrer Enkelinn schweben werden. Und nun, liebe Marie, theure Gefährtinn meiner künftigen Erdenwallfahrt, muß ich dankend mein Gebeth zu Gott erheben; in Freud' und Schmerz muß es aufsteigen, also auch jetzt!“ — Er faltete die Hände; auf den Schwingen der Andacht stieg sein leises Dankgebeth gen Himmel, und als er geendet, fand er Marie am Rasensitz kniend, ihr Herz zu Gott

erheben. Er störte sie nicht, und als sie sich erhob, in seine Arme sank, er die herabgerollte Thräne von ihrer Wange küßte, war der unzertrennliche Bund für das Leben geschlossen.

Mariens Ältern gaben freudigen Herzens noch am nähmlichen Abend ihre Einwilligung. Euphrosine weinte im Stillen eine Thräne, und war mit sich nicht ganz einig, aus welchem Quell sie entsprang; Wilhelmine aber sank bey dieser Nachricht ihrem Herrn stürmisch um den Hals. „Nun gehe es mit mir, wie Gott will!" rief sie aus, „weiß ich doch meinen Wohlthäter glücklich, steht er doch nicht mehr verlassen und einsam, gleich einem Palmbaum in der Wüste, unter dessen Schatten nur Andere sich erquicken, wenn ihn selbst die Strahlen der Sonne versengen."

„Aber nun, lieber Herr! da Sie so glücklich sind, gönnen Sie auch der armen Wilhelmine, daß sie aus dem Freudenkelche trinke, wenn er auch an ihren Lippen zum Wermuthsbecher würde, lassen Sie mich hinaus! Sie sehen, mein Blut lernt mit den entschwundenen Tagen nicht ruhiger fließen, und mein zerrissenes Herz kann nur die Zeit heilen."

„Fühlen Sie Kraft genug in sich, zu schweigen?" fragte sie Schröder ernst, „das leiseste Wort, und sein Herz könnte brechen."

„Ich glaube die Kraft zu haben; Gott wird mich stärken," erwiederte sie mit Ruhe.

„Nun, dann wollen wir schon morgen hinaus, so schwer ich mich auch jetzt von hier trenne," sagte er bewegt; „Gott gebe Ihnen Muth und Stärke."

15.

Am andern Tage saßen Beyde in der Droschke und fuhren nach dem Schulhause. Schröder, der schon früher die Bewohner von so manchen Sonderbarkeiten seiner Wirthschafterinn, besonders von ihrem heftigen, leidenschaftlichen Wesen unterrichtet hatte, glaubte den Bitten Wilhelminens, und auch dem Wunsche der Familie des Schulmeisters nachgeben, und sie dort einführen zu dürfen.

Aber je näher sie dem Orte kamen, desto aufgeregter wurde Wilhelmine, und als sie den Kirchthurm erblickte, und nun heftig zu zittern begann, gereute ihn sein Vorsatz, und er wollte wieder umlenken lassen; doch sie bath, sie beschwor ihn, und so fuhren sie endlich vor dem Schulhause vor.

Auch heute empfing sie die freundliche Ernestine. — „Marie!" rief Wilhelmine heftig, sprang aus dem Wagen, drückte die Erschrockene krampfhaft an ihre Brust, und nur das Zureden ihres Herrn, und die ernste Bewillkommung des Schulmeisters gaben ihr die Fassung wieder, so, daß sie dessen Gattinn, welche ihr im Haus entgegenkam, mit Anstand begrüßen, und einige Entschuldigung sammeln konnte. Schröder schien nun absichtlich den Eintritt in das Zimmer durch allerley Fragen aufzuhalten; aber statt daß Wilhelmine sich dadurch beruhigen sollte, wurde sie nur noch ängstlicher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Apfelbaum.

Im Garten steht ein Apfelbaum
In seiner blüthevollen Pracht,
Ein Zephyr wiegt den weißen Saum
Wohl hin und her so lind und sacht.

Und herrlich steht in voller Kraft
Der Blüthenbaum so fröhlich da;
In seinem Innern Mark und Saft,
Und alles duftet fern und nah.

Da hebt sich nach und nach ein Wind,
Der immer stärker, kräft'ger weht;
Das ist kein Zephyr sacht und lind,
Der arme Baum nicht ruhig steht.

Und wirbelnd reißt die Blüthen ab
Der rauhe tückevolle Wind;
In hohe Luft, zur Erd' herab,
Zerstreut er alle, pfeilgeschwind.

Da liegt er nun der liebe Schnee,
Der einst sollt' zeugen saft'ge Frucht;
Der grüne Baum ragt in die Höh',
Die Blüthen jagt der Sturm in Flucht.

Nicht ganz verlassen ist er doch,
Trägt er auch keine Blüthe mehr;
Ihm bleiben ja die Blätter noch,
Die säuselnd wogen hin und her.

Da stürmt ein Herbstwind schnell heran,
Und hat den Armen bald entlaubt,
Das letzte Leid ihm angethan,
Und er steht da mit kahlem Haupt.

Der Mensch, das ist der Apfelbaum,
Das Schicksal ist der wilde Sturm,
Die Freuden sind der Blüthensaum,
Zerstiebt vom ew'gen Schicksalssturm.

Heinrich Proch.

Auflösung

der Calembourgs im vorigen Blatte:

6. Zu Freudenthal in Schlesien.
7. Der bekannte Komiker Wurm.
8. Die Adamsäpfel am Männerhals.
9. Ender, Professor der Mahlerkunst, und Ender, der Hirsch.
10. Das Bretspiel, und zwar in der Bäckerstraße, wo die Kuh am Brete spielt.
11. Hummel.

Notizen.

Cherubini.

In diesem Augenblicke, wo in der großen Oper zu Paris ein neues Werk dieses vierundsiebzigjährigen Tonsetzers: Ali Baba, in die Scene geht, dürften einige Notizen über diesen berühmten Componisten den Lesern dieses Blattes nicht unwillkommen seyn.

Cherubini's anfänglicher Beruf schien denselben der Kirchenmusik zuzuwenden. Noch hatte er sein dreyzehntes Lebensjahr nicht erreicht, als seine Professoren in der Composition, Bartolomeo Felici und Alessandro, ihn fortwährend bey Fuge und Contrapunct fest hielten. Im Jahre 1773 brachte er zu Florenz, wo er im Jahre 1760 geboren ward, eine Messe zur Aufführung. Nun war die Bahn gebrochen und binnen fünf Jahren componirte er mehrere Werke für Kirche und Theater. Alle verbürgten ihm eine glänzende Zukunft; aber religiöse Begeisterung beherrschte noch die frühreifen Geburten eines Genies, das über die Bahn, welche es verfolgen sollte, noch ungewiß war. Vielleicht hätte sich Cherubini ausschließend der Kirche gewidmet, wenn ihm nicht der Großherzog Leopold, der die Künste liebte und beschützte, im Jahre 1778 eine Pension bewilligt hätte, um ihm die Mittel zu verschaffen, sich unter dem berühmten Sarti zu vervollkommnen.

Dieser Meister, welcher den Werth seines Zöglings bald wahrnahm, begnügte sich nicht, denselben in alle Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen, und die geheimen Schätze des Contrapuncts ihm zu enthüllen; er vertraute ihm oft die Composition zweyter Parthien in seinen Opern; und wahrscheinlich war es diese Auszeichnung, welche seinem Geiste die Richtung für die Bühne gab, deren Erfolge, rauschender als jene in der Kirche, das junge Gemüth fesselten und der Eigenliebe schmeichelten. Nachdem Cherubini vier Jahre bey Sarti zugebracht, schrieb er von 1784 bis 1788 la finta Principessa und Giulio Sabino, Opern, welche zuerst in London gegeben wurden; Ifigenia in Aulide, in Turin zuerst dargestellt, und endlich Demophoon, das erste Werk, womit er die französische Bühne bereicherte. Der Erfolg dieses Werkes bestimmte ihn, seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen. Nach Demophoon componirte er für die komische Oper eine große Anzahl einzelner Musikstücke, welche im Jahre 1790 und in den folgenden Jahren den glänzenden Ruf befestigten, den seine erste französische Oper ihm erwarb. Noch erinnert man sich des Enthusiasmus, welchen das herrliche Quartett: Cara, da voi dispende, eingelegt in die Oper: I Viaggiatori felici, erregte.

Im Jahre 1791 übergab Cherubini dem Theater Feydeau seine große Oper Lodoisca. Dieses Werk macht Epoche in dem Leben dieses Tonsetzers und in der Geschichte der Kunst. Die Erhabenheit und Majestät der Melodien, an Gluck's grandiose und edle Simplicität erinnernd, waren dort mit einem Reichthum der Instrumentation verbunden und durch solche Hülfsquellen der Harmonie unterstützt, wovon man früher keine Ahnung gehabt hatte. Gedenkt man der mit Lodoisca gleichzeitigen Werke, so kann man nicht genug bewundern, wie weit Cherubini's Orchesterbegleitung seine Epoche überflügelt habe und der künftigen vorangeeilt sey*). Wir glauben daher die Besorgniß einiger Personen nicht theilen zu müssen, welche, obschon überzeugt, in Ali Baba Schönheiten ersten Ranges zu finden, in der Instrumentirung einige Magerkeit anzutreffen fürchten. Noch hat man den kolossalen Effect nicht vergessen, welchen das Accompagnement des Credo, eines seiner neueren Werke, in den letzten Concerten des Conservatoriums hervorbrachte.

Auf Lodoisca folgte Elisa (der Bernhardsberg), Medea und Deux Journées (die Tage der Gefahr). Die Classe der schönen Künste des Instituts hat des letzteren Werkes, in ihrem Bericht über die zehnjährigen Preise, ehrenvolle Erwähnung gemacht.

Deutschland, welches vielleicht weniger schnell urtheilt als Frankreich und Italien, aber seine Urtheile in Erz gräbt, das vorsichtige und gewissenhafte Deutschland zögerte nicht, durch seinen Beyfall jenen zu sanctioniren, welchen Cherubini in seinem Adoptiv-Vaterlande erhielt*). Alle seine Compositionen wurden dort aufgeführt und im Jahre 1806 schrieb er für Wien seine Faniska. Pigmalione war die letzte Oper, die er (im Jahre 1809) in Frankreich für das Theater der Tuilerien schrieb.

Von nun an schien er auf dramatische Musik und den profanen Beyfall der Bühne Verzicht zu leisten, um sein Ohr neuerdings jener Stimme von Oben zu leihen, die schon zu seiner Kindheit gesprochen und seine ersten Gesänge begeistert hatte. Aus dieser Epoche, aus diesem Übergang zu einem Berufe, welcher vielleicht sein eigenthümlicher war, schreibt sich seine dreystimmige Messe für das ganze Orchester, welche von bewährten Richtern für sein Meisterstück erklärt wurde.

Nachstehendes ist ein Verzeichniß seiner vorzüglichsten Compositionen: Im Jahre 1780, Quinto Fabio, Oper in 3 Aufzügen. — 1782, Armida, Mersenzio, Oper in 3 Aufzügen (in Florenz). Adriano in Syria (in Livorno). — 1783, Lo Sposo di tre femine. — 1784, Idalia, Oper in 2 Aufzügen (in Florenz). Alessandro nelle Indie (in Mantua). — 1785, La finta Principessa (in London). — 1786, Giulio Sabino; eine große Anzahl Musiknummern zum Marquis de Tulipano (in London). — 1788, Ifigenia in Aulide (in Turin). Demophoon (in Paris). — 1790, Zusätze zur Italiana in Londra, von Cimarosa (in Paris). — 1791, Lodoisca (in Paris). — 1793, Koukourgi (eine nicht im Stich erschienene Oper). — 1794, Elisa. — 1797, Medea. — 1798, l'Hotellerie portugaise. — 1799, La Punition. La Prisonnière. — 1800, Les deux Journées. — 1803, Anacreon. — 1804, Achille a Scyros, Ballet (sämtlich in Paris). — 1806, Faniska (in Wien). — 1809, Pigmalione (in Paris**).

Außerdem schrieb er eine Menge einzelner Musikstücke im Kirchen- und Kammerstyl, und für das Theater, auch selbst Instrumentalmusik allein, unter andern eine Sonate für zwey Orgeln, worin man, wie in allen seinen religiösen Compositionen, den energischesten und unserm Erkennen nach naivsten Accent seiner musikalischen Gedankenfülle antrifft. D.

*) Diesen Vorzug hatte er mit Gluck, Mozart, Beethoven gemein. Anmerk. der Redaction.

*) Dieses Lob des deutschen Kunstgeschmacks und Characters fließt aus der Feder eines Franzosen, von dessen Aufsatz wir hier eine Übersetzung liefern. Anmerk. der Redaction.

**) Wir vermissen in diesem Verzeichnisse die Opern: Le Crescendo, les courses de New-Market, les Abencerages, Bayard à Mezières und Blanche de Provence, welche letztere er im Jahre 1821 mit Kreuzer, Berton, Boieldieu und Paer componirte. Anmerk. der Redaction.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 97 — 13. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Endlich öffnete der Schulmeister die Thür. Ihr gegenüber saß der freundliche Greis auf seinem Lehnstuhl; neben ihm stand der junge Miller, welchen Schröder schon aus dem Hause des Banquiers kannte. „Willkommen!“ rief der würdige Alte den Eintretenden entgegen. Aber Wilhelmine achtete dieses Willkommen nicht; sie blieb zitternd, Ernestinens Hand, die sie erfaßt hatte, krampfhaft drückend, an der offenen Thüre stehen. Der Greis gewahrte sie in dieser Stellung, und sich dessen erinnernd, was Schröder ihm über ihre Stimmung gesagt, neigte er sich, und sprach, sie zu beruhigen: „Seyn auch Sie mir willkommen; treten Sie ein in das Haus des Friedens; der Friede Gottes möge Sie begleiten!“ Bey diesen Worten schlich Wilhelmine geisterbleich auf den Alten zu, und als sie sich dem Sessel nahte, sank sie langsam auf die Knie, und verbarg ihr gesenktes Haupt in dem Schooß des Greises.

Alle waren erschrocken. Der Alte wollte aufstehen, Wilhelmine aber hielt seine Knie umfaßt, und zog ihn zurück. Schröder hatte Besonnenheit genug, Ernestine und den jungen Mann aus dem Zimmer zu führen, und sie zu bitten, sich entfernt zu halten.

Als er wieder eintrat, lag die Unglückliche noch zu des Alten Füßen. Der Schulmeister und seine Gattinn versuchten, sie aufzuheben. „Lassen Sie mich,“ rief sie, Beyde abwehrend, „laß mich, Marie! hier ist mein Platz!“ und jetzt Haupt und Blick zu dem Greise erhebend, rang sich aus der Tiefe ihrer gepreßten Brust das Wort: „Vater!“ hervor.

„Wilhelmine!“ rief ihre Schwester, und riß sie an sich, „Schwester, liebe, unglückliche Schwester!“ und während sie die Arme liebkoste, und die halb Ohnmächtige an ihrer Brust ruhte, hatte sich der Vater erhoben, entblößte sein greises Haupt, faltete die Hände, und das Auge himmelwärts hebend, sprach er im feyerlichen Tone: „Vater der Barmherzigkeit, erleuchte mich, daß ich in diesem furchtbaren Augenblick gerecht handle; gib mir Kraft, menschlich zu richten, da der Zorn mein Herz bewegt. Das verlorne Kind ist in die Heimath zurückgekehrt. — Wilhelmine,“ wandte er sich nach kurzem Schweigen zu der Bebenden, „sey mir gegrüßt in deinem Vaterhaus, wenn auch nicht willkommen! Ich habe dir nie geflucht, und die Thränen, die ich um dich vergossen, der Gram, der diese Locken vor der Zeit weiß gebleicht, sind dir vergeben; tritt ein zu mir in meine Wohnung. Gott segne dich!“

Wilhelmine war ohnmächtig niedergesunken. Auf Schröder's Wink entfernte man sie; er blieb mit dem Vater allein.

Doch bevor wir weiter fortfahren, ist es nöthig,

unsere Leser mit den früheren Verhältnissen Wilhelminens vertraut zu machen.

Sie war die erstgeborne Tochter des braven alten Schulmeisters, war hübsch von Gestalt, von einnehmendem Äußern, und immer ein stilles, gutes Mädchen. Sie war so ziemlich in gleichem Alter mit Wagner, der seit geraumer Zeit ein besonderes Augenmerk auf sie geworfen hatte. Ihr Vater willigte gerne in die von ihm vorgeschlagene Heirath mit ihr, und bereits war die Zeit der Vermählung angesetzt, als Wagner auf einem Balle ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit kennen lernte, welche durch ihren Verstand und durch ihre Liebenswürdigkeit alle anwesenden jungen Leute zu bezaubern verstand. Jeder wetteiferte ihr den Hof zu machen, und Wagner ward sogleich einer ihrer eifrigsten Verehrer, dem es auch in kurzer Zeit gelang, sie als Gattinn heimzuführen.

Wagner, der von früher Jugend an nicht das beste Herz gezeigt hatte, war es so ziemlich gleichgültig, als er hörte, Wilhelmine kränke sich über diese unverdiente Zurücksetzung, und er kümmerte sich auch gar nicht um ihr ferneres Schicksal.

Schon früher hatte sich der Amtsschreiber des nahgelegenen Rittergutes, ein etwas bejahrter Mann und Witwer, um Wilhelminens Hand, jedoch vergebens, beworben. Als er jetzt erfuhr, daß Wagner Wilhelminen verlassen habe, erneuerte er seine Bewerbung, und sie, über die Untreue ihres ersten Geliebten in hohem Grade erbittert, gab demselben, trotz der Mißbilligung ihres Vaters, am Altar ihre Hand.

Sie lebte nun eine kurze Zeit dem Anscheine nach ruhig, jedoch war ihr Gemüth von tiefem Gram zerrissen, denn sie liebte ihren Gatten nicht, und nur Wagner's Untreue hatte sie vermocht, denselben zu ehlichen. — Ruhe schien jedoch für sie nicht geschaffen. Bald nach ihrer Verehlichung zeigte es sich, daß die Rechnungen ihres Gatten bedeutende Gebrechen enthielten, er erhielt Befehl sich über dieselben zu rechtfertigen. Da er dieß nicht im Stande war, so verließ er seine Wohnung, und machte im nahen Walde durch einen Pistolenschuß seinem Leben gewaltsam ein Ende.

Als Wilhelmine dieses Unglück erfuhr, kam sie beynahe außer sich. Sie beschloß sogleich nicht in ihrer Heimath zu bleiben, und lieber in der weiten Welt einem baldigen Tode entgegenzugehen, als hier verachtet und verkannt zu leben. — So fand sie Schröder in der nahen Stadt einer Verzweifelnden gleich.

Er nahm sich ihrer liebevoll an, obgleich er selbst dazumahls nur ein kärgliches Einkommen hatte. Später nahm er sie mit sich nach Rußland, wo sie in dem Zeitraume von dreyßig Jahren durch rastlose Thätigkeit ihren Kummer zu vergessen suchte, was ihr jedoch nie ganz gelingen wollte. Schwer lastete das Bewußtseyn auf ihr, gegen den Willen und die bessere Einsicht ihres guten Vaters gehandelt zu haben.

16.

„Wilhelmine war mir durch viele Jahre eine treue Genossinn," begann Schröder nach einer langen Pause, „hat manches Leid, manche Freude mit mir getheilt, und ist mir, dieß Zeugniß kann ich ihr vor Gott geben, eine treue Freundinn gewesen, welche durch gottgefälligen Wandel die Reue ihres Fehls bewährt hat."

„Ich danke Ihnen!" sprach der Greis gerührt, „Sie haben mein Kind in Ihr Haus aufgenommen, und sie dreyßig Jahre gepflegt. Der Herr wolle es Ihnen durch eine treue Lebensgefährtinn lohnen! Ich vermag es nicht."

„Er hat mich schon belohnt," nahm Schröder schnell die Gelegenheit wahr, den Alten von Wilhelminen abzulenken; „ich habe sie in Marie Wagner gefunden."

„So hat Gott Ihnen einen sanften Engel gesandt, der Sie mit seiner Palme in den Stunden der Schwüle fächeln, und Ihnen in Ihrem Alter eine treue Stütze seyn wird."

„Auch Wilhelminen eine treue Freundinn," sagte Schröder unbedachter Weise, nur an seine Marie denkend.

„Ach die Arme! wie könnt' ich sie nur einen Augenblick verlassen!" rief der Vater aufspringend; „ich muß zu ihr, muß zu meinem Kinde, ihr Trost zu bringen."

Schröder konnte ihn nicht zurückhalten, und folgte ihm. Sie fanden Wilhelmine zu Bette; ihre Schwester saß zu ihren Füßen; Ernestine, auf welche sie mit Wohlgefallen ihre Blicke heftete, hatte eine ihrer Hände an die Lippen gedrückt; Miller stand in der Ferne. Der Vater nahte sich ihr, „der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen!" so sprach ich, als ich die Unglückliche unter den Todten glaubte, „der Nahme des Herrn sey gelobt, der dich mir wiedergegeben hat! Beruhige dich, mein Kind! Freudig drückte der Vater den verlornen Sohn an sein Herz, freudig schließe ich mein verlornes Kind in meine Arme. — Ich weiß Alles, Wilhelmine!" fuhr er fort, als sie ihn unterbrechen wollte, „dieser edle Mann hat mir schon Alles erzählt, ihm hast du viel zu danken."

„Alles, Alles hab' ich ihm zu danken, Vater!"

sprach sie bewegt; „er hat mich vom Verderben gerettet, den heiligen Frieden wieder in meine Brust zurückgeführt, und mich die Tugend üben gelehrt, welche Sie ihm so fest eingeprägt.“

„Ich?“ fragte der Alte erstaunt.

„Kennen Sie ihn nicht mehr? — Ach Herr! nicht diesen ernsten, finstern Blick, ich muß es offenbaren — kennen Sie Ernst Vaterlos nicht mehr, Vater?“

„Gerechter Gott!“ rief Marie erbleichend, während der Alte seinen ehemahligen Schüler herzlich umarmte, und Ernestine neugierig herbeytrat, ihn, von dem sie so Manches gehört, recht genau zu betrachten.

„Seyn Sie mir willkommen, Ernst!“ trat jetzt die Schulmeisterinn, von ihrer Überraschung wieder erhohlt, zu ihm, „seyn Sie mir nach dreyßigjähriger Trennung willkommen! Wir haben uns Beyde in dieser Zeit wohl sehr verändert, und mit uns so manches Andere. Ich bin verblüht, und Sie haben sich männlich entfaltet. Ernestine!“ sagte sie nun, ihre Wehmuth zu unterdrücken, „rufe den Vater, er wird sich mit mir freuen, Sie zu sehen, den ich so oft beweint, den er so oft betrauert hat.“

Ernestine ging, und kam bald mit ihrem Vater zurück, der sich von Herzen freute, den Jugendfreund seiner Gattinn zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Was ist's, das die Brust dir erfüllet mit Sehnen,
Mit Qual und mit Wonne, mit Schmerz und mit Lust,
Was kleinlaut dich macht, und den Muth dir macht dehnen,
Was hoch dich erhebt, bist du ihrer bewußt?

Sprich! Gäb's einen Sporn noch, wohl schärfer gestählet,
Ein rüstiger Eifern nach hochherz'ger That,
Wenn dein Herz sich die Reine, die Sitt'ge gewählet,
Wenn mein Paar es in Bande geschlagen wohl hat?

Und glich'st du der Knechte allniedrig'stem Knechte,
Gestellt auf den feilsten der Dritten sogar,
Daß solche das karg'ste der Leben dir brächte,
Du achtet'st's der Ersten ein Opfer wohl gar.

Das Ganze nur stellt sich dein Sehnen zum Ziele,
Das Ganze nur dünkt dich des Daseyns Gewinn,
Und Drangsale werden zum neckenden Spiele,
Muth stählt dir den hoffenden, liebenden Sinn.

F. W. Jaggl.

Weiberlaune.

Skizze.

Auf einem hübschen Landgute, nahe bey einer Provincialstadt, lebte der ehemahlige Major von Volkern mit seiner Familie. Häufige Besuche ließen ihn das früher gewohnte Stadtleben nicht vermissen. Am fleißigsten besuchte ihn der ebenfalls aus dem Dienste getretene Major von Werben, sein ältester und liebster Freund. Dieser war allmählig der ganzen Familie und jedem einzelnen Gliede derselben unentbehrlich geworden: mit der Hausfrau bekämpfte er die Hypochondrie, welche sich zuweilen beym Hausherrn einfand; mit dem jungen Volkern ging er auf die Jagd; mit den beyden Töchtern Marianne und Bertha neckte er sich; mit allen zusammen tanzte und spielte er, arrangirte kleine Festlichkeiten u. s. w. Er war das belebende Princip in der Volkern'schen Weltordnung.

An Werben's fünfundvierzigstem Geburtstage erschien der alte Volkern in voller Gala, um ihn feyerlichst zu begrüßen und dann zu den Seinigen mit hinauszubringen. Die Abfahrt verzögerte sich etwas, und die beyden Herren benutzten den Aufschub zu einem Ausfalle auf Werben's Weinkeller. Werben war überaus vergnügt, aber ungewöhnlich weich gestimmt, was beym Trinken noch deutlicher hervortrat. Auf die wiederhohlten verwunderten Fragen seines Gastes ließ sich der Wirth, wie folgt, vernehmen:

„Siehst du, mein alter Junge, wenn ich so an alle die fröhlichen Stunden denke, die ich mit dir verlebt habe, und an deine Familie — es ist wahrhaftig wahr, ich könnte euch zu Liebe das Tabakrauchen aufgeben; — und wie ihr mich immer so herzlich lieb gehabt, und ich euch wieder — siehst du: ich bin ein alter derber Kerl, aber weiß Gott! ich bin euch gut von Herzensgrunde, und ich möchte immer bey euch seyn, und, und — na! mit einem Worte, Herzensjunge, ich will dein Schwiegersohn werden; gib mir die Bertha.“

Etwas unerwartet kam Volkern der Schluß dieser bündigen Rede; denn bey aller Liebe zu seinem Freunde hatte er an die Möglichkeit des eben geschehenen Antrags niemahls gedacht. Aber bald reichte er Werben die Hand und sagte: „Mit Gott, mein ehrlicher Hans! das wird ein schöner Tag.“ Sie umarmten sich noch einmahl recht herzlich und fuhren hinaus.

An demselben Tage konnte von Werben's Absicht nicht mehr die Rede seyn, denn im Schlosse war große Gesellschaft zu dem Geburtsfeste versammelt. Alles war sehr fröhlich, Bertha überraschte den Gefeyerten mit mehreren kleinen Arbeiten und koste so unbefangen freundlich, daß er sie am liebsten beym Kopfe genommen und recht herzlich geküßt hätte. Aber sonderbar! sonst geschah dieß oft ohne allen Zwang und Ziererey;

und heut, wo er ihr in Gedanken so viel näher getreten war, vermochte er's nicht, heute kam es ihm unschicklich vor. — Beym Abschiede raunte er dem Wirthe mit zuversichtlichem Tone ins Ohr: „Na, alte Seele, führ' meine Sache gut, übermorgen komm' ich wieder raus und hohle mir meinen Bescheid."

Er kam. Niemand sprang ihm wie sonst entgegen. Im Hause begegnete er Mariannen, eilig grüßend ging sie an ihm vorüber. Er trat in Volkern's Zimmer, dieser war allein. Mit niedergeschlagenen Augen reichte er dem Eintretenden die Hand und schüttelte sie ihm lange und herzlich. Das darauf folgende Gespräch war für Beyde gleich peinlich in seiner Dauer, und schmerzlich seinem Inhalte nach. Volkern hatte sich für den Augenblick mit seiner ganzen Familie überworfen. Bertha hatte zu dem Freyerantrage anfänglich gelacht, als sie aber von der Ernstlichkeit desselben überzeugt worden, war sie in heftiges Weinen übergegangen und hatte schluchzend erklärt, sie sey Werben noch immer herzlich gut, aber heirathen könne sie ihn nicht. Der Vater, der nicht begreifen wollte, wie man Jemanden liebhaben, aber nicht heirathen könne, rief die Mutter zu seiner Unterstützung herbey. Diese kam und redete anfänglich zu Gunsten des Antrags, weil sie glaubte, Bertha sey nur für den Augenblick überrascht und außer Fassung gesetzt. Als sie aber, mit ihr allein gelassen, sich überzeugt hatte, Bertha's Erklärung sey bestimmt und entscheidend, nahm sie die Tochter gegen den zürnenden Vater in Schutz. Alle Glieder der Familie waren aus ihrem heiteren Frieden aufgeschreckt und recht ängstlich verschoben. Volkern liebte die Seinigen zu sehr, um nicht endlich seinen Wunsch aufzugeben; aber es ist begreiflich, wie schneidend schmerzlich ihm zu Muthe war, als er den lieben Freund von dem Ausgange seiner Werbung unterrichtete.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Am 1. August feyerte die königliche Bühne ein würdiges Kunst- und Abschiedsfest. Mad. Schechner-Waagen, von ihrer letzten Unpäßlichkeit völlig wieder hergestellt und trefflich bey Stimme, gab auf höchste Veranlassung die Iphigenia in Gluck's classischer Oper als — leider — letzte Gastrolle so wahr, innig, edel und tief empfunden, daß der Totaleindruck ihrer schönen Kunstleistung, in gleichem Grade, wie früher, ein vollkommen befriedigender war. Die Erzählung des Traumes, sämmtliche Arien, besonders aber die gefühlvolle Arie: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen", und die Scene im dritten Act bey der Wahl des Opfers, wurden im Verein würdiger Darstellung und seelenvollen Gesanges musterhaft, tief ergreifend durch den mächtigen Klang dieser tonvollen Stimme ausgeführt. Freudig empfangen, begleiteten die scheidende Künstlerinn die lebhaftesten Beyfallsbezeigungen, als Beweis der Anerkennung und Hochschätzung ihres seltenen Werthes, während der ganzen Vorstellung, welche von allen Seiten mit Liebe und rühmlichem Kunststreben zu einer, durch Einheit in sich abgeschlossenen, schönen Kunstproduction erhoben wurde. Hr. Hammermeister gab den Orest in Hrn. Devrient's Abwesenheit, mit verständiger Auffassung, in mehreren Momenten, z. B. in der Scene mit Pylades — eine der vorzüglichsten Leistungen des Hrn. Mantius — sehr gelungen. Der Gesang würde durch weniger häufiges Sinkenlassen und Tremuliren des Tons, welches, als Ausdruck des tiefsten Schmerzes, selten angewandt, sehr wirken kann, noch gewinnen. Der von den Furien des Gewissens verfolgte Muttermörder darf nie zu weinerlich weich erscheinen. Die Tempelscene des zweyten Actes war, mit dem Altar in der Mitte, wirksam eingerichtet. Auch die Erscheinung des Geistes der Clytemnestra, aus der Versenkung emporsteigend, effectuirte mehr: nur sollte der Geist sich nicht so viel bewegen und zuletzt wieder versinken, statt in die Coulisse abzugehen. Orest sang, für die Entfernung von den Zuhörern, die Stelle vor dem Einschlummern zu schwach. Wenn Hr. Hammermeister indeß hier zum ersten Mahle diese schwere Rolle gab, so hat derselbe viel geleistet.

Nach kaum geendeter Oper wurde Mad. Schechner-Waagen allgemein gerufen. Der Vorhang erhob sich wieder, und der Act der Trennung einer hochgeschätzten Künstlerinn von einem, ihren vollen Werth würdigenden Publicum begann. In folgender verbindlichen, Wohlwollen und Dankbarkeit innig aussprechenden Rede, nahm Mad. Schechner-Waagen bewegten Abschied, indem sie auch der früheren Vergangenheit und des Einflusses erwähnte, welchen das Urtheil der hiesigen Kunstfreunde auf ihre Leistungen stets gehabt habe: „Der Antheil, den Sie der ernsten Kunst, der ich mich vorzugsweise widme, schenken, erfüllt mich mit der dankbarsten Rührung. In Ihrer Mitte fand ich zuerst die Bahn, die ich seitdem zu verfolgen suche; Ihr Urtheil wurde mein Gesetz, Ihre nicht zu erschöpfende Güte der Sporn meines Strebens. — Die Erinnerung an jene früheren Zeiten, wie an die jüngst verflossenen, wird mir unvergeßlich seyn, und meine innigsten Wünsche müssen mich stets hieher zurückführen." — Mit dieser Künstlerinn scheiden auch die Gluck'schen Opern auf längere Zeit wieder von uns. Indessen hoffen wir auf Erfüllung des ausgesprochenen Wunsches der Wiederkehr!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 98 — 15. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

17.

Wie nach einem Sturm die aufgeregten Wellen sich allmählig beruhigen, bis der klare, blaue Himmel sich freundlich und versöhnend in der Fläche spiegelt, so war es auch jetzt in dem Hause des würdigen Schulmeisters, wo Jeder die trüben Bilder der Vergangenheit entschleyert hatte, und in der versöhnenden Gegenwart beglückt, einen reinen Himmel in sich fühlte. Vergnügt, wie über ein gelungen vollendetes Werk, sah der Greis auf seinen wackern Zögling, mit Vaterliebe auf sein wiedergefundenes Kind. Schröder, so wollen wir ihn immer noch nennen, verplauderte schon eine Stunde mit der Schulmeisterinn, und wie eines lieben, erheiternden Spieles aus der Kinderzeit erinnerten sie sich der Tage ihrer unschuldigen Liebe, die wie ein freundlicher Morgentraum, den sie auch wachend noch fortgeträumt, nun verschwunden war. Ihr Gatte kam dem Jugendgespielen seiner Marie mit Herzlichkeit entgegen. Oft hatte das zufriedene glückliche Ehepaar von ihm gesprochen, und der Gattinn Liebe zu ihm war dem Manne kein Geheimniß geblieben; selbst Miller und Ernestine schienen sich heute recht glücklich zu fühlen. Wilhelminen waren durch des Vaters Milde die Himmelspforten wieder geöffnet. Sie fühlte dieß ganz, und was jahrelanger Kampf nicht vermocht, das Herz, das Gemüth zu beruhigen, war diesem einen Tage gelungen; sie schien heiter und beruhigt. „Laßt mich einen Augenblick mit meinem Herrn allein!“ bath sie jetzt, die eingetretene Stille unterbrechend; „ich habe ihm so Manches zu sagen, ihm, der mir dreyßig Jahre Herr und Freund war, muß ich die innersten Gefühle meines Herzens vertrauen.“ Man erfüllte sogleich ihren Wunsch, und ließ sie allein.

„Herr!“ sagte sie, „da ich mich so glücklich fühle, möchte ich es auch gerne ganz seyn: erlauben Sie, daß ich in meinen frühern Verhältnissen ferner in Ihrem Hause bleibe. Ich kann Ihrer künftigen Frau durch Rath und That nützlich seyn, und mein beruhigtes Gemüth wird Ihnen nicht mehr durch Heftigkeit und Klagen beschwerlich fallen. Mein Lebensschiff schwimmt fortan auf stillem Meere, die Stürme sind vorüber und der Hafen der Ruhe ist so nahe. Darum lassen Sie mich meine kurze Fahrt an Ihrer Seite beenden!“

„Und zieht es Sie nicht in das Vaterhaus zurück?“ fragte er.

„Nein!“ erwiederte sie, und ihr Stimme zitterte, „dort wandelt meine gute, gehorsame Schwester, und ich! — nein, hier würde ich mich beengt, niederge-

beugt fühlen; wenn meine Schwester ihre Tochter warnte, würde ich glauben, es sey mir ein bitterer Vorwurf. Heute drückt man schonend die Wiedergefundene an die Brust, und freut sich ihrer Rückkehr, morgen vielleicht würde man mich nur noch aus Mitleid dulden. Lassen Sie mich in Ihrem Hause, wo mir das Vertrauen zu Gott wieder wurde, auch das Vertrauen zu den Menschen erlangen."

„Wie Sie es wünschen, Wilhelmine," beruhigte er sie.

„Dann," sprach sie stockend, „gehen Sie zu ihm, zu dem Banquier mein' ich, sagen sie ihm, daß die Verschmähte mit ihm unter einem Dache wohnt, und daß sie ihm vergebe. Ich habe versöhnende Herzen gefunden, auch er soll ein versöhnendes in mir finden. Sagen Sie ihm, wenn er noch irgend einen Funken Mitleid für mich fühle, solle er mich meiden, nie mich anreden, und ferne von mir bleiben. Er hat sich von mir losgerissen; ich habe ihm vergeben, aber kein Band der Freundschaft, nicht einmahl das des Wohlwollens, kann uns vereinen!"

Sie schwieg bey diesen Worten, und sank erschöpft zurück. „Lieber Herr," sprach sie, als er ihr die Kissen höher rückte, mit leiser Stimme und sehr bewegt, „die Ruhe ist meinem Geiste, doch nicht meinem Herzen geworden. Ich bitte, lassen Sie mich noch heute nach der Stadt bringen.

Keine Bitte der Ihrigen konnte sie zum Bleiben bewegen. So matt sie war, fuhr sie doch am Abend in die Stadt zurück, wohin Ernestine sie begleitete.

18.

Sie erhohlte sich bald, und so fehlte nichts an dem häuslichen Glück Aller; denn Schröder hatte, um seinen Verlobungstag, den die Ältern gegen seinen und Mariens Wunsch feyerlich begehen wollten, nicht zu trüben, seinem künftigen Schwiegervater über Wilhelminens Schicksal noch keine Aufklärung gegeben. Die Familie des Schulmeisters hatte zu schweigen versprochen, und so ging Alles mit frohem Herzen diesem Tage entgegen. Denn nun konnte der Banquier in seiner eleganten Wohnung bleiben, die Villa stand zu seiner Verfügung, und obgleich Euphrosine, seit Kurzem durch so Manches mehr auf das Irdische zurückgeführt, nicht so ganz zufrieden war, daß ihre jüngere Schwester heirathete, so öffnete sich ihr doch wieder durch die Verhältnisse ihres Schwagers eine Art irdischen Paradieses. Schröder und Marie waren glücklich; aus Beyden strömte die Wonne zwar nicht rauschend hervor, denn ein Händedruck, ein Blick, worin der Himmel lag, genügte ihnen, und die Ruhe, mit welcher sie ihr Glück genossen, konnte für so Manchen, der das Stillleben eines frommen Gemüthes nicht kannte, wohl auffallend seyn. Schröder zagte, ob er auch ganz im Stande sey, einem Herzen, wie das Herz Mariens, zu genügen. Marie war stets gleichmüthig und einer jener ruhigen Charaktere, die bey Freud' und Leid sich zu mäßigen wissen. Ihre Ruhe, ihr Ernst, selbst ihre zuweilen verweinten Augen fielen Schröder nicht weiter auf, und wenn auch hier und da sein Mißtrauen rege werden wollte, unterdrückte er es schnell; denn ihm schien es natürlich, daß die Jungfrau von ernstem Nachdenken, von rein sittlichem Gefühl, nur mit zagendem, bedächtigen Schritt ihren neuen Verhältnissen, und einer ihr neuen Welt entgegengehen könne.

Am Vorabend des Verlobungstages saß das Brautpaar in einer Jasminlaube der Villa, wo das Fest gefeyert werden sollte. Beyde waren ernst; sie hatten über die Zukunft gesprochen, und statt sich von ihrer Einrichtung und dem Zirkel zu unterhalten, den sie um sich bilden wollten, hatten sie von ihren gegenseitigen Pflichten, von der Duldung ihrer Fehler gesprochen, sich treu gelobt, ihre Schwächen gegenseitig zu ertragen, und das künftige Leben ernst betrachtet. Sie waren daher feyerlich gestimmt. Die sinkende Sonne, das Scheiden des Tages verkündend, des letzten, an dem sie ungebunden und frey sich eine Welt nach ihren eigenen Wünschen schaffen konnten, mahnte sie an das Untergehen jeder Freude, jedes irdischen Glückes; da ergriff Schröder die Hand seiner Geliebten. „Ich muß dir doch einen Fehler nennen, liebe Marie, den ich mir selbst so gerne verschweigen möchte, und der mit meinem Charakter in so sonderbarem Widerspruch steht: ich bin mißtrauisch. Entstand es aus meinen früheren Verhältnissen, oder hat so manche spätere traurige Erfahrung es erst aufgeregt, ich weiß es nicht; nur so viel weiß ich, daß ich vergebens gegen diesen Dämon gekämpft, und ihn noch nicht ganz habe besiegen können. Ich glaube zwar nicht, liebe Marie, daß er bey dir je laut werden würde; sollte es aber seyn, so schließe dadurch nicht auf mein Herz, nicht auf mein Zutrauen; ich weiß, du zeigst dich offen vor mir, du verwahrst kein Geheimniß vor deinem Ernst; rein, ein ungetrübter Spiegel, ist deine Seele, und deine Liebe zu mir

entsprang aus der Tiefe eines ungetheilten Herzens. Darum laß dich, wenn dieser Dämon erwachen sollte, nicht irren; vertraue meinem Herzen!“

Ein Geräusch, unfern der Laube, störte ihn in seiner Rede. „Es kömmt Jemand! Komm, liebe Marie!“ sprach er. Sie standen auf, und wollten eben aus der Laube treten, als Miller vor ihnen stand.

„Verzeihen Sie — ich suchte —“ sagte er verlegen.

„Wen suchten Sie?“ fragte Schröder schnell. Ohne zu antworten, entfernte er sich eiligst.

„Marie!“ begann jetzt Schröder erschrocken, „was ist dir? du zitterst, deine Knie wanken, komm, setze dich! — Wie konnte dich der Anblick dieses Mannes so erschrecken? Rede, beruhige mich!“

Statt der Antwort sank Marie an seine Brust und weinte bitterlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der büßende Jude*).

I.

Wie glänzt dort in der Häuser Reihe
Ein Einzelnes so blank heraus,
Das rothgeziegelte und neue,
Das ist des reichen Juden Haus.

Erbaut von redlichem Gewinne
Erblüht ihm drin' manch' schönes Glück,
Drin waltet fromm mit mildem Sinne
Der Hausfrau liebevoller Blick.

Und Mädchen blühn in holdem Schimmer
Dem Juden, der sie liebt und herzt,
Ein Knabe keck und fröhlich immer,
Mit dem die Mutter tändelt, scherzt.

Und Ordnung herrscht in den Gemächern,
Und von Gefäßen hell und blank,
Von Silberschüsseln schwer und Bechern
Erglänzt auf dem Gesims der Schrank.

Streng müht er sich von Tag zu Tage,
Und freut sich, wenn es Sabbath wird,
Todt ist ihm plötzlich jede Plage,
Wenn hell das erste Sternchen flirrt.

Die Hausfrau deckt den Tisch mit Linnen
Und rückt den Stuhl dem Herrn heran,
Und zündet still, mit frommem Sinnen
Die blanke Messinglampe an.

Der Jude bethet — und den Kleinen
Spricht ein Gebeth die Mutter vor,
Dann müssen sie vor ihm erscheinen,
Segnend hebt er die Hand empor:

„Der ew'ge Gott im Himmel lasse
Fromm werden und zu Greisen euch,
Und so wie Efraim und Menasse
An schönen Lebensgütern reich!“

Und offen für des Mitleids Regen
War auch des Juden warme Brust,
Nur seines Jähzorns Flammen pflegen
Zu stören seines Hauses Lust.

Und es versammeln sich die Armen
Vor Sabbath Abend um sein Haus;
Er theilt mit freundlichem Erbarmen
An Christ und Juden Gaben aus.

Und wieder sind sie heut gekommen,
Und unter ihnen ist ein Weib,
Dem Spendenden naht sie beklommen,
Gesegnet ist ihr kranker Leib.

Sonst blühte sie in Jugendfülle,
Im Glücke lebend so wie er;
Doch trägt sie nun die Bettlerhülle
Und trägt durch Schuld sie doppelt schwer.

Doch reicht er zweyfach ihr, sie weigert
Zu nehmen es mit keckem Sinn;
Er reicht das Doppelte gesteigert,
Sie wirft verwünschend ihm es hin.

Da wird der Zorn des Juden Meister,
Er schlägt das undankbare Weib.
Sie sinkt — beschwörend Rachegeister,
Gebärend stirbt ihr kranker Leib.

Und ihn ergreift ein zitternd Grauen,
Blaß steht er vor der blut'gen That,
Die thränenlosen Augen schauen
Auf seiner Menschlichkeit Verrath.

Er spricht kein Wort, von Qual durchschüttert,
Dem Aug' entstürzt ein Thränenguß,
In seinem Antlitz zuckt und zittert
Ein furchtbar gräßlicher Entschluß.

Und er zerreißt sein Kleid von Seide,
Hüllt sich in schlechtes Linnen ein,
Küßt Weib und Kind, die letzte Freude
In seinem wild zerstörten Seyn.

Die Gattinn weint von Schmerz zerrissen,
Von Thränen heiß das Aug' genetzt:
„Soll ich den theuren Gatten missen,
Sprich, wer ist unser Vater jetzt?“

„„Gott schützt euch, Gott wird euch bewahren,
Mich treibt der Wahnsinn jetzt hinaus.
Lebt wohl! in zweymahl sieben Jahren
Führt Gott mich wieder in mein Haus.““

„„Kein Ort soll einen Tag mich halten,
Wie Kain zieh ich unstät fort.
Wenn bethend sich die Hände falten,
Umfange mich kein heil'ger Ort!““

---

*) Aus den so eben bey Sollinger erschienenen episch-lyrischen Dichtungen von L. A. Frankl.

„„Und betteln will ich vor den Thüren:
Erbarmet eines Büßers euch!
Im Herzen dankend triumphiren,
Trifft statt Almosen mich ein Streich!“‟

„„Lebt wohl, lebt Alle wohl! Was klammert
Ihr an dem Gottvergeßnen doch!“‟
„Gib ihnen deinen Segen,“ jammert
Die Mutter, „gib den Segen noch!“

„„Den Segen, ja. Ja, ja den Segen.
Ihr Kinder gebt den Segen mir!
Müßt mir auf's Haupt die Händchen legen —
Ich bin verflucht, kommt, segnet ihr!“‟

„„So, so! und bethet für mich Kinder.
Du Weib sey mild, wenn Armuth fleht;
Gib reich, und ist er gleich ein Sünder,
Der so wie ich im Elend geht!“‟

Und reißt sich los bey diesem Worte,
Die Seinen bleiben jammernd stehn;
Küßt die Mesusah an der Pforte,
Geht sühnen blutiges Vergehn.

(Der Beschluß folgt.)

Sprüche für's Haus.

(Metrisch nach mehreren älteren prosaischen Aphorismen bearbeitet.)

Willst du erhalten den Geschmack, den Lust dir beut?
Sey arbeitsam, und huld'ge der — Enthaltsamkeit.
Vergnügungen bereiten oft die schwersten Ketten,
Sie scheinen süß zu schmeicheln uns, indeß sie — tödten.

C. F. Müller.

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Minnesold.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.) Zwey neue Operetten: Die beyden Gouverneurs, und: Der Lügner und sein Sohn, ermangeln zwar des Reizes der Neuheit, denn als Lustspiele sind sie häufig gegeben, dennoch erregten sie beyfällige Theilnahme, theils weil neue Witze (besonders in letzterem) gemacht, theils die schon vorhandenen gut gebracht wurden. Der Gastspieler, Hr. Detroit, der nun engagirt worden ist, gab den Lügner mit großer Gewandtheit und drastischem Effect; und Hr. Weiß ist in beyden Piecen, besonders in der erstern, so ergötzlich, daß er bey jeder Darstellung zweymahl gerufen wird. Es ist erfreulich, die Aufmerksamkeit der Administration auf den seit Jahren vernachläßigten Zweig der kleinen Oper gewendet zu sehen. Den Balletliebhabern kann es nicht gleichgültig seyn, die Zeit bis zum Anfang des Ballets außer dem Theater zubringen zu müssen, oder sich durch die früher stereotyp gewordenen Operetten, die wir nicht einmahl nennen mögen, weil ihr Titel schon Langweile erregt, torquiren zu lassen. Das Fest der Handwerker, der glückliche Felix, die beyden Gouverneurs, der Lügner und sein Sohn, und der todte Neffe, welcher nächstens erscheint, und sehr ergötzlich seyn soll, bringen eine angenehme Abwechslung in das Repertoire und werden bewirken, daß auch für Balletfreunde das Theater um sieben Uhr anfängt. — Die Oper Norma macht fortwährend volle Häuser. Die Gediegenheit dieses Werkes, die in allen Theilen präcise Ausführung, bewirkt diese Affluenz der Zuschauer; großen Antheil an dem Erfolg hat aber die Virtuosität der Mad. Ernst. Diese verdienstvolle Sängerinn hat in neuester Zeit solche Fortschritte gemacht, daß man ihr Achtung und Anerkennung nicht versagen darf. Die Kunst des Athemhohlens eignete sie sich im hohen Maße an; dabey weiß sie das Feuer ihres Vortrages, das sie sonst zu Mißgriffen, selbst zu Detonationen hinriß, so klug zu mäßigen, daß ihr bey der Ausdauer und Kräftigkeit ihres Organs keine Rolle zu anstrengend wird, und sie im Stande ist, die schwierigsten Parthien, so oft sie auch in Anspruch genommen wird, mit gleicher Sicherheit, gleicher Stimmenreinheit, gleichem Erfolge durchzuführen. — Hr. Cramolini behauptete sich auch als Sever in der Gunst des Publicums, die er sich durch seine früheren Leistungen im ernsten Genre, nahmentlich in den Capulets und Montecchi, und in der Unbekannten erworben hatte. Bey dem bevorstehenden Abgang des Hrn. Wild, dessen Contract um die Mitte Octobers abläuft, und dem Vernehmen nach nicht erneuert werden kann, weil Hr. Wild eine ausgedehnte Kunstreise beabsichtiget, welche auch London und Paris umfassen soll, muß die Administration bedacht seyn, die beliebten Opern auf dem Repertoire zu erhalten, und der zahlreiche Besuch bey Norma, Capulets und der Unbekannten bewies, daß sie den Geschmack des Publicums getroffen habe. — Von Robert dem Teufel haben die großen Theaterproben begonnen. Die ungewöhnlich lange Dauer dieser Oper machte allerley Veränderungen, Abkürzungen, Acteintheilungen nöthig, welche theils nach dem Wunsche des Compositeurs, nach den von ihm eingesendeten Supplementen, theils nach den Modificationen vorgenommen wurden, welche die großen Theater zu Paris und London (ebenfalls mit Zustimmung des Componisten) vorzunehmen nöthig fanden. Die Besetzung der Hauptrollen ist folgende: Prinzessinn, Dlle. Löwe; Alice, Mad. Ernst; Graf Robert, Hr. Breiting; Bertram, Hr. Staudigel; Raimbaud, Hr. Schäffer. Das sämmtliche Vestiar, so wie alle Decorationen, sind neu hiezu verfertiget worden.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den — 99 — 17. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

„Rede, ich bitte dich!“ bath Schröder, die Geliebte heftig an seine Brust drückend. „Rede!“ — Sie schwieg. „Es lastet ein Geheimniß auf dir; entdecke es mir, und stieß' es mich auch aus meinem Himmel. Besser jetzt als später!“

„Zürne mir nicht,“ begann nun Marie, ihr Haupt von seiner Brust erhebend, „zürne mir nicht, lieber Ernst! — Was kann das schwache Herz gegen den Eindruck, für den es empfänglich war.!“

„Du brachtest der Dankbarkeit die Liebe zum Opfer,“ unterbrach er sie nicht ohne Heftigkeit, und sein Auge glühte.

„Ja und nein!“ erwiederte sie gelassen. „Höre mich, aber höre mich ruhig an, unterbrich mich nicht, störe mit deinem ernsten Blick nicht mein Vertrauen zu dir.“ Er nickte ihr freundlich zu; sie begann:

„Ich sah in meiner Ältern Hause den jungen Mann zuweilen, der mich eben jetzt so erschreckte und der mir ein Geständniß entlockt, das ich mir selbst kaum zu gestehen wagte. Sein Äußeres gefiel mir gleich anfangs; späterhin fiel mir sein bescheidenes, ernstes Wesen auf, das so ganz mit dem Betragen der übrigen Männer, die unser Haus besuchten, im Widerspruch war. Ich mußte ihn achten; ich fühlte, daß nur ein anspruchsloses, still bescheidenes Mädchen einem solchen Manne gefallen könne, und ich bemühte mich, zu werden, wie ich glaubte seyn zu müssen, um seinem Herzen theuer zu werden. Der Stolz meiner Ältern, die Aussicht auf reiche Parthien für uns, worüber sie nur zu oft in unserer Gegenwart sprachen, selbst die öftere, vielleicht meinetwegen gethane Äußerung meines Vaters, einem Mann in den Verhältnissen Miller's würde er nie die Hand seiner Tochter geben, zeigten mir, daß meine keimende Neigung hoffnungslos und ich eine Thörinn sey, sie länger zu nähren. Ich verbarg meine Empfindungen tief in meiner Brust; ich glaubte, saß ich nachdenkend bey der Arbeit, daß es dem festen Willen leicht werden würde, die nur keimenden, von keiner Gegenliebe genährten Empfindungen zu unterdrücken. Ich irrte; jeder Augenblick, wo ich ihn sah, machte mein Mühen fruchtlos; er blieb mir werth und theuer, und mir seine Achtung zu erwerben, der Zweck meines Lebens. Ich vermochte nichts über meine Empfindungen, als daß ich sie in mir verschließen, sie ihm und der Welt verbergen konnte; und trotz dem, daß er mich augenscheinlich meiner Schwester vorzog, daß er mir Wohlwollen, und ich könnte fast sagen, Verehrung zeigte, schwieg mein Mund, und ich kann dir mit offener Stirn versichern, nicht ein Blick, nicht ein Wort hat ihm mein Herz verrathen.“

Sie hielt inne; er sah mitleidsvoll, doch nicht zürnend, auf sie. „Fahr nur fort, Marie," bath er, „fahr nur fort!"

„Du kamst in unser Haus, warst freundlich gegen mich, zogst die zurückgesetzte der begünstigten Schwester vor, und es that mir wohl ein Herz zu finden, welches das meine zu verstehen schien. Worte und Blicke zeigten mir späterhin, daß ich dir werth sey, und ich begann, euch Beyde zu vergleichen. Hier sprach die Vernunft, und das Herz widersprach nicht, aber schwieg; dort sprach das Herz und die Vernunft tadelte. — Ach, verzeih' meinem Geständniß," unterbrach sie sich, „aber ich will mich dir ganz zeigen, wie ich war, wie ich bin."

„Thu' das, Marie!" sagte er, sie beruhigend, „es ist besser für uns Beyde."

„In der Zeit, wo Wilhelminens unvorsichtige Äußerungen mir über eine Neigung zu mir keinen Zweifel mehr ließen, wurde ich zu meiner Mutter gerufen, die mir unumwunden sagte, daß du eine schickliche Parthie für mich seyest, mir Lehren gab, wie ich dich noch mehr fesseln und dich zu einer Erklärung bringen sollte. Mir selbst noch jetzt nicht klar, stand dein Bild von diesem Augenblicke an trüber vor mir, sein Bild lebendiger. Du erschienst mir nur als der reiche Mann, er, der mich nicht begehrt hatte, als der Unglückliche, Verlassene. Dein ruhig freundliches Betragen, die Achtung, die ich dir nicht versagen konnte, vielleicht das Romantische, was in der Sache lag, und zu dem sich jedes Mädchen so gern neigt, ließ mich den Entschluß fassen, dich zum Vertrauten meiner stillen Neigung zu machen, und dich um deinen Rath, deine Leitung zu bitten. Erinnerst du dich noch der Scene auf dem Balcon? Hier wollte ich dir mein Herz öffnen, als ich plötzlich bemerkte, daß du mich nicht verstandest; ich fürchtete, du selbst könntest aus meiner Annäherung Hoffnung schöpfen, und schwieg."

Sie hielt zagend inne, da sie ein schmerzhaftes Lächeln seinen Mund umziehen sah.

„Fahre nur fort, Marie!" sagte er freundlich, „laß dich durch nichts stören!"

„Gleich darauf," begann sie weiter, „trat die unglückliche Katastrophe ein. Dein edles Benehmen, als meine Mutter mich dir gewissermaßen antrug, erregte meine Bewunderung; ich sagte mir im Stillen, daß jedes tugendhafte Mädchen an deiner Hand einer frohen Zukunft entgegengehen müsse; ich fühlte von dem Augenblick an die Thorheit meines Herzens, und der Entschluß stand fest, wenn du dein Glück in meinem Besitze fändest, die Deine zu werden. Daß du meine Ältern vom Verderben rettetest, bestärkte mich noch mehr; zu der Achtung gesellte sich die Dankbarkeit; die tausend Beweise deiner stillen, sich aufopfernden Liebe erweckten Gegenliebe, und mit freudigem Herzen führte ich ja selbst den entscheidenden Augenblick herbey."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der büßende Jude.

(Beschluß.)

II.

Der Jude irrt unstät und flüchtig
Im Bettlerkleid von Land zu Land,
Wirft jede Lust von sich als nichtig,
Im Innern nur des Schmerzens Brand.

Es führt ihn durch die wilde Weite
Sein finstrer, fluchbeladner Gang:
Er irrt, des eignen Willens Beute,
Irrt Wochen, Monden, Jahre lang.

Und sieben Jahre sind vergangen,
Da hält er es nicht länger aus.
Ihn faßt ein glühendes Verlangen
Nach Weib und Kind, nach Hof und Haus.

Er muß der Buße Zeit verkürzen,
Heim kehrt er nun mit flücht'gem Fuß.
Und sollt' es ihn aus Eden stürzen,
Die Sehnsucht treibt ihn an — er muß!

Die Wangen blaß und eingesunken
Umflattert ein zerrißner Bart,
Die schwarzen Augen scheu, voll Funken,
Und das gebeugte Haupt enthaart.

So kehrt er heim am Wanderstabe,
So sieht der stille Wahnsinn aus.
Ein schwarzer, krausgelockter Knabe
Steht vor des Juden schönem Haus.

Der Büßer faltet dürre Händ,
Den holden Knaben graut es schier.
„Erbarme dich mit einer Spende!"
„„Ich sag's der Mutter, weile hier.""

Der Jude steht gebeugt, erschüttert,
Der Knabe bringt ihm Brot und Wein;
Der Alte nimmt's und bebt und zittert,
Der Silberbecher war einst sein!

„Was ist dir Mann? du machst mir bange,
Ich eil' hinein und bring' dir mehr.
Die Mutter gibt dir Geld auf lange,
Sie liebt die lieben Armen sehr."

Es hüpft davon der muntre Knabe
Und kommt mit freundlich hellem Blick,
Und bringt dem Büßer reiche Gabe,
Der zwingt die Thräne nicht zurück.

„Ich fürchte mich vor deinem Weinen.
    Auch Mutter weint, es ist ihr Brauch,
Wenn Bettler vor der Thür erscheinen,
    Denn ach, der Vater bettelt auch!“

„Ist sieben Jahre fort und eben
    So lang bleibt er noch bettelnd fern.
Was kommt er nicht zu uns? wir geben
    Den lieben Armen ja so gern!“

Da zuckt es in des Juden Herzen,
    Nur des Gefühles sich bewußt
Reißt er das Kind mit süßen Schmerzen
    An die bewegte Vaterbrust.

„Ich bin dein Vater!“ und am Stabe
    Hält zitternd er die Glieder fest.
Da kommt gehüpft ein zweyter Knabe,
    Der „Bruder!“ sich anrufen läßt.

„Der Vater kam, eil' und verkünde
    Der Mutter es, eil' schnell zu ihr!“
Da blickt der Jude nach dem Kinde:
    „Mein Kind, wen nennst du Bruder hier?“

„„Er ist nicht unser; doch wir lieben
    Ich und die Schwesterchen ihn sehr.
Er ist statt deiner uns geblieben,
    Du liebst ihn sicher auch, noch mehr.““

Der Jude ahnt, wen er im Kinde
    Gepflegt in seinem Hause sieht;
Da schlägt die furchtbar schwere Sünde
    Ihm blutig wieder durch's Gemüth.

Und des Gelübdes heil'ge Worte
    Durchglühen seine fromme Brust,
Er sieht in halb geschloßner Pforte
    Sein Weib, die Töchter kosend just.

Und reißt sich los, daß er die Buße
    Von sieben Jahren noch erfüllt,
Und stürzt hinaus mit flücht'gem Fuße,
    Hinaus des Wahnsinns Bruderbild.

Er irrt in gottesfürcht'ger Demuth,
    Des heil'gen Schwures Sclav', umher.
Verzehrt von Sehnsucht und von Wehmuth
    Kehrt' er zur Heimath niemahls mehr.

L. A. Frankl.

Weiberlaune.

(Beschluß.)

Werben wußte, daß er ein Fünfundvierziger war; er war nicht eitel, aber er hatte bey allem Herzklopfen nicht einen Augenblick an der Erfüllung seines Wunsches ernstlich gezweifelt; da er ihn einmahl ausgesprochen, war ihm gewesen, als könne es gar nicht anders seyn. Er stand schweigend seinem Freunde gegenüber, äußerlich ruhig, aber der Kanonendonner aller Gefechte, die er mitgemacht hatte, war ihm liebliche Melodie gegen den angehörten Vortrag. Endlich strich er sich den Bart und sprach, die Worte nur mühsam aus der zusammengeschnürten Kehle hervorbringend: „Hm! wenn's nicht seyn kann!“ — Er umarmte Volkern rasch und heftig und ging.

Der junge Mann, welcher in die betrübte Lage des abgewiesenen Freyers kommt, fühlt seinen Schmerz heftig und bitter; er klagt das Schicksal und die Geliebte an; doch er ist, um es mit einem unbehülflichen Worte zu sagen, nur einfach unglücklich, weil ihn eben nur seine Zurückweisung betrübt. Aber der ältere Mann hat in diesem Falle mit einem noch entsetzlicheren Dämon zu kämpfen — er glaubt, auch wenn es nicht geschehen ist, sich lächerlich gemacht zu haben. Die meisten Männer in reiferem Alter könnten es leicht verschmerzen, daß ihr gewünschtes Bündniß nicht zu Stande kommt; aber daß sie den Antrag gemacht haben, hinterläßt einen quälenden Stachel. —

Zürnen konnte der arme Werben Niemanden; sein Schmerz blieb also ganz und ungemischt in seiner Brust. — Sein Zartgefühl verboth ihm, fortan in Volkern's Hause zu erscheinen; ein großer Schlag für Beyde, doch vermochte der Letztere, als Werben ihm den gefaßten Entschluß mittheilte, nichts dagegen zu sagen. Ihr Umgang beschränkte sich nun darauf, daß Volkern seinen Freund monathlich einmahl in der Stadt besuchte, und auch dieß unterblieb zuletzt, da auch diese seltene Berührung für Werben zu peinlich war. Jedes Wort seines Freundes, das mit dem Vorgefallenen in entferntester Beziehung zu stehen schien, war ihm eine Marter.

Gerade ein Jahr nach seinem fünfundvierzigsten Geburtstage, also möglicherweise an seinem sechsundvierzigsten, konnte es Werben in der Stadt nicht aushalten. Die Erinnerung des vorigen Jahres lockte ihn ins Freye. Aber nicht mit fröhlichen Gesellschaftsgedanken ging er aus. Mordgedanken erfüllten seine Brust. Der zartsinnige Leser wolle nicht erschrecken; für dießmahl war es bloß auf einige Hasen abgesehen. Im Eifer der Jagd kam Werben auf das Volkern'sche Gebieth, welches er nicht mehr hatte betreten wollen. Er bemerkte dieß erst, als er, aufblickend, das Schloß ganz in der Nähe sah. Er schenkte dem übergelaufenen Hasen das Leben und blickte, auf sein Gewehr gelehnt, wehmüthig sinnend, nach den Fenstern des Schlosses hin. Da rauschte es in der Nähe, er fuhr zusammen, das Gewehr ging los, und — er lag am Boden. Die Veranlassung zu seinem Erschrecken war Bertha, die nach ihrer Gewohnheit einsam spazieren ging. Mit durchdringendem Jammergeschrey rief sie die Bewohner des Schlos-

ses heran. Werben wurde auf eine Bahre gelegt und in's Schloß getragen. Doch es ist höchste Zeit, den wohlwollenden Leser aus seiner Angst zu reißen: Werben war nicht todt, aber sein linker Arm war zerschmettert und unwiederbringlich verloren. Eiligst herbeygerufene Ärzte erklärten einstimmig, er müsse abgenommen werden, und dieß geschah. Ein schlechtes Geburtstagsvergnügen. Daß Werben von den Schloßbewohnern mit aller ersinnlichen Sorgfalt gepflegt wurde, versteht sich von selbst, daß ihm dabey sehr peinlich zu Muthe war, ebenfalls.

Nach langen Leiden genesen, wollte er nach der Stadt zurückkehren. Den Tag vor der bestimmten Abreise war er zur Zeit der Nachmittagsruhe allein auf seinem Zimmer, als Bertha zu ihm eintrat. Er war höchlich betreten, sie aber wie in früheren Tagen ganz unbefangen. Ohne alle Weitläufigkeiten erklärte sie ihm mit ernsthaftem Gesichte ungefähr Folgendes: „Lieber Onkel," so hieß der Angeredete von jeher in der Familie, „vor einem Jahre hielten Sie um mich an und wollten mich heirathen. Ich schlug es ab — ich weiß nicht warum. Ich gebe Ihnen hiemit das tollste Beyspiel von Weiberlaune, indem ich jetzt — ich weiß auch nicht warum — um Sie anhalte und Sie heirathen will. Wollen Sie mich?"

„Aber mein Fräul —" erstarb ihm auf den Lippen; und die Scene endigte damit, daß er sie in seinen einen Arm schloß und ihr keinen Korb gab.

Vater und Mutter waren, als das Paar bey ihnen eintrat, etwas erstaunt, aber nicht wenig erfreut. Anfänglich fürchtete Werben, Bertha sey nur durch Mitleid bewogen worden, ihm für die durch ihre Annäherung geraubte Hand ihre beyden, die ungefähr eine von seinen ausmachten, anzubiethen. Sie versicherte aber, das sey nicht der Fall; sie liebe ihn jetzt, aber ohne alle Gründe. Der Vater meinte, er sehe nun, wieviel besser das Anhalten in Person sey; vielleicht würde sie schon vor einem Jahre dem unmittelbaren Antrage ihres nunmehrigen Bräutigams nichts entgegengesetzt haben. Sie sagte trocken, und ohne daß man ihre Gedanken errathen konnte: „Möglich."

Verschiedene Leute wunderten sich, daß Bertha jetzt an Werben mehr Wohlgefallen fand, da er um ein Jahr reicher und um einen Arm ärmer geworden war. Sie ließ sich alle Spöttereyen, Sticheleyen, Vermuthungen u. s. w. ruhig, und ohne zu antworten, gefallen, und Beyde ließen sich nicht abhalten, eine sehr glückliche Ehe zu führen.

Eberhard.

Notizen.

Bemerkung.

Der fortwährende beyfällige Besuch der in den Theatern an der Wien und in der Leopoldstadt gegeben werdenden Localstücke, wie z. B. nahmentlich: Des bösen Geistes Lumpacivagabundus ꝛc. im erstern, der Nina, Mimili ꝛc. im zweyten, beweisen es zur Genüge, wie wichtig und allgemein das Bedürfniß solcher Volksdichtungen sey, und es ist ungerecht, das Verdienst derjenigen nicht zu erkennen, die in der neuesten Zeit diesem Bedürfniß durch Humor, Fleiß und Talent entgegenzukommen, und die Zurückgezogenheit der frühern Dichter dieser Gattung zu ersetzen, so eifrig bemüht sind. Hr. Nestroy hat sich in dieser Rücksicht um das Theater an der Wien, der Verfasser des guten Humors (Hr. Jos. Schickh) um das Theater in der Leopoldstadt wesentliche Verdienste erworben; und wenn man den Fleiß dieser beyden, noch in voller Jugendkraft stehenden, und zu guten Erwartungen berechtigenden Volksdichter mit Billigkeit berücksichtigt, so darf nicht übersehen werden, daß Nestroy durch: Nagerl und Handschuh, den gefühlvollen Kerkermeister, Lumpacivagabundus ꝛc., Schickh durch den Sieg des guten Humors, Nina, Mimili, den Kampf des Verdienstes mit dem Glücke ꝛc. (er hat überhaupt in dem Verlaufe von zwey Jahren 14 große und 3 kleine neue Stücke geliefert) sich wesentliche Verdienste erworben; daher ersterer uns sein neuestes Werk: den verteufelten Robert, letzterer seine Fortsetzung der Nina mit Vergnügen erwarten läßt.

Carl Meisl.

Correspondenz-Nachricht.

Göttingen.

Durch ein jugendliches Talent Ihrer Kaiserstadt wurde uns am 28. Juny ein seltener Kunstgenuß bereitet. Wir hörten die bezaubernde Josephine Eder. Sie hat durch ihre wunderbar entlockten Claviertöne ihrem Nahmen bereits eine Resonanz gegeben, daß man ihn nur nennen darf, um ihre Leistungen zu bezeichnen. Sie spielte folgende Stücke: Adagio und Rondo für das Pianoforte von Würfel. Sonate von Beethoven. Variationen von Kalkbrenner über ein Thema aus dem Piraten von Bellini. Sie entfaltete in diesen drey Tongemählden so richtige Zeichnung, Vertheilung von Licht und Schatten mit Klarheit der Empfindung, daß unverkennbar die Weihe der Kunst aus ihrer Seele leuchtet. Was wir zu ihrem Ruhme immer auch sagen könnten, es wäre nur Wiederhohlung dessen, was anerkannte Kunstrichter in den meisten deutschen Journalen über sie ausgesprochen haben. Wir fügen nur historisch bey, daß sie mit Beyfall überströmt und jedesmahl gerufen wurde, und den warmen Wunsch weckte, sie bald wieder zu sehen und zu hören, da Ersteres eben so interessant als Letzteres ist.

F....

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 100 — 20. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

„Aber ganz wurde ich auch seitdem bey seinem Anblick nicht Herr meiner Empfindungen," fuhr Marie erröthend fort, und ihre Stimme sank. „Schon oft wollte ich dich bitten, nach unserer Verheirathung von hier zu ziehen, oft dir meine Schwäche entdecken; aber immer fürchtete ich, deinen Frieden zu stören, und dich glauben zu machen, ich habe dir mit meiner Hand ein Opfer gebracht; und so ist es nicht, bey Gott nicht!"

„Heute," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „erregte dein Gespräch, das Geständniß deines Mißtrauens, den Willen in mir, dir noch heute, da du noch frey bist, und kein feyerliches Versprechen dich bindet, mein Herz aufzuschließen, als durch das Geräusch unser Gespräch abgebrochen wurde, und sein Anblick mich so tief erschütterte." —

„Haben also nicht Wort, nicht Blick ihm deine Gefühle verrathen?" fragte jetzt Schröder.

„Keines, bey meiner Seligkeit!" —

„Schwöre nicht!" unterbrach er sie schnell; „oft verräth unwillkührlich ein Blick, was das Herz noch so fest zu verwahren glaubt, und ich traue deinen Worten zu gut, liebe Marie, als eines Schwures zu bedürfen. Aber sage mir offen, glaubst du, daß er Neigung für dich fühlt?"

„Warum diese Frage?" sagte sie ängstlich.

„Ich thue sie nur aus guter Absicht," erwiederte er schnell; „deßhalb beantworte sie mir."

„Ich glaube überzeugt seyn zu können," sagte sie nun hocherröthend, „daß er mich achtet, mir wohl will, mich aber nicht liebt."

„Woher glaubst du das?" fragte er weiter.

„Das weibliche Herz fühlt dieß nur zu gut," sagte sie stockend, „es ist der sicherste, untrügliche Bürge."

Schröder stand jetzt vor ihr; sein Auge ruhte theilnehmend auf dem schönen Mädchen, welchem das, ihr Zartgefühl so sehr verletzende Geständniß Rosengluth auf ihre Wangen gehaucht hatte. „Marie!" sprach er dann, und der Ausdruck seines Gesichtes sagte deutlich, daß er mit sich einig, sein Entschluß gefaßt sey, „Marie! ich wollte nur dein Glück; wie ich auch handeln werde, habe ich doch nur dieß vor Augen. Dein Geständniß hat deinen Werth in meinen Augen noch erhöht, denn wer seine Empfindung so fest, so beharrlich in seine Brust verschließen kann, an dem können Leidenschaften keine feindliche Gewalt üben. Ich bedarf nur einen Augenblick der stillen Einsamkeit, um meine Gedanken zu ordnen, dann kehr' ich wieder zu dir zurück." Er umarmte sie. „Leb wohl, Marie, du meine liebe, gute Tochter!" sprach er dann herzlich und verließ sie.

„Meine liebe, gute Tochter!" wiederhohlte sie kopf-

schüttelnd, „und nicht meine liebe gute Marie! Das erschreckt mich. Ich ahne — doch nein! wie könnte er glauben, daß jetzt noch, da ich seine Verlobte bin, mein Herz an jenem Manne hängen, meine Sehnsucht nach ihm verlangen könnte? Wie könnte er glauben, daß ich nach einem andern Glück strebe, als nach dem, welches mich an seiner Seite erwartet? Ich glaube fast, es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen! — Fort, hin zu ihm! Ehe die Sonne sich ganz hinter jene Berge senkt, muß er überzeugt seyn, daß für mich nur an seiner Seite die Blume der Liebe blüht; fort!" — Sie eilte aus der Laube, ihn aufzusuchen.

Aber wo er war, suchte sie ihn nicht. Er wollte nach dem Schulhause; doch ehe er hingelangte, fand er bey der alten Linde sein Ziel, nähmlich Miller, der Jemand zu erwarten schien, sich deßhalb auf die Bank gesetzt hatte, und seine Gedanken in den Sand niederschrieb. Schröder, heute gegen seine Gewohnheit heftig und leidenschaftlich, eilte auf ihn zu, und die gewohnte Besonnenheit in diesem Augenblick vergessend, rief er heftig: „Herr Miller! gut, daß ich Sie hier finde, ein Wort!"

Der Mann, vielleicht aus süßen Träumen geweckt, erschrak; doch ehe er sich besinnen konnte, fuhr Schröder fort: „Ruht eine Neigung in Ihrem Herzen? Seyn Sie offen; Ihr Glück, das Glück des Mädchens, vielleicht auch das meinige hängt davon ab."

Einen Augenblick war Miller überrascht; dann erwiederte er mit freudig glühendem Blick: „Wußte ich doch, daß Sie Theil an unserm Schicksal nehmen würden. Ja, ich liebe, schon seit einigen Jahren liebe ich das Mädchen; heute wollte ich mich Ihnen vertrauen, so hatten wir uns verabredet, aber bey Ihrem Anblick in der Laube verlor ich den Muth."

„Verlieren Sie ihn nicht!" sagte Schröder, und ein schmerzliches Lächeln umzog seinen Mund, „vertrauen Sie mir! — Vielleicht schon morgen auf meinem Verlobungstag — doch! gehen Sie zu ihr, trösten, beruhigen Sie sie. Morgen früh erwarte ich Sie!" Er eilte fort, und ließ den Glücklichen freudetrunken zurück.

„Verabredet hatten sie sich," sagte Schröder, als er, um den Vater aufzusuchen, der Villa zuging, „verabredet war Alles. Nun — doch nein, mein armes Herz! verliere den Glauben an die Menschen nicht; die Guten sind selten, aber doch noch auf dem Erdenraum." In dieser aufgeregten Stimmung trat er in das Zimmer des Banquiers, den er an seinem Schreibtische sitzend fand, wo er die morgende Tafel aufgezeichnet hatte, um jedem aus der Gesellschaft den gehörigen Platz zu geben. Er war in dieses wichtige Geschäft so vertieft, daß er Schröder's Hineintreten kaum bemerkte. „Helfen Sie mir, Herr Sohn!" rief er, als er ihn gewahrte; „helfen Sie mir, wohin ich meinen alten, tauben Onkel placiren soll; meine Frau will ihn nicht neben sich, obgleich dieß sein Platz wäre. Die Tante..."

„Lassen Sie das ruhen bis auf andere Zeit," unterbrach ihn Schröder, „es hat nicht solche Eile, da ich eben mit der Bitte zu Ihnen komme, den Verlobungstag aufzuschieben."

„Mein Gott! weßhalb?" fragte Wagner erschrocken.

„Ich habe Gründe, welche die Erfüllung meines Wunsches nothwendig machen."

„Und die sind?" fragte Wagner empfindlich.

„Erlauben Sie, daß ich sie für mich behalten darf."

„Betreffen sie meine Tochter?"

„Ja und nein!" erwiederte Schröder.

Wagner, ohne weiter in ihn zu dringen, klingelte, und sagte dem eintretenden Diener: „Ich lasse meine Frau bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen. — Sie werden verzeihen, Herr Sohn," wandte er sich dann zu Schröder, „daß ich meine Frau rufen lasse, vor ihr darf Ihr mir so auffallendes Benehmen kein Geheimniß bleiben, und die Mutter hat wohl ein Recht..."

In diesem Augenblick trat Frau von Wagner herein. „Mein Kind!" sagte der Banquier mit Unmuth, „Herr Schröder wünscht den Tag der Verlobung aufzuschieben; die Gründe, weßhalb? findet er für gut zu verschweigen."

„Auf wie lange wünschen Sie es?" fragte Frau von Wagner mit Ruhe.

„Auf unbestimmte Zeit!" erwiederte er, „so lange, bis ich meine Anordnungen getroffen."

„Alles ist bereit; die Verwandten, die Freunde sind geladen, es würde Aufsehen erregen, und meine Tochter compromittiren. Sind Ihre Gründe nicht wichtig, so muß ich bitten, Ihren Wunsch aufzugeben; sind sie wichtig, sie mir mitzutheilen."

„Haben Sie das Zutrauen zu mir," erwiederte Schröder ausweichend, „daß ich nichts thun werde, was Ihrer Tochter nachtheilig seyn könnte."

„Ich glaube als Mutter das Recht zu haben, nach dem Grund einer Sache zu fragen, die für mein Kind nur nachtheilig seyn kann," sagte Frau von Wagner mit höflichem, aber bestimmten Tone. „Sie sind ein zu offener, redlich denkender Mann, als daß Sie,

unsere Verhältnisse berücksichtigend, bey einer so wichtigen Sache verlangen könnten, uns sollte Ihre Versicherung genügen, und wir bey Ihrem Schweigen beruhigt seyn. Ich fordre Sie als Mutter auf, zu reden, oder mir es nicht zu verargen, wenn ich Zweifel in die Redlichkeit Ihrer Absichten setze."

Schröder lächelte bey diesen heftig ausgesprochenen Worten. — „Nun dann, haben Sie kein Zutrauen zu mir, so muß ich wohl sprechen. Marie liebt, liebte schon lange einen jungen, ihrer würdigen Mann."

„Nicht möglich!" unterbrach ihn die Mutter.

„Sie glaubte," fuhr Schröder, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „es Ihnen, sich selbst schuldig zu seyn, diese Liebe zu unterdrücken; es ward ihr jedoch nur möglich, sie zu verbergen. Dankbarkeit, vielleicht auch Achtung für mich, bestimmten sie, mir ihre Hand in dem Wahne zu reichen, sie sey Herrinn ihrer Gefühle. Ein Zufall verrieth mir ihr Herz." —

„Sie irren!" fiel ihm die Mutter in die Rede, während der Vater immer gespannter wurde, „Ihre Eifersucht ließ Sie Dinge sehen" —

„Ich sah nichts," erwiederte er gelassen, „was ich weiß, sagte mir Marie selbst."

„Die Elende!" fuhr die Mutter auf.

„Hören Sie mich ruhig an, ehe Sie sie verdammen!" bath Schröder, und fuhr dann fort: „Ich warb um Ihrer Tochter Hand, weil ich dadurch ihr, weil ich mein Glück zu begründen hoffte. Beydes könnte ich nun unter diesen Umständen nur erreichen, wenn ich die Verbindung auflöse."

„Herr Schröder!" rief die Mutter heftig.

„Ich nehme Marie," fuhr er fort, „an Kindesstatt an, und Sie, werthe Ältern meines Pflegekindes! versagen ihr die Einwilligung zu der Heirath mit dem jungen Manne nicht. Für diesen Fall gebe ich Ihnen das Haus in der Stadt ohne Kaufpreis zurück, und Marien wird dereinst mein ganzes Vermögen."

Dieser Vorschlag schien der Mutter nicht ganz zu mißfallen; sie gab es ihm und ihrem Manne deutlich zu verstehen.

„Ehe wir uns erklären," nahm jetzt der Vater das Wort, dem Schröder's Vorschlag bey weitem nicht so angenehm dünkte, als der Mutter, „so müssen wir doch erst wissen, wen Marie liebt. Ich gestehe offen, daß ich unter allen jungen Männern keinen kenne, zu dem mein Kind irgend eine Neigung gezeigt hätte."

„Sie liebt Millern, den Sie zu achten, zu schätzen scheinen." Das Gesicht der Mutter verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. „Miller?" sagte sie spöttisch, „eine wünschenswerthe Parthie!"

„Liebe Frau!" unterbrach sie ihr Gatte, „Miller wird nicht dein Schwiegersohn, dessen kannst du gewiß seyn; aber geh jetzt!" sagte er dann im barschen Ton. So selten Sie diesen Ton vernahm, so wußte sie doch, wie nachdrücklich und unwiederruflich er war; sie gehorchte und ging.

„Herr Schröder!" nahm jetzt Wagner das Wort, „ich glaube, mein Benehmen wird Ihnen seit einiger Zeit gezeigt haben, daß sich seit der Zerrüttuug meiner Vermögensumstände meine Lebensansichten in Manchem geändert haben, aber Miller wird nicht mein Schwiegersohn. Ich werde nie zugeben, daß meine Tochter so unter ihrem Stande heirathet."

„Liebt er meine Tochter, oder ist es nur eine thörichte Neigung von ihrer Seite?" fragte Wagner weiter.

„Schon seit mehreren Jahren bestehet dieß heimliche Verhältniß."

„So muß ich Marie noch morgen entfernen!" sagte der Banquier finster. „Ich muß, Herr! Kein Wort weiter!"

„So muß auch ich meine Maßregeln treffen," sagte Schröder, der durch die Heftigkeit des Banquiers seine Ruhe wieder gewonnen hatte, und ging.

19.

Er eilte nach Wilhelminens Zimmer, und unterrichtete diese von dem Vorgefallenen. So schmerzhaft es ihr auch war, so viel Thränen es ihr auch kostete, das schöne Gebäude ihrer Hoffnungen auf einmahl zertrümmert zu sehen, so glaubte sie doch selbst, daß er unter diesen Umständen Marien entsagen müsse. Daß er sie aber an Kindesstatt annehmen, und ihr auf diese Art sein ganzes Vermögen zuwenden wolle, tadelte sie. „Denken Sie doch auch an die arme Euphrosine, denken Sie an Ernestine, die wohl, ihrer Mutter wegen, ein Plätzchen in Ihrem Herzen haben sollten." Aber er antwortete nicht hierauf, sondern überraschte sie durch eine sonderbare Bitte.

„Sie wissen," begann er, „daß ich bisher Ihren Wunsch, Wagnern von Allem zu unterrichten, noch nicht erfüllt habe. Jetzt bitte ich, es selbst zu thun."

„Ich?" fuhr Wilhelmine heftig auf; doch sagte sie schnell und beruhigter: „Fahren Sie nur fort, lieber Herr!"

„Gehen Sie zu ihm, erschüttern Sie ihn, rühren Sie sein Herz, und zum Preis der Versöhnung und Ihrer Verschwiegenheit verlangen Sie seine Einwilligung. Ich weiß, wie schwer Ihnen der Schritt werden wird; Sie wissen aber auch, wie schmerzlich es mir seyn

würde, Schuld an Mariens Unglück zu seyn, welche durch diesen Vorfall die Liebe ihrer Ältern, die Achtung der Welt verlieren würde. Habe ich Ihnen je Gutes gethan," fuhr er fort, da er sie ungewiß sah, „so haben Sie jetzt Gelegenheit, mir Alles zu lohnen."

„Ich gehe," sagte Wilhelmine gerührt, „gehe, und sollte auch mein Herz brechen." Schröder reichte ihr dankend die Hand und verließ sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Thränenbogen.

Uns're Thränen zieh'n und wallen,
Wie die Thränen der tiefsten Leiden,
So die Thränen der höchsten Freuden,
Wolkengleich zu des Himmels Hallen.

Und des Gesanges herrliche Sonne
Wirft die wunderbarsten Strahlen,
Wie auf die Thränen der tiefsten Qualen,
So auf die Thränen der höchsten Wonne.

Blutig glänzt sie mit düstern Gluthen
Auf den Thränen der Liebesleiden;
Doch auf den Thränen der Liebesfreuden
Leuchtet sie hold mit goldenen Fluthen.

Herbstlichgelb strahlt sie auf jenen,
Die der vergänglichen Schönheit fließen,
Doch smaragdgrün auf den süßen,
Wunderseligen Hoffnungsthränen;

Himmelblau auf den Zähren der Treue,
Die entlocket der Liebe Sehnen,
Nächtigblau auf den bittren Thränen,
Die erpressen der Schmerz und die Reue.

Doch mit des Veilchens Farbenhelle
Strahlet sie mild auf den freudigen Zähren,
Die bey des Frühlings Wiederkehren
Leise perlen in silberner Quelle.

Hoch den Himmel halten umzogen,
Herrlich verschmolzen, die sieben Strahlen,
Und auf den Thränen der Wonn' und Qualen
Schimmern sie glänzend als Thränenbogen.

Carlopago.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Sonnabend den 10. d. M. hatte der beliebte Grotesktänzer, Georg Ziegelhauser, sein Benefice. Es ward an diesem Abende gegeben: Die Tabaksdose. Kleinigkeit in 1 Acte von F. Straube, und zum ersten Mahle: Der Zauberzweig, oder Pierot, der lebendig (e) Todte, pantomimisches Quodlibet in 2 Acten vom Pantomimenmeister Carl Schadetzky. Musik von verschiedenen Meistern. Die neuen Decorationen von St. Dolliner und Mich. Mayr. Die Maschinen von Simonet.

Das Stückchen, die Tabaksdose, ward von Hrn. Schaffer und Mad. Seutta äusserst nett und fleißig gespielt, und gefiel, wie es diese artige Piere wohl verdient. Beyde wurden gerufen.

Die Zusammenstellung des darauf folgenden pantomimischen Quodlibets macht Hrn. Schadetzky sehr viele Ehre. Die größte Mannigfaltigkeit eint sich mit Rundung der Scenenfolge und es wechselt das Angenehme mit dem Barocken, das Seriöse mit dem Burlesken sehr zweckmäßig und unterhaltend. Wenn man bedenkt, was Schadetzky in seinem Wirkungskreise als Pantomimenmeister seit Jahren schon geleistet, auf einer Bühne, wo in jedem Zauberspiele Tänze einzuschalten und Tableaux zu arrangiren sind, so muß man staunen, woher er den Ideenreichthum schöpft, der sich in allen seinen Arbeiten entfaltet, und wie er Zeit gewinnt, das Ausgedachte dem Personal einzustudieren. Überdieß hat er es mit einem würdigen Rivalen zu thun, der im ehrenvollen Wettkampf nicht so leicht eine Blöße biethet, und das Erringen des Sieges dadurch erschwert, daß das Publicum Vergleiche anstellen kann zwischen den Producten beyder Meister.

Heute ward ihm ungetheilter und wohlverdienter Beyfall gespendet, und sein unermüdetes Streben, für des Publicums Vergnügen zu sorgen, durch mehrmahliges Hervorrufen belohnt.

Hr. Einweg und Hr. Brinte so wie Dlle. Ther. Lenz sind in der Darstellung ihrer Charaktere stets lobenswerth und geschickt. Letztere führte überdieß noch einige Tanzsolo's mit Kunstfertigkeit und Grazie aus. Hrn. Joh. Fenzel's Leistungen als Harlekin sind anerkannt, er bewährte auch heute seine seltene Bravour, vereint mit angenehmer Beweglichkeit und schalkhafter Laune. Köstlich, wie immer, war Hr. Schadetzky als Pierot. Eine unerschöpfliche Vis comica, in ein drastisch wirkendes Phlegma gehüllt, erfüllt ihn, wenn er in dieser Maske nur die Bühne betritt; alle seine Bewegungen und Mienen sind wahr, ausdrucksvoll, bezeichnend und verständlich und unwillkührlich reißt er zum Lachen hin, ohne daß er es zu wollen scheint. Meisterhaft ist seine komische Furcht ausgedrückt in der Todtenscene des zweyten Actes, und das Erschrecken über die Erscheinungen der vermeinten Geister. Auch als Darsteller des Pierot ward ihm lauter wiederhohlter Beyfall. Hr. Scribany als Bedienter ist brav.

Im Grotesken stellten sich vier Matadoren der Bravour um den Sieg, die HH. Ziegelhauser, Stiller, Klaß und Jos. Fenzl, und erhielten ehrende und ermunternde Zeichen des Beyfalls. Hr. Klaß zeigte überdieß auch einige Proben seiner Kraft als nordischer Herkules, und riß zu lauter Bewunderung hin. Seine Productionen tragen das Gepräge des sichern Gelingens an sich, und die graziöse Art, wie die staunenswerthesten Kraftversuche gezeigt werden, macht den Zuschauer glauben, es sey ganz leicht, und für jedermann auszuführen, wenn nicht das hinpolternde Gewicht, mit dem er erst wie mit einem Federballe gespielt, an die Athletenkraft erinnerte, die dazu erforderlich, selbes in den verschiedenen Stellungen, die Hr. Klaß dabey annimmt, nur aufzuheben. —

Die Decorationen loben ihre Meister. Der Schluß des zweyten Actes, wozu Hr. Mayr die Gegend und Hr. Dolliner den Saal gemahlt, ist überraschend schön und erhielt lauten Beyfall. Das Costüm ist neu.

Die Direction hat wie immer auch hier keine Kosten gespart, dem Publicum seine Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen, und es ist mit Gewißheit zu hoffen, daß dieses Quodlibet ein einträgliches und Mühen und Kosten lohnendes Cassestück werden wird.

Das Haus war beym Benefice übervoll und der Beneficiant hatte das Glück bey seinem Erscheinen freundlich bewillkommt und während der Vorstellung und am Ende gerufen zu werden.

R. r. r. r.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 101 — 22. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Fortsetzung.)

Während Schröder Marien aufsuchte, trat Wilhelmine unangemeldet in das Zimmer des Banquiers, der nicht wenig über diesen unerwarteten Besuch überrascht war.

„Herr von Wagner!“ begann sie scheu, als sie in furchtbarer Bewegung, die sie zu bekämpfen strebte, hereintrat, „Sie haben, dem Wunsche meines Herrn entgegen, Ihre Einwilligung zu der Verbindung mit Miller und Ihrer Tochter versagt, haben so schnell vergessen, was Sie dem edlen Manne schuldig waren. Ich komme, Sie daran zu erinnern,“ fuhr sie zitternd fort, „und Sie zu bitten, das Glück der Liebenden nicht zu zerstören, und gegen meinen Herrn sich dankbarer zu beweisen.“

„Madame!“ unterbrach sie Wagner, „ich finde es anmaßend und unbescheiden, daß Sie sich in meine häuslichen Angelegenheiten mischen, Sie, die Sie mir eine ganz fremde Person sind.“

Bey diesen mit Geringschätzung gesprochenen Worten kehrte Kraft und Muth in Wilhelminen zurück. — Aus der gebeugten Stellung, in welcher sie bebend vor ihm gestanden, erhob sie sich, und trat dem Erstaunten stolz entgegen. „Bin ich Ihnen, Herr von Wagner, wirklich eine so fremde Person? Hat Ihr Gifthauch mich so ganz entstellt, daß auch kein Zug, kein leiser Zug Ihr Gewissen wecken könnte? Kennen Sie Wilhelmine, die Sie ins Elend stießen, der Verzweiflung preis gaben — kennen Sie sie wirklich nicht mehr?“

Erbleicht und zitternd stand Wagner vor ihr. — „Sie, Sie sind Wilhelmine, die längst todt geglaubte Wilhelmine?“

„Die bin ich noch lebend am Körper, aber ertödtet an Gemüth! Die Rosen sind verblüht, der Gram hat den Kelch zernagt, die Zeit ist mit schwerem langsamen Fluche über die Unglückliche hingerollt und hat ein verwelktes Blatt nach dem andern mit sich genommen; aber die Schuld, die ewig drückende Schuld hat sie nicht verwischt; sie liegt centnerschwer noch immer auf meiner Brust, und steht mit unvertilgbaren, grellen Zügen auf Ihrem bleichen, verzerrten Antlitz geschrieben.“

„Ich komme nicht, mit Ihnen zu rechten,“ fuhr sie, weicher gestimmt, fort. „Hätte mich nicht die Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter zu Ihnen geführt, meine Lippen hätten Ihnen meinen Nahmen nie genannt. Ich komme, Ihnen Vergebung und Stillschweigen zu biethen; der Preis dafür sey Ihre Einwilligung zu Mariens Glück.“

„Wilhelmine!“ sagte Wagner, nachdem sein Auge lange mit Theilnahme auf der Leidensgestalt der ehemahls so Blühenden geruht hatte, — „Sie haben mich erschüttert, mir eine Zeit zurückgerufen, die ich gern

aus meinem Gedächtnisse für immer verwischt hätte. Ich habe Unrecht an Ihnen gehandelt; doch bin ich nicht so strafbar, wie Sie glauben. Was kann ich jetzt für Sie thun? Reden Sie! es soll geschehen, ich will gern gut machen, wenn ich es vermag; nur stören Sie meinen häuslichen Frieden nicht, und entehren Sie sich nicht selbst durch ein rachsüchtiges Verbreiten unserer frühern Verhältnisse."

„Habe ich Ihnen nicht schon das Opfer genannt, welches Sie mir bringen sollen?" erwiederte sie.

„Dieß ist unmöglich," sprach er entschlossen, „ich schwöre es Ihnen, nie wird Miller mein Schwiegersohn, ich bleibe fest dabey, und ändere dießmahl gewiß nicht meinen Entschluß."

Bey diesen Worten stürzte Wilhelmine nach der Thür, aber ehe sie sie erreichte, sank sie bewußtlos nieder.

20.

Während der Banquier beschäftigt war, die Ohnmächtige zum Leben zurückzubringen, suchte Schröder Marien vergebens. Endlich erfuhr er, sie sey dem Schulhause zugegangen. Als er dorthin eilte, kam ihm Ernestine entgegengesprungen. „Haben Sie Marien nicht gesehen?" rief er ihr schon von weitem zu.

„Nein, edler Mann!" erwiederte das Mädchen; „aber Dank, innigen Dank!" rief sie, ihm um den Hals fallend und ihn mit Küssen bedeckend, „innigen Dank, daß Sie sich unser annehmen, unser Glück befördern wollen."

„Lassen Sie mich, Ernestine!" sagte er, sie abwehrend, mit Unmuthe; „hier muß ein Irrthum Statt finden. Gern will ich Ihr Glück befördern, nur wüßt' ich in diesem Augenblick nicht, wie?"

„Das wissen Sie nicht?" rief das Mädchen traurig, und vor Schröder ihr Auge senkend — „Nun, so hat er mich betrogen! — aber nein, nein! das ist unmöglich!"

„Von wem reden Sie?" fragte Schröder gespannt.

„Von ihm — von Miller," sprach sie leise und stockend. „Er sagte mir, daß Sie unsere Liebe begünstigen wollten. — Ich bin ein armes Mädchen, auch er ist arm, und der Vater will deßhalb nicht einwilligen. — Da hofften wir —"

„Sie lieben Miller? — er liebt Sie?" fragte Schröder erstaunt.

„Nun ja!" erwiederte das Mädchen, halb ungeduldig. „Sie wußten es ja schon, ehe er es Ihnen vertraute."

„Armes Mädchen!" murmelte er vor sich hin, ließ die Unglückliche trostlos stehen, und ging der Villa zu.

Vergebens suchte er dort Marien; sie war nirgends; niemand wollte sie gesehen haben, und schon begann es zu dämmern. Endlich trieb es ihn nach ihrer Lieblingslaube, wo erst vor wenigen Stunden seiner Hoffnung Stern untergegangen war. Dort fand er sie, vor der Laube sitzend, wo der letzte Wiederschein der Abendröthe, sie wie mit einem Heiligenschein umstrahlend, ihm ihr thränenfeuchtes Auge zeigte. „Marie!" rief er der ihm Entgegeneilenden zu, „arme Tochter! wohl hast du Recht Thränen zu vergießen; ich kehre hoffnungslos zurück — Liebe kann dich nicht beglücken!"

„Nicht?" rief sie außer sich, und lehnte ihr gesenktes, bleiches Haupt, gleich einer geknickten Lilie, an seine Brust. — „Soll denn das, was in der Vergangenheit keimte, was ich so sorgsam in meine Brust verschloß, soll das mein ganzes Lebensglück untergraben? soll eine Empfindung, weil ich sie vergebens bekämpfte, den schönen Traum einer heitern Zukunft stören?"

„Ich kann nicht helfen, kann nur mit dir weinen!" sprach er gerührt. „Er liebt eine Andere, liebt Ernestine."

„Er liebt eine Andere!" rief sie freudig aus; „Gottlob! — Nun kann ich dir danken, Vater im Himmel!" sprach sie, die Hände faltend, „kann dir danken, da ich ihn beglückt weiß, kann dir danken, daß du mir die Bahn geebnet und mir die Kraft gegeben hast, auch den leisesten Gedanken zu unterdrücken, und meinem eigenen Herzen die Überzeugung verliehen hast, daß nur sein Bild, das Bild des edelsten Mannes, in meinem Herzen steht, daß ich ihn liebe von ganzer Seele, mit aller Gluth der ersten, reinen Liebe. — Ja, theurer Mann!" sprach sie, sich zu Schröder wendend, „jetzt nach einer ernsten Prüfung darf ich dir mit ganz ungetheiltem Herzen nahen. Nur du, nur dein Bild steht hier; es bedarf keines Kampfes gegen die thörichte Neigung früherer Jahre. Mit freudigem Herzen darf ich dir sagen: Makellos, von inniger Liebe zu dir erglüht, steht deine Marie vor dir, und weiht sich dir zum ewigen, unzertrennlichen Bunde."

Schröder überraschte das Feuer, mit dem sie sprach; so hatte er sie noch nie gesehen. Erst jetzt fühlte er sein Glück ganz. Er schloß sie mit Inbrunst in seine Arme. „Verkenne mich nicht, Marie!" sprach er, sie an sein Herz drückend; „glaube nicht, Mißtrauen habe mich geleitet, Mißtrauen sey der Grund meiner Entsagung gewesen. O es ward mir so schwer, mich von dir zu trennen, ich zweifelte aber stets, daß ich dir werth sey.

Ein Mann in meinen Jahren vermag nur noch kurze Zeit seiner Gattinn das Leben zu versüßen; bald sieht sie sich an sein Krankenbett gebannt, und Sorge und Angst sind ihr trauriges Loos. Ich fühlte überdieß, daß mein Geist zu wenig Bildung für die große Welt habe, sah zugleich ein, daß mein Reichthum mich in ihren Strudel führen müsse, und fürchtete dann, daß ich hier meinen Platz nicht ganz ausfüllen würde. Eine solche Stellung des Mannes muß der Gattinn kränkend seyn. Mit einem Wort, Marie! ich stellte dich so hoch und mich so tief unter dich, und bangte, daß mir so Manches, dein Glück dauerhaft zu gründen, fehle. Da gestandest du mir deine stille Neigung; mit blutendem Herzen wollte ich dir das Opfer bringen, der Himmel aber beschloß es anders. Und so drücke ich denn meine Verlobte mit doppelter Liebe wieder an mein Herz, da mir nun das Vertrauen ward, daß auch du mich von ganzer Seele liebst, und danke der Vorsehung, die Alles so weislich leitete."

Unverhohlen brach jetzt die lange verhaltene Flamme aus Marien hervor, und die Liebe hauchte ihren unvergänglichen Rosenduft über des Mädchens bleiche Wangen, den sonst nur die holde Verlegenheit zu hauchen vermochte.

Schröder erzählte ihr nun auf dem Heimwege Alles, was indessen vorgefallen war, und wie der Vater ihm halsstarrig seine Einwilligung verweigerte; sagte ihr, daß er Wilhelmine an ihn abgeschickt, ohne jedoch deren Verhältniß zum Vater zu berühren, und mahlte ihr die Scene unter der großen Linde mit Millern, dann mit Ernestinen. Doch hier unterbrach ihn Marie plötzlich. „Lieber Schröder!" sagte sie ernst, „laß uns ins Schulhaus eilen, das Versehen gut zu machen. Miller könnte den Grund des Mißverständnisses ahnen, und ich müßte vor ihm erröthen. Komm, beglücke auch die Armen, deren Hoffnung so bitter getäuscht wurde. Ich weiß aus deinen frühern Mittheilungen, daß du Ernestinen, der Mutter wegen, wohl willst. — Mache sie glücklich!"

Sie bath nicht vergebens. Raschen Schrittes gingen sie, ohne zu ahnen, was dort vorgefallen war, an der Villa vorüber, nach dem Schulhause. Hier fanden sie Alles still und ernst. Der Alte saß nachdenkend in seinem Sorgenstuhl, der Schulmeister schweigend neben Miller, der einen Brief schrieb, und Ernestinens Lockenkopf ruhte an der Mutter Brust.

„Ich komme mit meiner Verlobten noch so spät, ein Fürwort für ein Paar Liebende zu sprechen," begann Schröder im Eintreten, „das Herz zweyer Betrübten zu erheben, und vielleicht den ernsten Kreis, den ich hier um mich sehe, zu beleben. Kann ein jährlicher Zuschuß von 600 Thaler zu Ihrem Gehalt, Herr Miller, Sie in die Lage setzen, eine Frau zu ernähren, so hoffe ich, werden Ernestinens Ältern und auch mein würdiger Lehrer ihre Einwilligung zu einem Bunde geben, den Sie morgen mit mir zugleich schließen könnten."

„Mit Ihnen kehrt die Freude wieder in mein Haus," erwiederte der Alte, die Hand nach seinem theuren Zögling streckend, während Miller hinter dem Tische hervorsprang, und Ernestine noch einmahl an Schröder's Halse hing, und ihn dankend liebkoste.

(Der Beschluß folgt.)

Ihr Nahme.

An Sie.

Ich ging entlang dem stillen Bach
Und dachte meiner Liebe nach,
Und wie die Wellen schnell entschlüpften,
Und wie sie kosend herzten, hüpften.

Und ich so denkend in sie schaut',
Vernahm ich einen süßen Laut,
Die Tropfen, die zusammenkamen,
Sie nannten Deinen lieben Nahmen.

Da schoß ein Fischlein schnell vorbey,
Und schnitt das Wellenbett entzwey;
Wie sich die Wasser schmiegsam beugten,
War es Dein Nahme, den sie zeigten.

Die weißen Kiesel, glatt und rein,
Erglänzten schier im Sonnenschein;
Sie reihten sich am Grund im Rahmen,
Und formten Deinen lieben Nahmen.

Da bildeten ein schattig Dach
Die Äst' und Zweige allgemach;
Und schwach durchdrangen Sonnenblitze
Das Laub. — Am Bach und Rasensitze

Erzitterte der Sonne Bild
Millionenmahl verkleint; und mild
Bewegt ein Zephyr alle Zweige,
Damit sich Blüth' zur Blüthe neige.

Und wie sie spielten sanft und mild,
So spielt' im Bach der Sonne Bild.
Der Sonnen viel zusammenkamen,
Und freudig las ich Deinen Nahmen.

Wohin mein Aug' nur immer blickt,
Dein Nahme ist's, der es entzückt.
Auf jedem Blatt kann ich ihn sehen,
Auf jedem Grashalm ihn erspähen;

Und blick' ich in mein eig'nes Ich,
Wen seh' ich da? Nur Dich — nur Dich!
Dein treuer Sinn und all' Dein Lieben
Ist mir in Brust und Herz geschrieben.

Heinrich Proch.

Ländlich, sittlich.

Wir speisten in einem schönen Dorfe, Nahmens Dedham, — erzählt James Stuart in seinen „drey Jahren in Nordamerika“ — und in einem vortrefflichen Gasthause. Bey Tische bediente uns ein sehr hübsches Mädchen, dem unser irländischer Reisegefährte mehr Aufmerksamkeit widmete, als es hier zu Lande schicklich ist. Lange verfolgte er sie mit Blicken, bog sich dann zu seinem Nachbar und sagte, laut genug, um vom ganzen Tische verstanden zu werden: „Welches reizende Wesen!“ Das Mädchen erröthete und verließ auf der Stelle den Saal. Wir glaubten jetzt, der Hausherr werde erscheinen, um den Vorlauten darüber zur Rede zu stellen, was in seinen Augen eine Grobheit und ungeziemende Vertraulichkeit war. Dieß geschah jedoch glücklicherweise nicht, aber ein Anwesender und Bewohner von Boston übernahm es, dem Irländer das „ländlich, sittlich“ zu erklären. Er sagte ihm, daß das Gewerbe der Gastwirthe hier sehr in Ehren stehe, und daß die Töchter derselben, obgleich sie so gut erzogen würden wie irgend ein Fräulein, sich nicht zu erniedrigen glaubten, wenn sie des Vormittags im Hause thätig wären. Nicht unmöglich sey es daher, daß die junge Person, über welche er sich so frey geäußert habe, eine Tochter des Hausherrn sey, die sich nach Tische so elegant ankleiden werde, wie die ersten Damen des Orts, und in den angesehensten Familien gleich vertrauten Zutritt genieße. Er rieth unserm Freunde noch, sich künftig besser in Acht zu nehmen, weil er besorgen müsse, es mit einem Wirthe zu thun zu bekommen, der ihn zur Strafe für seine Unart ohne weiters zum Tempel hinauswerfen werde. Beyspiele der Art sind nicht selten, — setzte er noch hinzu.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Hr. Hausmann reiste Sonntag den 11. August nach geendetem Gastspiele von Wien ab. Als Schauspieler sah ihn das freundliche Publicum, das alle seine Leistungen mit ehrendem Beyfalle lohnte, ungern scheiden; als Menschen verloren ihn Alle schwer, die ihn näher kannten. Hausmann nimmt frohe Erinnerungen aus der Kaiserstadt mit sich, und bey ihm bewährete es sich wieder, daß Wien auch das fremde Talent zu schätzen und zu belohnen weiß.

Wie sehr seine Collegen ihn liebten, ihn, den sie doch nur so kurze Zeit besaßen, mag folgendes Gedichtchen beweisen, welches von einem derselben beym Abschiedsmahle im strengsten Sinne des Wortes improvisirt wurde, und die Gesinnungen Aller, die ihn kennen, treu schildert.

Impromptu
auf Hausmann's Abreise von Wien.

Vom kalten Norden kam zu uns
    Ein junger flinker Mann,
Im Busen trug er doch ein Herz,
    Wie warm man's finden kann,
Auf seinem Munde schwebte stets
    Ein schlichtes g'rades Wort,
Drum liebgewannen wir den Gast
    Vom sonst so kalten Nord.

Und dieser Gast führt manches Bild
    Voll Leben und Humor
In fremdem Ton und fremder Art
    Den lust'gen Wienern vor,
Und alle Wiener stimmten ein:
    Der Mann gefalle uns recht,
Er hat dem Jocus sich geweiht
    Und seine Weih' ist ächt!

Als Maurer Klut und Bursche Keck
    Trat klug und keck er hin,
In seinem Eckensteher ist
    Nicht eine Ecke drinn';
Als Bader Schelle hat er uns
    Gebadet fast in Lust,
Und seine Schellen hör' ich noch,
    Wenn lang' er fort gemußt.

Er widerlegt den harten Spruch,
    Daß Preußen arm an Witz,
Denn Wort und Miene rührt von ihm
    Entzündend wie der Blitz.
Und die Gebilde, die er schafft,
    Sind wahr, naturgetreu,
Drum zollt der Wiener Beyfall ihm,
Ist auch die Form ihm neu.

Er nimmt ein Angedenken mit
    Von unserm lieben Wien,
Das ihn noch spät erfreuen wird
    In seinem schlichten Sinn:
Dem Ruhm, den ihm die Kunst errang,
    Schließt sich die Achtung an,
Die er durch ächten Männerwerth
    Von jedem sich gewann.

Drum bringen wir am letzten Tag,
    Den er noch hier verweilt,
Ein „Vivat hoch!“ dem Gaste dar,
    Der nach dem Norden eilt.
Er denke gern an uns zurück,
    Und in's Gedächtniß fein
Schreib' er den lieben Nahmen Wien,
    Wie Wien den Hausmann ein.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 102 — 24. August 1833.

Der Waisenknabe.

(Beschluß.)

Miller nahte sich jetzt Marien. „Fräulein!" sagte er, wohl nicht ahnend, wie tief er sie verwunde, „Sie haben sich von jeher meiner so gütig in einem Hause angenommen, wo ich von so Manchen nur geduldet, und nicht geliebt wurde; auch heute sind Sie der Engel gewesen, der mit Liebe sich des armen Verwaisten angenommen hat. Meinen innigen Dank!" Er ergriff ihre Hand, und drückte sie mit Wärme an seine Lippen und leise durchzuckte es Marien. „Sie verdanken mir nichts," erwiederte sie besonnen, und ihr Auge wagte dem seinen zu begegnen „mein künftiger Gatte ist allein der Schöpfer Ihres Glückes!"

Jetzt nahten sich die Liebenden dem Greise, den die Gemüthsbewegung, in die ihn dieß Unerwartete gesetzt, bisher auf seinem Stuhle festgebannt hatte. Sie knieten vor ihm nieder, Ernestinens Ältern traten ihnen zur Seite, und als der würdige Alte die Hände auf Beyde gelegt, sprach er gerührt: „Ernestine! der Segen deiner Ältern begleite dich auf deinem Lebenswege, und mein Segen dich, du lieber, junger Mann, dem, älternlos, der Segen des Greises genügen muß!"

21.

Am folgenden Abend wurde das doppelte Verlobungsfest gefeyert. Die Mutter war durch Schröder's Geschenk, der einen Theil ihres ehemahligen Schmuckes für sie zurückgekauft, über den neuen Sohn und die Schwiegertochter nicht ungehalten, und hatte sogar in der Freude ihres Herzens erlaubt, daß ihr Gemahl den tauben Onkel neben sie placiren durfte. Der Greis hielt eine feyerliche, herzergreifende Rede, deren Sinn nicht alle Anwesende verstanden, und worin er Schröder den Nahmen „Ernst Vaterlos" gab, den dieser auch von diesem Augenblick an wieder führte. Alle waren heiter und vergnügt, selbst Euphrosine, die, wenn sie auch nicht den Himmel offen sah, doch aus dem Glück der Liebenden schloß, daß eine glückliche Ehe wohl auch ein Paradies seyn könne, wenn nur zwey Engel sich treu vereint darinnen ein Hüttchen gebaut haben. Nur Wilhelmine war nicht heiter; sie blieb während der Mahlzeit still in sich gekehrt, und manche Thräne träufelte in das Kelchglas, wenn sie es zum Gesundheittrinken an ihre Lippen setzen mußte.

Nach Tische vermißte Schröder die Traurige, und eilte mit Marie, sie aufzusuchen. Sie fanden sie weinend auf ihrem Zimmer. „Laßt mich in meiner Einsamkeit," bath sie, „ich tauge nicht unter Euch Glückliche! — Mein Schuldbuch ist noch nicht vernichtet hier, hier in meiner Brust liegt es aufgeschlagen, und erst der ewige Richter wird Erbarmen haben, denn der innere ist unerbittlich. Ach! die Schuld folgt bis zum Grabe, zerpflückt alle Kränze, die das neckende Schicksal beut, und

schüttet mit furchtbarem Lachen die zerpflückten über uns ins Grab."

Bis an ihr baldiges Ende trübte das quälende Gewissen ihre Tage, die sie bey Schröder verlebte. Erst wenige Tage, ehe sie heimging, drückte ihr der Engel, der sie abrief, die Friedenspalme an's Herz.

22.

Schröder hatte sich in seinen Zweifeln geirrt. Noch im späten Alter beglückte er seine Marie, die treu ergeben ihm zur Seite stand. Fern von der großen Welt verlebten sie in dem Kreise der Kinder ihre Tage, und fanden nur durch Wohlthun in ihrem Reichthum Glück. Sie bekräftigten von Neuem, daß auch die Erde ein Paradies seyn kann, wenn man nur reinen Herzens auf ihr wandelt, und daß die treue Ausübung unsrer Pflichten eine sichrere Anweisung auf jene Welt gibt, als Bildung und Talente.

Der Banquier hatte, kleine Rückfälle abgerechnet, aus seinem frühern Leben manche gute Lehren gezogen, und lebte fortan als thätiger Mann; nur seine Frau konnte der Welt nicht entsagen, und schlürfte bis ins späte Alter aus dem Born der Eitelkeit.

Der reiche Landjunker hatte nach dem erhaltenen Korbe bey seinem jungen Geistlichen Unterricht im Vorlesen genommen; es wollte jedoch nicht so recht damit gehen. Da er aber von dem Verfall der Umstände des Banquiers hörte und zufällig vernahm: wie viel weniger Talente Euphrosine jetzt von ihrem künftigen Gatten verlange, wagte er noch einmahl sein Glück. Ohne Probelesen ward er angenommen, und soll späterhin unter Anleitung seiner schönen Frau es so weit gebracht haben, den Tasso ganz leidlich zu lesen, und dafür seiner Gattinn Geschmack an der Landwirthschaft beygebracht haben.

Strauß und der Dichter.

Scene: des Tonsetzers Zimmer.

Der Dichter (guckt durch das Schlüsselloch, hebt nach mehrmal vergeblichem Anpochen allmälig den Drücker und schlüpft in das Gemach. Er sieht den Componisten auf ein Ruhebett hingegossen, ein Zeitungsblatt in der Hand, und es für jenes erkennend, worin seine Walzergeister erschienen, läßt er sich sogleich neben dem Haupte des jungen Musikers nieder).

Orpheus möge mir verzeihn,
Störe ich wohl in der Ruh',
Doch ich seh' ihn wiederkäuen
Mein Gedicht, und was dazu
Er wohl sagt, ich möcht's erfahren,
Kann die Bitt' ihm nicht ersparen.

Strauß (sein Dasein durch Gähnen und Dehnen der Glieder verratend und gewissermaßen hohnrednerisch).

Mein Herr Dichter, guten Morgen!
Sagt, was soll der fade Kram?
Müßt Euch feinern Witz erborgen,
Der nicht gar so krumm und lahm;
Soll's ein Compliment vorstellen,
Hätt' ich Manches auszusetzen,
Woll't Ihr Euern Geist fuchsprellen,
Mögt Ihr ihn auf Gänse hetzen
Und auf Enten in den Pfützen,
Wie jüngst ich in Mußestunden
Wohl solch' schaales Zeug gefunden.

Der Dichter (verblüfft, sieht den Musiker erstaunt an).

Wie? — Was meinen Hochgeborn?
Denn trotz meinen feinen Ohren,
Hab' ich warlich nicht verstanden,
Was Dieselben gut befanden
Mir von Tadel vorzuschwätzen,
Woll'n mir's aus einander setzen! —

Strauß (springt mit einem Satze vom Ruhebette auf, ergreift die Violine am Fenster und ruft voll Entrüstung aus).

Sagt pro primo Meister Sänger!
Ist es etwa Schmeicheley,
Daß die Sonne, ein Kopfhänger,
Schnell zur Ruh' sich läßt herbey,
Kaum daß sie mein Antlitz schauet? —
Ist's poetisch schön, ist's wahr,
Was Ihr ferner mir vertrauet,
Daß das Herz, so gänzlich baar
Aller Sprache der Gefühle,
Sich des Bauch's gewissermassen
Als Organ bedien' und wühle
In der Därme finsterm Schlund,
Statt zu reden durch den Mund? —

Der Dichter.

So genau müßt Ihr's nicht nehmen,
Bilder sind's der Phantasie,
Die — was soll ich drob mich schämen?
Mir oft kommen — weiß nicht wie! —
Sind des Pinsels Striche bloß.
Ohne Bilder, — ach wie arm
Ist der Dichter! — denn nur groß
Machen dreley Schnörkel ihn;
Dieß sey Pinselchen verzien! —

Strauß.

Meinetwegen! — Doch seht her!
Seht hier diese Violine!
Und sagt an, wer wagt es, wer?
Der nicht Stroh im Hirn hat inne,
Der nicht völlig blöd und taub,
Mir als Schmeicheley zu sagen,
Daß sie fresse alten Staub? —
Seht die Zettel nur anschlagen,
Wollt Ihr selbst nicht Zeuge seyn,
Künden sie nicht Tag für Tag
Meiner Töne Weihestätte?
Wer Euch aber hören mag,
Glaubt, sie ruh' im Lotterbette.
Das, Herr Dichter! das, verzeiht,
Ist vom Schmeicheln gar zu weit!
Dann — ich rieche wol den Braten,
Wart um Reime Ihr verlegen,
Denn wie sonst war es zu raten.

Meine Töne zu belegen
Mit dem Gleichniß: Sterbgeläut?
Reimt sich denn sonst nichts auf heut?? —
Lägt auch Ihr in letzten Zügen,
Matten Auges, bleich und fahl,
Wenn rasch meine Walzer fliegen
Wie der Wein schäumt im Pokal,
Blickt doch auf die frohe Menge,
Die, — es ist mein Stolz, mein Glück,
Meiner Saiten heitre Klänge
Lohnt mit freud'gem Jubelblick.
Donnerwetter? — ja, es dröhnet
Durch der Hände Beyfallsschlag,
Doch daß ich mir's hab' entlehnet,
Wüßt' ich nicht mein Lebelag. —
Ferner, — haltet mir's zu Gnaden,
Seh' den Sinn ich nicht wol ein,
Der in langen Schwulsttiraden
Diese Stelle fasset ein:
„Unterschiedlich' Geisterschaaren
„Laßt entschweben, steigen, springen
„Ihr zu Mieiaden Paaren,
„Schwächer, stärker, nach Gelingen,
„Die, — nach jedes Stand und Würde,
„Sich beschäft'gen in dem Zimmer
„Mit des Allerleyes Bürde. — —"
Ja, womit? — o sagt es immer!
Kann Humor den Schlafrock bürsten (!!)
Wichst ein Andrer Stiefel wol,
Und nach Bier und fetten Würsten
Läuft die Anmut sehnsuchtsvoll.
Meine Stube sauber fegen
Seh' ich Nachtigall und Kraft,
Während Mutwill's toller Segen
Ordnung mir im Schreine schafft? —
Solche Bilder, — muß traun lachen, —
Stiegen auf vor meinem Blick,
Als ich las die schönen Sachen,
Die Ihr nennt des Pinsels Glück. —
Ja, — und weiter, lieber Schwärmer!
Sagt mir doch zur Güte nur,
Findet Ihr bald arm, bald ärmer
Meiner Phantasien Spur?
Ist hier Krafft wohl sonder Laune,
Dort nur Anmut, Lust zu schau'n?
Lauscht Natürlichkeit am Zaune
Nur in meines Frohsinn's Gau'n?
Und Geschmack ist also nirgend
Als bey meinem „vive la danse?"
Am Erfindungsgeiste würgend
Zeigt sich's: Leben nur ein Tanz?
Und der Kettenbrücker Zweyten
Hätten Tempo nur allein??? —
Was mag Euern Sinn verleiten,
Was bei Euch wohl Tempo seyn???
Tempo hat der Gassenhauer,
Wie der festliche Choral,
Und der Walzer (jeder Bauer
Weiß es all' und überall):
Hat Dreyviertel-Tact als mètre,
Warum jene nur allein,
Wo Ihr lieber Schwager, Vetter (??)
Grade meint, es soll so sein?
Ferner: — Müßt Ihr, um zu dichten,
Alle früh'ren Poesien
Aus dem Schreibepulte lichten
Und Euch zur Erinn'rung zieh'n? —
Ich kenn' die Methode nicht,
Das beschwör' ich Euch zu Gott!
Und doch sagt Ihr im Gedicht:
Es thät' mir zu wissen not (!!)
Alle meine eignen Lieder
Vorgekaut zu hören wieder. —
Freund! ich bin nicht d'rob erbost,
Aber Ihr — seyd nicht bey Trost! —
Drum harrt ruhig jener Zeit,
Wo Euch günst'ger Eure Leyer
Wieder winkt, — jetzt ist sie weit,
Und Ihr schafft nur Ungeheuer.
Habt, so wie mich's will bedünken,
Rappelköpfische Momente,
Wollt da Alles zierlich schminken
Und besinget Gans und Ente,
Wolltet schmeicheln mir gar sehr,
Thatet's aber ohn' Geschick,
Ungefähr wie Petz, der Bär,
Loben würde die Musik. —
Habt so manches wahre Schöne
Schon gefördert uns zu Licht,
Und drum sey's auch, daß versöhne
Dieß uns mit dem Walzgedicht.
Doch, hat Freund Humor einst wieder
Euern Schlafrock so beschickt,
Dann zerbrecht ihm Arm und Glieder,
Denn solch Zeug ist rein — verrückt!

Colibri-Plumall.

Die Tarantel.

Die Tarantel ist bekanntlich eine große Spinne, welche daher ihren Nahmen hat, daß man sie früher in der Nähe von Tarent am häufigsten beobachtet haben mag; sie kommt aber im ganzen südlichen Europa vor. Eben so bekannt ist es, welch fabelhafte Krankheiten ihrem Biß zugeschrieben wurden, die durch Musik und Tanz geheilt werden sollten. Aber die Notizen eines in Spanien reisenden Naturforschers über ihre Lebensweise, nahmentlich ihre Bauten, möchten nicht uninteressant seyn.

Die Tarantel hält sich am liebsten an offenen, trockenen, ungebauten, der Sonne ausgesetzten Stellen auf. Wenigstens im erwachsenen Zustande lebt sie in einem unterirdischen Raume, einem wahren Bau, den sie sich gräbt. Diese Bauwerke des Thieres sind bisher von den Forschern meistens sehr unvollständig und unrichtig beschrieben worden. Der cylindrische, oft einen Zoll im Durchmesser haltende Gang, erstreckt sich über einen Fuß tief in den Boden, ist aber nicht, wie Viele behauptet haben, durchaus senkrecht. Der Bewohner des Baues gibt sich zugleich als gewandten Jäger und geschickten Baumeister zu erkennen. Er hatte nicht nur in der Tiefe

einen Versteck anzulegen, wo er sich den Verfolgungen seiner Feinde entziehen konnte, es sollte zugleich eine Warte werden, wo er auf seine Beute lauern und blitzschnell auf sie losfahren konnte. Die Tarantel hat für Alles gesorgt: das Loch geht allerdings anfangs gerade abwärts, aber vier, fünf Zoll unter der Oberfläche biegt sich der Gang rasch um, und läuft eine kleine Strecke horizontal fort, worauf er wieder die senkrechte Richtung abwärts verfolgt. Am Anfang dieser Biegung sitzt die wachsame Spinne auf der Lauer und läßt ihre Hausthüre nicht einen Moment aus dem Auge. Hier sah ich, als ich die sogleich zu beschreibende Jagd auf diese Thiere anstellte, ihre Augen gleich Diamanten funkeln und wie Katzenaugen im Finstern leuchten. Über der oberen Mündung des Baues findet sich in der Regel eine Röhre aufgesetzt, welche durchaus das Werk der Tarantel ist und deren kein Beobachter Erwähnung thut. Diese Röhre, ein wahres architektonisches Werk, erhebt sich gegen einen Zoll über die Fläche des Bodens umher und hat nicht selten zwey Zoll im Durchmesser, ist also weiter als der Gang selbst. Letzterer Umstand scheint von der Spinne darauf berechnet, daß im Moment, wo sie ihre Beute fassen will, ihre Krallen gehörigen Spielraum haben. Diese Röhre besteht hauptsächlich aus trocknen, mit etwas Lehm verbundenen und so kunstreich über einander gelegten Holzstückchen, daß sie ein aufrecht stehendes Gerüste bilden, das im Innern einen hohlen Cylinder vorstellt. Vorzügliche Festigkeit erhält dieses Vorwerk dadurch, daß es innen mit dem eigenen Gespinst des Thieres bekleidet ist. Dieses Gewebe setzt sich durch den ganzen Bau fort und schützt den Laufgraben trefflich vor dem Einsturze, hält ihn rein und erleichtert der Spinne das Erklimmen ihrer Veste.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z e n.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

(Königstädtisches Theater.) Dlle. Heinefetter hat bis jetzt die schwere Aufgabe zu lösen gehabt, nur in solchen Rollen aufzutreten, die unmittelbar vor ihr eine beliebte und höchst verdienstvolle Sängerinn, Dlle. Hähnel, gegeben und (mit Ausnahme der Rosine im Barbier von Sevilla) hier zuerst auf die Bühne gebracht hat. Das Bild, welches sich in dem Publicum für die Darstellung und den Gesang dieser Rollen festgestellt hat, und welches bey den Eigenthümlichkeiten in Stimme, Spiel und im ganzen Wesen der Vorgängerinn unnachahmlich ist, muß unbedenklich der fremden Künstlerinn, auch bey der verdienstlichsten Ausführung dieser Partbien, Schaden thun. Jede Abweichung von dem bisher Gesehenen und Gehörten wird, selbst wenn sie sich künstlerisch vollkommen rechtfertigen läßt, befremden, ja vielleicht als fehlerhaft aufgefaßt angesehen und der ganze Eindruck, den die ersteren Vorstellungen solcher Opern machen mußten, mit dem jetzigen zum Nachtheil der fremden Sängerinn verglichen werden. Trifft dieß obenein eine Rolle, die den Eigenthümlichkeiten der Vorgängerinn sehr entgegenkommt, so wird das Urtheil über den Erfolg der späteren Darstellerinn um so schwankender seyn; und diese Stimmung war es, die bey der Vorstellung von Bellini's Oper „der Unbekannten" am 10. August im Publicum bemerkbar war. Dlle. Heinefetter sang und spielte ihre Rolle so, wie es von einer Sängerinn ihres Ranges zu erwarten war; der geringere Eindruck, den sie, im Vergleich mit ihrer Vorgängerinn, machte, liegt zum Theil im Charakter ihrer Stimme, die mehr den Regionen des Lebensfrischen, Kecken, höchstens Sanftschwärmerischen, als des Tiefleidenden, Melancholischen angehört, also alles das durch den Vortrag allein schaffen muß, was bey jener schon durch den Ton der Stimme bewirkt wird; zum Theil aber auch in dem Spiele der Dlle. Heinefetter. Nie haben wir uns mit dem Ausspruche befreunden können: Sie singt so gut, wie man es von einer Sängerinn verlangen kann. Fordern wir von einer großen Schauspielerinn, daß sie alles das in ihrer Gewalt habe, was eine kunstgebildete Sängerinn bezeichnet, eine reiche Scala von Sprachtönen, ein fein nüancirtes Moduliren der Übergänge, das richtige Einsetzen und Treffen der Tonarten bey ihren Reden, so scheint es uns billig und der Würde des musicalischen Drama's angemessen, auch von einer großen Sängerinn zu verlangen, daß sie im Spiele den höheren Forderungen der Kunst Genüge leiste. Müssen wir bey Dlle. Heinefetter auch das Maß bewundern, mit der sie ihre Töne zu beherrschen weiß, so daß sie selbst in den leidenschaftlichsten Stellen nie in's Schreyen übergehen und unangenehm für's Ohr werden: so ist dieses Maß, in Bezug auf ihr Spiel, von viel zu engen Gränzen, und die Wirkung mancher vortrefflich gesungenen Stelle würde unendlich gewinnen, wenn sie dabey im Spiele mehr aus sich herausginge, und mit dreisterem Licht und Schatten das Ganze belebte. Welche Wirkungen damit hervorzubringen sind, selbst bey einer schwächeren Unterstützung der Stimme, hat uns Mad. Schröder-Devrient gelehrt. Alles dieß hier Gerügte bitten wir jedoch keineswegs als Mängel bey der gewiß im Ganzen sehr gelungenen Darstellung der Alaide in der „Unbekannten," sondern nur als Wünsche anzusehen, deren Verwirklichung erreichbar ist, und welche die dramatisch-musicalischen Leistungen der Dlle. Heinefetter auf den höchsten Punct erheben würden. Das zweyte Finale der Oper, welches bey den früheren Darstellungen wegblieb, weil man es im „Piraten" angebracht hatte, wurde wieder gesungen. Der tragische Schluß der Oper, der auch in das Reich der Unbekannten gehört, gewann indessen dadurch wenig, und offenbar steht dieß Musikstück, was auch der Componist dagegen einwenden möchte, im „Piraten" an der rechten Stelle. Dlle. Heinefetter wurde nach dem ersten Act, und nach dem Schluß der Vorstellung mit Hrn. Fischer und Hrn. Holzmiller gerufen, welche beyde letztere, besonders das Duett im zweyten Act, ausgezeichnet schön sangen. Auch das Orchester that seine Schuldigkeit. Die obligaten Stellen des Violoncellos, der Flöte und Harfe wurden so gelungen vorgetragen, daß sie das Publicum durch besonderen Beyfall auszeichnete.

........t.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 103 — 27. August 1833.

Skizze aus Westindien.

Aus dem Tagebuch eines Engländers.

Im Gefolge des englischen Gouverneurs S. erreichte ich im Jahre 1825 die Colonie Demerara, wo die uns in London übergebenen Waffen, welche dem am Flusse Essequibo wohnenden indischen Volksstamm Arrowack genannt, ausgeliefert werden sollten, ans Land geschafft wurden. Die Holländer haben eben so wie Penn in Pensilvania das Land gekauft und einen Friedenstractat gegen einen jährlichen Tribut an Waffen, Schmuck und Geräthschaften mit den Arrowacks abgeschlossen; England unterzog sich späterhin diesen Bedingungen, wogegen das Feld an der Küste zu bebauen ihnen gestattet ist. Am zweyten Tage meiner Ankunft auf Demerara ging ich, bevollmächtigt von dem Gouverneur, zu den genannten Wilden. Längs des Essequibo geht der Weg, 120 englische Meilen weit, bis zu ihren Wohnungen mit den üppigsten Zucker- und Kaffehplantagen. Inseln erfreuen zuerst das Auge, bis zuletzt mehrere imposante Wasserfälle gleichsam die Gränzlinie zwischen den Arrowacks und dem cultivirten Volke bilden. Die Reise in Westindien ist einfach und bequem. Überall findet man die gastfreundlichste Aufnahme, und wird nach Kräften gut bewirthet, alles gibt der Westindier mit Liebe und ohne Geld. Der Pfeffertopf spielt bey den aufgetragenen Gerichten eine Hauptrolle. Er ist gefüllt mit Wild und Geflügel, welches mit einer Pfeffersauce zubereitet wird, und darf nie leer werden; kaum berührt, wird neu zubereitetes hinzugethan; er ist ein Erbstück der Familie. Zwanzig Jahre zählte der Topf, aus welchem ich in meinem zweyten Nachtquartier aß, und die Wirthinn versicherte mit Treuherzigkeit, und einer bedeutungsvollen Miene, daß während dieser Zeit niemahls das Gefäß gereinigt worden sey; doch war ich so undankbar diese mir ertheilte Ehre eben nicht hoch aufzunehmen. Endlich, gegen Abend des vierten Tages, erreichte ich den Wohnplatz der Arrowacken. Unter grünen Palmbäumen leuchteten Wachtfeuer in die dunkle Ferne, theils aus den enge stehenden Zelten, theils unter freyem Himmel angezündet, um die wilden Thiere und stechenden Insecten zu verscheuchen. Todtenähnliche Stille herrschte weit umher, die Horde lag im tiefen Schlafe. Sehr phlegmatisch von Natur, und immer so den Frieden suchend, legen sich diese Wilden unbekümmert nieder, und fürchten nur das Kommen reißender Thiere. In der Mitte der vor uns liegenden Zelte erhob sich ein großes ziemlich geräumiges, welches dem Oberhaupte, zugehörte. Auf einer Matte von Bambusrohr, sein Beil in der Hand, das ihm als Pfeife diente, fanden wir ihn fröhlich gestimmt. Ein Augur, sein Rathgeber, saß neben ihm, und unterhielt den Herrn; die Frauen waren mit Korbarbeit um das Feuer beschäftigt, und Kinder lagen schlafend in einem Winkel des Zeltes. Ohne

viele Ceremonien gab ich mich als erwarteter Gesandter zu erkennen, und wurde von Seiner Arrowack'schen Majestät eingeladen, in seiner Wohnung zu bleiben, meine Reisegefährten fanden in einem nahgelegenen Zelte ein Obdach. Nach den ersten Begrüßungen, ich bin nähmlich ihrer Sprache, die aus einem Gemisch von Englisch, Holländisch, Spanisch und Indisch besteht, mächtig, schweifte mein Blick in der Hütte herum. Rings an den Wänden waren zierlich geflochtene Körbe, hübsch geformte Töpfe, Bogen, Pfeile, Spieße und andere schön gearbeitete Waffen aus Holz und Knochen verfertigt zu sehen. Zehn bis zwölf Weiber arbeiteten emsig und sprachen wenig. Ihre kupferrothe Farbe, ihr lang herabhängendes schwarzes Haar, ihr klein geschlitztes feuriges Auge nahm sich bey der helllodernden Flamme wunderbar schreckhaft aus. Die schlafenden Kinder lagen wie gefesselt am Boden, da oberhalb des Knöchels und unter dem Knie ein handbreiter Strick gewunden war, so daß die Wade bedeutend hervorquoll. Wohlgemüthlich blies der Herrscher den Rauch des Tabaks in die Luft, nur zuweilen furchtsam nach Außen blickend, während der Augur Sprüche über Sprüche recitirte. Bald nachher erhob sich die jüngste der Weiber, löste die Hamacke ihres Herrn, der Augur sprach einen Segen, und er legte sich, in die Hamacke gehüllt, nieder; seinem Beyspiele folgte der Augur, dem eine solche gereicht ward, indem er seine Blöße mit einem weißen Tuche deckt, welches er niemahls ablegt. Auch ich begab mich darauf zur Ruhe, die Weiber streckten sich auf ihrer Bambusmatte aus, und bald lag alles in Morpheus Armen.

Bey den ersten Strahlen der Morgensonne erhob sich alles, im Zelte wurde es lebendig, die Weiber bereiteten mit Anstrengung aller Kräfte das Morgenbrot, um es so schnell als möglich aufzutragen. Ein Bothe wurde von dem Oberhaupt an die Horde mit dem Befehle gesandt, sich vor dem Zelte zu versammeln, um den englischen Tribut zu empfangen, und nach und nach füllte sich der geräumige Versammlungsplatz. Wir genossen während dieser Zeit das Frühstück. Selbes wurde in einer großen Callibaschschale aufgetragen, die wohl viermahl so groß als die Cocusnuß ist. Darin befand sich Wild und Geflügel in einer Suppe schwimmend, in der Mitte ein großer Pudding, genannt Foufou, aus Plautin bereitet und stark mit Cayennepfeffer gewürzt. Nun trat der Augur zu dem Herrscher, segnete diesen, spie in seine Hände, zeichnete mehrere Figuren mit dem zweyten Finger seiner rechten Hand, und murmelte dazu einige Sprüche. Dasselbe Verfahren geschah nachher bey mir. Jetzt griffen wir in das Callibasch, brachen mit den Händen ein Stück des Foufou ab, drückten eine Vertiefung hinein, füllten diese mit Suppe, rissen ein Stück Geflügel ab, und leerten so die Schüssel. Ein dünnes Brot, aus einer Art Cassavawurzel bereitet, wurde gegessen, und das so leicht berauschende Paiwarrie getrunken. Der Pudding wird in einer großen hölzernen Mulde von den Frauen durch Stampfen mit einer sechs Fuß langen Stange bereitet. Die Cassavawurzel, die zum Brote bestimmt ist, wird auf einem Reibeisen gerieben, und dann gebacken, doch muß ich hiebey bemerken, daß diese ein Wasser absondert, welches eines der stärksten Giftarten ist. Um das Peiwarrie anzufertigen, setzen sich vierzig bis fünfzig Weiber um ein großes Callibasch, nehmen die dazu bestimmte Cassavawurzel in den Mund, kauen diese gehörig durch, werfen sie dann in die Schale, lassen es in Gährung übergehen, und vergraben es in die Erde, wo es beynahe ein Jahr stehen bleibt. Diese so eben genannte Speise und dieses Getränk bilden das Morgen-, Mittag- und Abendbrot der Arrowacks.

(Der Beschluß folgt.)

Viersylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ein kleines Wörtlein, unscheinbar,
Stellt sich in dieser Sylbe dar,
Doch überflüssig wahrlich nicht,
In jeder Rede, die man spricht
Im Tageslauf', hört man dieß Wort
Oft zwanzigmahl in einem fort.
Du tritt'st in's Leben nicht, nicht in
Den Stand, den sich erwählt dein Sinn,
Noch in den Ehestand, selbst in das Grab
Steigst du nicht ohne ihm hinab.

Die drey letzten Sylben.

Ein Frauennahm' im Orient'
Ist es, den dieses Wort benennt.

Das Ganze.

Seht jenen Mann, der oft sein Blut
Dem Vaterland! geweiht mit Muth.
Und kühn vertheidigend den Thron
Der Wunden viel empfing, als Lohn
Der Tapferkeit — sie zwingen ihn,
Die Heldenlaufbahn nun zu flieh'n,
Und dankbar pflegt das Vaterland
Nun Sein, des Schläfe oft umwand
Der wohlverdiente Lorbeerkranz
Um Österreich, um Kaiser Franz.

C. F. Müller.

Die Tarantel.

(Beschluß.)

Ich habe oben zu verstehen gegeben, daß diese Bastion am Bau nicht beständig vorkommt. Häufig habe ich Tarantellöcher beobachtet, wo sich keine Spur davon fand, es sey nun, daß sie zufällig von den Elementen zerstört wurde, sey es, daß die Spinne die Baumate-

rialien nicht überall findet, möglich sogar, daß sich der Bausinn im Thiere erst dann vollständig entwickelt, wenn es physisch und intellectuell zur vollen Reife gelangt ist. In den meisten Fällen habe ich aber dieses Vorwerk beobachtet, mit dem das Thier mehr als Einen Zweck erreicht: einmahl sichert es dadurch seine Höhle vor Überschwemmung und dagegen, daß fremde, vom Wind getriebene Körper hineinfallen und am Ende das Loch verstopfen; es dient ihm aber auch gleichsam zu einer Falle für sein Wild, indem es einen Vorsprung bildet, der die Mücken und andere Insecten einladet, sich darauf zu setzen. Indessen auch abgesehen davon, ist die List dieses gewandten, unermüdlichen Jägers und Räubers unerschöpflich.

Wir geben jetzt eine kurze Beschreibung der wirklich unterhaltenden Jagd auf die Tarantel. Die beste Jahrszeit dazu sind die Monathe May und Juny. Als ich zum ersten Mahl die unterirdischen Behausungen der Spinne entdeckte und mich überzeugte, daß sie bewohnt seyen, weil ich das Thier im obersten Stockwerke seiner Behausung lauern sah, hielt ich es, um desselben habhaft zu werden, für das Beste, ihm geradezu auf den Leib zu gehen und es aufs Äußerste zu verfolgen. Stundenlang grub ich mit einem Messer, um das Thier in seiner Höhle zu fangen; ich wühlte den Boden einen Fuß tief und zwey in der Breite auf, ohne die Tarantel zu bekommen. Ich wiederhohlte den Versuch bey andern Löchern, aber immer ohne Erfolg. Ich hätte Hacken und Spaten haben müssen, befand mich aber zu weit von Menschenwohnungen und noch dazu in Spanien. Ich mußte demnach meinen Angriffsplan ändern und nahm meine Zuflucht zur List. Ich bewegte einen Grashalm mit einer kleinen Ähre vorne an der Mündung des Baues hin und her; bald sah ich, daß die Spinne dadurch aufmerksam und lüstern wurde; sie näherte sich gemessenen Schrittes der Ähre, ich zog dieselbe sachte zurück, häufig machte sie dann plötzlich einen Satz aus ihrem Versteck heraus, und ich verstopfte im selben Augenblicke das Loch und schnitt ihr den Rückzug ab. Dann zeigte sich die Tarantel jedes Mahl sehr bestürzt, ihre Versuche, mir zu entkommen, waren sehr linkisch, und ich manövrirte sie endlich in eine Papierdüte hinein. Manchmahl merkte sie die List oder war wohl auch nicht hungrig: dann blieb sie unbeweglich an ihrer Thüre sitzen, und über ihrer Geduld ging mir die meinige aus. In diesem Falle brauchte ich folgende Taktik: ich überzeugte mich von der Richtung des Höhlenganges und stieß dann ein Messer mit Gewalt schief in den Boden, so daß ich dem Thiere dadurch den Rückzug abschnitt; selten mißlang mir dieß. Auf diese Weise fing ich zuweilen fünfzehn Taranteln in einer Stunde. Baglivi erzählt, die Bauern in manchen Gegenden Italiens ahmen, um die Tarantel zu fangen, vor ihrem Bau mittelst eines Haferrohres das Summen einer Fliege nach.

So häßlich, ja wild die Tarantel beym ersten Anblick erscheint, besonders wenn man sich vor ihrem Stiche fürchtet, so leicht ich sie zu zähmen, und ich selbst habe eine gegen ein halbes Jahr lang lebendig erhalten. Sie gewöhnte sich sehr bald an ihren Glaskerker und nahm mir nach kurzer Zeit die Fliegen ab, die ich ihr reichte. Sie saugte dieselben nicht, wie die andern Spinnen, bloß am Kopfe aus, sondern verschlang sie ganz und warf nachher nur die zerbröckelten harten Theile wieder aus. Nach dem Fressen putzte sie sich gewöhnlich, d. h. sie bürstete mit den vordern Füßen ihre Fühlfäden und Kiefer ab und blieb dann eine Zeitlang unbeweglich sitzen. Mehrere kleine Reisen, die ich damahls unternahm, gaben mir Gelegenheit zu der Beobachtung, daß das Thier neun Tage und wohl noch länger fasten kann.

Zum Schlusse beschreibe ich noch einen Zweykampf zwischen zwey Taranteln. Ich setzte zwey erwachsene kräftige Männchen in ein weites Glasgefäß. Nachdem sie mehrmahls, einen Ausgang suchend, im Ring herumgerannt waren, nahmen sie, wie auf ein gegebenes Zeichen, eine kriegerische Stellung an. Zu meiner Verwunderung sah ich, wie sie sich gravitätisch auf ihre Hinterbeine stellten und so einander ihre Brustschilde zukehrten. Nachdem sie sich so gegenseitig zwey Minuten beobachtet und ohne Zweifel drohende Blicke, die den meinigen entgingen, gewechselt hatten, stürzten sie zugleich gegen einander, umkrallten sich mit ihren Beinen und suchten sich mit den Hacken ihrer Kinnladen zu treffen. Da trat, sey es nun, weil sie erschöpft waren, oder weil es so Kampfsitte bey ihnen ist, ein Waffenstillstand ein, die Kämpfer ließen ab und entfernten sich etwas von einander. Es fiel mir dabey ein, daß auch bey den sonderbaren Kämpfen der Katzen dergleichen Ruhepuncte eintreten; aber nicht lange, so stürzten die Taranteln noch wüthender als zuvor auf einander los; nachdem der Sieg lange geschwankt, erhielt endlich die eine einen tödtlichen Streich auf den Kopf, stürzte und wurde sofort vom Sieger aufgefressen. Schon Baglivi gedenkt dieser Arachnomachie; er beschreibt sie zwar nicht näher und sagt nur: wenn zwey Taranteln eingesperrt werden, bringe die eine die andere um und verzehre sie; dieß reicht aber hin, meine Beobachtung zu bestätigen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theatee in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile der Auguste Sutorius, Schauspielerinn aus Breslau, wurde zum ersten Mahle gegeben: „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Thore,“ Vaudeville in einem Acte von C. Blum. Dieses langweilige und geistlose Product hat verdienterweise gar keine Theilnahme gefunden; denn es biethet so wenig Interesse an Handlung, komischen Situationen und Witz, daß der Zuschauer unwillführlich von einem mächtigen Schlummer ergriffen wird. Wären die Leistungen der Beneficiantinn, dann der HH. Hausmann, Lang und Scutta nicht so entsprechend gewesen, würde das Publicum gewiß seinen gerechten Unwillen über das Ganze laut zu erkennen gegeben haben. Dlle. Sutorius und Hr. Hausmann trugen die Lorbeern des Abends davon. Vor dieser Novität gab man den „Eckensteher Nante“ und zum Beschluß: „Das Fest der Handwerker,“ worin Dlle. Sutorins Gelegenheit hatte, reichlicheren Beyfall zu ernten. — Eine glücklichere Wahl zur Beneficevorstellung traf Hr. Hausmann mit Raupach's: „Schleichhändler.“ Dieses Lustspiel entfaltet jenen raschen Wechsel interessanter Situationen, welcher auf die Gewandtheit und Verständigkeit des Verfassers deutet, dem bereits das Publicum so viele Genüsse verdankt. Obwohl dieses Stück auf unserer Hofbühne classisch gegeben wird, so unterhielt sich das zahlreich versammelte Publicum bey der lobenswerthen Darstellung dieser fleißigen Gesellschaft trefflich; denn man kann nicht immer aus einer blandusischen Quelle trinken. Hr. Hausmann (Bader Schelle) war der Matador des Abends; in seinem Spiele entwickelte er Charakteristik und Humor, ohne die Gränzen des Zarten zu überschreiten. Man rief ihn nach jedem Acte vor, und am Schlusse einstimmig mit den wirkenden Schauspielern. Die Rolle des Zollassistenten Till ward von dem denkenden Schauspieler Hrn. Lang psychologisch richtig aufgefaßt und gegeben. Es entging ihm daher auch die verdiente Anerkennung nicht. Mad. Scutta (Julie) wußte ihr ausgezeichnetes Talent vorzüglich in der Verkleidung als Zigeunerinn geltend zu machen. Die HH. Fermier (Zollinspector), Schaffer (Oberförster) und Mad. Schack (Fräulein von Kiekebusch) unterstützten dieses Kleeblatt auf eine verdienstliche Weise. Dlle. Schadetzky (Minna), dann Hr. Brabbée (Eduard) mühten sich sichtbar, um zur Rundung des Ganzen ihr Schärflein beyzutragen. Denselben Abend trat Dlle. Sutorius im „Platzregen als Eheprocurator“ zum letzten Mahle auf und nahm mit gewählten Worten von unserem Publicum Abschied. Dlle. Sutorius und Hr. Hansmann haben bereits unsere Residenz verlassen; Erstere ist unmittelbar nach München, Letzterer nach Prag abgereiset, von wo aus er sich nach Dresden begeben wird. — Die Gastvorstellungen unserer Breslauer waren noch nicht ganz vollendet, so erschien schon ein neues aber wohlbekanntes theatralisches Gestirn in der Person der Dlle. Auguste Schreiber, vormahliges Mitglied dieser Bühne. Ihre Gastrollen in: „Finette Aschenbrödel“ als Finette, und im: „Alpenkönig“ als Malchen, überschütteten sie gerade nicht mit Beyfallsregen, allein wer wird auch so ungenügsam seyn, nichts als heitere und erwärmende Sonnenstrahlen, nichts als Gutes und Gelungenes zu verlangen! Sie that in beyden ihr Möglichstes, und dennoch ging die letzte Gastvorstellung spurlos vorüber. — Dlle. Pauline Demmer, welche uns bey ihrem ersten theatralischen Versuche als Jugend durch ihr angenehmes Äussere überraschte, schien den lobenswerthen Vorsatz gefaßt zu haben, uns auch bey ihrem Wiederauftreten durch Spiel und Gesang zu überraschen, allein dieser Versuch mißlang. Wenn wir auch diese Kleinigkeiten (welche viele Anfänger dafür halten): Mangel an kräftigem Organe, monotonen Vortrag, Bewegungen, welche noch sehr geniren, unbedeutenden Gesang, mit unserem kritischen Schleyer decken; so bleibt doch noch die Grundfarbe ihres dargestellten Charakters im „Alpenkönig“ als Stubenmädchen Lieschen, Naivität, zu wünschen übrig. Jedoch wir wollen nicht zu strenge richten, und sagen, ungewöhnliche Befangenheit ließ sie in dieser wie in der Rolle der Mamsell Krause in: „Männertreue,“ worin sie als engagirtes Mitglied auftrat, nichts fühlen. Übrigens fand Dlle. Demmer viele Gönner, welche sie durch Beyfall aufzumuntern suchten. — „Der Zauberzweig oder Pierot der lebendig Todte“ hieß ein neues pantomimisches Quodlibet in zwey Acten von Schadetzky, welches zum Vortheile des beliebten Groteskttänzers Hrn. Georg Ziegelhauser gegeben wurde, und noch gegenwärtig seine magnetische Kraft auszuüben gedenkt. Unserer Meinung nach steht diese pantomimische Composition, obwohl sie viele überraschende Coups enthält, das Auge thätig beschäftiget, geschmackvolle Tänze und Gruppirungen wie auch hübsche Decorationen und geschmackvolle Costüme zur Schau bringt, unter den Producten des verdienstvollen Hrn. Schadetzky gerade nicht oben an. Wenn man schon einen Pfau seines Schmuckes berauben will, wird man nicht eher nach seinen Glanzfedern, als nach jenen unbedeutenden sogenannten Flaumfedern haschen? Da die Pantomimen von jeher auf diesem theatralischen Boden gerne gesehene Erscheinungen, und jetzt schon lange vom Repertoir entfernt waren, so beglückten Terpsichorens Freunde den Beneficianten durch einen sehr zahlreichen Zuspruch. Der erste Act verspricht im Eingange den Zuschauern mehr, als er leistete, denn außer dem nett parodirten Grotesktanz der Kinder, und einem ausgezeichneten Grotesktanz von den HH. Ziegelhauser, Klaß, Stiller und Fenzl Jos. ausgeführt, findet der aufmerksamste Späher entlehnte Scenen, die dem gebildeten Theile des Publicums keinen Geschmack abzugewinnen vermögen; ja selbst der Actschluß ist minder effectreich, als wir vermuthen konnten. Im zweyten Acte herrscht mehr Abwechslung, der Zauberzweig fängt kräftiger zu wirken an. Der Tanz der kleinen Rauchfangkehrer ist allerliebst und verschaffte Hrn. Schadetzky die Ehre des Vorrufens. Hr. Klaß als nordischer Herkules ist zwar keine neue Erscheinung, da wir seine Kraftübungen schon im Josephstädtertheater bewunderten, allein diese Productionen sind mit Geschick eingewebt und erhöhen den Reiz für das Ganze. Die HH. Schadetzky (Pierot) und Joh. Fenzl (Harlekin) sind in ihren Charakteren ausgezeichnet, die Dlle. Therese Lenz (Colombine) und Fried. Lenz haben im Tanze durch Delicatesse, die Grotesken Ziegelhauser und Klaß durch Bravour die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Musik von verschiedenen Meistern erinnert uns abermahls an das Gleichniß von dem des irrigen Schmuckes beraubten Pfau. Vorher wurde: „Die Tabaksdose,“ eine recht ansprechende Kleinigkeit von Emanuel Straube gegeben; Mad. Scutta und Hr. Schaffer wirkten so verdienstlich, daß sie vorgerufen wurden.

Joh. Nep. Hraßnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 104 — 29. August 1833.

Ein Eissturm in Pensylvanien.

Am Morgen des 8. Februars fiel nach dem Aufthauen ein starker Regen, und dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit zunehmender Heftigkeit fort; und nun trat die seltsamste und selbst erhabenste Witterungserscheinung ein, die ich je in dieser Erdgegend wahrgenommen habe. Dieses äußerst selten vorkommende Ereigniß dehnte sich über einen sehr bedeutenden Flächenraum in diesem und dem angränzenden Staate aus, und ist gewöhnlich unter dem Nahmen des „Eissturms“ (Icestorm) bekannt. Ich will die Sache, in so weit ich sie selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, etwas ausführlich zu beschreiben versuchen. Unmittelbar nach dem Regnen fror es, so daß die Bäume und die Erde sich mit einer dicken durchsichtigen Eiskruste überzogen, und das Gehen auf dem spiegelglatten Boden äußerst mühsam war. Am folgenden Tage hatte sich auf den Ästen und Zweigen der hochstämmigen Bäume eine solche Anhäufung von Eis gebildet, daß diese das schönste und ungewöhnlichste Schauspiel darbothen. Das kleine Unterholz oder Strauchwerk bog sich zu Boden, während überall die stattlichsten Hochstämme unter der ungeheuern Eislast, mit denen ihre Äste und Zweige überzogen waren, und unter den Eiszapfen, die an jeder Spitze dicht gedrängt hingen, fast erlagen. Die starken Nadeln der Schierlingsfichte und Pechtanne waren buchstäblich eingehülset, oder bildeten vielmehr gediegene Eismassen, denn der kleinste Sprosse oder Halm war mehr als Zoll dick mit Eis umgeben, und glichen den pflanzenähnlichen Krystallbildungen. Diesen ganzen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht hindurch fiel der Regen in Strömen, bis zuletzt der Boden vier Zoll dick mit einer klaren Eisdecke belegt war. Die durch diese Erscheinung in dem gewöhnlichen Aussehen der Wälder hervorgebrachte Veränderung war höchst auffallend. Die Gebüsche und kleineren Bäume, bis zu solchen von etwa 50 Fuß Höhe, waren jetzt ganz zur Erde gebogen und drückten auf einander unter ihrer ungewohnten Bürde, wobey sie in mancher Hinsicht einem durch ein Gewitter umgelegten Maisfelde glichen. Die hochstämmigen Bäume beugten sich und schwankten in schwerfälligen Schwingungen herüber und hinüber; wobey ihre Äste glitzerten, wie das reinste Krystall, und sie selbst bey dem leisesten Luftzuge an einander stießen, und eine Lawine von Eis herabschüttelten. In der Nacht vom 8. und am folgenden Morgen fingen die Zweige der Bäume an, einer solchen ungewohnten Last nachzugeben. Überall sah und hörte man ringsum das Splittern und Krachen der obersten Äste, die mit einem dem Zerbrechen des Glases ähnlichen, dabey aber so lauten Geräusche zur Erde fielen, daß die Wälder davon wiederhallten. Mit dem weitern Verlaufe des Tages fingen, anstatt der Äste, ganze Bäume zu brechen an;

und 24 Stunden lang both sich das erhabenste Schauspiel, das man sich nur denken kann. Es ließ sich kein Wind verspüren, allein trotz des luftstillen Tages schien doch der Hochwald in steter Bewegung, niederstürzend, zersplitternd, zerberstend, gleichsam Stück vor Stück. Krach auf Krach folgte, und zwar zuletzt so reißend schnell auf einander, und dann mit solcher allmählig verstärkter Gewalt des Schalles, daß man das unaufhörliche Losschießen von Feuerwaffen zu hören glaubte, vom einzelnen und knatternden Feuer der Außenposten, bis zu dem ununterbrochenen Gebrüll einer ganzen Kanonade. 150 bis 180 Fuß hohe Fichten stürzten, andere vor sich niederreißend, donnernd zu Boden; ganze Wäldchen von Schierlingsfichten bogen sich wie Schilfrohr zur Erde, und die weitwurzligen breitästigen Eichen und die hochragenden Zuckerahornbäume sanken plötzlich entwurzelt wie Halme dahin. Das Gewicht der Bäume war durch die Eislast mehr denn verzehnfacht, und wo sie hinstürzten, zermalmten sie Alles mit furchtbar heftiger Gewalt. Das Schauspiel war so unbeschreiblich großartig, daß ich mich von ihm trotz des unaufhörlich gießenden Regens, trotz der verwüstungsreichen und entsetzlichen Wirkung dieser Naturerscheinung nicht loszureißen vermochte. Man mußte übrigens Sorge tragen, sich in einer wohlberechneten Entfernung von den umfallenden Hochstämmen zu halten. Von allen Naturschauspielen, die ich noch in den amerikanischen Hochwäldern erlebte, war dieses das furchtbarste. Nie werde ich das Brüllen, das Krachen, das Zerbersten, den donnernden Fall der entwurzelten Bäume, nie die markdurchschütternden ungewöhnlichen Töne und Erscheinungen, die das Herabstürzen solcher Klumpen von gediegenem Eise hervorbrachte, nimmermehr das plötzliche weithin schallende Getöse, wenn so ein naher Baum unter seiner Eiswucht zusammenbrach, vergessen! — Dabey herrschte, wie gesagt, eine völlige Windstille, nur daß von Zeit zu Zeit ein schwacher Luftzug aus Südosten die höchsten Fichten leicht bewegte. Hätte sich der Wind stärker erhoben, so würde die Verwüstung noch weit schreckbarer gewesen seyn. Es war furchtbar anzusehen, wenn die mächtig hohen riesenstarken Eichen umknackten und langhin zu Boden stürzten. Diese Bäume hatten am meisten zu leiden, wie denn hier überhaupt die sogenannten sommergrünen Baumarten weniger im Stande schienen, die Last zu tragen, als die verhältnißmäßig schwerer beladenen wintergrünen Hölzer. Die Äste der Eichen gaben blitzschnell nach, während das dick eingeeis'te Nadellaub der Schierlingsfichten rings um die Stämme an ihren langen biegsamen Zweigen niederhing, daß sie zuletzt wie eine gediegene Masse von Eis oder eine Eissäule aussahen. Um einige Maßgaben zur Schätzung des verstärkten Gewichts, das die Bäume jetzt zu tragen hatten, zu erhalten, schnitt ich mehrere Zweige von verschiedenen Baumarten ab, und wog sie, verglich sie dann, nachdem das Eis weggethaut war, und erhielt folgendes Ergebniß:

	Gew. im gefrornen Zustande.	Gew. nach d. Aufthauen.
1) Ein Zweig von einer Weißfichte	15 Pf.	¾ Pf.
2) Ein anderer (Pinus Strobus)	17 „	1 „
3) Schierlingsfichten- oder Pechtannenzweig	20 „	1 „
4) Ein anderer	17 „	¾ „

Woraus erhellt, daß die Nadelhölzer eine fast zwanzigmahl größere Last, als ihre gewöhnliche, zu tragen hatten. Der Morgen des 10. Februars war klar und frostig; der Regen hatte aufgehört, und der Wind, wiewohl man ihn immer noch kaum spürte, sich nach Nordwesten umgesetzt. Es war, als ob dem Werke der Verheerung plötzlich einiger Einhalt gethan worden sey. Es fielen weniger Äste herab; doch hörte man noch immer von allen Seiten das laute donnerähnliche Gekrach stürzender Hochstämme weithin durch die Wälder hallen. Wer in der gefährlichen Nähe dieser Waldzerstörung wohnte, hatte zwey schlaflose Nächte. Auf einer Strecke von 15 Morgen Waldung, die ich selbst besitze, waren mir nicht weniger als 50 meiner größten Bäume auf diese Art gebrochen, und kein einziger Laubholzbaum auf derselben Fläche kam ganz davon. Dieser „Sturm“ hat, wie man sich leicht denken kann, zahlreiche Unfälle und Übelstände herbeygeführt. Nur wenige Reisende, die gerade am 9. und 10. auf dem Wege durch die Wälder waren, kamen ohne Aufenthalt, und ohne daß ihre Fuhrwerke durch die umgestürzten Baumstämme gehemmt und eingeschlossen worden wären, davon. Wagen und Schlitten mußte man eben im Stiche lassen, und in einigen Fällen gelang es nur mit Mühe die Pferde zu retten.

(Der Beschluß folgt.)

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Ein kleines Wesen bin ich zwar,
Von scheuer Art und feige,
Doch zählt' ich hohe Vettern gar,
Auf die ich stolz hinzeige.
Sie zieren Königsmäntel traun
Und sitzen mit zu Throne.

Mich aber kannst du dort nicht schau'n,
Weil ich in Höhlen wohne.

1. 2. 3. 4. 5.

Ich bin der Teppich, den ein Gott
Mit Wunderpracht gezieret,
Des feinsten Sammt's und Seide Spott,
So jemahls existiret.
Mich siehst du bunt an Farbenpracht,
Und fetter Nahrung Stelle,
Es würzt mein Schmelz den Hauch der Nacht,
Mich tränkt die Silberquelle.

F. W. Jaggl.

Skizze aus Westindien.

(Beschluß.)

Nach der Mahlzeit nahm mich der Herrscher bey der Hand, deutete auf die schon lange harrende Horde, die in der größten Ruhe auf die Ankunft des Oberhauptes wartete, und trat mit mir aus dem Zelte. Der Augur, die Weiber und Kinder folgten.

Die dem Zelte zunächst stehenden Männer reichten mir vertraulich mit dem Ausruf: Matti, d. h. Freund, die Hand, und begrüßten mich wie einen alten Bekannten. Gegen Weiße sind diese wilden freundlich und gastfrey, die Neger hassen sie, indem sie behaupten, ein Mensch, der Sclave sey, verdiene nicht geliebt und geachtet zu werden. In der Mitte des Platzes lagen die von uns hergebrachten Waffen, Perlen, Goldbleche u. s. w. Der Herrscher schritt darauf zu, besichtigte alles und stellte sich dann in der Nähe der Dinge gravitätisch hin, mir eine Empfangsaudienz zu geben. Ich übergab in Englands Nahmen den Tribut, auf den die Wilden mit neugierigen Blicken herniedersahen, und bald darauf fand die Vertheilung statt. Es ging alles mit der größten Ordnung zu; die Männer, denen bey der vorigen Lieferung Büchsen ertheilt worden waren, erhielten jetzt nur eine neue Ladung Pulver, Bley, Kugeln und Feuersteine; die, welche früher übergangen wurden, machten nun ihre Ansprüche geltend und wurden befriedigt. Den jungen Weibern übergab das Oberhaupt Perlen und Schmuck, den alten Nähnadeln und Fäden, er selbst nahm sich von jedem Artikel ein Exemplar. Freude und Frohsinn herrschten im Kreise, und nur ein heftiger Regen vertrieb die Fröhlichen. Es fing stark an zu donnern. „Der große Meister in der Höhe schilt," riefen verschiedene Stimmen durch einander, bey mir vorüberlaufend, und scheu wie ein verfolgtes Reh flohen Weiber und Männer in ihre Hütten. Der Augur sprach während des ganzen Gewitters Sprüche, und ich vermuthe, daß er im Nahmen seiner Brüder den großen Meister in der Höhe um Gnade bath.

Die Männer haben eine kleine, untersetzte Figur, kupferrothe Farbe, langes schwarzes Haar, und tragen zu ihrer Bedeckung die oben angeführte Hamacke. Sie ist aus Palmblättern verfertigt, und so groß, daß sie des Nachts, wie schon bemerkt, darin schlafen können. Das Oberhaupt zeichnete sich von den Übrigen dadurch aus, daß es in den Ohren ein Goldblech, wie ein halber Mond gestaltet, trägt, der von dem linken Ohre über die Brust bis zum rechten geht. In der Nase, auf der Oberlippe ruhend, hängt ebenfalls ein aus dünnem Golde verfertigtes rundes Stück, welches beym Sprechen sich hin und her bewegt. Die Männer sind furchtsam und lieben den Schlaf; in der Regenzeit, , die in unserm Frühjahr und Herbst fällt, verlassen sie wenig ihre Hütten, und pflegen Tag und Nacht, gleich dem Murmelthiere, der Ruhe. Sie treiben Jagd und Fischfang, sind aber schlechte Schützen; — Büchse, Bogen und Pfeil, Wurfspieß und ein Beil, welches zugleich zur Tabakspfeife dient, sind ihre Waffen. Der Stiel des Beiles ist ausgehöhlt und hat am Ende eine Erhöhung, so stark, wie eine starke Mannsfaust, welche auch als Hammer dient; sie enthält eine Vertiefung, in die sie den Tabak thun; auf der entgegengesetzten Seite ist ein scharf geschliffener Stein befestigt, den sie zum Zerspalten gebrauchen. Ihr Fuß ist oberhalb des Knöchels und unter dem Knie so dünn wie der Arm eines Kindes, in Folge des Strickes, den sie in ihrer frühesten Jugend an diesen Stellen herumgelegt bekommen, und ihre Wade ist deßhalb von ungewöhnlicher Stärke.

Die Weiber sind klein und stark, haben aber eine sehr feine Haut. Sie tragen in ihren Ohren einen Kork, der in ein rund geschnittenes Loch im Ohrläppchen, ganz mit Nadeln besteckt, gethan wird. Durch die innere Seite der Unterlippe stecken sie ebenfalls eine Menge Nadeln, so daß ihre Spitzen aus dem Kinn hervorragen. Wer dort einem Mädchen einen Kuß rauben will, trägt wochenlang blutige Spuren; da lobe ich mir unsere Mädchen, die küßt man ungestraft; das macht alles die Cultur! Ihre Blöße bedecken sie mit einem Quijou, ähnlich der Harmacke der Männer. Sie sind arbeitsam und verrichten mit Emsigkeit ihre Hausgeschäfte. Bey Tische sind sie von dem Manne geschieden, der sie überhaupt wie seine Sclavinnen behandelt. Sie sind verträglich, nachgiebig und haben nur das mit Europa's Frauen gemein, daß sie sich gerne putzen.

Die Hauptbeute der Männer besteht in einem Wasserschweine, Loba genannt, zum Geschlechte der Amphibien gehörig, und einem dem Lachse ähnlichen Fische, Oueriman geheißen. Hunde, dieß sonst überall verbreitete Hausthier, findet der Reisende hier nicht. Die Bauart ihrer Canots ist bewundernswürdig, und Flöten aus Menschenknochen verfertigt, bilden ihr Unterhaltungsinstrument. Dieß wird auch bey ihren Tänzen gebraucht, die den Charakter der Wildheit und Ausgelassenheit tragen. Ich wurde, als ich am Abend dieses Tages die Weiber in ungestümer Freude um ein Nachtfeuer tanzen sah, mächtig an den Tanz der Eumeniden erinnert. Einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ dieses Schauspiel bey mir. Der Wind wehte stark, ihr langes schwarzes Haar flatterte wild um Stirn und Nacken, mit großen Schritten sprangen sie, die Hände sich gebend, im Kreise um das Feuer herum, lärmendes Jauchzen erfüllte die Luft und überschrie die einförmigen Töne zweyer Flöten. Die Männer lagen nicht weit davon und — — schliefen! —

A. v. Heidewaldt.

Auflösung

der viersylbigen Charade im vorigen Blatte:

Invalide.

Notizen.

Kritik des guten Geschmacks.

Der Zufall ist an mich angefahren, und der Stein, der seit undenklichen Zeiten lautlos da lehnte, gab auf ein Mahl einen Klang von sich. — Zwar kling' ich, wie einige Leute behaupten wollen, ein wenig scharf, und Viele glauben, ich hätte gar keinen guten, oder besser gesagt, bon ton; doch dem sey wie ihm wolle — ich meines Theiles thue was ich kann, um wenigstens einen klaren Klang hervorzubringen, der jedoch für zartfühlende Ohren zu schneidig seyn dürfte, und wie mir einige Freunde versichern, ganz und gar nicht im Einklange mit den jetzt herrschenden Tönen stehe; — zudem aber noch sehr von der Katzenharmonie überläutet wird, daß es wohl besser wäre, in die vorige lautlose Ruhe zurückzukehren.

Da ich mich an der Ecke eines Hauses befinde, welches seine beyden Seiten den geschäftigen Dienern der großmauligen Fama recht einladend darbiethet, so wird es mir auch gar nicht schwer, verschiedene Meinungen der Vorübergehenden über die ober meinem Haupte klebenden Zettel zu hören, und daraus zu entnehmen, wie hoch das Barometer des guten Geschmackes steht; ungleich schwerer, aber meine Erfahrungen hierüber zu verschweigen, denn dazu brauchte ich eine Schwanennatur, und die ist uns Steinen nicht eigen. Das bemerkte Barometer zeigte nun, so viel ich in meiner Niedrigkeit bemerkt habe, auf außerordentlich viel Wind, und trübe, wässerige Witterung; das Quecksilber der herrschenden Mode bewegt sich immer mehr und mehr nach abwärts, und wenn das so fort geht, so deutet uns das Wetterglas auf einen gänzlichen Untergang des guten Geschmackes!!

Meisterwerke der Buchdruckerkunst, als Ankündigungen von musicalischen Eß- und Trinkunterhaltungen, umringen mich jetzt so sehr, daß mir jede Aussicht benommen wird; während Theater- und Concertankündigungen ganz bescheiden die noch übrigen leeren Winkel einnehmen. Jene werden von der Menge so hastig verschlungen, daß man in Versuchung kommt zu glauben, es wäre wirklich was Gutes daran, oder in die Besorgniß verfällt, einer der Heißhungrigen ersticke an den riesigen Lettern dieser Annoncen.

Theater- und Concertankündigungen werden aber höchstens nur von Solchen gelesen, deren Nahme darauf gedruckt ist. — Es muß also doch ein eigenes Wonnegefühl seyn, seinen hochherrlichen Nahmen auf Flußpapier verewigt zu sehen! Was doch die Leute davon haben, wenn sie gedruckt werden?!

Niemand kümmert sich jetzt mehr um eine gute Oper oder ein tüchtiges Concert; jene dreyviertel Tact-Unterhaltungen sind ja viel reizender. Die Inhaber von Schanklocalien künden ja auf Zetteln, die eben so groß sind als ihre Locale, zu viel Angenehmes an, als daß man nicht hin sollte, sie künden mit einer solchen Bescheidenheit ihre großartigen Unternehmungen an, daß sogar ein über das andere Mahl aus purer Scham die Zettel schon roth geworden sind. Noch merkwürdiger aber ist der Umstand, daß man bereits die Kunst erfunden hat, gewisse Personen zu zertheilen, so daß sie zu ein und derselben Zeit an zwey oder auch mehreren ganz entgegengesetzten Orten zu finden sind, — der's nicht glaubt der gehe hin und überzeuge sich; hierüber nun entsteht aber nicht allein unter den Restaurateurs eine Eifersucht, sondern auch die Zettel scheinen sich gewaltig zu ärgern, denn ich habe sie schon manchmahl aus Zorn alle Farben spielen gesehen.

Eigentlich sollte man aber glauben, ich gehe zu weit, wenn ich wie vorhin aus diesen Ankündigungen und ihren Wirkungen den Untergang des guten Geschmacks prophezeye; denn näher betrachtet haben die Leute doch nach guten Geschmack und einen sehr löblichen Hang zum Nützlichen. —

Wer wird sich von den Brettern herab moralische Lehren geben lassen, wer wird derbe Satyren anhören wollen? — Dergleichen Sachen schmecken bitter, und der bittere Geschmack ist doch wahrlich kein guter Geschmack! — Da sitzt man ja zehnmahl besser bey rauchenden Schüsseln und beweiset mit Hand und Mund, daß man guten Geschmack besitze, welcher der eigentliche Geschmack ist.

Bekanntermaßen ist es nun auch allerdings nützlicher, wenn die Schallstrahlen auf Körper auffallen, welche Resonanz haben. — Da aber der menschliche Körper sehr wenig Resonanz, ungleich mehr aber die leere Wand besitzt, so thut man ja ebenfalls besser, wenn man zum Gelingen eines Concertes sein Schärflein beyträgt, und den Wunderstrahlen aus dem Wege geht.

Dieß sind Erfahrungen, die ich, da ich an meine Ecke festgebunden bin, nur aus den mich umgebenden Anschlagzetteln gemacht habe, und man sieht hieraus schon, oder eigentlich man sieht nicht, wie sehr sich der gute Geschmack verfeinert. — Er ist auch bereits schon so dünn geworden, daß bald nichts mehr von ihm vorhanden seyn wird.

Radstoßer.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 105 — 31. August 1833.

Die Mexicanerinnen.

Die Mexicanerinnen sind im Durchschnitt von kleinem Wuchse, zeichnen sich aber durch eine niedliche Taille, schöne Füße und prächtige Haare aus. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, vorzüglich in der spanischen Tracht, deren sie sich noch immer als Morgenanzug bedienen. Selten findet man bey ihnen schöne Zähne, der häufige Genuß von Zuckerwaaren beraubt sie, wie die Spanierinnen, frühzeitig dieser kostbaren Zierde des Mundes. Ihre Gesichtsfarbe hat die eintönige Weiße des Wachses; sorgfältig vermeiden sie es, sich der Sonne oder auch nur starker Luft auszusetzen. Die Bäder, die sie ziemlich häufig zu nehmen pflegen, sind fast ihr einziges Mittel, ihren Körper reinlich zu halten. Der Gebrauch der Schnürbrüste fängt erst an unter ihnen Eingang zu finden; wahrscheinlich wird diese französische Erfindung ihrer Gesundheit keinen Vortheil bringen.

Die Erziehung der Mexicanerinnen ist eben nicht darauf berechnet, sie zu arbeitsamen und tüchtigen Hausfrauen zu bilden. Die wenigen Nadelarbeiten, mit denen man sie beschäftigt sieht, dienen ihnen bloß zum Zeitvertreib. Zur kleinsten Arbeit, die sie sich auferlegen, brauchen sie gewöhnlich mehr Zeit als bey uns eine Frau zu den weitläufigsten Hausgeschäften. Die höhere Erziehung umfaßt außer dem Lesen und Schreiben auch die Erlernung der französischen Sprache und der Musik. Dem Tanze sind sie mit wahrer Leidenschaft ergeben, auch bringen sie es in dieser Kunst nicht selten zu einer großen Vollkommenheit. In der höhern Gesellschaft zu Mexico findet man eine Menge Tänzerinnen, die mit leichter Mühe gewöhnliche Operntänzerinnen in Paris verdunkeln würden. Die Mexicanerinnen verlieren übrigens nicht viel Zeit mit jenen Geschäften, denen die Frauen anderwärts sich unterziehen müssen. Die Führung des Hauswesens fällt ausschließlich den Großmüttern und Basen anheim. Die Frau eines Kaufmanns zeigt sich nie im Laden oder Magazin und mischt sich durchaus nicht in die häuslichen Geschäfte. Die Sorge für ihre Person, Putz, Andachtsübungen, Besuche, Spaziergänge, Einkäufe, Gesellschaften und Liebeshändel lassen ihr dazu keine Zeit. Eine mexicanische Dame geht jeden Tag in ihre Messe, und das hiezu durch die Sitte vorgeschriebene Kleid, das bis Mittag getragen wird, besteht aus einem schwarzseidenen Überrock, einem kleinen Halstuche, gewöhnlich von rother Farbe, und aus der Mantilla, die das kostspieligste Stück ihres Anzuges bildet; denn wie man bey uns eine Frau von Stand an ihrem mehr oder minder kostbaren Shawl erkennen kann, so in Mexico an dem reichen Stoffe ihrer Mantilla. Weiße oder fleischfarbige seidene Strümpfe und niedliche Atlasschuhe kleiden ihren von Natur aus hübschen Fuß ungemein zierlich. Selten bedienen sie sich einer und derselben Fußbedeckung zweymahl.

Ihr schwarzes Haar wird mit einem Kamm aus Schildpatt aufgesteckt, der beträchtlich hoch ist, und ohne Zweifel mit Absicht so gewählt ist, um ihren kleinen Wuchs etwas zu heben. Die Pflege ihres Haares beschäftigt sie besonders; häufig wird der Kopf mit Seifenwasser gewaschen, wodurch er in der nöthigen Reinlichkeit erhalten wird. Wenn dieß geschehen ist, legen sie sich auf Matten und lassen ihre Haare ausbreiten, um sie zu trocknen. Die zweyte Hälfte des Tages erfordert eine neue Toilette, bey der die französischen Moden an die Reihe kommen. Leider kann Paris mit seinen Stoffen und Kleiderschnitten nicht zugleich auch den guten Geschmack nach Mexico senden, der die Pariserinnen auszeichnet. Die Mexicanerinnen lieben mehr recht auffallende Anzüge, als daß sie die Toilette ihren körperlichen Eigenschaften anpassen. Wenn man die Menge von Blumen, Federn und Schmuck sieht, womit sie überladen sind, möchte man sie eher für leichtfertige Schönheiten, als für Damen von Stand halten. Die Caschemire haben zu Mexico kein Glück gemacht, man zieht ihnen Shawls von gewirkter Seide, der Leichtigkeit wegen, vor, und trägt sie, aus Gewohnheit an die Mantilla und den Reboso, lieber über dem Kopf als auf den Schultern. Nach der Zeit, die sie der Andacht schenken, nehmen die Damen Besuche an, oder verweilen auf ihren Balconen. Eine ihrer vorzüglichsten Obliegenheiten beschäftigt sie im Putze ihrer Kinder; leider nehmen sie dabey aber eben so wenig auf Schicklichkeit als auf Bequemlichkeit Rücksicht. Die armen Kinder, mit Kleidungen beladen, die jede freye Bewegung hindern, strengen sich an, die Haltung und Manieren ihrer Ältern nachzuäffen, und man kann nichts Lächerlicheres sehen, als diese Señoras in Duodez, die fast zu Boden gedrückt unter dreyfachen Garnituren und den Fächer in der Hand, einer andern Puppe im Mantel, oder einer als Officier gekleideten Marionette den Arm geben.

Nach dem Mittagessen und der Siesta machen die Damen von Mexico die Runde in den Buden und Warenlagern, und später erscheinen sie auf den öffentlichen Spaziergängen. Zum Besuche in den Häusern, die Abendgesellschaften empfangen, begibt man sich erst gegen neun Uhr. In diesen Gesellschaften treibt sich nicht Alles durch einander umher; die Frauen nehmen einen Theil des Salons ein, und sitzen, die Männer bilden in dem übrig gelassenen Raum verschiedene Gruppen. Ein Fremder könnte glauben, daß er sich in einer Gesellschaft von klösterlicher Absonderung und Sittenstrenge befinde; allein wenn dort zu Lande die Liebeshändel unter dem Mantel tieferer Heimlichkeit getrieben werden, als bey uns, so sind sie deßhalb doch nicht minder geschäftig. Ein Augenwink genügt als Erklärung, eine Fächerbewegung drückt Gewährung oder Verweigerung aus. Der Fächer ist eine Art Telegraph, dessen sich die Frauen stets bedienen, und der vortrefflich ihre Gedanken ausspricht. Die Putzhändlerinnen dienen als Zwischenträger und befördern die Liebesbriefe und Geschenke, durch die die Einigung zweyer zärtlichen Herzen noch inniger geknüpft und vollendet wird. Die Stelldichein der Liebenden gehen in aller Frühe vor sich.

Die Damen in Mexico genießen so viel Freyheit, als die Französinnen. Die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit und Ehrerbiethung, die man ihnen beweist, zeigen, daß sie noch eine Herrschaft üben, welche die Europäerinnen seit dem Ende des letzten Jahrhunderts eingebüßt zu haben scheinen. Anfangs findet man sich nicht gleich in die Annehmlichkeiten der mexicanischen Gesellschaft; man muß sich an sie gewöhnen, wie es den Mexicanern auch mit unserm gesellschaftlichen Leben ergehen würde. Allein hat man einmahl diese Vorschule durchgemacht, so findet man in vielen Häusern die ungezwungenste und munterste Unterhaltung, über der man die feineren Genüsse in den geselligen Kreisen der großen europäischen Welt vergessen könnte.

Wenn eine Dame in Mexico am Tage zu Fuß ausgeht, läßt sie sich gerne begleiten, nimmt aber von Niemand den Arm an; nur des Abends gewährt sie diese Begünstigung; auch erlaubt sie, daß man ihr die Hand reicht, um über eine Straßenrinne zu gelangen oder eine Treppe hinaufzusteigen. Man muß sehr darauf sehen, ihr immer den höhern Theil des Trottoirs zu lassen. Auf den nächtlichen Spaziergängen und unter den bedeckten Gängen des Platzes muß man bey jedem Hin- und Hergang den Arm wechseln, um sie auf der nach Außen gekehrten Seite der Gallerie gehen und die Ellenbogenstöße vermeiden zu lassen.

In den untern Ständen ist der Charakter der Frauen in gewissen Beziehungen schärfer als in den höhern ausgesprochen. Dieß hat wie allerwärts darin seinen Grund, daß die hervorstechenderen Züge der Eigenthümlichkeit nicht durch Erziehung und Gesetze des Anstandes abgeschliffen sind, oder durch die Scheu vor Seinesgleichen geründet werden. Im öffentlichen Leben bis zur Übertreibung andächtig, zu Hause widerbellerisch und zanksüchtig, überlassen sie sich rücksichtslos ganz ihrer eifersüchtigen und rachgierigen Gemüthsart. Eine Frau aus dem

Mittelstande wird sich kein Bedenken daraus machen, ihrem Manne oder Liebhaber ins Gesicht zu sagen, daß sie sich wegen seiner Untreue an ihm rächen werde; und der Erfolg entspricht nicht selten der Drohung. Eine Frau höheren Standes wird sich rächen, ohne daß man ahnt, wer den Streich geführt hat. Im Bürgerstande tragen die Weiber noch das schwarze Oberkleid und die Mantilla, die am Abende der Überrock von Musselin oder Kattun und der Shawl oder Reboso ersetzt; selten sieht man bey ihnen Federn oder Blumen, niemahls aber Hüte. Die Leperas leben nicht in so cynischem Schmutze dahin, wie ihre Männer, wenigstens achten sie noch die Gesetze der Schamhaftigkeit; ihr Gewand besteht aus einem Hemde, das bis über den Hals hinaufreicht und hier mit einem Zuge schließt; aus einem Röckchen, das aus einzelnen Taschentüchern zusammengesetzt ist, und mit einem weißen Band an die Bedeckung des Oberleibes befestigt wird; manchmahl ist dieses Röckchen auch aus rother Wolle verfertigt. Ein blau und weißer Reboso vollendet den Anzug dieser Frauen, die übrigens barfuß und vom Knie abwärts mit entblößten Beinen gehen; am Sonntag jedoch ziehen sie gerne Atlasschuhe an, die sie auch noch in den ersten Tagen der Woche so lange am Fuße herumschleppen, bis sie vollends verliedert sind. Die Untugenden, welche die Leperos und Leperas haben, sind beyden gemeinschaftlich; doch beschäftigen sich letztere noch mit einer oder der andern häuslichen Arbeit, wie mit Bereitung von Tortillas (Maisbrot). Auch Zank und Hader ist unter den Weibern keine Seltenheit; sie werfen dabey einen Stein mit eben so großer Kraft als Geschicklichkeit und sind stets mit einer Vertheidigungswaffe, dem Tranchete versehen, deren Wunde gefährlicher ist, als von einem gewöhnlichen Dolche. Diese Waffe hat eine Klinge von Stahl, deren Spitze wie ein Rebmesser eingebogen ist. Die Kämpfe unter den Leperas gehen nach gewissen herkömmlichen Gesetzen vor sich, wie bey uns die Duelle; man trifft zuvor die Übereinkunft, sich nur auf eine bestimmte Länge des Tranchetes zu schlagen, indem man im Augenblicke der Herausforderung mit dem an der Klinge ausgestreckten Zeigefinger die Länge angibt, mit der man verwunden oder verwundet werden will. Da Eifersucht die gewöhnliche Ursache solcher Kämpfe ist, so richtet man die Stöße meistens nach dem Gesicht.

Man muß die Leperas von Guadalarara nicht mit denen von Mexico verwechseln: erstere tragen stets Strümpfe und Schuhe mit Bändern; zwar wagen sie es nicht sich bis zur Tracht der Bürgerfrauen zu erschwingen, doch sind ihre zwey Röckchen, von denen das obere aus gesticktem Musselin besteht, an Sonntagen blendend weiß. Ein chinesischer Creppgürtel, von rother oder himmelblauer Farbe, wird mehrmahls um den Leib gewunden und schlingt sich an der Seite zu einer zierlichen Schleife, deren herabhängende Streifen mit goldenen Fransen prangen.

Die Indianerinnen sind arbeitsam und unablässig mit der Sorge für ihre kleine Haushaltung beschäftigt. Die Zubereitung der Tortillas ist eine mühselige Arbeit, die täglich vorgenommen werden muß; sie bringen ihren Männern das Essen auf das Feld und tragen Früchte, Gemüse und Geflügel zu Markt. Wenn sie zu diesem Ende nach der Stadt gehen, tragen sie ihre Ladung in einem großen Korbe mittelst eines Leintuches, das unter der Brust zusammengebunden wird, auf dem Rücken. Die Weiber, welche Säuglinge haben, tragen diese statt des Korbes, der dann auf den Kopf gestellt wird, auf dem Rücken. Das Kind, welches nur um die Mitte des Leibes von dem Leintuche festgehalten wird, und Kopf und Beine freyhängend hat, scheint in dieser Lage nicht viel von den heftigen Stößen zu leiden, denen es außerdem bey dem stets raschen und hüpfenden Gange der Mutter ausgesetzt seyn würde. Die Indianerinnen an den Seen kommen nach Mexico in Kanots, die sie sehr geschickt zu lenken verstehen.

Die Indianerinnen sind schon mit eilf oder zwölf Jahren heirathsfähig; verblühen aber auch um so frühzeitiger. Sie sind meist klein und wohlgebaut; nicht selten findet man sehr schöne. Man weiß, daß die Eingebornen Amerika's fast ganz bartlos sind; und die Mittel, deren sich die orientalischen Frauen bedienen, um die Haare zu vertilgen, würden bey den Weibern der amerikanischen Race ganz überflüssig seyn. Ihr schwarzes Haar, das in Zöpfe, mit Schnüren von rother Wolle durchflochten, geschlagen wird, tragen sie um den Kopf gewunden, und dieser Haarputz würde ziemlich anmuthig stehen, wenn er sorgfältig unterhalten würde. Leider ist aber Reinlichkeit nicht eine vorherrschende Eigenschaft des eingebornen weiblichen Geschlechtes, und sie vernachlässigen ihren Körper so sehr als ihre Kleidung. Die Indianerinnen lieben geistige Getränke sehr. Ihre Kleidung besteht aus einem wollenen Röckchen, das kaum das Knie bedeckt, und aus einem andern schmalen Stück Wollenzeug, in dessen Mitte ein Loch ausgeschnitten ist, um den Kopf hindurchzustecken. Dieser Überwurf bedeckt Hüfte und Brust, läßt aber die Seiten und Arme unbedeckt. Einige Indianerinnen

verdingen sich in den Städten, wo man sie andern Dienstbothen wegen ihrer Folgsamkeit und Redlichkeit vorzieht. Auch als Ammen oder Chiches werden sie gesucht. Das Wort Chiches bedeutet in der Landessprache Busen, und wird figürlich zur Bezeichnung der mexicanischen Ammen selbst angewendet.

Ein Eissturm in Pensylvanien.

(Beschluß.)

Mehrere Tage lang waren damahls alle Wege dort herum von den gefallenen Baumstämmen und von den beladenen Wagen versperrt. Fast ein Jahr lang blieb die Moshannoncreek Schifffahrt von dort aus nach dem Susquehanna durch die damahls in den letztgenannten Strom gestürzten Bäume behindert. Auf den obersten Kämmen der benachbarten Alleghanyberge, wo die Harztanne (Pinus pungens, Lambert) fast die einzigen Bäume sind, die in dieser hochgelegenen und unfruchtbaren Region einige Höhe erreichen, hatte dieser „Eissturm" eine erstaunliche Verheerung angerichtet, und an manchen Stellen nicht eine einzige Tanne stehen lassen. Besonders arg litten die Wäldchen von Weißeichen, die in zahlloser Menge entwurzelt wurden. Überall gingen Berichte über die Ausdehnung dieses Unwetters, das sich über Pensylvanien und einen Theil des Staates New-York erstreckte, und über die Reisenden ein, die sich, von den gefallenen Stämmen überall eingeschlossen, genöthigt sahen, die Nacht in den Wäldern zuzubringen. Monathe darnach bemerkte ich noch seine Wirkungen in den Fichtenwaldungen, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Stunden; und die ältesten Einsiedler wissen sich, ihrer Versicherung zufolge, keines Naturereignisses zu erinnern, das diesem an weiter Verbreitung und verheerender Wirkung gleichzusetzen wäre.

Am 12. befreyte ein mit dem Thauwetter eintretender starker Regen den Hochwald bald von der Last, unter der er fast erlag.

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Wiesel — Wiese.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen! Ein Athlet nach dem Andern erscheint sich producirend, wie bey den Spielen der Alten. Kaum hat man Hrn. Klaß's Leistungen bewundert, tritt Hr. Stiller, Mitglied desselben Theaters, in einem ganz eigenen Genre dieser herkulischen Arbeiten auf. Man sollte glauben, zwey so kraftvolle Individuen wären allein im Stande ein Theater zu heben.

Ich bin weit entfernt, es mit obgenannten Athleten zu verderben, denn das scheint mir wahrlich nicht rathsam. Das geehrte Publicum weiß daher im Vorhinein schon, daß ich nur Löbliches von ihnen sagen werde; ich kann aber auf Ehre versichern, daß es nach meiner Ansicht nur wohlverdientes Lob ist, welches ich spende, und ich daher mein Gewissen nicht im mindesten verletze, obschon man sonst Recensentengewissen nicht eben als die zartesten zu betrachten gewohnt ist.

Die Production des Hrn. Klaß ward in diesen Blättern schon bey Gelegenheit des neuen pantomimischen Quodlibets gewürdiget, es bleibt mir daher nur noch die Leistung des Hrn. Stiller zu besprechen. Das „Wettrennen an der Säule" ist sehr imposant und sieht sich gut an; weniger jedoch die „herkulischen Kraftübungen," die den Zuseher mit Angst erfüllen und ihn für den ungünstigen oder gar unglücklichen Ausgang derselben fürchten machen, und nur die Sicherheit und das Selbstvertrauen des Producenten ermuthiget den Beschauer, wie umgekehrt der Beschauer den Producenten, durch wohlverdienten Applaus. Das Drehen an der Säule in horizontaler Lage, und der mit Herrn Ziegelhauser ausgeführte Gladiatoren-Kampf ist angenehm zu sehen. Im letztern eint sich Kraft mit Grazie und alle Stellungen der beyden Gladiatoren sind mahlerisch und schön. Die größte Bravour liegt in der Luftreise um die Windmühle, und wenn es auch für den Darstellenden nicht das schwierigste Stück seyn mag, so ist es doch das imposanteste für den Zuschauer. Nur wäre zu wünschen, daß die Vorbereitungen, das Anschnallen u. dgl. schneller vor sich ginge, oder das Publicum indessen auf andere Weise beschäftiget würde, als durch die höchst langweilige Musik. — Die thätige Direction wird diesem Übelstande gewiß baldigst entgegen kommen, da dem Vernehmen nach schon die Einlegung kleiner Gruppirungen während der Zubereitung zu obiger Piecer beschlossen ist.

Hr. Stiller erhielt laute und ehrende Zeichen des Beyfalls während seiner Production, und ward nach jeder Nummer stürmisch gerufen.

Zwischen diesen Übungen werden einzelne bekannte und oft besprochene Scenen eingelegt, die theilweise gefallen, z. B. die Scene aus der großen Lotterie, wo Hr. Brinke als Jude Vorzügliches leistet, die Gruppirungen zwischen Mad. Mischak und Dlle. Fried. Lenz u. s. w.

Als Vorspiel gibt man ein neues Stückchen von Herzenskron. Die Situationen sind zwar nicht neu, aber der Dialog ist rasch und unterhaltend. Mad. Scutta feyerte einen Triumph als Sophie von Halden, und die übrigen Darstellenden, die Dlles. Demmer und Schadetzky, und die HH. Fermier, Tomaselli, Brabbée und Kemetner wirkten mit Eifer und Liebe mit. Das Lustspiel gefiel und kann noch viele vergnügte Stunden machen.

R. r. r. r.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

August.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

September.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.

Der Sammler.

Dinstag, den — 106 — 3. September 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Allerweltsdiener.

Ein wahres Histörlein.

Weit entfernt, einen Menschen hier schildern zu wollen, der zu jenen Reptilien gehört, welche durch Sumpf und Moor, durch Staub und Pfütze sich winden, um eines Protectors Lächeln zu gewinnen, eine Einladung zu einer Mahlzeit oder einem Balle zu erhalten, die, um in der Theaterloge hintan stehen zu dürfen, des Gönners Wagen am Portale des Schauspielhauses schon erwarten, und den Schlag öffnend, die Tritte herunterlassen, forschend in der Miene des Gewaltigen, ob er sagen werde: will Er mitgehen Hanswurst? — Nein! derley Maden soll meine Feder nicht schildern. Der Allerweltsdiener, den ich meinen Lesern bekannt zu machen beabsichtige, ist besserer Natur; er dient seinen Mitmenschen aus purer Gutmüthigkeit, unfähig eine Bitte abzuschlagen aus einem ihm innewohnenden Drange nie müßig zu seyn, in der Absicht Verlegenheiten abzuhelfen, Ungeschicken zuvorzukommen und alles sich zu Freunden zu machen. —

Ob er letztern Zweck erreichte, ob seine Dienstfertigkeit, ich will nicht sagen belohnt, nur hie und da anerkannt wurde, ob die Opfer alle, so er zur Erzielung seiner tausendfältigen Aufgaben brachte, nicht allzugroß gegenüber dem Benehmen derer waren, welche ihn mit ihren Aufträgen belästigten, mag ein Jeder selbst beurtheilen und aus nachstehender Schilderung erfahren; ich beginne dieselbe mit der Versicherung, daß sie nichts Unwahres oder Übertriebenes enthalten solle, sondern nur lauter Thatsachen.

Mein Allerweltsdiener heißt A...., steht in Amt und Würde, ist Familienvater und vierzig Jahre alt. Sein Charakter neigt sich mehr dem sanguinischen zu, er denkt und fühlt lebhaft, ist mitunter dem kolerischen Temperamente nicht fern und besitzt dennoch eine beyspiellose Geduld, welche allein sein Gefälligkeitstrieb zu enträthseln vermag. Das Organ desselben, obwohl Gall's Lehre keine Erwähnung eines solchen macht, weil sie nur den Schädel des Menschen umfaßt, scheint mehr in seiner Hand als in sonstigen Gliedmaßen zu existiren, denn obwohl er auch seine Füße für Andere bereitwilligst in Bewegung setzt, der Rede Fluß nicht scheut Jemanden gefällig zu werden, und auch ernstes Nachdenken zur Hülfe seiner Freunde mit allen Kräften seines Verstandes übt, so ist doch seine Feder das Hauptwerkzeug, welches er den Bedrängten widmet, und einem zweyten Lorenz Kindlein gleich, weiß ihn in schriftlichen Verlegenheiten jeder auch nur entfernt Bekannte aufzusuchen. —

Ich wohne bey ihm seit langen Jahren zur Miethe und habe, seiner eigenen Belustigung halber, mir die

Mühe genommen, seine wesentlichsten Gefälligkeitsfata zu Papiere zu bringen. —

Es war an einem heitern Frühlingsmorgen, als ich in sein Stübchen trat, zu einem Gang ins Freye ihn einzuladen. Er war von einem Bollwerke von Manuscripten auf alle Papierformate mit der unleserlichsten Hand von der Welt gekritzelt, von Theateraffichen, Ansichten berühmter Gebäude und Schauspiele des Auslandes, Postrouten, Speisetariffen und einer Menge anderer Bilderchen und Papierstreifchen umgeben; wühlte und blätterte darin herum mit einer fröhlichen Emsigkeit, als habe ein Kind neues Spielzeug erhalten, und hatte natürlich keine Zeit meiner Einladung zu folgen.

„Zum Henker," sagte ich, „was hast du denn da schon wieder vor?" —

„Sieh nur," erwiederte er, „da kannst du dir einen Begriff von Londons Bräuhäusern machen, da, auf diesem Streifen Papiere, ist ihr Wirken skizzirt und hier hast du das Kupfer von der größten Kühlpfanne derselben."

Ich nahm den Wisch zur Hand und las Folgendes darauf:

„„In Achen meinen Bintscher verloren. — Schöne Stadt, viele Merkwürdigkeiten siehe Reisebeschreibung. Auch wegen München vidi dort. — Starke Mauthuntersuchung an der französischen Gränze, Frühstück in Havre 5 Francs 20 Centimes, Stubenmädchen in Augsburg zu den 3 Mohren eine Wienerinn. Coventgarden vidi Reisebeschreibung. — Bräuhäuser vidi Kupferstich.""

„Was soll mir dieser Galimathias?" frug ich meinen Freund, „das sieht ja aus wie ein umgeworfener Futtertrog eines gewissen Hausthieres, dem man die Erfindung der Unreinlichkeit zuschreibt — was machst du mit dem Unsinne?"

„Da, — da sieh einmahl; — ein englisches Pferderennen!" entgegnete er, emsig fortwühlend in dem ihn umgebenden Papierchaos; hier wieder Napoleons Porträt und ein Theater-Retourbillet des Ambigu. — Hier noch etwas Merkwürdiges! der Straßburger Münster und ein Recept vom ächten Botzner Zelten." —

„Ich glaube du bist rein verrückt, Freund A.," antwortete ich ärgerlich, und warf ihm Münster, Botzner Zelten, Napoleon und Theaterbillet auf den Tisch, „sage mir nur um Gottes willen, was du mit diesem Wuste im Sinne hast?"

A. Das gibt eine Reisebeschreibung durch Österreich, Tyrol, Bayern, Frankreich, Niederlande, nach London und über Sachsen und Preußen zurück nach Wien; was du hier siehst, sind die Belege und Notizen dazu.

Ich. Gratulire! Ich glaube, du wirst deine beyden Töchterchen eher unter die Haube bringen, obwohl noch keine ihr zehntes Jahr erreicht hat, als diese Fragmente zu einem geordneten Ganzen gestalten.

A. Was dir nicht einfällt! In drey Monathen muß Alles fix und fertig seyn.

Ich. Darf man fragen, wer diesen Augiasstall deinen Händen anempfahl?

A. Mein Freund S...., Secretär des Herrn von O..., du kennst ja Beyde. — O... machte diese Reise, und wünscht sie seinen Freunden nun in einem Tagebuche vorlegen zu können. Da in seinem Vortrage mancher Wirrwar sich einschleicht, und er eben so wenig mündlich als schriftlich wiederzugeben weiß, was er Alles gesehen und wie er es angesehen, so soll ich nun mit Hülfe dieser...

Ich. Mit Hülfe dieses Unsinns? — Ey da bin ich doch begierig! Hast du vielleicht die Ergänzungen auf eigenen Reisen in jene Gegeden dir gesammelt?

A. Das eben nicht, allein sieh! da habe ich bereits fünf Bogen Commentarien, mündlich von Herrn v. O... mir überliefert, und was ich etwa unrichtig aufgefaßt haben sollte, will er so gut seyn zu corrigiren, wenn ich ihm mein Manuscript vorlesen werde.

Ich. Aber zum Teufel! warum schreibt Herr S..., sein Secretär, nicht die Reisebeschreibung?

A. Hat keine Zeit, Freundchen! hat absolument keine Zeit. Muß bey dem Baue des neu gekauften Hauses seines Herrn seyn, den englischen Braunen reiten, Diners in den Umgebungen Wiens bestellen, Gäste laden, Börse und Pandurenlager besuchen, Zinsquittungen schreiben, mit den Söhnen des Principals die Schwimmschule besuchen, — hat absolument keine Zeit. —

Ich. Soll Abends daran arbeiten, auch Morgenstunde hat Gold im Munde; hat der Mensch ein Maul wie ein Schwert, wird er doch einen Gänsekiel finden, der ihm seine Dienste nicht versagt.

A. Mein Gott! du kennst ihn ja den guten S..., Abends ist er gewohnt sein Whist zu machen, und dann im Gasthause seine Freunde aufzusuchen, nun da wird es denn meist etwas über Mitternacht, und mit dem Segen der Morgenstunde ist es dann vorüber.

Ich. Gut, auch das will ich gelten lassen, sage mir nur, ob du die Arbeit für S... oder seinen Chef, den reichen Herrn von O..., unternimmst?

A. Für Beyde, Herzensfreund! O... gab sie dem S..., weil er sich nicht getraute, mir es directe zuzumuthen.

Ich. Ja, wie verstehe ich denn das? Will er dich denn nicht dafür honoriren?

A. Wird von seiner nächsten Reise nach Rom und Neapel schon etwas dafür mitbringen, S... gab es mir bereits zu verstehen; man kann ja doch nicht.......

Ich. Umsonst solcher Arbeit sich unterziehen! Wahrlich nicht, wenn man nicht den Verstand verloren hat; ich rührte unter 100 Gulden Münze keine Feder an.

A. Wo denkst du hin? — Laß mich nur machen, ich will das Ding schon fein anpacken; Jetzt aber gehe, mein Alter! ich muß rasch ans Werk schreiten, es gibt viel Arbeit an dem Ding!

Ich wünschte ihm viel Glück und Geduld, und verließ ihn nach Begehren. — Die anberaumte Zeit war vorüber und das Riesenwerk vollendet. A. gab es mir zur Einsicht und ich konnte ihm mein Lob nicht vorenthalten. Mit unsäglichem Fleiße hatte er ganze Bücher Papier angeschrieben, um nur die Himmelsstriche zu sondern, wo die Reiseereignisse des Herrn von O... sich zugetragen, und um das Wiener Stubenmädchen zu Augsburg von dem Londoner Pferderennen, Napoleon von dem Botzner Zelten, die englischen Bräuhauser vom Münster in Straßburg gewaltsam zu trennen. Es war eine nach Zeit, Art und Ereignissen folgerecht geordnete Schilderung der Reise des Herrn von O... und sogar an Humor und sarkastischer Laune fehlte es dem Bilde nicht, wie an frischen Farben einer anschaulichen Darstellung. Herr von O... hatte mittlerweile seine italienische Reise begonnen, vollendet, die Arbeit meines Freundes revidirt und deren wesentliche Mängel corrigirt, indem er statt: in einem gelben Wagen, in einem grünen — statt um sechs Uhr um ½ auf sieben Uhr in der Früh verbesserte, und nun nach der zweytvorgenommenen Correctur sandte er meinem Freunde seiner schweren Arbeit gewichtigen Lohn. —

Es war ein auf einem Serpentinstein liegender Hund aus Alabaster, bestimmt Schriften zu beschweren; sollte aus Roms Künstlerhänden hervorgegangen seyn, hätte aber eben so gut von einem Wiener bürgerlichen Käsestecher bey Verfertigung der butternen Osterlämmer nebstbey fabricirt worden seyn können, und sicher hatte Herr von O... dieß Unthier einem hiesigen Gypsfigurenmann für 2 Gulden W. W. abgefeilscht. —

„Nun," sprach ich zu Freund A., als er den Trödel mir zeigte, „wie bist du zufrieden mit dieser Anerkennung deiner Mühe? Wirst du nicht bald wieder deine Feder für solche Großmuth spitzen? ich dächte das Ding wäre unter Brüdern einen Nasenstüber werth, — wie?

A. schwieg eine Weile, dann meinte er doch, der Hund sey gar zu schlecht gemacht fur einen römischen Bildner, indessen sey ihm die Zeit doch angenehm vergangen mit einer Arbeit, welche ihn nach London und Paris geführt und manche Werke über Reisen kennen gelernt habe, von denen er früher nichts gewußt.

Ich hätte in diesem Pröbchen für mein Lebetag eine Warnung vor ähnlichen Unternehmungen gefunden; mein Freund A. dachte anders. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Mein Saitenspiel.

Mein Saitenspiel, das stets mir treu gewesen,
Du schaffst mir immer Freude, hohe Lust;
Wenn Leiden drücken meine heiße Brust,
Bist du zum Trost von Gott mir auserlesen.
Mit kalten Worten nicht, nur im Gefühl'
Verehr' ich dich, mein trautes Saitenspiel

Nicht Alles will der Welt an mir gefallen,
Der Eine tadelt, was der Andre lobt;
Doch wie das Schicksal gegen mich auch tobt,
Ich lasse deine gold'nen Saiten hallen,
Und Jeder mag dann sprechen was er will,
Ich hab' ja dich, mein trautes Saitenspiel

Du bist bespannt mit gold'nen zarten Fäden,
Die auch der schwächste Zephyr schon bewegt;
Und wie ein leis' Gefühl sich in mir regt,
So scheint's, als wenn ein Nerve wär' an jeden
Gekettet in dem inneren Gewühl'; —
Da klingst du hell, mein trautes Saitenspiel.

Doch weh'! wenn eine von den Saiten springet —
Der gibt kein Künstler mehr den Klang zurück;
Sein Auge bricht, es stirbt der matte Blick,
Und mit der Ewigkeit die Seele ringet.
O wildes Schicksal! tobe nicht zu viel,
Und schone mir mein trautes Saitenspiel.

Da packt's mich eisig in der Seele Tiefe,
Und alle Saiten tönen rauh und wild;
Und um mich her seh' ich des Abgrunds Bild:
Das hohe Meer, das bodenlose, tiefe. —
Da treibt der Sturm sein furchtbar grausig Spiel —
Zerbrochen ist mein armes Saitenspiel.

Die Leyer stürzet in des Meeres Wogen,
Der Sturm peitscht sie bald abwärts, bald hinauf;
Ich muß ihr nach, mich hält kein Gott mehr auf!
Und riesig fühl' ich mich ihr nachgezogen.
Herz! such' die Ruh' im Grabe tief und kühl,
Denn ach! zertrümmert ist mein Saitenspiel.

Heinrich Proch.

Miscelle.

Die Zeitung von Calcutta meldet folgenden merkwürdigen Vorfall: Am 2. Jänner d. J. geriethen die Einwohner des Dorfes Hugly, das 300 Familien zählt, in nicht geringe Bestürzung, als sie Morgens zur Stunde, wo sie die Sonne aufgehen zu sehen gewohnt waren, Alles umher noch in Dunkel gehüllt fanden; wie groß aber wurde ihr Schrecken, als sie bemerkten, daß sie insgesammt erblindet waren. Am Abende zuvor war auf beyden Ufern des Flusses ein starker Nebel gewesen, der einen so starken salzsauren Geruch von sich gab, daß die Einwohner beständig niesen mußten, und ihre Augenlieder bedeutend anschwollen. Am folgenden Tage waren fast alle Einwohner von Hugly blind geworden, und dieses Augenübel dauerte vier und zwanzig Stunden, worauf es plötzlich verschwand. Diese ganze Zeit über konnte keiner von den Dorfbewohnern seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, und auch sich keine Nahrung bereiten, da Niemand sehen und seinen Nachbarn aushelfen konnte. So kurze Zeit diese Erblindung andauerte, so hatte sie doch mancherley traurige Ereignisse zur Folge, mehrere Personen stürzten und beschädigten sich gefährlich; doch gab sie auch wieder zu allerley komischen Auftritten Anlaß. Die Ärzte sind jetzt beschäftigt, die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ausfindig zu machen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Wir haben in diesen Blättern bald nach der Eröffnung dieser Bühne durch den eben so thätigen als umsichtsvollen Unternehmer, Herrn Stöger, eine Übersicht der schon in den ersten Monathen seiner Wirksamkeit zum Vorschein gekommenen Novitäten niedergelegt; allein es wäre wahrlich ungerecht, bey dem Ablaufe des ersten Jahres seit der am 18. August 1832 erfolgten Wiedereröffnung derselben die Leistungen nicht zu recapituliren, welche, ohne eines weitern Commentars zu bedürfen, die Unermüdlichkeit der Gesellschaft und das Bestreben der Direction so sprechend beurkunden. Wir haben auf dieser Bühne seit dem November 1832 die neuen Aufführungen der Opern: „die Unbekannte,“ „die Capulets und Montague's“ beyde von Bellini, „Semiramis und Graf Ory“ von Rossini, „Anna Bolena“ von Donizetti, „Barbier von Sevilla,“ und „die Italienerinn in Algier,“ von Rossini, Mozart's „Don Juan,“ „die Müllerinn“ von Paisiello, „Tancred“ von Rossini, „der Korsar aus Liebe“ von Weigl, „der Schnee“ von Auber, „Elise und Claudio“ von Mercadante, „Robert der Teufel“ von Meyerbeer, „die weiße Frau“ von Boieldieu; an recitirenden Stücken: „Postwagensabenteuer,“ „Liebesabentheuer“ und „Heirathsprojecte,“ „die Abenteuer in der Meierey zu Pré St. Paul,“ „die Freunde als Nebenbuhler,“ „die geheimen Liebschaften,“ „die Bestürmung von Smolensk,“ „der todte Nebenbuhler,“ „die räthselhaften Brunnengäste,“ „die Audienz,“ „der Brautweber nach dem Tode,“ „der Invalide und sein Sohn,“ „die Gasbeleuchtung von Krähwinkel,“ „Julerl die Putzmacherinn,“ „Capitän Belronde,“ „Clementine von Aubigny,“ „die Klause,“ „dreyßig Jahre aus dem Leben eines Spielers,“ „der Herr im Hause durch Intriguen,“ „Isaura,“ „die zwey Grenadiere,“ „Ottokars Glück und Ende,“ „die Soldaten,“ „das Diadem,“ „die Gouvernante,“ „Furioso,“ „die Zwillinge,“ „die Steckenpferde,“ „der Erbe aus Westindien,“ „ein Tag vor Weihnachten,“ „Ein Stündchen Incognito,“ „der Berggeist,“ „der Rothmantel,“ „Er weiß Alles,“ „Bayard,“ „Abällino“ und „Männerfreundschaft“ gesehen. — Die Opern, mit Ausnahme von zwey, höchstens dreyen, die weniger gefielen; die Stücke, mit Ausnahme von vier, höchstens fünf, haben alle angesprochen. Der Barbier ist nach so vielen meisterhaften früheren Vorführungen auf anderen Bühnen ein Magnet für die Casse geworden. Mozart's „Don Juan“ hat wie eine Novität das Publicum elektrisirt. „Semiramis,“ „die Unbekannte,“ „die Capulets und Montagues,“ „Tancred,“ „der Schnee,“ haben eine ehrenvolle Rivalität bestanden. Mayerber's „Robert“ hat durch 28 Abende das Haus im Sommer gefüllt. In recitirenden Stücken haben wir bedeutende Talente kennen gelernt, die nur allgemein bekannt zu werden brauchen, um sich gewiß Antheil zu gewinnen. Raimund's „Feenmädchen“ und „der Diamant“ haben auch auf dieser Bühne die von dem innern Werthe seiner Schöpfung und seiner Darstellung unzertrennliche Anziehungskraft bewährt. Diese Bühne haben Madame Schröder, Deutschlands erste Künstlerinn, Dlle. Sabine Heinefetter, die Sängerinn von europäischem Rufe, und Hr. Raimund, der Komiker par excellence, durch ihre Erscheinungen geweiht. So eben ist ein neuer ehrenwerther Gast in der Person des Tenoristen Herrn Dams eine angenehme Erscheinung auf derselben; was bleibt uns also übrig, als bloß nach factischer Aufzählung des Geschehenen, einem solchem Unternehmen die Fortdauer der Gunst des Publicums und lebhaften, allgemeinen Antheil zu wünschen.

C. Meisl.

Literarisches.

Hr. Anton Hasenhut, dessen Wirksamkeit im komischen Fache beynahe ein halbes Jahrhundert umfaßt, hat Notizen aus seinem Künstlerleben gesammelt, und die Geschichte der Wiener Theater während dieser Zeit und während des früheren halben Jahrhunderts aufgezeichnet. Ein wechselvolles, vielbewegtes Leben tritt uns hier entgegen, und noch wandelt der Spender dieser willkommenen Gabe im hülflosen Greisenalter unter uns, gleichsam die Nachlese seines Berufs in diesem Buche hinterlegend. Hr. F. J. Hadatsch hat die Materialien geordnet und gesichtet; sie erscheinen unter dem Titel: Launen des Schicksals, oder: Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut, auf Subscription bey Hrn. Franz Ludwig, k. k. privil. Buchdrucker in der Schauflergasse Nr. 25. Der Subscriptionspreis ist zwey Gulden C. M., und die Erscheinung des Werkes, welches mit Hasenhut's Bildniß und einem illuminirten Kupfer geziert wird, ist bis letzten October d. J. zugesagt. — Ohne Zweifel werden Viele, die dem Veteran der Komik vergnügte Stunden verdankten, diese Gelegenheit benützen, ihm zu beweisen, daß sein Andenken noch nicht erloschen sey.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den — 107 — 5. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Fortsetzung.)

Man glaube nicht, daß während der Zeit, welche er zur Ausarbeitung jener Reisebeschreibung bedurfte, seine Gefälligkeit von andern Seiten brach und unbenützt gelassen wurde. Ich staunte nicht wenig, ihn eines Abends auf dem Piano die Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser," wohl hundertmahl und in eben so viel Ritornellen der einzelnen Tacte derselben spielen zu hören; endlich überwältigte mich die Neugier die Ursache dieses Geklimpers zu erfahren, welches ungefähr so lautete, als sey es seine Absicht gewesen, das Volkslied einem Vogel einzustudieren. — Unbemerkt schlich ich mich hinter seinen Stuhl und sah, wie er mit der Linken die Melodie ableyerte, während die Rechte geschäftig war, Tact für Tact einen neuen Text dazu zu schaffen, wovon er bereits zur Vollendung folgender Verse gelangt war:

Heil und Segen zu dem Feste,
Das des Tages Wonne beu't,
Nimm der Herzenswünsche Beste,
Dargebracht dir, Theure, heut.
Glück und Freude, ungetrübet,
Strahlen dir im hellsten Glanz,
Chor: Von den Deinen heiß geliebet,
Winden sie den Segenskranz.

„Ey der Tausend!" rief ich lachend aus, „also auch Dichter? — Nun, das muß wahr seyn, du versuchst dich in Allem. Wem zu Ehren besteigst du denn das Flügelpferd?"

A. Gerade recht, lieber Freund! du kannst die Feile an meine Arbeit legen; es ist ein mühevolles Ding solch eine Aufgabe zu lösen, wenn man weder in Musik noch Poesie mehr als ein Stümper ist.

Ich. Also wieder eine Aufgabe? — Welchem hohen Haupte gilt denn diese Variation?

A. Du kennst ja meinen Collegen B. Es ist morgen seiner Mutter Nahmenstag, und sein Project, ihr der sämmtlichen Familie Glückwünsche in dieser Hymne vorzutragen, da die Melodie von Allen wohl gekannt und so höchst feyerlich ist.

Ich. Nur allzu feyerlich, sollte ich meinen, für diesen Zweck. Wenn ein von den Wohlthaten der Großherzigkeit und milden Regierung dankbar durchdrungenes Volk seinem Monarchen dieser Hymne Weihetöne aus vollem Herzen anstimmt, so dürfte deines Collegen Mutter allenfalls mit einem Texte auf die Melodie

Stieglitz, Stieglitz! 's Zeiserl ist krank!

fürlieb nehmen. Du gibst dich doch zu allem Unsinne her, wenn du nur des ersten, besten eitlen Thoren Wunsch erfüllen kannst. Nun, und muß das so eilig fertig seyn? Komme zu mir herüber, ich habe dir in Betreff deines Gesuches bey meiner Stelle etwas mitzutheilen.

A. Du lieber Himmel! in einer Stunde wird die Hymne abgehohlt, man will sie ja heute noch probieren, denn morgen soll ja schon die feyerliche Production derselben Statt finden.

Ich. Wozu man dich doch eingeladen hat?

A. Wie käme ich in solch vornehmen Zirkel! du scheinst vergessen zu haben, daß B's Mutter eine geborne Baroninn, und die ganze hohe Verwandtschaft also zugegen ist, ich aber nie ins Haus gekommen bin.

Ich. Obwohl du ihnen schon manchen Genuß durch deine Gefälligkeit bereitetest — du bist ein Narr! Gute Nacht! — Ich verließ ihn, hörte aber noch lange sein Geklimper und Absingen der Versfüße nach den Tönen der Melodie.

Wenig Tage darauf borgte sich A. mein Reißzeug aus, wollte aber nicht recht mit der Ursache ans Licht, die ihn dessen bedürftig mache. Daß er es wohl wieder für andere Leute benützen werde, dachte ich mir wohl, jedoch das Wozu stachelte meine Neugier, und nachdem ich einige Tage hatte verstreichen lassen, nahm ich mir den Vorwand, das Reißzeug selbst zu bedürfen, und überraschte ihn so bey der verschwiegenen Arbeit.

Alle Tische und Kästen seines Zimmers, ja ein Theil des Fußbodens waren mit Papierbogen belegt, auf welchen er unzählige kleine Oblongquadrate rastrirt hatte, und nun damit beschäftiget war, mit schwarzem Tusche die Schlagschatten an denselben zu bezeichnen.

Ich frug, wozu diese einem Kleiderstoffe ähnlich quadrillirten Papierbogen bestimmt seyen, und A. gab mir folgenden Bescheid.

„Mein Freund M... hat eine Münzensammlung gekauft, hier liegt deren Katalog; da bath er mich denn, ihm die nöthigen Etiketten zu ligniren, worauf die verschiedenen Nahmen und Gehalte der Goldstücke nach eben diesem Kataloge verzeichnet werden sollen."

Ich. Wenn er all diese Zettelchen dazu braucht, so muß er ja alle numismatischen Schatzkammern geplündert haben, das sind ja an acht tausend solcher Etiketten mindestens.

A. Vorläufig bin ich mit der Hälfte fertig, du hast die Anzahl fast errathen, es sind deren zehn tausend, und das war leichte Arbeit; nun aber erwartet mich eine mühevollere Procedur, nähmlich sie alle zu beschreiben.

Ich. Ich will nicht hoffen, daß du deine Augen dieser unsäglich anstrengenden Mühe leihen wirst, M. mag sich derselben selbst unterziehen, ich lasse dich durchaus keinen Strich weiter thun an einer Arbeit, die man in den Lithographien nun zu einem Spottpreise anfertigen lassen kann.

Trotz all seiner Einwendungen über seines Freundes dadurch erfolgenden Unwillen und der Zuhaltung seines ihm nun einmahl gegebenen Wortes, packte ich das bereits Vollendete zusammen und übernahm es, Herrn M. vorzustellen, daß mein Freund A. der Mußestunden weit weniger habe als er, und diese also billigerweise einer Erhohlung gegönnt, nicht aber zu dem Verluste seines Augenlichtes verwendet werden dürften, mit dessen Kraft er eine Familie von vier Kindern bey einem dürftigen Gehalte zu erhalten habe, während M. bey einem Einkommen von 5000 Gulden Conventionsmünze nur ein Söhnchen zu versorgen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Die Erste.

Unschuld färbt der Rose Blatt
Wie das frühe Morgenroth,
Hoffnung Grün zum Schilde hat,
Schwarz der grausenhafte Tod;
Liebe hüllt in Erst're sich,
Denn ihr blüht die Rosenzeit
Und die Zukunft wonniglich.
Aber ich — ich bin erkoren
Zu der hehren Sonne Glanz,
Schimmre nächtlich mit den Horen
An des Mondes bleichem Kranz,
Nähre herbe Liebesqualen
Im Gewand der Eifersucht,
Und bin — fürstlich zu bezahlen,
Auch an Münzen gern gesucht.

Die Zweyt' und Dritte.

Unser Opfer schlau erspähend,
Bald in Tiefen, bald in Höh'n,
Gleich dem Tod es niedermähend,
Kannst du unsre Waffe seh'n.
Doch an Kräften so verschieden,
Wie an äußrer Gestalt,
Stellt uns Wen'ges oft zufrieden,
Oft gilt's riesige Gewalt.
Bald ein Würger schwacher Mücken,
Bald des Fisches Untergang,
Reiß' ich Lämmer auch in Stücken,
Wähl' den Säugling mir zum Fang.
Nützlich für des Menschen Wissen
Bin ich nur in einem Sinn,
Dien' dem Zeichner, der beflissen
Durch mich erntet Zeitgewinn.

Das Ganze.

Unerfahr'ne Jugend prahlet
Gern mit Afterklugheit sich,
Doch die Naseweisheit zahlet
Ihr mein Titel sicherlich.

F. W. Jaggi.

Briefe einer Deutschen aus Amerika*).

Newyork, im Frühjahre 1833.

Das viele Wunderbare, Schöne, Große, das in diesem jungen Lande in kurzer Zeit hervorgetreten ist, hat bey vielen, selbst hochstehenden Menschen eine Begeisterung erzeugt, die bey der Menge häufig zur Schwärmerey geworden ist, und die Ideen von der Trefflichkeit der neuen Welt erscheinen nur zu oft als tiefeingewur-

*) Aus dem Englischen.

zeltes Vorurtheil. Diesem Vorurtheile tritt nun die nackte Darstellung einer von unsern Gewohnheiten so ganz verschiedenen Lebensweise grell entgegen, und die von ihm Befangenen mögen hie und da ein Zerrbild zu erblicken glauben. Gerade denselben Eindruck macht aber auf die Amerikaner die Beschreibung unserer Sitten und Gebräuche, und der Europäer ist eine Carricatur für sie. Wegen der Richtigkeit der folgenden Angaben berufe ich mich auf Jeden, der in den vereinigten Staaten, besonders in der Haupt- und tonangebenden Stadt Newyork, einige Zeit zugebracht hat; er wird sogar, ich zweifle nicht, manche Personen erkennen.

Es war ein herrlicher Tag. Ehe noch der Morgen dämmerte, beleuchtete ein Nordlicht in Gestalt einer ungeheuern Feuersäule das langersehnte, wahrhaft prächtige Schauspiel, welches die neue Welt unsern sehnsüchtigen Blicken darboth. Bald erhob sich die Sonne, als wäre sie uns von der Heimath durch die große Wasserwüste nachgeeilt, um hier ihre ganze Majestät vor uns auszubreiten. Jeder von uns — und wir waren mehr als zweyhundert an Bord, von allen Glaubensbekenntnissen, von allen Nationen, von den verschiedensten Ständen und Altern — Jeder ward von andächtigem Staunen ergriffen; tiefe Stille herrschte, keine ausgelassene Freude, nicht der geringste Muthwille störte das Feyerliche des Moments; hoch klopfte jedes Herz und Aller Augen wurden feucht. Unterdessen bereitete sich eine Scene vor, die uns nur zu bald wieder zur Erde niederzog. Ein amerikanischer Pilot hatte unser Schiff erblickt: er eilte herbey, erstieg das Verdeck und ergriff die Zügel der Regierung, die ihm unser braver, sorgsamer Capitän willig übergab, um sich der lang entbehrten Ruhe in die Arme zu werfen. Nicht lange aber, so kam ein zweyter Pilot, stieg auch an Bord und behauptete, ihm gebühre es, unser schönes Packetboot einzuführen. Die Art, wie diese beyden Herren mit einander expostulirten, bewährte sich in der Folge als ein durchgreifender Zug des Nationalcharakters. Beyde bestanden auf ihrem Recht mit Hartnäckigkeit und Anstand; dabey machte aber jeder so künstliche als vergebliche Versuche, den andern in Eifer zu bringen, um, wie man mir später erklärte, für den Fall des Abtretens, welcher denn doch einen treffen mußte, sich durch einen Injurienprozeß schadlos zu halten. Derjenige, der so glücklich gewesen wäre, den andern zu einer Beleidigung hinzureißen, hätte alsbald mit dieser Trophäe siegreich den Wahlplatz verlassen, um vor dem Gerichte schamlos eine Genugthuung in Geld anzusprechen. Ich sage schamlos, weil ich für Europäer und mit europäischen Begriffen schreibe; ein Amerikaner wird nie begreifen, wie man ein Mittel, Geld zu erwerben, schamlos nennen könne — ländlich, sittlich. Indessen hatte dieser Streit das ganze Interesse unserer amerikanischen Schiffsmannschaft in Anspruch genommen, dergestalt, daß Niemand einen plötzlich sich erhebenden Sturm gewahrte, der mit einem Mahle in die vollen Segel schlug, daß die Masten in das Meer sich tauchten, die Balken in den Fugen krachten und alles durch einander rollte. Schon manches Schiff hat hier den Grund gefunden, und selbst der prächtige De Rham verunglückte fast an derselben Stelle. Für dießmahl aber lief die Sache glücklicher ab; der Windstoß hatte den Streit am Bord entschieden. Der zuerst angelangte Pilot hatte sich auf eine Hühnerstiege gesetzt und die Füße behaglich auf das Habitacle hinaufgelegt; in dieser bey seinen Landsleuten allgemein beliebten Stellung konnte er aber dem unerwarteten Stoße so wenig Widerstand leisten, als ein auf die Spitze gestelltes Ey, und flog also glücklich über Bord, und noch glücklicher in seinen eigenen Nachen. Das Ungewitter ging nur drohend an uns vorüber, eine gänzliche Windstille trat ein, der schönste Tag zeigte sich wieder, und so gingen wir auf glattem Wasserspiegel, rings umgeben von lachenden Landschaften, im Angesichte des weitgedehnten, mit Thürmen gespickten Newyork, mit seinen Massen von rothen Häusern, vor Anker, um mit der Fluth des nächsten Tages vollends zur Stadt hinaufzugleiten.

Noch eine Nacht, eine lange Nacht zwischen Himmel und Wasser, es war die vierzigste; endlich kam der Tag heran, schön wie der vorige, langsam begann die Fluth das Schiff zu heben, der Anker wurde gelichtet, und mit eingezogenen Segeln schwammen wir gegen den Wind sanft der Stadt zu. Aus der großen Bay, die das äußere Bassin bildet, gelangten wir in die Enge (Narrows), auf welche das innere Bassin folgt. Hier sind die schönen Ufer so nahe, daß man zu beyden Seiten die Bewegungen der Menschen am Lande genau betrachten konnte. Aus dem Hafen uns entgegen und an uns vorüber kam Schiff an Schiff, pfeilschnell flogen die Dampfboote, jedem begegnenden Fahrzeuge mit der größten Sicherheit ausweichend, dahin, mit Hunderten von unbekümmerten Reisenden beladen. Jedes dieser Boote glich einem fliegenden Garten, der ganze Zug einem Volksfeste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am 30. August zum ersten Mahle und zum Vortheile der Schauspielerinn Mad. Pann: Peter Szápár, oder: der Held in Sclavenketten.

Peter Szápár, einer der tapfersten Vertheidiger seines Vaterlandes, geräth in die Gefangenschaft. Der hohe Preis, den der Feind festsetzte, macht bey der großen Bedrängniß des Landes, wo nichts seltener ist als baares Geld, seine Auslosung unmöglich. Vergebens biethen die Freunde des Tapfern, insbesondere seine Gemahlinn Helene, Alles auf, um die für jene Zeit ungeheure Summe zu erschwingen; trotz aller angewandten äußersten Mittel fehlt noch immer ein Drittheil des Lösegeldes. Endlich beschließt man, wenigstens das, was man hat, dem Feinde zu biethen, und die Gattinn, durch das Loos begünstigt, übernimmt es selbst, Überbringerinn des Geldes zu seyn.

Indessen wird der Held in Ofen von dem tyrannischen Hamsey Beg auf das grausamste mißhandelt. Zwar biethet Zelma, des Tyrannen Tochter, dem geliebten Fremdling ihre Hand und die Freyheit, doch dieser erklärt, daß er vermählt sey. Die Bothen aus dem Vaterlande langen endlich an, Helenen an der Spitze. Eben hatte der Wütherich Szápár'n an seinen Pflug gespannt. Die beyden Gatten sehen und — verrathen sich; und jetzt bricht Hamsey Beg unter dem Vorwande, sein gegebenes Wort habe nur Männern, nicht aber verkleideten Frauen gegolten, das freye Geleite und hält Helenen als eine für sein Serail bestimmte Sclavinn zurück.

Zum Glücke für Beyde nimmt Zelma, sich an der hohen Seele des geliebten Unglücklichen aufrichtend, — an dem Loose Helenens so innigen Antheil, daß sie ihr zur Flucht zu einer Streifpartey der Ihren verhilft, an deren Spitze Báthyan steht. Diese Streifpartey macht einen Aga gefangen, der bey dem Vezir in Gnaden steht, weßwegen Hamsey Beg plötzlich den Befehl erhält, Szápár gegen diesen Aga auszutauschen. Hamsey Beg thut es, da er durchaus nicht ausweichen kann, zugleich erfährt er, daß auch Helene durch Hülfe Zelma's entfloh, worüber er in solche Wuth geräth, daß er letztere in den Kerker des Szápár werfen läßt, um sie dem Hungertode preiszugeben. Indessen ist der glorwürdige Held aus Lothringen zur Rettung der Christenheit herbeygeeilt, Ofen wird erobert, Zelma durch einen treuen Diener vom Hungertode gerettet und Hamsey Beg gefangen genommen.

Jetzt ist es an dem Wütherich zu verzweifeln, was er auch thut, sobald er erfährt, daß er zur gerechten Vergeltung dem Peter Szápár zugetheilt worden.

Die Verzeihung des edlen Helden, die er für unmöglich hielt, kömmt deßwegen doch zu spät; — er hat in Furcht, nun gleich jenem vor den Pflug gespannt zu werden, Gift, das er in seinem Ringe bey sich führte, genommen. Zelma wird Christinn.

Schon diese Anzeige des reichen Inhalts, der noch dazu durch sein mächtiges geschichtliches Interesse dem Herzen des Vaterlandsfreundes näher gelegt ist, wird genügen, um anzudeuten, daß dieses neueste Werk der verdienstvollen Birch-Pfeiffer, in dem populären Geiste des romantischen Schauspiels gedichtet, sich der schönen Reihe ihrer früheren mit so großem Beyfalle aufgenommenen Volksschauspiele in Geist und Haltung anschließt.

Die Buntheit des dargestellten Kriegslebens, der rasche (vielleicht noch durch Abkürzungen beschleunigte) Wechsel von Gefahren und Rettungen, das Episodische mancher eingewebten Charaktere, wie z. B. jener Maria's von Trentschin (Dlle. Condorussi), der zu nichts dient, als die Exposition anzuhören — dieß und manches Andere lassen auch an den Peter Szápár nicht den Maßstab eines reinen Kunstwerkes legen; anderseits aber hat die Verfasserinn durch das Aufgreifen eines gewiß in jedem Herzen anklingenden Stoffes, durch die achtbare Bedeutung, welche sie dem Ganzen zu geben suchte, wobey ihr besonders der glücklich gedachte Charakter Zelma's als Verdienst anzurechnen ist, und allerdings auch durch die kräftige und energische Sprache, so wie durch die an den Tag gelegte genaue Bekanntschaft mit der Bühne, den vollsten Anspruch auf ehrenvolle Anerkennung. Sie hat gewiß das ganze große Publicum für sich, und Referent kann nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß diesem bey weitem öfter als bisher diese Gattung von Schauspielen gebothen werden möchte, welche sich in ihrer sittlichen Bedeutung sehr vortheilhaft unter den Erscheinungen dieser Zeit auszeichnet. Mad. Birch-Pfeiffer hat, wie uns bedünkt, kein ganz gewöhnliches Talent für das populäre Schauspiel, und was sie uns biethet, ist als ein sehr veredelter Ersatz für das verschollene Genre des Ritterschauspiels zu achten. Wenn man vollends bedenkt, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, ob gewisse Gefühle in dem Herzen des Volkes genährt werden, wie verschrobene Werke der Ausländer dazu bestimmt scheinen, alles Nationale von unserer Bühne zu verdrängen, wie gräuliche Criminal- und romantisch seyn sollende Henkers-, Diebs- und Hundekomödien in großen Frachten aus Frankreich herübergeschafft werden, um das auf Sage oder Geschichte gestützte Volksschauspiel allmählig ganz zu verdrängen, so muß man die Verfasserinn des Peter Szápár dringend auffordern, muthig auf dem eingeschlagenen Wege auszuharren und sich nicht einschüchtern zu lassen von den aufsprudelnden Seifenblasen des weit verbreiteten Übersetzergeschlechts, das seinen Ruhm selten theurer als um einen Franc 50 Cent. bezahlt.

Peter Szápár wurde mit ungetheiltem, gerechten Beyfalle aufgenommen. Die Aufführung verdient Lob. Hätte Hr. Kunst seine Rolle gleich besser memoriren können, so gelang es ihm doch bey seinen ungewöhnlichen Mitteln und dem erworbenen Tacte, in der äußerst dankbaren Titelrolle kräftig durchzugreifen. Er wurde wiederhohlt und selbst im Verlaufe des Actes gerufen.

Höchst interessant war die Erscheinung der Beneficiantinn, welche ihre Rolle mit großer Kraft und Energie durchführte. Helena ist das treu liebende Weib eines herrlichen Helden, dem sie an Größe der Gesinnung nicht nachstehen will. Mad. Pann verlor keinen Zug des anziehenden Charakterbildes und hob sowohl die Höhe als die Tiefe der Empfindung mit warmem Kunstgefühl heraus. Sie ist eine seltene Meisterinn in großartigen und ergreifenden Übergängen. Der Beyfall war einer so herrlichen Leistung angemessen, sie wurde von dem sehr zahlreich versammelten Publicum viermahl gerufen.

Dlle. Planer als Zelma nahm an dem Gelingen des Ganzen wesentlichen Antheil und sprach in dieser Rolle sehr an. Noch verdienen Hr. Bosard, der den Báthyan gab, Hr. Spielberger als Hamsey Beg und Hr. Stahl als Nicolas für ihre fleißigen und gelungenen Leistungen freundliche Erwähnung.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 108 — 7. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Fortsetzung.)

Mit bangen Herzenssorgen erwartete mich A. von dem zu Herrn M. unternommenen Gange, denn daß nun Haß und Feindschaft die Folgen seiner Zurückweisung seyn könnten, erfüllte ihn mit so bangen Besorgnissen, daß ihm der Angstschweiß auf der Stirne stand. Ich beruhigte ihn darüber und forderte ihm das Versprechen ab, fernerhin seiner Gefälligkeit jene Schranken setzen zu wollen, welche zugleich der Indiscretion seiner Bittsteller eine gewisse Gränze ihrer Forderungen zu setzen geeignet seyen; wie er dieß Begehren erfüllte, möge folgendes Beyspiel erweisen.

Ich war gerade in meines Freundes Stube, als es an der Thüre pochte und einer seiner Bekannten, Herr Y., eintrat. Mit Staunen empfing A. diesen seltenen Besuch, denn außer der Veranlassung einiger in frühern Jahren gegebenen kleinen Erlustigungsfeste hatte Herr Y. nie seine Schwelle betreten.

Nach einer kurzen, die Alltagsbegebenheiten berührenden Einleitung rückte der Seltene mit dem Hauptzwecke seiner Erscheinung hervor, und daß derselbe ein Anliegen enthalte, darf ich meinen verehrten Lesern nun wohl nicht erst versichern; doch wie Herr Y. dasselbe ans Licht und der gutmüthigen Bereitwilligkeit meines Freundes zum Herzen führte, auch mit welchen Einmengungen von meiner Seite diese Verhandlung begleitet war, möge folgendes Dreygespräch darstellen.

Y. Jetzt, mein vielgeliebter Herr von A., wage ich es, an Ihre mir bekannte Güte und Freundschaft eine Bitte zu richten; aber nicht erschrecken, denn es betrifft weder eine Geldangelegenheit, noch sonst etwas Schwieriges, für Ihr Genie eine wahre Kinderey, ein paar Augenblicke guter Laune und die Arbeit ist vollendet, d'rum aber auch nicht abschlagen, hören Sie Freundchen? nicht abschlagen? Bitte, bitte.

Ich. In so ferne die Sache guter Laune bedarf, Herr von Y., so bringen Sie wohl in diesem großen Packet Manuscripte auch ein bewährtes Recept für diese Ingredienz mit, denn Sie denken wohl, daß man sich frohe Momente nicht mit der Wünschelruthe herbeyzaubern kann.

Y. O! Herr von A. hat Vorrath; ich versichere auf Ehre, einen solchen Humor beneide ich, das habe ich schon oft gesagt. Wenn ich eine solche Gabe hätte mich auszudrücken, eine Feder, die mit so viel Witz und Laune die Begebenheiten zu schildern weiß, ich thäte den ganzen Tag nichts als schreiben, um der Lesewelt jenen Genuß zu verschaffen, den man doch heut zu Tage in allen Journalen einzig nur sucht; das versteht Herr von A. aus dem Fundament.

A. Zur Sache, lieber Freund!

Y. Sie wissen, oder wissen vielleicht auch nicht, daß es mir durch Vermittlung gutgesinnter Menschen gelungen ist, meinem Geburtsorte in Tyrol eine Schulanstalt zu wege zu bringen. Hier sind alle darauf Bezug habenden Documente zur gefälligen Einsicht, von der ersten Bittschrift und Aufforderung zu wohlthätiger Unterstützung angefangen, bis zur Rechnungsablegung der verursachten Unkosten und der lithographirten Ansicht des neu errichteten Schulhauses. — Nun! — hören Sie, bester, einziger Herr von A., was ich gerne hätte Erstens habe ich, um meinen Wohlthätern mich dankbar zu bezeigen, ein Concert gegeben, dessen Anschlagzettel und Nummern Repertoir sich hier sub Lit. A. beygelegt befinden. Da wünschte ich nun, daß Sie eine kurze, aber lobende Recension darüber schreiben, um denen Mitwirkenden einigen Weihrauch zu streuen, Sie verstehen mich schon.

Ich. Aber bedenken Sie doch, mein Herr, Freund A. klimpert wohl als Naturalist ein wenig auf dem Piano, ist jedoch keineswegs musicalisch genug, irgend ein gediegenes Urtheil zu fällen.

A. Auch war ich bey dem Concerte ja nicht einmahl anwesend.

Y. Ey nun, es soll ja keine zergliedernd strenge Kritik abgeben; das Repertoir liefert die Piecen, Sie sagen dann nur nach kurzer Zweckerklärung des Concertes: Herr B. sang mit der ihm eigenen Virtuosität, Dlle. C. beurkundete ihren längst erworbenen Ruf als ausgezeichnete Künstlerinn auf der Harfe, das Orchester wirkte mit jener harmonischen Übereinstimmung zur Vollendung des Ganzen, welche man von Mitgliedern eines solchen Kunstvereines erwarten durfte; verdienter Beyfall lohnte alle Mitwirkenden, die Versammlung war eben so zahlreich als gewählt etc. etc. Nun, Sie kennen ja den üblichen Styl, das wird sich schon machen, wenn Sie nur wollen. — Also das wäre abgethan. Zweytens — —

A. Also noch ein Zweytens? — Ich muß gestehen, daß Nummer Eins schon meine schwachen Kräfte übersteigt, Sie trauen mir viel zu, lieber Y.

Y. Alles nur Kleinigkeit für Sie, ich sehe Sie schon sitzen bey der Recension.

Ich. Und ich an Freund A's Stelle ließe Sie damit sitzen; doch Sie wissen sich Ihre Leute nicht nur zu wählen, sondern sie auch aufzusuchen, wenn Sie ihrer bedürfen.

Y. Also Nummer zwey, Freundchen! Nummer zwey! — Erschrecken Sie nur nicht vor dem Präambulo und dem Wust Schriften, welche ich Ihnen nun auftischen muß, mein mündlicher Commentar soll Ihnen dieß alles auf das möglichste erleichtern.

A. Sie quälen mich ein wenig arg, aber der Neugier halber will ich Sie wenigstens anhören.

Y. Natürlich, bloß der Neugier wegen; erst anhören, dann anfangen zu schreiben. O! ich freue mich wie ein Kind auf dieß Meisterstück Ihrer Feder. Hier haben Sie die fragmentarischen Schilderungen meiner Reise in die Heimath nebst Beschreibung der feyerlichen Einweihung des daselbst gestifteten Schulhauses. Freylich alles nur Skizzen, auch mitunter ein wenig unleserlich gekritzelt, aber ein Mann wie Sie, der kennt sich schon aus, und dann werde ich nicht nur so frey seyn, Ihnen, wie gesagt, die Ergänzungen mündlich zu liefern, sondern bin auch jeden Augenblick bereit, Ihrem Gedächtnisse bey der Ausarbeitung durch Wiederhohlung des Gesagten unter die Arme zu greifen.

An Freund A's Stelle hätte ich dem Unbescheidenen längst schon unter die Arme gegriffen und ihm die Thüre gewiesen, da mir dieß aber nicht gestattet war, so entfernte ich mich und kehrte erst nach drey Stunden zurück, überzeugt den Schwätzer nicht mehr zu finden; doch er war der Einladung, zum Abendessen zu bleiben, gefolgt und commentirte noch in einem fort die mitgebrachten schriftlichen Wische.

Mich ärgerte meines Freundes hier in der That übelangewendete Langmuth zu sehr, um über die Sache ferner ein Wort zu verlieren; doch als ich eine Woche später in einem öffentlichen Zeitungsblatte die Recension des Concertes wirklich im Drucke erblickte, konnte ich mich nicht enthalten ihn zu fragen, ob er etwa auch beabsichtige, das Publicum mit einer Reisebeschreibung nach Tyrol und Schilderung der feyerlichen Einweihung einer Dorfschule zu langweilen, von denen er doch nur, gleich dem Blinden von den Farben, sprechen könne.

A. Warum nicht? — Ich habe bereits angefangen und Y. war auch schon mehrmahlen bey mir, die Vollendung zu betreiben, allein trotz seiner Zufriedenheit mit dem bereits Geschriebenen kann ich dießmahl keine rechte Lust zu dieser Arbeit finden, um so weniger, da mehrere widrige Ereignisse alle Laune von mir gebannt und mir alles Schreiben verleidet haben.

Ich. Gott sey Dank! Vielleicht bist du nun auf immer geheilt von deinem übertriebenen Gefälligkeitsdämon; folge, ich beschwöre dich darum, dieser dich ergreifenden Unlust, und weise Herrn Y's indiscrete Forderung zurück, um bey wiederkehrender Schreibelust deine

Feder wenigstens jenen Weg wandeln zu lassen, welchen dein freyer Wille ihr vorschreiben wird.

Es gelang mir dießmahl Gehör zu finden, er befolgte meine Vorschrift, und um Freund A. jeder Gewissensangst zu überheben, übernahm ich es, Herrn Y. all seine Documente unter Begleitung einiger Zeilen zurückzusenden, welche ihn wenigstens eine geraume Zeit von ähnlichen Zumuthungen abhalten sollten; doch A. schien trotz all dem nicht ganz zufrieden zu seyn, ohne jedoch die Ursache angeben zu können; ich glaube dieselbe aber errathen zu haben: die Neuheit, daß jemand für ihn einen Brief schreibe, mag ihn arg gequält haben, so wie man sich nur langsam an einen neuen Rock gewöhnen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Adele, der ich ein Lied versagte.

Du fordertest ein Lied von mir.
Ich bath die Musen drum; sie sprachen:
„Das schönste Lied versprechen wir;
Allein wir fordern eins von dir:
Entsag' Adelen." — Ich erwiederte mit Lachen:
„Euch, euch entsag' ich allen neun,
Auch ohne Lied, hoff' ich, Adel' ist mein!"

Ct.

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Nur der Amerikaner betrachtet mit gleichgültigem Auge das alltägliche Schauspiel, es ist ihm nur in so weit interessant, als es die Regsamkeit des Handels bekundet, und was der ankommende Fremdling für Lustparthien hält, sind reine Geschäftsreisen. Allmählig zog die scheinbar näher rückende große Stadt unsere Blicke immer mehr an. Endlich ward ein sanfter Ruck verspürt, es war der letzte, denn das Schiff hatte an der Werfte von Newyork angestoßen. Wonnevoller, leider zu kurzer Rausch! Neu geboren, jugendlich kräftig fühlt sich Jeder; Jeder begrüßt die gastliche Erde aus dem innersten Grunde seines Herzens. Hier hatte sich Jeder sein Glück geträumt, alle Hindernisse sind überwunden, der mühe- und gefahrvolle Weg liegt hinter uns: wir sind am Ziele; von nun an ist — so glaubt man — Alles Genuß, Freyheit, Bruderliebe. Kaum ist die kleine Landungsbrücke ausgeworfen, so drängt sich Alles darauf in lautem Jubel, Groß und Klein, Mann und Weib; Jeder will der Erste seyn, der den gesegneten Boden küßt. Dieß Alles fühlte ich lebhaft mit; ich hatte es mir aber zur Aufgabe gemacht, mich von der ersten Gemüthsbewegung nicht hinreißen zu lassen, sondern zu beobachten, und hatte mich in dieser Absicht auf den höchsten Punct des Verdecks begeben.

Noch waren kaum vier und zwanzig Stunden verflossen, daß wir die Küsten Amerika's erblickt hatten, noch hatte ich das Land nicht betreten, und mußte schon zum zweyten Mahle den grellen Übergang menschlicher Gefühle vom Erhabenen zum Gemeinen erfahren. Die sich am meisten beeilten, die am ersten in ihrem Entzücken an das Land sprangen, und eben im Begriffe standen, auf die Erde hinzustürzen, und sie mit ihren Lippen zu berühren, blieben auf einmahl gelassen stehen, und so ging es mit Allen, die nachfolgten; Alle verzogen den Mund und hielten sich die Nase zu, und ihre wunderlich lächelnden Züge drückten theils die Empfindung des Ekels aus, den der so jämmerlich verunreinigte Quai allerdings im höchsten Grade erwecken mußte, theils Spott über das eigene voreilige Entzücken. Auch meine Illusionen störte dieser Anblick; doch ich war einmahl entschlossen, Alles schön und gut zu finden, fand also bald eine Entschuldigung für alles Anstößige. Ehe ich das Schiff verließ, warf ich noch einen flüchtigen Blick auf die Werften, die, sämmtlich aus Holz, ganz roh gebaut, grell gegen die schönen, aus Quadersteinen gemauerten Bassins in Havre de Grace abstachen, welche mir noch im frischen Andenken waren, und nun kam mir mein Gemahl mit den beyden Kindern entgegen. Er hatte bereits unsere Bagage den Mauthbeamten vorgewiesen. Es ist merkwürdig, mit welch unverdrossenem Fleiße diese Zöllner ihre Schuldigkeit erfüllen; dabey bestreben sie sich aber, dem Ankömmling eine hohe Meinung von ihrer Bildung und Galanterie beyzubringen, indem sie den Nachtsack der Damen nie öffnen, sondern nur oberflächlich befühlen, und dann mit lächelnder, selbstzufriedener Miene zu erforschen suchen, ob dieses amerikanische Zartgefühl auch gehörig gewürdigt wird, und in Erstaunen gesetzt hat. Ein Neger lud unser Gepäck auf seinen Karren, mit flüchtigen Schritten durcheilten wir die schmutzige, kloakenartige Werfte, und hielten bey der ersten Häuserreihe längs dem Wasser, um Athem zu schöpfen. Diese Häuser haben, in der Nähe betrachtet, wenig Anziehendes. Die obern Geschoße sind Magazine für Schießbedarf, zu ebener Erde sind lauter schmutzige Branntweinkneipen; Ratten von ungewöhnlicher Größe schlüpfen zu Dutzenden über den Weg, und sind mit den hier ge-

lagerten Auswanderern ganz vertraut geworden. Zu Hunderten liegen die armen Ankömmlinge auf der Straße; sie haben von der Stadt als Gnade die Erlaubniß erhalten, hier zu bivouakiren. Ihre bleichen, abgemagerten Gesichter hat die Sonnengluth gebräunt, Lumpen flattern um ihre Knochen, die kein Fleisch mehr rundet, ihre Augen starren in die See, nach Osten schweifen die Gedanken, Reue und Heimweh grinsen aus ihren Zügen. Hier glich Newyork einer eingeschlossenen Stadt, wo die Pest herrscht. Ich werde später auf dieses Bild des Jammers zurückkommen; für jetzt wandten wir uns davon ab, und stürmten aufwärts nach der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Gelbschnabel.

Notizen.

Eduard Bauernfeld

und sein neuestes Schauspiel „Helena" im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

Unter die wenigen jugendlichen Dichter, welche in dem letzten Decennium zu einer Art Celebrität gelangt sind, ist unser Landsmann Eduard Bauernfeld zu zählen. Wer bedenkt, wie schwierig es gegenwärtig ist, bey der Menge vorhandener classischer Schöpfungen im Felde der Poesie, und bey der Menge lebender Dichter selbst, welche, da „die gebildete Sprache für sie dichtet und denkt," insgesammt ziemlich Erträgliches leisten, sich unter der Fluth von Erscheinungen, die kommen und gehen, nur einigermaßen bemerkbar zu machen, wird diesem Dichter gewiß die Anerkennung beglaubigten Verdienstes nicht absprechen, andererseits aber auch die vielleicht begünstigenden Umstände in die Wagschale seines Urtheilsspruches legen, welche vor Andern das Emporkeimen dieses Talentes erleichtert haben. —

Die erste poetische Schöpfung, womit Bauernfeld sich unter den Literaten, wenn auch noch nicht unter dem Publicum, vortheilhaft bemerkbar machte, war ein Gedicht (etwa i. J. 1827 in der Wiener Zeitschrift erschienen), worin er einen Aufruf an Grillparzer's tragische Muse ergehen ließ, die nach der Aufführung seines Ottokars in schlummernde Lethargie zu versinken schien. Das Gedicht ist so edel in Gesinnung, so voll Poesie im Ausdruck, so rein in Sprache und Wortmaß, daß es unter einer Sammlung, von welchem unserer besten deutschen Dichter immer gedruckt, seiner Umgebung vollkommen würdig wäre. Grillparzer erließ eine poetische Antwort, die den Stempel des Genies dieses Dichters trägt, aber wir gestehen es unumwunden, weit hinter dem ersteren zurückblieb. — Von diesem Umstande her scheint sich die innige literarische Freundschaft zu schreiben, welche beyde vereinte, und nahmentlich auf Bauernfeld nicht ohne wichtigen Einfluß blieb, weßhalb wir den Umstand hier berühren. —

Die schönsten Hoffnungen für die Entfaltung des unbezweifelten lyrischen Talentes, das Bauernfeld entfaltet hatte, schöpfend, ahnte es jedoch Niemand, der Dichter werde die Laufbahn dramatischer Leistungen vor allen andern sich erwählen, am wenigsten diejenige des Lustspiels. Der verblichene Schreyvogel war noch damahls Secretär und Dramaturg des k. k. Hofburgtheaters; Grillparzer unterstützte durch seinen Beyfall das Talent des jungen Dichters, und bald verbreitete sich die Kunde in Wien, Bauernfeld habe ein Lustspiel zur Aufführung bereit, das zu dem vorzüglichsten deutscher Zunge gehöre. — „Der Brautwerber" — so hieß dasselbe — wurde auch bald darauf gegeben, erhielt aber nur eine sehr laue Würdigung von Seite des Publicums. Alle hiesigen Zeitschriften — nicht ausgenommen das Urtheil eines nun nicht mehr lebenden Referenten, der sonst ein warmer Freund des Dichters war — enthüllten offen die Mängel des Productes, das, ich glaube, nach der dritten Vorstellung, liegen blieb. Eine gänzliche Armuth an Erfindung des Stoffes herrschte darin, und schien dem Kundigen alle Hoffnung eines entschädigenden Fortschrittes für die Zukunft zu benehmen, weil eben die Grundbedingung alles dramatischen Lebens — Handlung — darin gebrach. Glücklicher Weise für den Dichter schienen Einzelne diese Meinung nicht getheilt zu haben, und während die Frohsinn erweckende Leyer der Mehresten nach einem unglücklichen Erfolge vielleicht für immer verstummt wäre, griff Bauernfeld frischweg noch fortan in ihre Saiten, seine Stücke wurden gegeben, vom Publicum mit mehr und minderm Erfolg, jedoch insgesammt — „der Musicant von Augsburg" ausgenommen — ziemlich günstig, ja mit Vorliebe aufgenommen, bald nannten seinen Nahmen die Affichen sämmtlicher Provinzbühnen, gegenwärtig gilt er in Berlin und München, in Dresden und Hamburg so ziemlich für Gewährleistung guter Waare, die unter seiner Firma gebothen wird. —

Bauernfeld, dieß geht aus dem Gesagten hervor, ist daher unstreitig unter die glücklichen Dichter unseres Zeitalters zu rechnen. Sein Fuß wandelte nicht jahrelang über Dornen, bis ihm vergönnt war die Rosen zu pflücken. Sein Verdienst durfte nicht der Anerkennung unverhältnißmäßig vorangehen, im Gegentheile der Beyfall Einzelner und später auch der Menge erhoben ihn über sich selbst und beschwingten seine Kräfte mit ihrer ermuthigenden Freude. Wir waren von jeher der Meinung, daß Bauernfeld als Lustspieldichter weder hohe Vollkommenheit, noch dauernden Beyfall erringen werde. Die oft gänzliche (kunstvolle) Planlosigkeit seiner Handlung, noch mehr aber die Leere der Sujets, der sich öfters zeigende Mangel an neuen, originellen, das Leben von irgend einem Gesichtspunct (außer dem, womit es sich in seiner Alltäglichkeit von selbst gibt) auffassenden Ideen in seinen Stücken, beweisen nur zu deutlich, daß der Kern des dramatischen Talentes — Erfindungsgabe — gebricht, und wenn die Zuschauer auch durch eingestreute Bonmots, durch pikante Äußerungen über den gegenwärtigen Ton und unsere Gesellschaften — aus denen der Dichter vielleicht gerade gekommen u. dgl. die Lachlust für den Augenblick zu erregen weiß — dergleichen vergeht mit dem Knalle des platzenden Bonmots selbst und hinterläßt keine dauernde Spur, weil die tiefere Grundlage des künstlerischen Wohlgefallens gebricht. Oder fragen wir, welche Vorzüge das so allgemein beliebte „Liebesprotokoll" habe, als daß es die Eigenthümlichkeiten eines reichen jüdischen Bankier — und das Verdienst, diese komische Seite der Rolle abgewonnen zu haben, gehört noch dazu ihrem Darsteller Costenoble — dem Publicum zum Besten gibt, und seine gewiß einfache und nicht neue Handlung sich ziemlich vernünftig fortbewegt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1180.

Der Sammler.

Dinstag, den — 109 — 10. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Fortsetzung.)

Es trat nun eine Pause von mehreren Wochen ein, ohne daß mein guter A. mit fremden Angelegenheiten behelligt wurde, wenigstens gewahrte ich nichts dergleichen und war dessen in meiner Seele froh; doch lange sollte dieser Ruhestand nicht dauern, man mußte gewittert haben, daß seine Hände müßig seyen, und als ich ihn eines Tages besuchte, fand ich diese Vermuthung folgendermaßen bestätigt.

Töpfe mit Leimfarben, Pinsel, Reißkohlen und andere Requisiten der Mahlerey lagen um ihn herum. Einige in Kupfer gestochene Theaterdecorationen nach de Pian hatte er in kleine Quadrate lignirt, um sie leichter copiren zu können, und wirklich war eine derselben bereits auf einem großen aufgespannten Papierbogen mit vieler Genauigkeit nicht nur gezeichnet, sondern im grellen Colorit der Theatermahlerey glücklich effectuirt. —

Ich. Kramst du deine Schulkenntnisse im Zeichnen wieder hervor, um deinen Kindern ein Vergnügen zu machen? denn daß es auf ein Marionettentheater abgesehen sey, das merke ich wohl.

A. So ist's, lieber Freund! doch nicht für meine Kinder so eigentlich, der Spaß käme mir zu hoch; denn solch eine de Pian'sche Decoration kostet allein schon zwey Gulden, und nun all die andern Erfordernisse zu einem vollständigen Theater, als Podium, Marionetten 2c., das läuft in's Geld. Ich mahle sechs Decorationen nebst Portale und Courtine für meinen Freund P., der mich darum ersuchte.

Ich. Für wen gedenkt er denn diese Spielerey zu verwenden? so viel ich weiß, hat er ja keine Kinder?

A. Zum eigenen Vergnügen. Ich werde ihm dann einige Stücke dazu schreiben, und naht der Winter heran, so produciren wir den Kleinen unserer Bekanntschaft das selbstgefertigte Theater; auch meine Jugend ist vorläufig schon dazu geladen.

Ich. Wirklich? — Ey! wahrhaftig ein billiges Entrée. Seit wann widmest du dich denn schon diesem edlen Zwecke?

A. Ungefähr seit drey Wochen. Morgens mahle ich von fünf Uhr bis zur Amtszeit, Nachmittags bin ich bey Freund P. und helfe ihm am Podium zimmern, und Abends schreibe ich an den Lustspielen, die, wie du denken kannst, aus der alten Zeit des Käsperle herrühren; es soll ein Mordspaß werden für die herzliebe Jugend, ich freue mich zum Rasendwerden darauf.

Ich. Nun, dann wirst du es vielleicht auch noch, wenigstens bist du auf dem besten Wege dahin. Hast du also schon ein Drama unter der Feder, und wie betitelt es sich denn?

A. Ja, mit dem Titel und den Personen wäre ich im Reinen, es heißt: Hanswurst der Gefoppte oder ...

Ich. Aha! — das machst du gut, so ein „oder" hebt

das ganze Stück, und das Gehobene kann dann minder leicht fallen. — Also, oder?

A. Hanswurst, der Gefoppte, oder Undank ist der Welt Lohn!

Ich. Recht gut, sehr wahr und treffend! — Nun, und wer wird denn statt der Marionetten sprechen?

A. Ich mache den Hanswurst, zwey Räuber, einen Eremiten, den Ritter Flammenhorst und einen Geist.

Ich. Du also bist nicht nur Maschinist und Decorateur, Mahler und Dichter, ein zweyter Alexandre, sondern auch der Gefoppte? — gratulire —

A. rümpfte die Nase und schien etwas touchirt von dieser letzten Bemerkung, ließ sich aber in seinem Eifer nicht stören, und als der Herbst herankam, war ich selbst Augen- und Ohrenzeuge einer jener Hanswurstiaden, wobey er sich heiser schrie und müde schwitzte, die aber ein Hagelwetter von Applaus hervorbrachten, während die meisten der erwachsenen Zuschauer das sehr ungerechte Urtheil fällten, daß mein Freund A. seiner selbst willen Geschmack an ähnlichen Läppereyen finde, und ihn daher unter den Troß jener Schwachköpfe zählten, die keines höheren Aufschwunges fähig seyen. So bewährte der Titel seiner Burlesque sich an ihm selbst am kräftigsten, und Niemand wußte ihm Dank für seine Anstrengungen, als die Welt der kleinen Zuschauer.

Man glaube nicht, daß der gute A. nicht all das satyrische Lob empfand, welches man seinen Vorstellungen zollte; er sah recht gut ein, daß man ihn nur als ein Werkzeug gebrauche, einiger Freunde Kinder das Zwergfell zu erschüttern, daß man ihn als einen gedungenen Marionettenspieler behandle, indem man ihm sogar den Zutritt in die Versammlung der erwachsenen Zuschauergäste weigerte, und ihn nicht einmahl mit jenen Erfrischungen bediente, welche jene genossen, sondern seinem Gaumen jene Genügsamkeit zutraute, die einem andern ambulanten Budenspieler auch eigen seyn, und ihm den Genuß einer Knackwurst und eines Glas Bieres den noblerm Gouter von Gefrornem und Backwerk vorziehen mache: dieß Alles sah und fühlte Freund A. in vollem Maße; aber — er konnte nun einmahl keine Bitte abschlagen, und der Gedanke, die liebe kleine Welt so manches liebe Mahl recht herzlich froh gemacht und in ihrem zügellosen Gekicher ihrer kleinen Herzen ungekünstelten Jubel erweckt zu haben, tröstete ihn schnell wieder für all die Schattenseiten seiner dienstfertigen Bereitwilligkeit, jede Bitte zu erfüllen. —

Alles bisher Gesagte, so buchstäblich wahr es auch ist, war doch meist unschädlich für den guten A., wenigstens hatte er dadurch nichts verloren, als einen weisern Gebrauch seiner Zeit, und die günstige Beurtheilung von Leuten, deren Urtheil darum minder beachtenswerth für sein Herz war, weil es nur dem Verstande jener Menschen und nicht auch ihrem Herzen entsprungen war; bald aber brachte ihn sein Gefälligkeitstrieb auf Abwege voll der stechendsten Dornen.

Seine Berufsstellung war bisher in so ferne von angenehmer Art, als die ihm angewiesene Beschäftigung seinem Geiste sowohl als seinem früheren Lebenslaufe angemessen war. Plötzlich ereignete es sich, daß einer seiner Collegen einem andern Geschäftszweige zugewiesen werden sollte, und man in Verlegenheit war, an welche Stelle ihn zu setzen. — A. war in seiner ämtlichen Obliegenheit keineswegs bemüssigt, den ihm vorgeschlagenen Tausch einzugehen, er hatte daher den ihm bisher gänzlich fremden Muth, dagegen zu protestiren; allein als man ihm vorstellte, daß der zu versetzende College ohne diesen Tausch schwer anderwärts zu verwenden sey, und daß es sogar nachtheilige Folgen für dessen ferneres Fortkommen haben könne, wenn A. sich weigere, da wich der Leichtbewegte dem Gedanken, Jemanden durch seine Widersetzlichkeit unglücklich machen zu können, und nahm eine Stelle an, die ihn keineswegs zufrieden machte, sondern durch die geisteserschlaffende Leere ihres Wirkens seiner Stirne seither manche Falte eingrub.

Doch auch diese Willfährigkeit in das Begehren Anderer konnte ihm bey bessergesinnten Menschen ja nur die Anerkennung seines menschenfreundlichen Gemüthes erzielen, und wenn dieselbe leider auch nur im Stillen irgendwo blühen mochte, es war seinem Herzen doch schon ein Trost, sie wenigstens verdient zu haben. Nun aber deckte ich in der letzten seiner mir bekannten Gefälligkeiten eine Probe auf, über welche ich mich nicht nur wunderte und ärgerte, sondern die mich auch eine Zeitlang an dem Charakter meines Freundes zweifeln ließ. —

Seit geraumer Zeit hatte ich A. nur äußerst selten zu Gesichte bekommen, obwohl ich unter einem Dache mit ihm wohnte, und traf ich ihn auch zuweilen am späten Abende zu Hause, so schien es mir doch, als sey ihm mein Besuch lästig, er war meist einsylbig und verstimmt, und ich mied ihn daher ziemlich lange. Es waren mir mittlerweile Gerüchte zu Ohren gekommen, denen ich zwar keinen Glauben schenken konnte, weil Alles, was ich von A. seit mehr denn zwanzig Jahren wußte, jenen Verleumdungen zu gewaltig widersprach, doch seine öfteren Geldverlegenheiten, in welchen er sich an mich wendete, machten mich schwanken in meinem Glauben und ich nahm mir vor, ein vertraulich

Wort an ihn zu richten, überzeugt, daß sein Gemüth mir Stich halten und ein Räthsel lösen werde, welches schon anfing seinem guten Rufe nachtheilig zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Speisehäuser in St. Petersburg.

In diesen ist es zum Theil sehr theuer, weil sie oft von reichen Leuten besucht werden. Sie sind nach Art der Pariser Restaurationen eingerichtet, und voll Gardeofficiere, junger reicher Leute, die, der Einförmigkeit ihrer Wirthschaft überdrüssig, ins Speisehaus gehen, um sich die Langeweile zu vertreiben: voll Engländer, Lords und Anderer, welche alles noch zu wohlfeil finden, und endlich Reisende, die ihr Geld auf eine auffallende Art verprassen, und in die Einladungen, welche sie von Andern erhalten, Abwechselung bringen wollen. Diese Speisehäuser sind Luxusanstalten. Man gibt da Frühstücke à la fourchette, die theurer als Mittagsessen sind, und wo man die Liqueure und Weine nicht schont. Man trinkt da Oeil de Perdrix, Tokayer, Constantia, Cognac, Kirschwasser, wovon jede Bouteille noch einmahl so hoch zu stehen kommt als anderwärts. In solche Speisehäuser kommt man oft nicht des Essens wegen, sondern um zu zeigen, daß man Aufwand macht. Eines Tags kam ein Engländer zu dem Restaurateur Aimé und verlangte zu essen; man reichte ihm den Speisezettel. Kein Gericht ist ihm theuer genug; er befiehlt, daß man ihm von jedem Gerichte des Speisezettels eine Portion geben soll. Er kostet sie alle, wenigstens beriecht er sie. So macht er es auch mit den Weinen und Liqueuren. Er verlangt seine Rechnung — 350 Rubel. Er wirft das Geld auf den Tisch, und entfernt sich froh und vergnügt.

Das Baden im Manzanares in Cumana.

Der Manzanares ist eine unschätzbare Wohlthat für die Bewohner von Cumana, die sämmtlich, selbst die weiblichen Glieder der reichsten Familien, schwimmen lernen. Die Art zu baden ist verschieden. Humboldt mit seinen Begleitern besuchte jeden Abend eine Familie in der Vorstadt Guayqueirie. Bey schönem Mondenscheine wurden Stühle in das Wasser gestellt, worauf Damen und Herren in leichter Bekleidung saßen. Man brachte so mehrere Stunden im Flusse zu, rauchte Cigarren dabey und plauderte über die gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung, z. B. die außerordentliche Dürre, den weiblichen Luxus in Caraccas und Havannah ꝛc. Die Gesellschaft ließ sich durch die Bavas oder kleinen Krokodille, die bloß drei bis vier Fuß lang und jetzt sehr selten sind, nicht im geringsten stören; dagegen sah man eine Menge Delphine, welche zur Nachtzeit in den Fluß heraufkamen und die Badenden durch das Ausspritzen von Wasser aus den Nasenlöchern erschreckten.

N o t i z e n.

Meyerbeer's „Robert der Teufel" im Hofoperntheater.

Seit der Aufführung dieser Oper, in einem der hiesigen Vorstadttheater, war das musikliebende Publicum mit den Schönheiten dieses großen Werkes bekannt und vertraut geworden. Daraus allein ließe sich der außerordentliche Andrang erklären, welcher bey der ersten Aufführung in unserm Hofoperntheater Statt hatte. Es war aber schon früher bekannt geworden, daß die Direction dem Einstudieren der Oper die genaueste Sorgfalt widme; daß sie bey Besetzung der Rollen ihre edelsten Kräfte verwende; daß sie bey der glänzenden Ausstattung an Trachten und Verzierungen die Vorstellung in Paris zum Muster genommen habe. Diese im Publicum umlaufenden Verlautbarungen konnten nur um so gefährlichere Neugierde und Erwartung erregen, da der Reiz der Neuheit bereits abgestreift war. Kaum war aber die Gardine aufgeflogen, und hatte uns den glänzenden Chor der Ritterschaft, herrlich costümirt und gruppirt, gezeigt, kaum waren die ersten Tacte der Introduction verklungen, als schon die treffliche Leistung des Männerchors und Hrn. Breiting's gewaltige, die Massen beherrschende Stimme, das übervolle Haus zu einem rauschenden Beyfalle begeisterte, der sich während des langen Musikstückes mehrmahls mit gleichem Enthusiasmus erneuerte und dann die Abgehenden begleitete. Nunmehr konnte man schon bemerken, daß Breiting das Heldenmäßige, Ritterliche seines Charakters vollkommen aufgefaßt habe, und ganz der Mann sey, das richtig Gedachte in allen Zügen wiederzugeben. Der Erfolg dieser Introduction ließ auf jenen der ganzen Oper schließen, denn das Publicum gelangte durch dieselbe in die behaglichste Stimmung, und war auf das viele Schöne und Glanzvolle, das noch kommen sollte, gehörig vorbereitet. Alicens Romanze ist, dem Texte gemäß, sehr pathetisch und fromm vom Tondichter gehalten. Es ist ein Musikstück, das großen Aufwand der Stimme fordert, ohne bedeutenden Lohn dafür zu biethen. Mad. Ernst zeigte sich auch bey dieser undankbaren Aufgabe als Künstlerinn, und wurde als solche anerkannt. Das Finale ist von besonderer Frische und Lebendigkeit; Breiting hat Stellen darin, die seine Meisterschaft bewährten. Sein Vortrag war grandiös, die Wirkung seiner kolossalen Stimme durchgreifend. Der Chor bey der Würfelscene und am Schlusse enthält so effectreiche Momente und frappante Gedanken, daß der Beyfall nicht enden wollte. Im zweyten Aufzuge war das schon früher beliebt gewordene Duett, welches aber doch mehr der komischen Oper angehört, und hier durchaus nicht an seinem Platze steht, in so fern willkommen, als es Hrn. Binder Gelegenheit verschaffte, seinen gediegenen Vortrag geltend zu machen. Er wurde hierin von Hrn. Staudigel brav unterstützt und beyde Sänger fanden gerechten Beyfall. Der durch Sprachröhre gesungene Chor der Dämonen macht eine äußerst grelle, aber originelle Wirkung. Er vermehrt die Schauerlichkeit der Scene und wird zu dem dauernden Besuche der Oper nicht wenig beytragen, denn auch das Unschöne gefällt, wenn es nur neu ist. Das Duett zwischen Alice und Bertram enthält in den Singstimmen einige Spielereyen und Gaukelkünste, die den Situationen und der Würde des übrigen Tonsatzes nicht ange-

messen scheinen. Die Geschicklichkeit der Sänger half jedoch über die Klippe weg. Ganz anders ist es mit dem darauf folgenden Vocalterzette, welches durch Roberts Hinzukommen entsteht; hier liegen die Stimmen in schöner Harmonie und anmuthigem Wechsel. Manchen dürfte das Musikstück etwas lang vorgekommen seyn; schön aber haben es gewiß alle Zuhörer gefunden. Das Duett, welches den Act schließt, ist einigermaßen im heroischen Style der modernen Italiener. Breiting und Staudigel hoben es durch das Feuer ihres Vortrages zu einem Glanzstücke. Der dritte Act eröffnet sich unter den günstigsten Auspizien. Die Decoration der Gräber ist wahrhaft poetisch erdacht, kunstreich ausgeführt und die Fernsicht in die rückwärtigen Nischen meisterhaft. Die Beschwörung Bertrams, durch die kraftvollen Instrumente Ophicleide und Bombardon unterstützt, bringt eine schauerlich erhabene Wirkung hervor, die sich noch steigert, als Irrlichter aus den Gräbern leuchten, weiße Gestalten aus denselben huschen, vorwärts trippeln, ihrem Meister huldigen, seine Befehle entgegennehmen und dann wieder verschwinden. Da Robert sich unschlüssig zeigt, den Zweig zu brechen, kommen jene Gestalten zurück, ihn nach Auftrag ihres Meisters zu dem Werke der Gottlosigkeit zu verführen. Diese Scene besteht aus Tanz und Pantomime. Aber es sind nicht mehr die dem Grab entstiegenen Gestalten in den weißen Talaren; es ist ein blühender Mädchenchor, reizend und üppig, jedoch nicht ohne Abzeichen von Grab und Verwesung. Die schwarze Farbe des Todes, welche sich unter die frischen Lebensfarben mengt, die Todtenkränze auf den Häuptern erinnern daran, daß hier nur eine erkünstelte Fröhlichkeit herrsche. Wir verweilen gerne bey dieser interessanten Scene, weil sie die hohe Intelligenz des Erfinders und Anordners beurkundet. Nichts wäre ihm leichter gewesen, als ein weit effectvolleres Tanzstück zu setzen, aber nichts hätte auf die Situation übler angepaßt. Hier galt es keine frivolen Zwecke; es war eine Aufgabe der Kunst zu erfüllen. Vielleicht geschah auch hier noch zu viel; einige Variationen hätten wegbleiben mögen, aber wir bescheiden uns gerne, daß das Bedürfniß, die ersten Tänzerinnen so zu beschäftigen, um sich auszeichnen zu können, den Erfinder hierin gegen seine bessere Überzeugung zur Nachsicht gestimmt habe. Als Robert, der Versuchung erliegend, endlich den Zweig bricht, verschwinden die Truggestalten plötzlich und Furien mit geschwungenen Fackeln verkünden den Sieg der Hölle, zwischen deren Reihen die früheren Erscheinungen sich wieder ihren Gräbern nähern. Diese ganze Scene, mit ihren so bezeichnenden als anmuthigen Gruppirungen, mit dem zweckmäßigsten Arrangement, ist ein Glanzpunct der Oper, der auch schon bey der zweyten Vorstellung als solcher erkannt wurde, und lauten Beyfall einerntete.

Den vierten Aufzug eröffnet ein ungemein freundliches Tableau. Man erblickt die Prinzessinn im Kreise ihrer dienenden Frauen. Decoration, Anzüge, Möblirung, Alles trägt dazu bey, diesen Anblick dem Auge wohlgefällig zu machen. Dlle. Löwe trägt eine Arie vor, worin ihre Bravour siegreich hervortritt. Diese wird von dem weiblichen Chor begleitet, der, schon vom Compositeur einfach und klar erdacht, von dem Personale mit Anmuth, Präcision und Kraft vorgetragen wird, und sowohl beym Auditorium als Spectatorium eine freudige Bewegung hervorbringt. Der Einschlummerungsmoment, so wie jener des Erwachens, zeugt wieder von dem Geschick des Arrangirenden, der alles Mißliche vermeidend, das hier so leicht eintreten konnte, auch diese Scene zu einem lieblichen Bilde zu gestalten verstand. In dem Duett entfaltete Dlle. Löwe die Fülle einer tiefen Empfindung, die in dem Arioso zu religiöser Demuth übergeht. Sie steht ihrem Sieger gegenüber, ein schwaches Weib, aber stark durch Gottvertrauen und innige Liebe. Breiting markirt den Ungestüm des Liebhabers mit kräftigen Zügen; aber er, den Bertram nicht mit Unrecht ein schwankendes Rohr nennt, erliegt dießmahl wenigstens einem edlen Gefühl; er zerbricht den Zweig; damit schwindet der Zauber; die Ritter, die Damen erwachen; und erstere, Robert auf den Knieen vor ihrer Prinzessinn sehend, stürmen auf ihn ein. Dieß führt einen großartigen vollen Chor der Ritter und Damen herbey, durch welchen die Stimmen der Prinzessinn, Aliceens und Roberts dringen. Dieser Chor macht dem Tondichter alle Ehre, eben so große aber auch den Ausführenden, welche die ganze Gewalt ihrer schönen Stimmen geltend machten. — Im fünften Acte bemerken wir zuerst das Duett zwischen Robert und Bertram unter einem religiösen Gesange, der von Deutschman's Instrumente Clodicon begleitet eine bezaubernde Wirkung that. Breiting und Staudigel singen hier gleich ausgezeichnet. Das eigentliche Finale der Oper bildet das berühmte Terzett dieser beyden mit Mad. Ernst. Es ist ein Meisterstück der Tonschöpfung, weil hier die kraftvolle Ungeduld Bertrams, die fromme Dringlichkeit Aliceens, die Unschlüssigkeit Roberts bey aller Hinneigung zum Bessern, anschaulich gemacht wird. Jede Stelle dieses Terzetts hat ihren eigenthümlichen Werth; die Sänger erkannten ihn, und trugen dieses Tonstück mit hoher Vollendung vor. Nach Bertrams Sturze kommt der Einzug der Prinzessinn mit dem zahlreichen und glanzvollen Hofgefolge, und die Vereinigung der Liebenden erfolgt. Auch dieser Schlußmoment macht eine großartige Sensation.

Das Buch dieser Oper ist vielfach und mit Recht getadelt worden. So sehr die Direction des Hoftheaters bemüht war, manches Verworrene zu erhellen, und einen regelmäßigeren Gang in die Handlung zu bringen — eine Bemühung, die auch nicht erfolglos blieb — so läßt sich doch zum Lobe, oder besser zur Entschuldigung des Textes nicht mehr sagen, als daß er einige dramatische Situationen herbeyführt. Über den Werth der Musik haben wir uns schon oben beyfällig ausgesprochen. Sie ist mit deutschem Fleiße gedacht, mit gediegener Kenntniß des Instrumentalsatzes ausgeführt, der freylich der Singstimme hie und da Eintrag thut. Der erste Act ist im Geiste des Ritterthums geschrieben; das Pathetische und Schauerliche walten im zweyten und dritten Acte vor; dem Schmelzenden, dem eigentlichen Gesange, ist der vierte, dem Religiösen der fünfte Aufzug gewidmet. Diese Disposition bringt eine reiche Abwechslung in das Ganze, und gab dem talentvollen Meyerbeer Gelegenheit, sein Geschick in fast allen Gattungen des Tonsatzes glänzen zu lassen. Wo so viel Gelungenes gebothen wird, können wir wohl einige Bizarrerien durchschlüpfen lassen, um so eher, da sie in einem Werke vorkommen, das eine sichtbare Ähnlichkeit mit dem Freyschütz hat, welches der Componist, obschon es ihm nicht immer gelang, durch frappante Wendungen zu verschleyern suchte.

Die Darstellung auf unserm Hoftheater muß in jeder Hinsicht musterhaft genannt werden. Die Oper war so gründlich einstudiert, daß selbst bey der ersten Vorstellung nicht der geringste Fehler vorfiel. Die Sänger Mad. Ernst, Dlle. Löwe, die HH. Breiting, Binder, Staudigel, Seipelt (letzterer als Anführer des Chores) leisteten, jedes in seinem Wirkungskreise, Ausgezeichnetes. Die Chöre, sowohl von Männern als von Frauen, sind in solcher Vollendung noch nicht gehört worden. Nach allen bedeutenden Musikstücken, nach allen Actschlüssen wurden die Sänger hervorgerufen. Das Orchester, unter Lachner's Direction, entsprach seinem bewährten Ruhme. Rechnet man noch hinzu, daß die Oper durch eine Meisterhand in die Scene gesetzt war, daß in Decorationen und Costümes eine fast verschwenderische Pracht herrschte, so wird man nicht bloß den außerordentlichen Andrang zu den ersten Vorstellungen begreifen, sondern auch glauben, daß der Erfolg dieser Oper auf lange Zeit gesichert ist, und wir nun ein Spectakel in diesem Fache besitzen, das wir den Fremden mit gerechtem Stolze zeigen können.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 110 — 12. September 1833.

Der Allerweltsdiener.

(Beschluß.)

Ein herrlicher Sommersonntag lieferte mir Gelegenheit dazu, ich lud ihn zu einem Morgenspaziergange ein, und hatte eine Gegend gewählt, von der bekannt war, daß sie sein Herz immer zur unbegränztesten Freude und Offenheit stimmte — dieß bewährte sich denn auch, wie folgendes Gespräch beweiset.

Ich. Sage mir, guter A., was bringt dich denn nur öfter in die Nähe des Augartens? man will dich dort zu allen Tageszeiten und zwar in einer gewissen beklommenen Schüchternheit bemerkt haben, welche die Beobachter auf eben so nachtheilige, als ganz gewiß irrige Vermuthungen brachte.

A. Possen! — Man mag mich verkannt haben — — daß ich nicht wüßte — — — was hätte ich beym Augarten zu schaffen? — — du weißt, ich liebe diesen Park eben nicht sonderlich.

Ich. Ist mir wohl bekannt, auch sah man dich nicht nach demselben deine Schritte lenken, sondern in ein unweit gelegenes niederes Häuschen, wo du immer ziemlich lange verweiltest, und geschah dein Besuch Abends, meist von einem Frauenzimmer eine Strecke lang im Nachhausegehen begleitet wurdest.

A. Was die Leute sich doch alles ersinnen, um ihren Mäulern Stoff zu liefern, es ist gar zu toll! du wirst doch nicht etwa glauben, daß . . . . . .

Ich. Daß du dort falsch münzest? Nein! das eben nicht, aber manche Münze hinschleppst und daher deine nun öfter eingetretenen Geldverlegenheiten rührten. Man will sogar einmahl jenes dich begleitende Frauenzimmer in der Dunkelheit des Abends mit einem Säugling auf dem Arme erblickt und bemerkt haben, wie du das Kind zum Abschiede herztest und küßtest.

A. (mit verbissenem Ingrimme.) Nicht etwa auch das Frauenzimmer, so den Säugling trug?

Ich. So unvorsichtig warst du nicht, doch auch nicht vorsichtig genug, um eine andere, auffallende Handlung zu begehen.

A. Ich bin in der That neugierig, fahre fort, das Mährchen amüsirt mich zum Todtlachen.

Ich. Sonderbar! und doch sehe ich dein Auge feucht. Lache nur nicht noch mehr, und verbirg mir nicht länger deines Herzens Geheimniß, du siehst, ich weiß mehr als du dachtest, vielleicht Alles!

A. Alles? — du weißt Alles? — Nein, bey Gott! Alles weißt du nicht, aber du sollst es nun erfahren, denn ich merke wohl, jene falschen Gerüchte haben mir ein Herz schon halb entzogen, das ich im Leben nicht mehr entbehren kann. So höre denn und urtheile dann!

Wir lagerten uns auf der waldumzäunten Zinne

eines eben erstiegenen Berges, A. zog seine Brieftasche hervor und gab mir folgenden Brief zu lesen.

Liebster A.! einziger, treuer Freund!

„Oft warst du mir eine freundliche Stütze, ein wohlmeinender Rathgeber, sey jetzt mein rettender Engel, meine einzige Zuflucht!

Ich habe schwer gesündigt, an mir, an Weib und Kind, an einem armen, schuldlosen Geschöpfe, dem ich das Daseyn gab. — Verführt von einem schändlichen Gelüste, ward ich wieder zum Verführer; ich büße schwer, aber ich bedarf des Retters, mein Herz sagt mir, ich werde in dir ihn finden.

Du kennst meine ganze Lage. Ich lebe in glücklichen Eheverhältnissen, mein Weib ist ein Engel, meine Kinder ihre Ebenbilder, meine Einkünfte knapp und unzulänglich ein Wesen zu erhalten, das mein Fehltritt ins Leben rief. Ich habe Anwartschaft auf Hülfsquellen, jedoch erst in vielen Monathen. Meine Stellung in der Welt gebiethet mir das strengste Incognito, ich darf weder mein Kind, noch seine von mir getäuschte unglückliche Mutter mehr sehen, aber verlassen kann ich sie unmöglich, dieß bräche mein Herz. — Sey du Vater des unglücklichen Geschöpfes, unterstütze mich aus all deinen Kräften, meine Pflichten gegen diese Opfer meines Vergehens zu erfüllen, der Himmel wird dich reichlich dafür segnen, und ewig dankbar wird dir seyn

Dein unglücklicher N. N.“

A. Nun, wußtest du auch das? —

Ich. Beym Himmel nein! — du siehst mich erstaunt und beschämt.

A. Lasse Letzteres, der Schein war wider mich, doch staunen sollst du noch bey weitem mehr. Höre weiter —

Nach Empfang dieses Briefes suchte ich dessen Schreiber eiligst auf, und wie heute mit dir, wandelte ich mit ihm auf eben diesem Wege; dort in jenes Waldes Schatten enthüllte er mir seine ganze bemitleidenswerthe Lage.

Ich versprach nach Kräften zu helfen und hielt Wort. In der Nähe des Augartens miethete ich bey armen Leuten eine Wohnung für die Unglückliche, lieferte ihr die nöthigen Mittel zu ihrer und der Erhaltung des kurz darauf gebornen Knäbleins, sah dem Wohlergehen Beyder mit reger Sorgfalt nach, förderte die Mutter nach sechs Monathen in ihre Heimath zurück, gab das Kind an einen andern Kostort und — begrub es vor wenig Tagen — Nun weißt du Alles.

Ich. Und wer war der Vater? — Kenne ich ihn?

A. Dieß sey und bleibe mein Geheimniß!

Ich. Ist er dir auch dankbar?

„Er ist es!“ sprach mein Freund, sprang auf und wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge, die mir nur zu deutlich das Gegentheil verrieth.

Dieß war des Allerweltsdieners letzte Gefälligkeit, von der ich zu erzählen weiß, und wahrlich nicht die geringste, denn er war ja selbst Gatte und Vater. — Sie hat ihn für immer vielleicht geheilt von seiner unbedingten Dienstfertigkeit.

Trotz alle dem frägt es sich, ob er wohl eilige Hände der Bereitwilligkeit fände, wenn er ihrer in irgend einer Noth bedürfte? — Bis jetzt steht diese Frage, so viel mir sein Leben bekannt ist, noch sehr im Zweifel.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5.

Bin im Wasserreich geboren,
Zu manch' weitem Ziel erkoren,
Oft nur düst'rer Wildniß Raum,
Kein Paradies oft schöner kaum.

5. 1. 2. 3. 4.

Bin geringer Nahrung Spende,
Both einst zum Betrug die Hände,
Blick' aus bös und frommen Augen,
Mag dem Optiker auch taugen.

F. W. Jaggi.

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Nachdem wir noch einige hundert Schritte zurückgelegt hatten, fiel die Straße, durch die wir zogen, in eine andere große, breite, prächtige Straße ein, und das war der berühmte Broad Way, mit Recht der Markt und die schönste Straße von Amerika genannt. Equipagen, Fiaker, Güterkarren rasselten über das Pflaster, die breiten Trottoirs vor den eleganten Kaufläden wimmelten von Menschen. Mein Mann sprach einen dieser Spaziergänger an, um sich nach einem guten amerikanischen Gasthause zu erkundigen. Wir hatten zwar die Adresse eines französischen Einkehrhauses, wären aber gerne bald mit den Nationalsitten bekannt geworden; allein das ist nicht so leicht. Der Herr, den wir fragten, blieb stehen; als mein Mann grüßend an seinen Hut griff, lächelte unser Amerikaner und fragte, statt den Gruß zu erwiedern, woher wir kämen, was unser Geschäft sey und dergleichen, und als wir, ihn unterbrechend, abermahls um Auskunft bathen, sagte er: „Ich weiß nicht,“ und ging seines Weges. Eben so fiel ein zweyter und dritter Versuch aus; da kam uns eine Quä-

kerfamilie entgegen, und an diese Menschenfreunde, wie sie sich nennen, beschloß ich mich zu wenden. Auch hier wurde mir derselbe Bescheid, und es war ganz wie bey den Andern, nur daß der Quäker mich duzte und Freundinn nannte. Als er seine Neugierde befriedigt hatte, mußte der meinigen sein I do'nt know (ich weiß nicht) genügen, das er brummte, indem er seinen Weg fortsetzte. Es blieb nichts übrig, als in das uns nahmentlich bekannte französische Gasthaus: Hôtel du commerce zu gehen; allein auch das war keine kleine Aufgabe, denn Niemand wollte den Weg zeigen, immer die nähmliche Antwort: „ich weiß nicht," oder: „ich kann's nicht sagen;" selbst aus unserm Packträger war kein anderes Wort herauszubringen, da er wahrscheinlich seinen Trägerlohn durch langes Herumirren gesetzlich zu vermehren dachte. So wanderten wir denn in ganzer Familie hinter dem Schubkarren her; Gassen auf und nieder, bis wir endlich zufällig einen Menschen vor einem Hause französisch sprechen hörten. Ehe wir noch unsere Frage ausgesprochen hatten, lud er uns gleich ein, einzutreten; es war der Wirth selbst, und wir befanden uns zu unserer Freude im Hôtel du commerce. Unter solchen Umständen mußte uns auch jeder Preis recht seyn; doch unterließ mein Gemahl nicht, denselben vorläufig festzusetzen, eine Vorsicht, die Niemand in Amerika außer Acht lassen darf. Es wurde für Kost, ohne Getränk, und Wohnung ein Dollar (2 fl. C. M.) täglich für den Kopf, ohne Unterschied des Alters, ausgemacht, und nun ging es hinauf über die mit schönen Teppichen belegte Treppe in ein geräumiges, mit prächtigen Teppichen versehenes Zimmer. Es war bald zu sehen, daß Teppiche den Hauptluxus ausmachten. Die Möbeln, obwohl reinlich und bequem, sind so massiv, daß sie, im Vergleich mit europäischen, sehr roh aussehen. Beym Abendtisch schien uns Alles köstlich, und die Speisen waren kaum aufgetragen, so waren sie auch schon verschwunden. Dieser unmäßige Appetit ist Jedem eigen, der vom Schiffe kommt und wieder einmahl festen Fußes bequem essen kann. Unser Schiffscapitän hatte es uns zwar an hinlänglicher, guter Kost, ja an Leckerbissen keineswegs fehlen lassen, aber das ewige Schaukeln auf dem Wasser wirkt so verderblich auf den Magen, oder vielleicht befördert umgekehrt die Seeluft die Digestion so kräftig, daß man in den ersten Wochen zu Lande den Wölfen gleicht; nicht einmahl der wüthende Feuerlärm, der während unserer Mahlzeit entstand, vermochte unsere beschäftigten Sinne im geringsten zu zerstreuen.

Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, kaum die ermatteten Augen geschlossen, so schreckte ein neuer Allarm uns auf. Gleaner öffnete das Fenster: hilf Himmel, welch ein Tumult! Feuerspritzen und endlose Wasserschläuche, von Hunderten kräftiger Amerikaner geschleppt, der Schein unzähliger Fackeln, der Trompetenklang, das Geschrey der Menschen — das Alles weckte Niemanden im Hause; auch die Nachbarn blieben ruhig, und so wollten auch wir wieder schlafen; allein bey Öffnung der Fenster waren solche Massen von Mücken, dreymahl größer als die europäischen, in das Zimmer gedrungen, daß man kaum mehr athmen konnte. Sie quälten uns furchtbar, und am andern Morgen waren wir Alle jämmerlich zerstochen. Die Martern, denen wir hülflos preisgegeben waren, machten uns ganz stumpf, und schon in dieser ersten peinvollen Nacht konnten wir einen dritten Feuerlärm mit amerikanischem Phlegma anhören, ohne nur in Versuchung zu kommen, die Fenster wieder zu öffnen. Dagegen erwarteten wir mit Ungeduld die erste Dämmerung, in der Hoffnung, unsere nächtlichen Gäste dürften uns dann schlafen lassen, und das thaten sie auch; sie brauchten wohl selbst Ruhe, denn was sie an uns verübt, konnte sie immerhin ermüdet haben. Indessen war schon wieder ein anderer Unhold wach. Neger zogen durch die Gassen, und die ganze Stadt wiederhallte von den rohen, kraftvollen, aber gar nicht unharmonischen Stimmen dieser Kinder der Wildniß. Es ist in der That schauerlich schön, wie sie die einförmige Sylbe oho! durch die ganze Tonleiter auf- und abführen. In der Folge, als ich an diesen Gesang etwas gewöhnt war, fand ich viel Vergnügen daran; er ist unglaublich stark, aber nicht unangenehm, wild und melancholisch; aber eben deßhalb brachte mich diese befremdende Harmonie um das Bischen Ruhe, das ich vom anbrechenden Tage erwartete. Um acht Uhr früh tönte die Glocke im Gasthof, um die Gäste zu wecken, und eine halbe Stunde später rief sie zum Frühstück.

Wir traten in das Gastzimmer, wo wir den langen Tisch mit verschiedenen kalten und warmen Fisch- und Fleischspeisen beladen und von etwa dreyßig Gästen umringt fanden. Jeder griff da zu, wo er stand; der Eine fing mit grünem Salat an, dann kam Eyerspeise, dann ergriff er ein Stück Braten, darauf trank er herzhaft seine Tasse Kaffee mit Milch und setzte noch ein Stück kalten Fisch darauf. In ganz entgegengesetzter Ordnung sättigte sich sein Nachbar.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Eduard Bauernfeld und sein neuestes Schauspiel „Helene“ im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

(Fortsetzung.)

An Fruchtbarkeit gebrach es unserem jungen Dichter nicht. In einem Zeitraume von etwa vier Jahren hat er nicht weniger als sieben Stücke, wovon sechs einen ganzen Abend ausfüllen, im Hofburgtheater zur Aufführung gebracht. — Leichtsinn aus Liebe, oder die Täuschungen, eine der ersteren Arbeiten des Dichters, hat zunächst dem Liebesprotokoll wohl den größten Beyfall gefunden, und lockt noch immer das Publicum ins Schauspielhaus. Wer nur immer einige Kunstforderung an Theaterstücke zu machen gewohnt ist, wird gestehen müssen, daß dieses Lustspiel allem andern, nur nicht seiner inneren Gediegenheit, das selten erhaschte Glück zu verdanken habe. Armuth in Erfindung der Intrigue leuchtet hier, zunächst dem Brautwerber, am kahlsten durch; denn auch nicht ein Hinderniß stellt sich entgegen, daß der letzte Act nicht zugleich auch der erste gewesen seyn dürfte. Dagegen kommen Pfänderspiele und dergl. so, wie sich nur in seiner prosaischen Trivialität das Leben zu zeigen pflegt, zur allgemeinen Ergötzlichkeit vor — und kurzweg die Sache macht Furore. — Am mindesten gefielen der Musikus von Augsburg und der Zauberdrache, mehr unter das Genre der Posse gehörig. Nur diese beyden Stücke Bauernfelds und sein erster Versuch, der Brautwerber nähmlich, sind gänzlich vom Repertoir verschwunden; alle übrigen leben fort, und füllen, nach Zwischenräumen gegeben, noch fortwährend das Schauspielhaus. Bey der Darstellung des Musikus von Augsburg drohte für den Dichter der gefährlichste Wendepunct. Inzwischen verwandelte sich die gewiß große Vorliebe eines Theiles vom Publicum für Bauernfeld dießmahl so ziemlich in duldende Nachsicht, und die wenigen mißbilligenden Stimmen, die durch vorlaute Klatscher gewöhnlich hervorgerufen werden, gesellten sich bald den stummen Beurtheilern zu. — Keiner Nachsicht bedurfte es, um auch dem Zauberdrachen ein schweigsames „Kommen und Gehen“ zu bereiten. Es findet sich darin wirklich einiger Keim von Intrigue und der Charakter des Ladencommis ist mit ächt humoristischer Empfänglichkeit dem Leben abgelauscht. Aber das Unglück will, daß der Dichter meistens in seinen letzteren Acten mit der Intrigue, matt wird, oder, wo er dieß vielleicht selbst fühlte, eine neue verworrene anzuknüpfen sucht, und dadurch, wie bey dem Zauberdrachen, die Harmonie des Ganzen und den Eindruck vernichtet. — Ich komme nun, ohne weitere einleitende Bemerkung, zu Bauernfeld's neuestem Schauspiel Helene. Schon bey einer früheren Beurtheilung habe ich dem Dichter die Bemerkung zu machen mir erlaubt, daß vielleicht ein anderes Fach im weiten Gebiethe der Poesie seinem unbezweifelten Talente mehr zusagen dürfte, als das Lustspiel. Wir sehen ihn hier um einen Schritt weiter, oder nebenan gehen; er dichtet ein Schauspiel, das freylich zur Hälfte, aber das ist vielleicht gerade die lobenswerthe Eigenschaft, aus der heiteren Maske des Humors blickt. Der Erfolg war entschieden günstig, und — wir setzen hinzu: auch sicher mehr verdient, als bey den früheren Piecen. Was uns betrifft, so sind wir der entschiedensten Meinung, daß Bauernfeld, so witzig auch seine Bonmots mitunter im Dialoge seiner Lustspiele klingen, keineswegs jenen eigentlichen Humor in sich trage, der das ganze innere Wesen gleichsam wie ein angebornes Temperament durchwebe, alle Anschauung des Lebens und der dargebothenen Verhältnisse durch dieses Objectivglas heiterer Laune der Seele erscheinen lasse, und der so unumgänglich nothwendig für den wahren Lustspieldichter gerade in dieser Natur und Weise ist. Weit verschieden davon ist der Witz, dessen Ergüsse mehr momentan sind, welcher durch bedingende Verhältnisse, wie der Funke durch Stahl und Stein, hervorgerufen werden kann, und mehr noch eine Eigenschaft des denkenden Geistes als das eigenthümliche Verhältniß zwischen Temperament, Gefühlsvermögen und intellectueller Auffassung ist, wie es bey Erzeugnissen des wahren Humors sich äußert. Für das Colorit einzelner heiterer Parthien genügt der Witz, nie aber vermag er ein ganzes organisches Gewebe, wie es in Lustspielen erscheinen soll, zu beleben. Abwechslung ist nicht nur des Lebens Würze, sie ist auch eine fördernde, ich möchte sagen unumgänglich nothwendige Eigenschaft in der Kunst. Es wird daher Bauernfeld immerfort wohl zu Statten kommen, daß sein Geist auch die Gabe des Witzes hat; dieser wird, verbunden mit seiner Phantasie und seinem warmen Gefühle, den Werth seiner dramatischen Leistungen unendlich erhöhen, wie sich dieß auch schon bey seiner Helene unbestritten geäußert hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur.

Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1834 von Lembert. Verlag von Tendler. (348 S.)

Lembert, der als gewandter Arbeiter für die Bühne sich bereits einigen Nahmen erworben, theilt uns in diesem Almanache drey Lustspiele nach dem Französischen mit; das erste nach Rozier „Der Mann meiner Frau,“ das zweyte nach Scribe und Varner „die unbesiegbare Leidenschaft,“ und das dritte nach Marivaux „die Untröstlichen.“ Alle drey wurden am hiesigen Hofburgtheater, das zweyte nur nicht in Lembert's, sondern in Kurländer's Bearbeitung unter dem Titel „Ewig,“ aufgeführt. Tadelnswerth scheint es uns, daß Hr. Lembert diese Bearbeitungen dem Drucke vorlegt, ohne die Verfasser der Originale anzugeben, oder auch nur mit einem Worte zu bemerken, daß seine Bearbeitungen keine Originale sind.

Übrigens entsprechen sie dem Zwecke der Bühne, und der Almanach ist bey der Billigkeit seines Preises insbesondere Provinz-Directionen zu empfehlen, welche drey schätzenswerthe Novitäten um einen Preis erhalten, der die Abschriften einzelner Rollen nicht um vieles übersteigt. Das Äußere des Büchleins ist zwar nicht brillant aber ansprechend; käme nur die Correctheit des Druckes auch seinen übrigen lobenswerthen Eigenschaften ganz gleich!

A. S.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W zu entrichten.

Der Sammler

Sonnabend, den — 111 — 14. September 1833.

Der Pflanzer von Paramaribo*).

(Aus dem Englischen.)

Es war, so viel ich erfahren konnte, im Jahre 1772, einige Monathe vor der Expedition des Obristen Fourgeoud gegen die rebellischen Neger von Surinam, als ein großes Schiff aus Amsterdam an dem Quai von Paramaribo seine Reisenden ans Land setzte, unter denen sich der junge Jansen Houtwyn befand. Arm und mittellos hatte er das Vaterland verlassen, um hier sein Glück zu suchen, mit dem festen Entschluß, es zu finden. In jener Zeit, die, will's Gott, wohl auf immer unwiederbringlich dahin gegangen ist, war es kein schweres Wagstück, in den Colonien sein Glück zu machen, und jeder Sohn einer guten Mutter, der den Muth in sich fühlte, „nach den Inseln" zu reisen, oder den eine kluge Familie dahin schickte, um seine Jugendsünden abzubüßen, mußte ein großer Dummkopf seyn, wenn es ihm nicht früher oder später gelang, die Rolle eines Vetters aus Mexico zu spielen. Heutzutage geht es freylich ganz anders zu.

Wer von diesem Augenblicke an Jansen Houtwyn nicht mehr sah, sondern erst zwölf Jahre später wieder traf, würde ihn schwerlich in dem reichen Plantagenbesitzer der Comewine, dem Eigenthümer von fünfzehnhundert Sclaven, dem Mitgliede des Justizcollegiums der Colonie wieder erkannt haben, der mit seinen prächtigen Pferden und Equipagen die stolzesten Pflanzer verdunkelte; er würde in diesem hochmüthigen Glücksritter nicht mehr den armen jungen Menschen erkannt haben, der sich damahls glücklich schätzte, die Stelle eines Unteraufsehers in derselben Plantage zu erhalten, deren gegenwärtiger Besitzer er geworden war. Zwey Jahre lang war es ihm freylich hart ergangen in seinem Dienste, wenn er vom ersten Sonnenstrahle bis in die Nacht die Neger auf den Pflanzungen beaufsichtigen mußte, im Winter den sündfluthähnlichen Regengüssen, im Sommer der brennenden Hitze ausgesetzt, vom Fieber oder den Mosquitos gepeinigt, und noch dazu bey magerer Kost und geringem Lohn. Allein bald that er sich durch Diensteifer und Sachkenntniß hervor, wurde Aufseher, dann Buchhalter, endlich Oberverwalter mit zehntausend Gulden Gehalt, zuletzt nach dem Tode seines Herrn Eigenthümer der Plantage.

So hatte Jansen Houtwyn mehr und mehr an Reichthum und Ehren zugenommen; aber zu gleicher Zeit war auch, wie er sich etwa ausgedrückt haben würde, seine Rechnung dort oben gewaltig angewachsen, und dem Engel, der über ihn das Buch zu führen hatte, war wohl in diesen zwölf Jahren kein Tag vergangen, wo er nicht die zu ihm aufsteigende Klage

*) Die nachstehende Geschichte ist buchstäblich wahr und ereignete sich im Jahre 1786. — Zur Ehre der Menschheit muß gesagt werden, daß seitdem das Loos der Sclaven in den holländischen Colonien von Guyana um vieles gelindert worden ist.

eines gepeitschten, gefolterten oder verstümmelten Sclaven einzutragen hatte, oder irgend eine Handlung des Frevelmuthes, bey deren Aufzeichnung er erröthen mußte. Das Blatt dieses Buches mit dem „Soll" war daher erbärmlich schwarz und voll geschrieben, während die andere Seite gar leer und weiß blieb. Allein das Leben des Pflanzers wurde hienieden ganz anders beurtheilt. Die Weißen beneideten seinen Reichthum, und schätzten es sich zur größten Ehre, zu seinen Festen geladen zu werden. Seine Stimme gab in den Berathungen stets den Ausschlag, und ein Kopfnicken von ihm war von großem Gewicht. Und wer sollte sich nicht auch hinzugedrängt haben zu den Festen des reichen Jansen Houtwyn, die so glanzvoll und überschwenglich waren. In Krystall und Gold tranken seine Gäste die Capweine, den Traubensaft Frankreichs, Griechenlands und der canarischen Inseln; junge Sclavinnen bedienten die Tafeln mit den leckersten Gerichten beyder Hemisphären, oder kühlten die Schläfe der Gäste mit kostbaren Fächern. So verstrichen die Tage des Pflanzers in der Stadt, und wenn er sich auf seine Plantagen begab, so fand er hier hundert andere Hände zu seiner Bedienung, andere Weine in krystallenen und goldenen Bechern, und andere Nächte von Schwelgerey und Wollust. Dieses Glück dauerte viele Jahre.

An einem klaren lichtstrahlenden Octobermorgen, zur Zeit der Zuckerrohrernte, zog eine schöne Barke, mit einem Verdeckgeländer von wunderlichem Schnitzwerke und in ihrem Spiegel mit einer Kajüte von vergoldetem Gitterwerke versehen, das Vorhänge von weißem ostindischen Musselin beschatteten, von acht kräftigen Negern gerudert, in der Rhede von Paramaribo dahin, indem sie sich zwischen den rechts und links vor Anker liegenden Schiffen hindurchwand, deren Matrosen, nachlässig an den Backbord gelehnt, dem leichtbeschwingten Boote nachschauten. Vier junge Neger in reichen Livreen saßen auf dem Dache der Kajüte und bliesen auf Waldhörnern Melodien, wie sie damahls in den Concerten in Holland Mode waren, und der Fluß und die Waldungen an seinen Ufern hallten weithin davon wieder. Diese Barke hatte Mynher Jansen Houtwyn an Bord, der sich auf frisch mit Bananenblättern gefüllten und mit feinen Matten bedeckten Polstern in träger Ruhe wiegte. Die Barke ging quer über den Fluß und fuhr dann an dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer hinauf, bis sie das Dorf Amsterdam erreichte, worauf sie schnell rechts einbog und in die Cottica einlief, die an dieser Stelle ihre vom dichten Waldschatten gekühlten Gewässer mit den lauwarmen Wogen des Surinam vermischt.

Unter den verdoppelten Ruderschlägen der Neger flog die Barke dahin; die prächtigen Wohnungen, die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwollenstauden, Kaffehbäume, die überschwemmten Gründe mit Wurzelträgern *) zogen eilends auf beiden Ufern dem Auge vorüber, wie ein bewegliches, unaufhörlich wechselndes Panorama. Bald fuhr die Barke in das klare Gewässer, in die lachenden Einöden der Comewine ein, und störte mit dem Schalle ihrer Waldhörner und dem Geplätscher der Pagaien die Wildniß auf aus ihrer Stille. Endlich wurden die Wohngebäude immer seltener, die Vegetation immer wilder, und am zweyten Tage landete das Schiff seinen Herrn an einer unermeßlichen, aber einsam im tiefen Urwalde gelegenen Plantage.

Jansen Houtwyn kam, wie gewöhnlich, um die Feldarbeiten der Zuckerrohrernte zu besichtigen. Sein Oberaufseher lief herbey, um ihn zu empfangen, half ihm aus Land steigen, begleitete ihn ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, bis an ein prachtvolles Haus, das von weitläufigen Nebengebäuden umgeben war, und hinter dem man in einiger Entfernung die in dreyfacher Reihe neben einander gelegenen Negerhütten erblickte, die zahlreich genug waren, um ein ansehnliches Dorf zu bilden. Rings um diese, ungeheuren Reichthum verrathenden Gebäude bewegte sich schweigend eine Menge beschäftigter Sclaven hin und her, während andere schwarze Gestalten sich an den Fenstern zeigten, und ein Theil von dem Harem des Pflanzers unter die Gallerie eilte, die das Haus umgab, um den Herrn und Gebiether ankommen zu sehen. Schon seit mehreren Tagen hatte man ihn erwartet. Houtwyn betrat die Säulenhalle, während er sein Ohr dem langen Berichte des Aufsehers lieh, und nur bisweilen stehen blieb, um einen Blick auf seine Besitzungen zu werfen, auf denen alles voll Leben und Bewegung war. In der Ferne sah man die hellgrünen Vierecke von Zuckerrohr eiligst von dem Säbel der Schwarzen gelichtet; schwer beladene Boote bewegten sich langsam auf den Canälen, während andere schon an den Zuckermühlen ausgeladen wurden, vor denen Haufen von zerstampftem Rohr zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet lagen, während lange Reihen von Fässern, die schon voll von dem Ertrage der Ernte waren, unter breternen Schupfen sich drängten. Houtwyn besah alles mit dem Blick eines Mannes, der gewohnt ist, seines Reichthums sich zu freuen.

*) Rhizophora mangle

Am folgenden Morgen sah man den Pflanzer, nachdem er aufgestanden war, sich mit großer Wichtigkeit unter der Säulenhalle in einen Armstuhl niederlassen, um Gericht zu halten, sein hageres und gallsüchtiges Gesicht von einem Filzhute mit goldener Tresse beschattet, während er mit dem Ernst eines indischen Radscha seine Pfeife rauchte. Eine Schaar junger Neger mit bausbackigen Gesichtern und rundgewölbten Bäuchen trat, von einer alten Negerinn geführt, herein und zog vor ihm vorüber, indem die kleinen Schwarzen dreymahl in die Hände klatschten und ausriefen: „Guten Morgen, Geliebter!“ Nun trat der Aufseher mit finsterem Gesichte ein.

„Die Ernte,“ sagte er, „hat erst begonnen, und doch beklagen sich Ihre Neger, daß man sie von vier und zwanzig Stunden zwanzig arbeiten lassen will! Diese Nacht wagte Einer sogar, mir Vorstellungen zu machen.“

„Vorstellungen!“ schrie Houtwyn, indem er mit funkelnden Augen von seinem Stuhl aufsprang. „Her mit ihm und laß ihn sogleich vor meinen Augen hundert Hiebe geben!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

(Beschluß.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Wir waren über diesen sonderbaren Schmaus noch gar nicht zur Besinnung gekommen, so war auch Alles schon verzehrt; desto mehr wunderte es mich, nun von allen Seiten nach Gabeln rufen zu hören, deren Gebrauch ich nicht errathen konnte, da ich bereits gesehen hatte, daß der Amerikaner sie zum Essen durchaus nicht nöthig hat und sich allein des Messers mit bewunderungswürdiger Gewandtheit bedient. Ein Aufwärter brachte einige Teller voll Gabeln und stellte sie mitten auf den Tisch. Alsbald fielen die Gentlemen (wie diese Republicaner dieses Wort verstehen, weiß ich selbst noch nicht) über die Gabeln her. Jeder ergriff eine, stand damit auf, begab sich an einen Ort des Zimmers, wo er die Füße an der Wand hinaufstemmen konnte. Einige legten sogar ihre Füße auf den Tisch; nun fingen sie an, sich die Zähne und Nägel auszustochern. Als dieses Geschäft vollbracht war, griff Jeder in seine Westentasche, zog ein Stückchen zum Kauen präparirten Tabak heraus, schob es sich mit dem Finger hoch unter den Backen und lief seinen Geschäften nach. Der Hauswirth trat zu uns und sprach: „Wenn Sie nicht hungrig aufstehen wollen, so müssen Sie sich bey Zeiten dazu halten; ich habe oft die angesehensten Gentlemen des Landes mit ihren ganzen Familien an meinem Tisch, aber nie dauert eine Mahlzeit länger als zehn Minuten. Und Sie, Madame, Sie scheinen an den Operationen mit den Gabeln ein Ärgerniß genommen zu haben; allein das haben Ihnen die Gentlemen nicht übelgenommen; sie sind Alle viel zu artig, um nicht Nachsicht mit den Vorurtheilen der Damen zu haben, die aus Europa kommen. Aber sagen Sie mir doch,“ fuhr unser Tröster fort, „haben Sie nicht etwa bey offenen Fenstern geschlafen?“ Eben wollte ich in Klagen über die vorige Nacht ausbrechen, da nahm der Wirth lächelnd wieder das Wort: „Den Feuerlärm werden Sie bald gewohnt seyn; das kommt hier alle Tage wenigstens sechsmahl vor; dafür sind auch unsere Löschanstalten ein wahrer Gegenstand des Nationalstolzes. Es ist verdrießlich, daß die Mosquitos Sie auf einmahl so gar schrecklich zugerichtet haben; allein um so früher werden Sie Ruhe vor ihnen haben; denn die Erfahrung spricht dafür, daß man nicht eher von der Zudringlichkeit dieser Thiere befreyt wird, als bis der letzte europäische Blutstropfen heraus ist. In zwey Jahren rührt Sie kein Mosquito mehr an, so wenig als einen gebornen Amerikaner.“ — „Ha!“ rief Gleaner etwas ärgerlich, „so muß denn der Fremdling hier Alles hergeben, sogar sein Blut!“ — „So ist's,“ erwiederte der Wirth kalt, und mich überlief ein ahnungsvoller Schauer. Um diese Gedanken los zu werden, fragte ich, wer denn die lauten Morgensänger seyen. Diese Frage würdigte unser Hauswirth kaum einer Antwort, er murmelte nur: „die Schornsteinfeger,“ und sah seiner Wirthschaft nach; wir aber schickten uns an, einen Spaziergang in die Stadt zu machen.

Auflösung
des Logogryphs im vorigen Blatte:

Insel — Linse.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zur dritten Gastvorstellung wählte sich Dlle. Schreiber die Rolle der Frau von Springeel in der Posse: „Herr Joseph und Frau Babert.“ Die Wahl dieses Debuts können wir nicht billigen; diesen schwierig darzustellenden Charakter wählen sich aber gern unsere Gäste, ohne zu bedenken, ob sie mit ihren Localbühnenkräften auslangen werden. Dlle. Schreiber hätte in ihrer Parthie viel wesentlicher wirken sollen. Die Scene mit dem Fleischhauer im dritten Acte schien allein

durch gelungene Darstellung geeignet, den Beyfall des Publicums zu erhalten. Sie wurde übrigens während und am Schlusse der Vorstellung gerufen. — „Der Bräutigam ohne Braut" hieß ein neues einactiges Lustspiel von Hrn. Herzenskron, welches mit allgemeinem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Die Handlung ist zwar nicht neu, es gebricht ihr jedoch nicht an wirklichem Interesse und frappanten Situationen. Die erste Aufführung war mit Erfolg gekrönt, machte dem Verfasser Ehre und dem Publicum Vergnügen. Die Leistungen der Mad. Scutta (Sophie Halden) als putzsüchtige Französinn, geschwätzige Berlinerinn, übertriebene Schwärmerinn, waren durchaus glänzend. Sie wurde jedesmahl beym Erscheinen und Abgange mit gesteigertem Beyfalle gekrönt. Auch ihre Umgebung, Hr. Fermier (Holprich), Brabbée (Willig), Dlle. Schadetzky (Toinette), unterstützte sie ehrenvoll. Besonders war Hr. Tomaselli (Nicodem Schmeer) ein höchst ergötzlicher Repräsentant. Dlle. Demmer (Emilie) besaß zu viele Schüchternheit um hervorzutreten. — Zum Benefice der Tänzerinn und Darstellerinn der Colombine, Dlle. Therese Lenz, kam neu in die Scene gesetzt die große Pantomime von Schadetzky: „Harlekins Geburt." Diese Pantomime, eine der besten Erzeugnisse der Choreographie, ist noch aus jenen Zeiten, in welchen man auf die Erfindung gediegener Producte einen größeren Werth setzte, daher erhält sich dieselbe schon seit mehreren Jahren auf dem Repertoire dieses Theaters. Möchten wir doch bald, besonders was die Pantomime betrifft, etwas Neues, aber auch etwas Gutes erblicken! Der angenehme Augustabend hatte der Beneficiantinn zwar kein zahlreiches, aber ein sehr zufriedengestelltes Publicum herbengeführt, welches mit seinen Beyfallsspenden nicht sparsam umging. Nach dem ersten Acte erschienen die Hauptpersonen der Pantomime, am Schlusse die Beneficiantinn und der unübertreffliche Pierot Hr. Schadetzky. — Von Hrn. J. A. Gleich erschien eine neue Geisterposse mit Gesang in zwey Acten, mit Musik vom Capellmeister Wenzel Müller, betitelt: „Der reisende Musikant, oder Eifersucht nach dem Tode." Wir können es dem Verfasser nicht danken, daß er uns den Geist des Kirschnermeisters Schippelberger, welcher in diesem Stücke sein Unwesen treibt, seinem unterirdischen Wohnsitze entsteigen ließ; denn statt Gutes und Heilsames zu wirken, brachte er uns Langeweile und Überdruß. Dieses Gespenst, wie das geplagte Publicum, beyde sehnten sich nach einer baldigen Erlösung. Dieselbe erfolgte endlich und alle Anwesenden gingen unzufrieden nach Hause. Schippelbergers Geist mag Jahrhunderte ruhen, wir Wiener sehnen uns nicht nach seiner Wiedererscheinung, da ohnehin eine zahllose Menge solcher Plagegeister auf unserer Bühne umherwandeln. Der reisende Musikant ward durch Hrn. Lang ganz in seiner beliebten und wackeren Weise dargestellt; eben so unterstützten Dlle. Jäger (Lenchen), vortrefflich in Spiel und Gesang, dann die HH. Scutta, Fermier, Tomaselli, den schwachen Geist nach Möglichkeit. Die Musik enthält zwar keine Glanzpuncte, war jedoch zu gehaltvoll für solch einen reisenden Musikanten. — In Körner's Drama: „Toni" begann Dlle. Leopoldine Vogel, früher Mitglied des Theaters an der Wien, ihre Gastvorstellungen. Bey ihrem frühern Engagement war sie bloß in Nebenrollen beschäftigt. Hier im Besitze einer Haupt- und Titelrolle zeigte sie, obwohl noch nicht zu jener Sicherheit gelangt, welche eine gute Darstellung unmittelbar fordert, doch ein beachtungswerthes Talent und erfreuliches Streben. Sie entwickelte vor allem Ruhe und Bekanntschaft mit den Erfordernissen der Bühne. Nach jedem Acte wurde die Gastspielerinn gerufen. Die HH. Schaffer (Gustav), Blankowsky (Negerhauptmann), Mad. Schack (Babekan) standen an ihren Plätzen; ersterer erfreute sich des Beyfalls in mehreren Scenen. Hr. Kernetner (Eduard) bewies, wie mehrmahlen bey ähnlichen Stücken, seine streng zu rügende Unachtsamkeit, und so geschah es auch dießmahl; das Publicum wurde in der ernstesten Scene zur Lachlust bewegt.

Der ausgezeichnete Groteßktänzer, Hr. J. Klaß, hatte in dem pantomimischen Quodlibet von Schadetzky: „Der Zauberzweig" seine Einnahme. Die Freunde dieses Theaters beglückten den Beneficianten durch einen zahlreichen Zuspruch. Ein besonders sichtbarer Wetteifer herrschte unter dem sämmtlichen Pantomimenpersonale, dieß hatte zur Folge, daß man sich an diesem Abende ungewöhnlich gut unterhielt. Die Grotesken Ziegelhauser, Klaß, Stiller, Jos. Fenzl, wollten sich an Bravour, Hr. Schadetzky an lachlusterregendem Spiele übertreffen. Hr. Joh. Fenzl (Harlekin) und Dlle Ther. Lenz (Colombine) wirkten mit nicht minderem Eifer. Neu eingelegt war ein ungarisches Pas-de-deux im ersten Acte, mit vieler Kunstfertigkeit ausgeführt von Hrn. Klaß und Mad. Mischak, dann ein Kosaken-Pas-de-deux im zweyten Acte, getanzt von Dlle. Fried. Lenz und Hrn. Babitsch, welches aber minder ansprach. Die Ankündigung, daß Hr. Klaß als nordischer Herkules neue Kraftübungen produzire, mag wohl eine Irrung gewesen seyn, denn es kamen seine gewöhnlichen bereits bekannten Productionen zum Vorscheine. Eine komische Scenenreihe unter dem Titel: „Zwey Speisen" ward uns als Vorspiel aufgetischt, dieselben konnten uns aber weder den Appetit fördern, noch den Hunger stillen.

Nach einer Abwesenheit von vier Monathen betrat unsere erste Localschauspielerinn Mad. Rohrbeck in der Posse: „Werther's Leiden" als Lotte wieder die Bühne. Wien besitzt im Gebiethe des Jokus eine Perle an Mad. Rohrbeck; sie hat sich die komische Naivität im hohen Grade eigen gemacht, und weiß durch ihren lieblichen Gesang alle Gemüther zu gewinnen. Wie man sich immer sehnt, Freunde oder Lieblinge nach langer Trennung zu sehen, so kam es, daß diese Vorstellung ungemein zahlreich besucht wurde. Der Beyfall, dessen sich Mad. Rohrbeck erfreute, steigerte sich in jeder Scene, und schien beynahe nicht enden zu wollen. Gewiß ein unvergeßlicher Abend für diese ausgezeichnete Local-Bühnenkünstlerinn. Hrn. Lang's (Werther) Spiel, seine vielsagende Mimik, das wahrhaft Komische seiner Haltung, erschien heute in so ergötzlichem Lichte, daß man unwillkührlich von dem innigsten Frohsinn ergriffen werden mußte. Dlle. Jäger (Nettel) spielte mit beyfallswerthem Fleiße und wußte durch einige glückliche Nuancen zu effectuiren. Von der übrigen Umgebung traten die HH. Fermier (Albert), Landner (Lenzl), Dlle. Schadetzky (Peppi) wirksam hervor.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 112 — 17. September 1833.

Der Pflanzer von Paramaribo.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke darauf erschien ein Neger von hohem stämmigen Wuchse, der mit einem einzigen Griffe seiner Faust den Pflanzer erdrückt haben würde. Allein der Zufall hatte die Rollen Beyder vertauscht. Der Neger stand vor dem Angesichte seines Herrn und betrachtete ihn mit ruhigem Blicke.

„Michael!“ — „Die Weißen mich nennen Michael; in meinem Lande mich nennen Fablalah.“ — „Ich hatte gesagt hundert,“ nahm der Pflanzer, über diese Unverschämtheit des Negers ergrimmt, das Wort — „man gebe ihm jetzt zwey hundert. Michael!“ —

„Ich danke Herr,“ unterbrach ihn Fablalah mit einem spöttischen Lächeln. — „Zwey hundert und fünfzig, sage ich, gebt ihm! Michael, du warst schon Maron,*) nicht wahr?“ — Der Neger erhob den Kopf. „Ja, Herr, ich war einmahl gehen als Maron in die Wald; ich finden den Tiger in die Wald, ich ihn fassen in diese Arme und er fallen todt auf den Boden.“ Und mit diesen Worten streckte er zwey Hände aus, die erschrecken machen konnten. — „Drey hundert sollen es seyn!“ schrie Houtwyn wüthend. „Du hast es so gewollt! Nieder mit dir, Elender, und wenn du noch ein Wort.....“ Fablalah stand unbeweglich. „Herr, Fablalah stark seyn und arbeiten können lange Zeit ohne schlafen. Aber Fablalah haben Weib und kleine Kind, die nicht wachen können, wie er; laß sie ein wenig schlafen. Fablalah wollen arbeiten statt ihrer und immer guter Neger bleiben.“

„Dein Weib! deine Kinder!“ erwiederte Houtwyn mit bitterem Lachen, und indem er sich zu dem Aufseher wendete, fügte er hinzu: „Morgen laßt ihr ein Boot bemannen und sie nach Saramaribo führen und dort verkaufen, und sollte ich auch hundert Gulden daran verlieren.“

„Gnade, Herr, Gnade!“ schrie der Neger, indem er auf die Knie fiel und seine Hände nach dem Pflanzer ausstreckte. „Meine Kind haben nichts gethan! Meine Kind nicht strafen für Fablalah! Gnade, Gnade, Herr!“ — Da er aber sah, daß sein Flehen umsonst war, so stürzte er sich mit einem Sprunge, wie ein Schaguar, auf den Pflanzer; allein der Aufseher und drey handfeste Neger warfen sich auf ihn und rissen ihn zu Boden.

Houtwyn war erbleicht, sowohl aus Überraschung über eine so unerhörte Verwegenheit, als aus Schrecken. Es war das erste Mahl, daß Houtwyn, dessen Nahme nur ausgesprochen werden durfte, um die Neger zittern zu machen, von einem Sclaven sich Widerpart halten hörte. Er war aufgesprungen und ging

*) Entlaufener Sclave.

mit großen Schritten in der Säulenhalle auf und nieder, die Lippen vor Wuth eingekniffen, indem er mit den Fingern das Rohr der Pfeife zerknitterte, deren Kopf auf den Boden gefallen und zerbrochen war. Zu jener Zeit bestrafte das Gesetz jeden Sclaven, der es gewagt hatte eine Hand gegen einen Weißen aufzuheben, mit dem Verlust eines Gliedes, und Fadlalah, vor Gericht gestellt, durfte sich glücklich schätzen, wenn er sein Leben um den Preis eines Armes oder eines Beines, je nach der Wahl des Pflanzers, erkaufen konnte. Fadlalah war in die Hand seines Gebiethers gegeben; aber Houtwyn wollte an ihm eine ganz andere Rache nehmen.

Weib und Kind des Negers waren verkauft; er selbst, nachdem er unter den Händen seiner Henker Alles erlitten hatte, was ein Mensch ertragen kann, nur nicht den Gnadenstreich, wurde zu einer Qual verdammt, die der Hölle entliehen war. Blutrünstig, mit Schwielen und Wunden bedeckt, fesselte man ihn an einen Ofen der Zuckersiederey, ohne ihm eine andere Nahrung als Wasser und rohe Bananen zu reichen, wovon der stärkste Mensch sein Leben nicht über einen Monath fristen kann. Hier einer versengenden Hitze des Ofens ausgesetzt, die Tag und Nacht mit ihrer rothen Gluth auf seine abgemagerten Glieder brannte, und sich windend und krümmend, ohne irgend einen Theil seines Körpers vor der langsam tödtenden entsetzlichen Marter schützen zu können, fühlte Fadlalah seine Kraft unterliegen. Allein der Wahnsinn kam ihm zu Hülfe, und raubte ihm den letzten Funken des Bewußtseyns und der Empfindung.

Die Regenzeit trat in diesem Jahre spät ein. Die Ernte war herrlich gewesen, und dem Pflanzer war Zeit genug geblieben, sie ohne den geringsten Verlust zu beendigen. Seine Neger hatten freylich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, und einige waren unter der unablässigen Anstrengung erlegen; allein er hatte zweyhundert Fässer Zucker mehr gewonnen als gewöhnlich, und alle Verluste eingerechnet, blieb der Gewinn doch noch außerordentlich. Houtwyn reiste ab in voller Glorie und Freude, und befahl in einer Anwandlung von Menschlichkeit, den Neger in Freyheit zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Afrikanisches Jagdabenteuer.

Da alle unsere Versuche, ein Flußpferd zu erlegen, bis jetzt fehlgeschlagen waren, und sich nicht leicht wieder eine Gelegenheit dazu biethen mochte, da wir im Begriffe standen die Delagoabay zu verlassen; so beschlossen mehrere Officiere nochmahls auf eines dieser Flußungethüme Jagd zu machen, und ließen sich in einem Schooner den Fluß Dundas aufwärts führen. Der Abend brach ein, bevor sie den Theil des Flusses erreichten, wo die Flußpferde sich am häufigsten einzufinden pflegten. Indeß wurden drey Abtheilungen gebildet, die um Mitternacht die Jagd begannen. Es gewährte einen neuen imposanten Anblick, eine Menge mit Flinten, Harpunen und Lanzen bewaffneter Menschen im Mondschein unter Jagdgeschrey die seichten Stellen des Flusses durchwaten, und ihr Riesenwild vor sich her treiben zu sehen, das, durch die Lanzen der Jäger aus den Gruben, die es sich im Boden gewühlt hatte, aufgescheucht, schnaubend, schnarchend und brüllend durch den Schlamm dahin brauste, bis es endlich auf trockenen Grund getrieben war, wo ein Wettrennen begann, bey dem die Flußpferde bald die Verfolgten, bald die Verfolger waren.

Dieß dauerte eine geraume Zeit fort, ohne daß indeß die vielgerühmte Überlegenheit des Menschen sich bewährt hätte, denn die Jäger konnten ihres Wildes weder todt noch lebendig habhaft werden. Am andern Morgen, bey niederem Wasserstand, bildete eine Abtheilung eine Linie quer über eine der Stellen des Flusses, wo das Wasser nicht über zwey Fuß tief war, während die Boote aufwärts fuhren, um die Thiere den Strom herabzutreiben, und eine andere Abtheilung das Ufer besetzt hielt, um die Flußpferde zu hindern sich in den Wald oder unter das Schilf zu flüchten. Sobald nun diese ungeheuren, aber scheuen Thiere durchzubrechen versuchten, feuerten die am Ufer stehenden Jäger eine Flinte ab, was meist hinreichte, sie ins Wasser zurückzuscheuchen, und als nun auf diese Weise eine bedeutende Anzahl auf eine Sandbank zusammengetrieben war, eröffneten die Jäger ein regelmäßiges Feuer auf die erschrockenen Thiere. So unbehülflich sie aussahen, so viele Schnelligkeit zeigten sie bey ihren Bemühungen, dem unausgesetzten, mörderischen Feuer, dem sie bloßgestellt waren, zu entrinnen. Eine Kanone, die eine einpfündige Kugel schoß, schlug durch die Haut einiger dieser Thiere, während die andern mit einem Hagel von Kugeln, aus Zinn mit Spiesglaskönig vermischt, beschossen wurden. Ein Junges ward fast unverletzt gefangen, als es seiner Mutter folgen wollte, die in der Angst nach dem Lande hindurchzubrechen versuchte. Schon hatten die Jäger es von ihr getrennt und in Gewahrsam gebracht, als das arme Thier

sein Junges vermißte, seiner Furcht vergaß und mit solcher Wuth auf die Jäger losstürzte, daß diese zur Flucht genöthigt wurden; ungeachtet des nahen und mörderischen Feuers, das auf das Thier gerichtet wurde, gelang es ihm doch, sein Junges den Händen der Feinde zu entreißen, und es, so erschöpft die Mutter selbst war, davon zu tragen. Mit Eintritt der Fluth war die Jagd zu Ende.

Als die Jäger auf ihrem Rückweg nach dem Schooner längs dem Ufer des Flusses an die Stelle kamen, wo man vorher ein Flußpferd im Wasser gesehen hatte, ließ sich im Schilf ein lautes Geräusch hören, als ob das Thier durch das heftige Gewehrfeuer erschreckt, sich dort verborgen hätte. Zwey Officiere, die Herren Arlet und Barrette, gingen in Begleitung zweyer Matrosen sogleich dem Geräusch nach, in der Absicht das Thier herauszutreiben. Der erstere war in seinem Weidmannseifer etwas voraus, als man ihn plötzlich laut rufen hörte: „Hier ist es!“ worauf sogleich ein gewaltiges grimmiges Gebrüll von irgend einem großen Thiere sich vernehmen ließ, und wenige Augenblicke darauf Herr Barrette mit blutigem Gesicht und um Hülfe rufend aus dem Röhricht hervorstürzte, da Lieutenant Arlet von einem Elephanten angegriffen und zu Boden geworfen worden sey. Die ganze Jagdgesellschaft eilte sogleich fort, den unglücklichen Officier zu suchen, den man nur als zertretenen Leichnam wiederzusehen fürchtete. Als sie näher kamen, ergriff der von ihrer Anzahl erschreckte Elephant die Flucht, und ließ sein Opfer in einem Zustande zurück, der sich leichter denken als beschreiben läßt. Der Unglückliche lag mit Blut und Schlamm bedeckt, mit weit aus ihren Höhlen hervorgetretenen Augen, kurz mit den schauderhaftesten Spuren eines gewaltsamen Todes, auf dem Rücken. Man wendete alle nur in dem Augenblick möglichen Mittel an, ihn wieder zum Leben zu bringen, doch ganz ohne Erfolg, daß man schon anfing alle Hoffnung, daß noch ein Lebensfunke vorhanden sey, aufzugeben. Endlich wurde Wasser gebracht, mit dem man dem Unglücklichen das Gesicht abwusch und ihm etwas davon in den Mund flößte, worauf sich Spuren des wiederkehrenden Lebens zeigten; allein es dauerte noch eine geraume Zeit, bis er so weit wieder zu sich kam, daß er im Stande war, einen zusammenhängenden Bericht von dem Verlauf des unglücklichen Vorfalles zu geben. Wie es scheint, war er schon ganz nahe an dem Thiere, bevor er des dichten Schilfs wegen bemerkte, in welcher gefährlichen Lage er sich befand; als er es aber entdeckte, rief er auch schon seinen Gefährten zu: „Hier ist es!“ Kaum waren aber diese Worte ausgesprochen, als er auch schon gewahr wurde, daß er statt auf ein Flußpferd, auf einen ungeheuren Elephanten gestoßen war. Dieser, der über die unerwartete Störung höchst aufgebracht schien, schwang seinen Rüssel in der Luft, bäumte sich, als jene Worte gerufen wurden, auf die Hinterfüße, kehrte sich rasch um und stürzte sich, das ihm im Wege stehende Schilf niedertretend, mit zornigem Gebrüll auf den Lieutenant, der vergebens sich bemühte, zu entkommen. Dieser hatte für einige Augenblicke noch Hoffnung sich zu retten, da das Thier einen der beyden Matrosen gewahr wurde, der den Wipfel eines etwa zwanzig Fuß hohen und drey Fuß dicken Baumes erklettert hatte und von da herab, während er sich schußfertig machte, mit Geschrey und drohenden Geberden den Elephanten zu verscheuchen suchte. Der Elephant kehrte rasch um, machte vor Wuth brüllend einen Anlauf gegen den Baum, und sprang in die Höhe, als wollte er den Matrosen herabhohlen; allein das Gewicht seines Körpers stürzte den ganzen Baum um, ohne jedoch glücklicherweise den Mann zu beschädigen, der sich sofort in das Schilf verkroch; das Thier verfolgte ihn schäumend vor Wuth, bis zum hohen Ufer des Flusses, während der Matrose laut schrie: „Ein Elephant, ein Elephant!“ und so kamen beyde fast zu gleicher Zeit am Abhange an, auf dessen Rücken die übrigen Jäger versammelt waren, die sich, als sie das Geschrey hörten, schußfertig gemacht hatten, und den Elephanten mit einem Hagel von Schüssen empfingen, der nun mit verstärkter Wuth zu Herr Arlet zurückkehrte. Dieser war inzwischen bey seiner eiligen Flucht gefallen und das ungeheure Thier stürzte nun über ihn weg und verletzte ihn bedeutend am Knöchel. Sobald der Elephant vorüber war, stand Herr Arlet auf und versuchte, mühsam forthinkend, noch einmahl sich zu retten, als das Thier umkehrte und den Angriff erneuerte; sein Rüssel schwebte in der Luft und im nächsten Augenblick war der unglückliche Officier bewußtlos zu Boden geschlagen. Als er wieder zu sich kam, schien seine Lage hoffnungslos, denn sein eifriger Gegner stand mit wüthigem Gebrüll über ihm, stampfte den Boden mit seinen Füßen und durchwühlte den Schlamm mit den Fangzähnen. Als die Jagdgesellschaft Herrn Arlet zuerst erblickte, lag er zwischen den Füßen des Elephanten, und hätte das Thier die Absicht gehabt, ihn zu zerquetschen, so würde dazu ein einziger Fußtritt hingereicht haben; es ist also wahrscheinlich, daß der Elephant seinen Gegner nur strafen und erschrecken, nicht aber tödten wollte, eine Ver-

muthung, die mit dem Charakter dieses großmüthigen, aber rachsüchtigen Thieres vollkommen übereinstimmt.

Herr Arlet wurde sogleich mit aller nur möglichen Sorgfalt an Bord des Schooners geschafft, wo sich nach genauer Untersuchung ergab, daß er zwar stark gequetscht, doch aber kein Knochen zerbrochen sey, mit Ausnahme des Wadenbeines am linken Fuß, das man für leicht gebrochen hielt. Wie es scheint hatte der Elephant bey seiner zweyten Wiederkehr den Rüssel mit Schlamm gefüllt, den er dem Lieutenant, nachdem er auf dem Rücken lag, an den Mund gesetzt und eingespritzt hatte, wodurch eine große Menge davon in den Magen gekommen war. Daher kam auch der Schmutz in Herrn Arlet's Gesicht und der dem Ersticken nahe Zustand, in dem man ihn fand; auch brach er drey Tage nach diesem Abenteuer eine Menge blauen Sand. Als er auf den Elephanten stieß, hatte er eine gezogene Büchse in der Hand, allein er stand zu nahe um schießen zu können, und wußte wohl, daß er im Fall eines Fehlschusses verloren seyn würde, da die Wuth des verwundeten Elephanten nichts schont. Als man ihn ins Boot trug, war seine Büchse vergessen worden, es wurden daher vier Mann abgeschickt sie zu suchen. Sie hatten sie eben gefunden, und waren im Begriff zurückzukehren, als der Elephant sie überraschte. Der erste und zweyte Matrose thaten Fehlschüsse, zum Glück aber bewog ihn die Kugel des dritten zur Umkehr.

N o t i z e n.

Giuditta Pasta.

Giuditta N e g r i, vermählte P a s t a, erste Kammersängerinn Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, die gefeyertste der jetzigen Sängerinnen, ward 1798 in einer eben so wohlhabenden als gebildeten Familie zu Saronna bey Como geboren, und in letzterer Stadt erzogen. In ihrer frühesten Kindheit erhielt sie von einem mütterlichen Onkel Unterricht auf dem Fortepiano. Als ihr eigentlicher Lehrer in der Musik ist der 1829 verstorbene Capellmeister an der Domkirche zu Como, Bartolomeo S c o t t i, zu nennen, der ihr von 1803 bis 1811 Anweisung auf dem Pianoforte und im Gesang ertheilte, dann S c a p p a, dessen Unterricht sie später genoß. Weder sie selbst noch ihre Ältern hatten damahls einen Gedanken, daß die Musik die Beschäftigung ihres Lebens bilden sollte. Doch liebte sie diese Kunst leidenschaftlich, und das aufmunternde Lob, das die Schönheit ihrer Stimme gewann, steigerte diese Neigung.

Zugleich wurde bey ihrer Erziehung kein Zweig vernachlässiget, welcher zur Bildung eines Mädchens beytragen kann; besonders fühlte sie sich von den Dramatikern angesprochen, von M e t a s t a s i o, A l f i e r i, den Dichtern der „Zaire“ und des „Cimbellin.“ Der Besuch des Theaters, wo damahls D e M a r i n i glänzte, wo die unübertreffliche P a l l e r i n i die Schöpfungen V i g a n o's mit gleicher Meisterschaft wiedergab, trug nicht wenig dazu bey, die Keime ihres vielfachen Talentes für das Theater (denn sie s p i e l t kaum mit geringerer Meisterschaft als sie s i n g t) zu wecken und zu entwickeln.

Die ersten Blüthen ihrer indeß herangereiften Anlagen zeigte sie auf dem Teatro Filodrammatico zu M a i l a n d, in den Jahren 1815 und 1816, wo sie die Hauptrolle in den „Tre Eleonore“ einer von Antonio Z a n a t t a, einem Freunde ihres Hauses, gedichteten, von S c a p p a in Musik gesetzten Oper gab.

Das Teatro Filodrammatico ist eigentlich kein öffentliches, sondern ein großes Privattheater, zu dessen Darstellungen unentgeltliche Billeten vertheilt werden. Obwohl man daher die damahliche Erscheinung der jungen Sängerinn kaum eine öffentliche nennen konnte, so verbreitete sich doch ihr Ruf so schnell bis über die Alpen, daß sie unmittelbar darauf nach Paris verschrieben wurde.

Sie hatte sich damahls mit Herrn P a s t a vermählt, einem jungen Doctor der Rechte von der Universität Pavia, der aber, ein talentvoller Dilettant in der Musik, und mehr Euterpen als der Themis geneigt, einen Antrag nicht ungern sah, welcher nebst seiner Frau auch ihn als Tenor an die Seine berief. Die Anstände, die etwa der Annahme noch entgegenstanden, wußte ein alter Freund des Hauses zu beseitigen, welcher das seltene Talent der jungen Frau erkannte, und den Ruhm vorhersah, der ihr zu Theil werden müßte. Die P a s t a brach ihre Darstellungen auf dem Teatro Filodrammatico ab, um sich nach Paris zu begeben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Laren Schutz*).

Geweihet ist, vom Genius bewacht,
Die S t i r n, die rein die Priesterbinde ziert,
Um die Apoll den schönen Lorbeer wand,
Der herrlich selbst sein strahlend Haupt geschmückt,
Wo mit dem Schild des Schönen und des Wahren
Geharnischt glänzt die Tochter Kronions:
Nicht darf des Unheils arggesinnte Schaar
Verletzen d e n geweiheten Altar.

Die L a r e n, die Camönen, die im Haus
Des M e i s t e r s, friedlich, segenbringend walten,
Die frische Kränze gastlich Dir gereicht,
Dem Gast: willkommen! liebend zugerufen,
Sie haben schützend ob Dein Haupt gewacht,
Ein Gastrecht übend, wie es Göttern ziemt;
Und jede wunde Spur ist nun verschwunden,
Bedeckt vom Kranze, den sie Dir gewunden.

— le —

*) Frau von W e i ß e n t h u e n unternahm, im diesjährigen Ferienmonath des k. k. Hofburgtheaters, eine contemplative Kunstreise durch Deutschland. In D r e s d e n, im Hause des gefeyerten Ludwig T i e k, der unsre geschätzte Künstlerinn mit Auszeichnung aufnahm, und, ihr zu Ehren, eine dramatische Vorlesung (Shakespeare's Sommernachtstraum) veranstaltete, widerfuhr ihr ein Unfall, der glücklicherweise ohne üble Folgen blieb. Sie stürzte nähmlich, im Herabsteigen von einer Stiege, und verwundete sich die Stirn. Dieses Ereigniß veranlaßte obiges Gedicht.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 113 — 19. September 1833.

Der Pflanzer auf Paramaribo.

(Beschluß.)

Ein Jahr verstrich; für den Pflanzer ein Jahr der Lust und des Glanzes; allein keinen dieser Tage sollte er wiederkehren sehen. Das Maß war erfüllt, und die Hand Belsazars ausgestreckt. Der Sclave war von seinen Ketten befreyt worden. Unklug genug, warum hatte man ihn nicht vollends zu Grunde gehen lassen! Einer mehr würde nicht schwerer in der Wagschale gewogen haben! Fadlalah in Freyheit gesetzt und besser genährt, hatte bald seine alte Stärke wieder gewonnen. Die Spannadern an seinen athletischen Gliedern schwellten sich wieder auf, nur die Schwungfeder der Vernunft schien in seinem breiten Kopfe auf immer gebrochen. War es wirklicher Blödsinn oder nur Verstellung des Negers? Man erlangte darüber nie Gewißheit. Übrigens wurde er ziemlich nachsichtig behandelt; auch dachte er, wie es schien, nicht mehr daran, zu entweichen. Er hatte angefangen sich mit Fischfang für die Nachbarschaft abzugeben, und man ließ ihn gewähren; verdiente er sich doch wenigstens dadurch seinen Unterhalt. Was die Rache betrifft, so dachte der arme Narr gewiß nicht mehr daran. Seine schwarzen Brüder befanden sich nie in besserem Wohlseyn*); kein Feuer verheerte die Pflanzungen; die Hausthiere liefen ruhig umher, ohne daß man eines aus unbekannter Ursache todt fand. Von Fadlalah war offenbar nichts zu befürchten.

Das Zuckerrohr grünte wieder; die Barke des Pflanzers erschien wieder in dem Gewässer der Comewine. Vierzehn Tage verflossen auf der Plantage unter den gewöhnlichen Arbeiten. Eines Abends sah man Houtwyn nach Tische sein Gewehr nehmen und von Niemand als seinem kleinen Lieblingsneger begleitet an das Ufer des Flusses hinabgehen, wo in einer kleinen Bucht desselben die Kanots der Plantage lagen. Fadlalah kehrte eben, zur gewohnten Stunde, vom Fischfange zurück. Der Pflanzer befahl ihm, ihn auf einer Barke nach einer benachbarten Plantage zu führen. Sogleich sah man den Neger in ein Kanot springen, es von den übrigen losmachen und dicht ans Ufer länden, um seinen Herrn ohne Beschwerde einsteigen zu lassen. Houtwyn stieg in die Barke, streckte sich unter dem Zelte im Spiegel des Bootes aus, und zog einen der Vorhängen vor, um die Mondstrahlen abzuhalten, die ihm ins Gesicht fielen. Der kleine Neger setzte sich auf eine Bank nieder, und Fadlalah, der seine Pagaie gegen das Ufer stemmte, brachte die Barke durch einen einzigen Stoß in die Mitte der Comewine.

Es war eine von jenen Nächten, die keine menschliche Zunge schildern kann; es war eine Nacht in den Wild-

*) Es ist nicht selten, daß Neger aus Rachsucht die Sclaven ihres Herrn vergiften.

nissen von Guyana. Der Mond schweifte über die schlummernden Wälder hin, deren Spitzen er mit seinem Silberflimmer überzog, während er ihre hohen Stämme in allerley phantastische Gestalten verwandelte. Alles ringsum war in tiefe Stille versunken; nur eine ferne Stimme, der leise hinsterbende Ton eines Vogels, das Geräusch einer Palmenkrone in den Lüften, der Flügelschlag eines Reihers in den Wurzelträgern allein, unterbrachen von Zeit zu Zeit das erhabene Schweigen der Wildniß. Die Leuchtkäfer funkelten wie fallende Sterne in den Gebüschen, die Luft war lau und hatte einen Anhauch von Sumpfgeruch. Schon lagen die Wohngebäude der Plantage weit hinter ihnen. Eine Viertelstunde schon glitt die Barke schnell und leise, wie ein Nachtvogel, über die glatte Fläche des Flusses hin, als Fadlalah langsamer zu fahren begann; seine Pagaie tauchte sich nur in langen Zwischenräumen ins Wasser; von Zeit zu Zeit legte er sie sogar quer über die Knie und schien von ängstlicher Erwartung gepeinigt, oder er wendete auch wohl den Kopf um, und bückte sich, um einen Blick in das Zelt seines Herrn zu werfen. Sind seine Kräfte erschöpft oder hat er Lust noch einmahl mit der Peitsche seines Gebietherś Bekanntschaft zu machen? Einmahl sogar stand er auf, steckte seinen Krauskopf ins Zelt und nahm etwas heraus, das er behutsam ins Wasser legte, wo es geräuschlos, nur mit einem kaum vernehmbaren Gurgeln untersank.

Nach einer Krümmung um eine Waldspitze strömte die Comewine in gerader Linie eine Zeit lang unter tiefdunklem Schatten dahin, außerhalb deren man sie wieder in silberklarer Helle schimmern sah. Hier schien Fadlalah seine ganze Kraft wieder erlangt zu haben; er verdoppelt die Ruderschläge seiner Pagaie, das Kanot fliegt einige Augenblicke in der Finsterniß dahin und schwebt dann wieder langsamer im vollen Mondlicht. Eine überschwemmte Savanne dehnt sich zur Rechten in unabsehbare Ferne aus; die Waldbäume werfen ihre großen Schatten darüber hin; hie und dort erhebt sich unbeweglich ein verworrener Büschel Bambusröhricht oder der schlanke Schaft einer Palme, auf dessen Krone ein Sapajou *) hockt und dem Monde Gesichter schneidet. Jetzt hatte Fadlalah seine Pagaie auf der Ruderbank der Barke niedergelegt und stand in seiner ganzen Größe aufgerichtet da. Doch scheint er noch unentschlossen: die Arme über einander geschlagen, betrachtet er schweigend das Zelt, worin sein Herr schläft. Plötzlich wendet er sich um nach der sumpfigen Niederung der Savanne und stößt einen sanften klagenden Schrey aus — dann horcht er. Alles umher bleibt still. Noch einmahl ruft er mit noch sanfterem, mit noch klagenderem Schrey; dann horcht er wieder. Und fern in der Savanne läßt sich ein Geräusch vernehmen, wie von einem ins Wasser fallenden Körper, und ein ähnlicher Schrey antwortet dem des Negers. Fadlalah macht ein Zeichen der Freude: „Ha, der Kaiman kennt noch Fadlalah!“

Zehnmahl noch wiederhohlt er seinen Schrey und zehnmahl wird ihm geantwortet; allein es ist nicht mehr eine einzelne Stimme, zur Rechten, zur Linken, von der Ferne, in der Nähe erheben sich aus dem Röhricht bellende Stimmen, und vermehren und verstärken sich, je näher sie der Barke kommen. Die ganze Savanne ist lebendig geworden, mit großen Schuppen geharnischte Ungeheuer eilen von allen Seiten herbey, tauchen oder schwimmen, den grünen Rücken über die Oberfläche des Wassers erhoben. Fünf Minuten darauf sieht man zwey Schritte von der Barke zwanzig aufgesperrte Rachen aus dem Wasser klaffen. Da öffnet sich rasch der Vorhang des Zeltes: „Was gibt es da?“ fuhr der Pflanzer auf, den der Stillstand der Barke und das Getöse umher aus seinem Schlafe geweckt hatte. „Still, Herr, dort in der Savanne der Kaiman seinen Kind rufen! Armer Kaiman! wie Fadlalah seine Kind verloren haben!“ — „Willst du rudern, Hund!“ schrie der Pflanzer voll Wuth. — „Still, Herr, der Kaiman Fadlalah den Fischer kennen und Fadlalah keinen Herrn mehr kennen. Der Mond schweigen machen die Kaiman, aber Fadlalah wissen sie immer sprechen machen.“ — Der Pflanzer außer sich, wollte aus seinem Zelte hervorspringen, aber der Neger brauchte ihm bloß seine Hand entgegenzustrecken, und er taumelte zurück, wie ein schwaches Kind.

„Ha Bösewicht, du legst Hand an deinen Herrn! Mein Gewehr, Quaco! gib mir mein Gewehr! Du sollst frey seyn, guter Quaco, wenn du mir augenblicklich mein Gewehr reichst.“ Quaco wollte aufspringen; allein als sein Auge dem Blicke Fadlalahs begegnete, verließ er zitternd seine Bank und kroch unter die Bühne, auf der das Zelt errichtet war. Der Pflanzer suchte nach seinem Gewehr, allein vergebens; es lag eine halbe Meile rückwärts in dem Flusse. Fadlalah sah ihm schweigend zu. Houtwyn wurde die schreckliche Gewißheit klar, daß seine Stunde gekommen und es um ihn geschehen sey; er warf einen halbwahnsinnigen

*) Eine Art kleiner Affen.

Blick auf den Neger, der ihm wie eine zehn Fuß hohe schwarze Riesengestalt vorkam; eiskalter Schweiß rann von seiner Stirne, während das Auge des Negers auf ihn, wie der Blick der Klapperschlange auf einen kleinen Vogel, wirkte. An allen Gliedern zitternd, kroch er in das Zelt zurück und barg sich in einem Winkel, den Mund vor Entsetzen offen, die Augen wild im Kopfe rollend. Vielleicht dachte er an sein vergangenes Leben zurück, aber sicherlich nicht daran, seine Seele Gott zu empfehlen. Die Kaiman stießen ein gräßliches Geheul aus und schlugen ihre Kinnladen klappernd zusammen. Fadlalah blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen, dann streckte er seine Hand aus in das Zelt, zog den halb besinnungslosen Pflanzer ohne die geringste Anstrengung hervor, und nahm ihn, wie eine Mutter ihr Kind, auf die Arme. „Herr Houtwyn, du immer guter Herr seyn!" sagte der Neger wie im Wahnsinn. „Du Fadlalah nicht seine Kinder genommen! Nicht wahr? Fadlalah sonst gut, jetzt Narr seyn, Fadlalah Narr seyn!" Bey diesen Worten brach er in ein wildes Gelächter aus und ließ den Pflanzer ins Wasser fallen.

Es war nichts mehr zu unterscheiden: nur ein furchtbares Getümmel, ein Rasseln von Schuppen, ein Knirschen und Schnappen, ein brausender Wasserwirbel, von dem der Schaum hoch in die Luft spritzte und die Barke, wie von einem Sturme gepeitscht, schüttelte. Das Übrige ging unter dem Wasser vor sich. Auf der Oberfläche war nichts mehr zu sehen als ein dunkler Blutfleck, den die friedliche Comewine dahin trieb. Der Neger folgte ihm einen Augenblick mit dem Auge, setzte sich dann auf die Ruderbank, ergriff die Pagaie, und hatte mit zwey oder drey Schlägen das entgegengesetzte Ufer erreicht. Hier sprang er ans Land und entfloh als Maron in die Wälder.

Acht Tage nachher sah man auf dem großen Platze und in allen Hauptstraßen von Paramaribo eine Bekanntmachung angeschlagen, worin es hieß: „Auf Befehl des obersten Justizrathes der Colonie: Kund und zu wissen sey Jedermann, daß zweytausend Gulden jedem Weißen, tausend Gulden dem Mulatten oder freyen Neger, die Freyheit jedem Sclaven zuerkannt sind, der den Neger Michael, genannt Fadlalah, Sclave des ehrenwerthen Herrn Jansen Houtwyn, bey seinen Lebzeiten Mitglied des Justizrathes, der von besagtem Michael, genannt Fadlalah, meuchelmörderisch ums Leben gebracht wurde, todt oder lebendig einliefern wird. (Hier folgte das Signalement des Verbrechers.) Die Befehlshaber der Militärstationen der Sarameca, der Cottica, des Maroni und der übrigen Flüsse werden diese Kundmachung an die Indianer ihrer resp. Bezirke gelangen lassen. Der Preis für besagte Indianer ist auf fünfhundert Gulden in Geld oder Waaren, nach ihrem Belieben, festgesetzt."

„Der Secretär des Justizrathes:
Daniel Voorpms."

Zwey Jahre vergingen, ohne daß sich Jemand um den Preis meldete. Dann erst, während der Regenzeit, ließ sich ein Indianer, Nahmens Arrowuka, der von dem Ufer der Sarameca kam, eines Morgens bey Herrn Daniel Voorpms melden. Bey dem Secretär des obersten Justizrathes vorgelassen, entboth der Indianer nach der Sitte seiner Landsleute ihm seinen Gruß, ohne ein Wort zu sprechen, und indem er einen Binsenkorb öffnete, zog er an den Haaren einen schwarzen Kopf daraus hervor, der erst vor kurzer Zeit abgeschnitten zu seyn schien. Der Beamte der Colonie bemerkte auf den ersten Blick, außer andern bekannten Zeichen, daß an diesem Kopf ein Ohr fehlte, und sogleich sagte er: „Dieß ist der Kopf des Negers Michael, genannt Fadlalah, des Mörders unsers Freundes und Collegen, Herrn Jansen Houtwyn; man gebe diesem Indianer die zugesagte Belohnung."

— M. —

Logogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9.

Ich hatte mich verkältet, und mußte, meiner angegriffenen Brust wegen, das Zimmer hüten. Eben saß ich am Fenster, und sah dem Manne nach, der über den 1245 ging, und die 5431 nach Hause trieb, die mir zu meinem Selterwasser das beste Naturmittel gab, als Freund P. athemlos und ganz exaltirt ins Zimmer stürzte. — Mein Bursche, der eben die getrennte 67894 in meiner Uniform ausbesserte, ließ selbe vor Schreck fallen. Ich erklärte meinem Freunde, daß ich sehr unwohl sey und mich verkältet habe, indem ich ganz echauffirt viel 431 aß, was meiner Brust sehr übel bekam. — Pah, pah! sagte P. das nützt dir alles nichts, du mußt doch mit mir ins Concert, — hier habe ich zwey Billets — unser herrlicher 87294 singt darin, nun in meiner freudigen Aufregung wird mich's doppelt freuen! — Freund! erwiederte ich, mein Arzt verboth mir das Ausgehen, ich kann dir nicht folgen! — Mein Freund schmollte, ging aber endlich fort. — Ich dachte mir: Fatales Unwohlseyn, das mich um den Genuß, 87294's herrlichen Gesang bewundern zu können, bringt, und mich auf die Töne meines 123456789 beschränkt, der eben jetzt eine Waldweise zu trillern anfing.

C. F. Müller.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde am 10. d. M. zum ersten Mahle gegeben: Sigmund, Schauspiel in zwey Aufzügen, nach dem Roman Indiana und nach Scribe bearbeitet von F. A. von Kurländer. — Hierauf folgte, gleichfalls zum ersten Mahle: List und Strafe, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen des Sedaine bearbeitet von Herzenskron. —

Das Schauspiel Sigmund erfreute sich von Seite des Publicums einer sehr beyfälligen Aufnahme. Es gehört ganz der neuesten französischen Schule im Fache des Lustspiels an, und darin liegt vielleicht auch ein Hauptgrund seines genossenen Beyfalls; denn man mag hundertmahl erweisen können und erweisen, daß die alte Gattung heiterer Lebensgemählde besser, gediegener sey — das Leben selbst hat eine andere Dichtung, Farbe angenommen, und mit ihm sein Abdruck: das Lustspiel, und hierin mehr als irgendwo bewährt sich Schiller's Ausspruch: „Der Lebende hat recht.“ — Wir finden auch hier eine junge, reizende, lebenslustige Frau, Adolphine Ralph, die an einen ältlichen Kaufmann vermählt ist, und mit ihm nicht volle Befriedigung ihres Lebensglückes findet. Ihr zur Seite bewegt sich, als Freund des Hauses, der junge, elegante, mit allen Künsten der Verführung vertraute Marquis Varades, und lauert die Momente weiblicher Schwächen ab, um ihre Tugend wankend zu machen. Ralph entfernt sich vom Hause nach dem Badeorte Nizza, und biethet so dem Marquis willkommenen Spielraum für seine Plane, wiewohl in einem jungen Manne, Sigmund, welcher Compagnon des Hauses und Ralph's Schützling und wärmster Freund ist, ein wahrhaft treuer Diener seines Herrn zurück bleibt. Dieser weiß es auf zarte Weise der vergnügungssüchtigen Frau begreiflich zu machen, wie ihr tägliches Erscheinen an der Seite des Marquis auf Ballen und in Gesellschaften leicht übel gedeutet werden könne, und auch schon mitunter gedeutet werde; ja, es gelingt seinen in den höchsten Zartsinn gekleideten Vernunftgründen, Adolphinen von dem bereits beschlossenen Erscheinen auf einem Balle abzuhalten, wohin sie in Begleitung des Marquis gehen sollte. Allein bald wendet sich das Blatt wieder. Varades wendet alle Künste der Überredung an, und indem er Adolphinen zu verstehen gibt, es sey ihr der Besuch des Balles von jemanden verbothen worden, reizt er ihren beleidigten Eigenwillen zur Beweisführung des Gegentheils; Adolphine beschließt auf dem Balle zu erscheinen, jedoch unter der Bedingung, daß Varades, der es auch verspricht, nicht zugegen seyn dürfe. — Dieser hat ein heimliches Verhältniß mit Betty, im Hause Ralph's, welche sich auf einer seiner Fabriken in der Nähe der Stadt befindet; dahin will er nun dieselbe Nacht gehen, um die Zeit, in welcher er von Adolphine entfernt, zuzubringen, wozu ihm das thörichte Mädchen, die im Wahne steht, der Marquis werde sie heirathen, die dringendste Einladung machte. Inzwischen kehrt Adolphine vom Balle schneller heim und fährt auf die Fabrik, wo Betty ihren Emil in aller Eile in ein Seitencabinet verbirgt. Während Frau von Ralph ihren Gefühlen, die nur allzusehr für den Marquis sprechen, in einem Selbstgespräche lauten Ausdruck gibt, vernimmt dieser in dem anstoßenden Cabinete diese Zeugen seiner Hoffnung, und wagt es, zu ihren Füßen zu stürzen, einen ganz anderen Beweggrund seines Hierseyns angebend. Varades ist ein Freund Ralph's, seine Mutter, gleichsam eine zweyte Mutter Adolphinens; dazu kömmt, daß er, als einst Ralph einem Fallimente nahe gewesen, diesem in einem Schreiben ohne Unterschrift 40,000 Fr. zur Hülfe angebothen (die Ralph auch ohne zu wissen wie empfing) und Adolphine in diesem Augenblicke aus einem Briefe des Marquis wahrnimmt, daß es dieselbe Schrift sey — kurz die bethörte, überwältigte Frau steht dem Momente nahe, wo ihre Tugend zum Falle sich neigt. Da erscheint wieder Sigmund als rettender Engel. Er erfahrt durch Betty, wie der Verführer ihretwillen hieher gekommen, sie zu heirathen versprochen habe, er liest Adolphinen einen Brief Ralph's vor, der den größten Edelmuth athmet — dieß wirkt auf die im Grunde gute, nur leichtsinnige Frau. Auch die 40,000 Fr. wurden nicht vom Marquis, sondern von Sigmund selbst, der sie in der Lotterie gewann, vorgeschossen. Sigmund hatte Adolphinen in dem Momente überrascht, als Varades zu ihren Füßen lag — er überbrachte auch die Nachricht, daß Ralph in der Stadt angekommen sey; dieß bewirkt die größte Zerknirschung und Verzweiflung Adolphinens. Sie will einsam fliehen, und schreibt ihr Bekenntniß und diesen Entschluß ihrem Gatten. Doch den Brief hatte Sigmund, seinen Inhalt ahnend, aufgehalten. Jetzt da der Marquis abgewiesen, Adolphine zu voller Erkenntniß ihres Unrechts gelangt ist, gibt er denselben zurück, der Schleyer des Vergangenen bleibt ungelüftet, und die Gatten feyern ihr Wiedersehen ungetrübt. — Das Gewebe, welches in zarten Motiven die Handlung dieses Stückes durchläuft, macht dieselbe, ohne daß eben wichtige Ereignisse vorgehen, interessant. Das Gemüth wird in steter Spannung gehalten, und wiewohl der moralische Sinn erst zum Schlusse, und auch da nicht vollkommene Befriedigung, wenn wir es genau nehmen, erhält, so kann man doch behaupten, daß die Verirrungen nirgends über die Gränze menschlicher, nahmentlich weiblicher Schwäche gehen, die hier nur anschaulich, nicht unwahr gezeichnet erscheint. Hr. von Kurländer hat auch hierin einen angebornen Tact. Er bearbeitete das Stück nach dem Romane Indiana und nach Scribe's Stück zugleich; man muß letzteres gelesen haben, um vollkommen zu würdigen, wie sehr in jeder Rücksicht, besonders aber für Adolphinens mögliche moralische Rettung, die deutsche Bearbeitung dem Originale, mindestens nach deutscher Gefühls- und Denkweise, voransteht. Der Erfolg war sehr glänzend, und der Applaus äußerte sich auch am Schlusse lebhaft. —

Hr. Fichtner gab den Sigmund, man kann sagen mit Virtuosität. Voll Gefühl, dabey bestimmt, ernst, männlich, war seine Leistung der Culminationspunct trefflichen Spieles. Ihm zur Seite stand Dlle. Peche in gleicher Vollkommenheit. Liebreiz im Äußern, Gefühl im Ausdruck, Delicatesse selbst im Momente der Verirrungen, characterisirten ihr Spiel. Mit Lob muß auch Mad. Fichtner als Betty, und Hr. Herzfeld in der anwidernden Parthie als Marquis Varades genannt werden.

Den Inhalt des zweyten Stückchens: List und Strafe, wollen wir nicht aus einander setzen, indem das französische Original ein mehr als sechzigjähriges Alter hat, und dem Publicum auch schon eine deutsche Bearbeitung unter dem Titel: „die unversehene Wette“ bekannt seyn dürfte. Es fand nicht sehr günstige Aufnahme. Wir glauben, daß man sich durch den etwas wichtigen Titel getäuscht fühlte, und das Stückchen als Bagatelle, dramatische Scene oder Kleinigkeit mehr angesprochen hätte. Es ist in Wahrheit so übel nicht. Dlle. Müller, Hr. Korn und Hr. Herzfeld spielten überdem sehr gut.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W zu entrichten.

Der Sammler

Sonnabend, den — 114 — 21. September 1833.

Die Uniform des Capitäns.

(Aus Capitän Marryat's Naval Sketches.)

Ungefähr eine Woche schon kreuzten wir vor der dänischen Insel St. Thomas, als wir nahe am Land eine Brigg bemerkten. Wir setzten alle Segel auf, um auf sie Jagd zu machen, und wir befanden uns bald nur noch anderthalb Seemeilen vom Gestade, als die Brigg unter einer Batterie Anker warf, die unverzüglich ihr Feuer auf uns richtete. Glücklicherweise gingen ihre Kugeln zu hoch, und mehrere über unsere Köpfe weg oder zwischen den Masten durch. Unser Capitän, Herr Kearney, hatte stets für alle Gelegenheiten eine Geschichte in Vorrath. „Ich erinnere mich," sagte er, „eines sehr merkwürdigen Vorfalls. Drey Kanonenschüsse wurden auf die Fregatte abgefeuert, auf der ich mich befand, und die drey Kugeln schossen gerade die drey Leinen der drey Marsstengen ab, die so zu gleicher Zeit herabfielen."

Herr Philott, der Schiffslieutenant, der nie eine Anekdote des Capitäns vorübergehen ließ, ohne ihr Eins anzuhängen, erwiederte: „Das ist freylich eine seltsame Geschichte, Capitän; aber ich habe noch eine seltsamere erlebt. Wir hatten gerade unsere vier Kanonen auf dem Hauptverdecke geladen, und in dem Augenblicke, wo die Kanoniere die Ladestöcke herauszogen, gab uns der Feind eine Ladung, von der vier Kugeln in unsere Kanonenläufe fuhren, und uns die Mühe ersparten, vollends zu laden. Wir schickten den Dänen ihre Kugeln zurück und sie dieselben uns wieder, und so ging es dreymahl hinter einander fort."

„Auf meine Ehre," erwiederte Capitän Kearney, „diese Geschichte haben Sie bloß geträumt, Herr Philott."

„Gerade so, wie sie die Ihrige, Capitän."

Der Capitän Kearney hielt in diesem Augenblicke sein Fernrohr in der Hand, und zwar geschultert wie eine Flinte, als eine Kugel aus der Batterie über seinen Kopf wegpfiff und das Fernrohr in tausend Stücke zerschmettert mit sich fortnahm.

„Gut für dießmahl," sagte der Capitän mit großer Kaltblütigkeit, „aber möchten Sie wohl behaupten, daß dieß dreymahl hinter einander geschehen könnte? Geben Sie mir ein anderes Fernrohr. Ich bin überzeugt, daß diese Brigg ein französischer Corsar ist. Was sagen Sie dazu, Herr O'Brien?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Capitän," erwiederte O'Brien, „und ich glaube auch, es würde für unsere Mannschaft ehrenvoll seyn, wenn wir den Corsaren unter der Batterie selbst wegnehmen könnten."

„Steuerbord an die Barre, Herr Philott! nehmen Sie vier Viertel Wind, und wir werden heute Abend sehen, was zu thun ist," sagte der Capitän.

Die Fregatte entfernte sich nun aus dem Feuer der Batterie. Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang,

auf den in Ostindien kein Zwielicht folgt, wie unter den nördlichen Breiten; die Sonne senkt sich in ihrer vollen Pracht zwischen Gewölken von Gold und Rubinen hinab, blitzt noch einmahl am Horizont empor, erlischt, und Alles umher versinkt in Dunkel. Sobald die Nacht hereingebrochen war, hielt der Capitän mit seinen Lieutenants Kriegsrath; es wurde beschlossen, die Unternehmung zu versuchen; denn ein so ernstes Wagstück es auch seyn mochte, eine Brigg unter den Kanonen einer Batterie wegzunehmen, da man sich immer im Nachtheil befindet, so war doch der Schaden, den diese Corsaren dem englischen Handel in Ostindien zufügten, so groß, daß man immerhin etwas wagen durfte, um sie zu vernichten.

Capitän Kearney, der, eben so klug als tapfer, alle möglichen Fälle berechnete, wollte nicht, daß der Angriff bey Nacht vor sich gehen sollte. „Das Wagniß," sagte er, „ist freylich größer, aber man geht bey Tage frischer daran als bey Nacht, und den Tag über wird die Mannschaft in der Batterie und am Bord des Corsaren weniger auf ihrer Huth seyn." Es wurde also beschlossen, daß während der Nacht Alles vorbereitet und die Schaluppen vor Tagesanbruch ausgesetzt werden sollten; dann wollte man sich hinter Felsen verborgen halten, die nach der Seite des Hafens hin ein Vorgebirge bildeten, und hier, wenn man nicht entdeckt würde, bis Mittag, als der Stunde, wo die Mannschaft der Brigg wahrscheinlich sich größtentheils am Land befinden würde, bleiben.

Die Vorbereitungen zu einer solchen Unternehmung gewähren am Bord einer Fregatte immer ein lebendiges und unterhaltendes Schauspiel. Die Kriegsschiffe haben gewöhnlich eine doppelte Mannschaft an Bord; die eine besteht aus den einem Schiffe nützlichsten und unentbehrlichsten Leuten, und die andere, die zum Dienst und Kampf verwendet wird, aus den entschlossensten und tapfersten des Schiffsvolkes. Übrigens kann man sich darauf verlassen, daß die Befehlshaber der Schiffe bey solchen Gelegenheiten Sorge tragen, ihre Mannschaft zweckmäßig auszusuchen.

Die große Schaluppe, die Jolle und die zwey Kutter wurden zum Angriffe bestimmt; man brachte Kanonen auf Schleifen in dieselben, um sie desto leichter vom Vordertheile der Schiffe nach dem Hintertheile zwischen den Matrosen hindurch bringen zu können; dann wurden Kästen mit Munition und Patronen eingeschifft. Die Ruder wurden mit Seilringen auf eisernen Dullen befestigt, um desto weniger Geräusch zu machen und keines zu verlieren, wenn man die Brigg enterte; endlich nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, ohne selbst einen kleinen Vorrath von Wasser und Branntwein zu vergessen, auf den Fall, daß ein unvorhergesehener Zufall uns länger, als wir dachten, aufhalten sollte, beschäftigten sich die Matrosen mit ihren Waffen; die Einen schraubten frische Pistolensteine auf, Andere schärften ihre Säbel am Schleifsteine, oder mit einer vom Waffenschmied entliehenen Feile. Es war eine Lust, sie so rührig und voll frischen Muthes zu sehen. Es bedurfte nicht einmahl der Pfeife des Bootsmannes, um sie auf ihren Posten zu rufen, und man hätte glauben mögen, es gehe an eine Lustparthie, nicht an einen Kampf, wo es Leib und Leben galt.

Capitän Kearney bestimmte die Officiere, die den Befehl übernehmen sollten. Da er den Cadetten nicht recht traute, von denen er, wie er sagte, aus Erfahrung wisse, daß sie dergleichen Unternehmungen durch ihre Tollkühnheit gewöhnlich verderben, so bestimmte er den ersten Lieutenant Philott zum Befehlshaber der Schaluppe, O'Brien für die Jolle, den Mastmeister für den ersten Kutter und den Hochbootsmann Chucks für den zweyten. Chucks war voll Freude, einen Kutter zu befehligen, und forderte mich auf, mit ihm mich einzuschiffen, was ich bereitwillig that, obgleich ich gewöhnlich O'Brien begleitete.

Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch fuhren die Schiffe ab, und die Fregatte warf in einer Entfernung Anker, die jeden Verdacht beseitigen mußte, während wir ruhig an der uns angewiesenen Stelle anlangten. Nach einer Viertelstunde hatten wir das Vorgebirge erreicht, das eine von den Seiten der Bucht bildete, und wir legten zwischen den Felsen an. Dann wurden die Ruder eingezogen, die Kabeltaue angebunden und das tiefste Stillschweigen anbefohlen. Die Felsen waren so hoch, daß es unmöglich war, uns zu sehen, wenn man nicht bis an den Rand der jähen Felswände herauskommen wollte. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, und als es heller Tag wurde, unterhielten sich unsere Leute, die nachlässig am Rande der Fahrzeuge lehnten und umherlagen, die Korallen und Fische auf dem Grunde des durchsichtigen klaren Gewässers zu beobachten.

„Ich kann Ihnen nicht verschweigen, Sir," sagte Chucks leise, „daß ich keinen glücklichen Ausgang von dieser Expedition ahne, und es ist mir immer, als sollte morgen Einer von uns beym Vorlesen fehlen. Auf Meerstille folgt Sturm, und sehen Sie, wie still es um uns her ist! Aber ich muß meinen Caputrock ausziehen,

denn die Sonne macht schon heiß. Heda, reiche mir mein Kamisol dort, das rechter Hand neben dir zusammengerollt liegt."

Chucks zog seinen Überrock aus, den er ohne Kamisol darunter angelegt hatte, als er bemerkte, daß er statt seines Kamisols die Uniform des Capitäns sammt ihren beyden Epauletten mitgenommen hatte. „Bey dem ganzen englischen Adel," rief er aus, „ich habe des Capitäns Uniform mitgenommen; da bin ich in einer schönen Verlegenheit. Behalte ich meinen dicken Caputrock an, so koche ich im Schweiß, und ziehe ich die Uniform des Capitäns an, so könnte man mir es auslegen, als habe ich den Respect gegen ihn außer Augen gesetzt." O'Brien, der es in seiner Jolle hörte, sagte: „Ich sehe nicht, daß die Uniform des Capitäns etwas verlieren sollte, wenn sie Herr Chucks anzieht, es müßte denn geschehen, daß eine Kugel hindurchführe, und dann könnte Herr Chucks nichts dafür."

„Nein," erwiederte Lieutenant Philott, „und der Capitän könnte dann schwören, eine Kugel sey durch seinen Rock durch und durch gefahren, ohne ihm die Haut zu ritzen, und diese Geschichte wäre wohl eine neue Uniform werth. Ziehen Sie daher immerhin den Rock an, Herr Chucks, er wird für den Feind eine vortreffliche Zielscheibe abgeben."

„Um das Vergnügen, für einen Gentleman zu gelten," sagte der Hochbootsmann, „möchte ich es schon wagen. Her also — mit der Uniform!"

Es gereichte zur allgemeinen Ergötzlichkeit, als Herr Chucks die Uniform anzog und sich mit selbstzufriedenem Gesichte neben den Schoten des Spiegels ausstreckte. Da aber Einer von den Matrosen den Scherz noch länger fortsetzen wollte, als es dem Hochbootsmanne gefiel, sagte er zu ihm: „Webber, ich muß dir bemerklich machen, daß es nicht Sitte, einem höhern Officier so unter die Nase zu lachen, und wenn wir uns am Bord der Fregatte wieder treffen sollten, so bin ich begierig zu sehen, ob du dich vor dem Hochbootsmanne mit dem Stock eben so gebrauchen wirst, wie vor dem Hochbootsmann in der Capitänsuniform." Chucks war bekannt wegen seiner Vorliebe für die Anwendung des Argumentes, mit dem er den Spötter bedrohte, und die Stille wurde wieder hergestellt.

So harrten wir, ohne entdeckt zu werden, bis Mittags hinter den Felsen; ein Officier begab sich sogar noch weiter vor, um Erkundigung einzuziehen, wie es auf der Brigg stehe. Die Boote fuhren unaufhörlich zwischen dem Corsaren und dem Ufer hin und her, und brachten jedes Mahl ein Dutzend Matrosen ans Land, so daß wir hoffen durften, auf der Brigg nur wenig Leute zu finden, die uns Widerstand leisten konnten. Philott zog seine Uhr und zeigte sie O'Brien, um ihm zu beweisen, daß er pünctlich dem Befehle des Capitäns nachkomme; es war zwölf Uhr, und er gab das Signal zum Aufbruche. Man band die Kabeltaue los, lud die Kanonen und schüttete Zündkraut auf; die Matrosen griffen zu den Rudern und in zwey Minuten hatten wir die Felsen verlassen, und erschienen eine Viertelmeile vom Ufer und eine halbe Meile vom Corsaren in der Linie. Es wurde aus Leibeskräften gerudert, aber kein Laut gegeben, bis uns der Feind seine erste Kugel zugesendet hatte, die von einem Puncte herkam, wo wir es uns nicht versehen hatten; nähmlich aus einer Doppelbatterie, die man zu beyden Seiten der kleinen Bucht angelegt hatte, und von der uns somit eine Kanone in dem Augenblicke begrüßte, wo wir in den Hafen einliefen; sie traf uns nicht, eben so wenig drey andere Kugeln, die der ersten unmittelbar folgten, aber uns doch zwey Ruder am ersten Kutter mitnahmen.

Inzwischen hatten wir bemerkt, daß, sobald man unser auf der Brigg ansichtig wurde, die Boote ans Ufer abgeschickt worden und jetzt mit Mannschaft beladen zurückgekehrt waren. Sie waren noch einmahl ans Land gerudert, aber noch nicht wieder bey dem Corsaren angelangt, so daß wir uns beyde ungefähr gleich weit entfernt vom Schiffe befanden, und es schwer zu sagen war, wer zuerst es erreichen würde. O'Brien rief jetzt Philott zu, wir müßten damit beginnen, daß wir die Boote angriffen, um dann den Corsaren auf der Seite zu entern, wohin sie ihre Richtung nahmen, denn wahrscheinlich sey dort in dem Netze der Seitenbrustwehr, die uns ein furchtbares Hinderniß entgegengestellt haben würde, eine Öffnung gelassen worden, durch die das Schiffsvolk der Brigg aus und ein ging. Philott war gleichfalls dieser Meinung, und befahl den Ruderern im Bugspriet, ihre Ruder fallen zu lassen und die Kanonen zu richten, während die Ruderer auf den Seiten ihre Anstrengungen verdoppelten.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramme.

An ein lächelndes Mädchen.

O! lächle noch einmahl, damit ich wieder sehe,
Wie Perlen unter Rosen steh'n.
O! hör' zu lächeln auf! daß ich nicht ewig stehe,
Um lächeln dich zu seh'n.

Auf den Beysatz „wie allgemein bekannt" in neuern literärischen Producten.

Wenn Autor Har mit etwas Selt'nem zieret
Der tiefen Werke dicken Band,
So steht dabey stets angeführet:
„Wie allgemein bekannt."

Säh' Har ob seit „Bekannt" die Leser trübe fragen,
Nicht schmeichelte er ihnen mehr;
Säh'n ihn die Leser drob in fremden Büchern schlagen,
So prahlt er nicht so sehr.

Adolph Wiesner.

Auflösung
des Logogryphs im vorigen Blatte:
Stieglitz.

Notizen.

Eduard Bauernfeld
und sein neuestes Schauspiel „Helene" im k. k. Hofburgtheater aufgeführt.
(Beschluß.)

Was Hrn. Bauernfeld überhaupt mangelt, konnte auch in diesem Schauspiele nicht hervorleuchtend seyn, nähmlich Erfindungsgabe. Welchem Theaterbesucher sind nicht schon zehn und zwanzig Intriguen von Stücken vorgekommen, worin zwey Liebhaber sich um ein Mädchen bewerben, der Eine aus wahrer innerer Seelenneigung, der andere um des Geldes willen, das der reiche Vater aufgehäuft hat? Diese zwey Prätendenten heißen hier der Rittmeister Graf Bannewitz und Herr von Spangenberg, Gesandter eines benachbarten Hofes. Helene fügt sich in den Willen des Vaters, und will letzterem die Hand reichen. Das Unglück ist inzwischen der wahre Probierstein der Liebe wie der Freundschaft. Banquier Friedau speculirte auf Krieg, aber die segenvollen Fügungen des Himmels wollen Frieden, und Spangenberg selbst ist es, der die Einigkeit vermitteln hilft. Seine Nachricht ist daher für Friedau ein Donnerschlag. Gerade in dem Momente, als die Verlobung Helenens vollzogen werden sollte, erfährt er den nahen Ausbruch seines Fallimentes, und sinkt ohnmächtig zusammen. Hr. von Spangenberg tritt nach diesem Vorfalle zurück, und Helene, die sich zuvor ohne Liebe, aber auch ohne Widerwillen ihrem Vater gefügt, fühlt sich nun enttäuscht über die Nichtswürdigkeit ihres Bräutigams. Dagegen ist Graf Bannewitz gerade in dem Augenblicke der Noth der thätigste Helfer, mit Leben und Vermögen. Als er die schimpfliche Art erfuhr, wie Hr. von Spangenberg sich zurückgezogen, beschließt er Rache an ihm zu nehmen, wofern er sein Unrecht nicht ehrenvoll wieder gut machen wolle. Mit Pistolen bewaffnet erscheint Graf Bannewitz vor dem Gesandten, der sich inzwischen zur Heirath unter der Voraussetzung bereitwillig erklärt, daß Helene, so wie er sie kenne, nimmermehr, nach der ersten Ablehnung ihrer Hand, sich dazu verstehen würde. Der Erfolg rechtfertigt seinen Plan, und Helene, welche bey dieser Gelegenheit die gränzenlose Liebe und Aufopferung des Grafen Bannewitz kennen gelernt, entspricht freudevoll seinem glühenden Verlangen und wird dessen Gattinn. In allen dem ist, wie schon im Eingange angedeutet worden, durchaus nichts Neues, die Verhältnisse sind eine schwache Variation zwanzigmahl dagewesener, und doch hat das Stück sowohl in Einzelnheiten als durch den Totaleindruck unbezweifelte Wirkung hervorgebracht. Es muß zur Ehre des Dichters bemerkt werden, daß er das Arrangement der Handlung sehr wohl getroffen, und dem Effecte seine passenden Stellen zugewiesen hat. Wir nennen einen solchen Moment jene Scene, als Friedau, gerade im Begriffe die Hände der Verlobten in einander zu legen, die Unglücksbothschaft seines bevorstehenden Fallimentes erfährt. Nicht ohne Geschick ist auch der Schluß des Stückes herbeygeführt, ein Umstand, der bisher den Bemühungen des Hrn. Bauernfeld meistens nicht gelingen wollte. Viele meinten zwar, es dürfte kein besonderer diplomatischer Tact dazu erforderlich gewesen seyn, daß Spangenberg auf die Verwerfung seines neuesten Antrages von Seite Helenens rechnen durfte; allein darauf hat es der Dichter auch nicht abgesehen, genug daß es geschieht und wahrscheinlich ist. Die Einkleidung, der Dialog sind durchaus meisterhaft zu nennen. Es herrscht eine Reinheit in der Sprache, eine Gedankenfülle in den Reden, wie sie des poetischen Talentes des Hrn. Bauernfeld würdig sind. Dabey übt jene angenehme Mischung von Gefühl und Humor ihre nie verfehlte Wirkung, und so kann man sagen, daß das dichterische Gericht mehr durch die Zugaben, das Gewürz u. s. w. schmackhaft geworden sey, als durch sich selbst und den ursprünglichen Werth. Die Charaktere des Stückes sind durchaus Nachahmungen. Man könnte von jedem den Erzeuger oder wenigstens Gevatter nennen. Allein wozu? Hr. Bauernfeld hat sie dem ausgezeichneten Spielvermögen einzelner Künstler mitunter sehr individuell angepaßt, und das Publicum sah gerne wieder, was es, wenn auch schon oft, bewundert hatte. —

Ich komme bey dieser Gelegenheit auf den Umstand zu sprechen, daß Hr. Bauernfeld einen großen Theil von dem Erfolg seiner Stücke gewiß dem jederzeit im höchsten Grade ausgezeichneten Spiele der Künstler des k. k. Hofburgtheaters zu verdanken hat. Seine Pieren sind fast immer, selbst in ihren nicht voranstehenden Parthien, mit Darstellern ersten Ranges besetzt. Das ist viel Gewicht in die schwankende Wage des Beyfalls. Helene wurde von Dlle. Peche mit der vollkommensten Auszeichnung gegeben. Deßgleichen konnte die Rolle Henriettens, wiewohl eine Nebenparthie, in keinen besseren Händen, als der Dlle. Müller seyn. Hr. Wilhelmi gab den alten Militärdiener Sebastian mit einem Aufwande von Kunst und natürlicher Wahrheit, daß er zur Bewunderung hiueiß, wiewohl man in ähnlichen Rollen das Ausgezeichnetste von ihm zu sehen gewohnt ist. Hr. Laroche spielte den Friedau so trefflich und naturwahr, wie seine Leistungen immer sind, und in der Scene der Unglücksnachricht im zweyten Aufzuge wahrhaft ergreifend. Spangenberg wurde von Hrn. Herzfeld gleichfalls gut, die kleine Rolle des Baron Reiberstein aber von Hrn. Fichtner mit genialer Originalität dargestellt. Hr. Costenoble erhob durch sein geistreiches Spiel die Nebenrolle des Treuhold in einzelnen Momenten zur Bedeutung, und eine ausgezeichnete Künstlerinn, wie Mad. Poller, erschien in der winzigen Parthie der Fr. von Hellborn, und nützte dem Ganzen dadurch, daß sie erschienen war. —

Das Schauspiel erhielt sehr beyfällige Aufnahme, der Dichter wurde zum Schlusse gerufen, und die seitherigen Wiederhohlungen waren immer besucht.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Dinstag, den — 115 — 24. September 1833.

Reisecrinnerungen.

Nach Alexander Dümas.

Ich kehrte am fünften Tage von meiner Excursion nach Chamouny zurück*), und langte um 10 Uhr Abends in Martigny an. Der mich wiedererkennende Wirth begrüßte mich mit komisch verlegener Miene. Sein Haus war so voll, daß für ihn selbst nur in der Scheune Platz zum Schlafen blieb; wo also mich unterbringen? Er versuchte, zwar schüchtern, mich von der Wohlthätigkeit des Heugeruches für die Gesundheit und den Vorzügen eines Strohlagers neben dem seinen vor jedem andern zu überzeugen, allein ich war 12 Stunden weit marschirt und wollte bequem und gut schlafen. Seine Gründe zogen daher nicht bey mir, und ich hieß dem Führer, mich in ein anderes Wirthshaus zu bringen. Da machte der Wirth noch einen letzten Versuch, mich zu halten. Er habe, sagte er, in einem großen Zimmer zwar schon eine Gesellschaft von fünf Herren untergebracht, allein noch einer mehr mache dort keinen Unterschied, und wenn ich mit einer auf die Erde gelegten Matratze, wie jene, vorlieb nehmen wolle, so werde er für mich sorgen.

Ich bejahte, und so fort schritt er nach dem erwähnten Zimmer voran, aus welchem sich ein lustiger Lärm vernehmen ließ. Die Herren machten sich den Spaß, um den Raum ihrer Matratzen einen kleinen Krieg zu führen; vielleicht schien ihnen der Platz zur friedlichen Vertheilung von fünfmahl sechs Fuß Länge und drey Fuß Breite nicht ganz entsprechend. Unter diesen Aspecten, dachte ich, wird unsere Bitte gerade nicht willkommen seyn, und mein Begleiter, der Wirth, meinte wahrscheinlich dasselbe, denn er blieb vor der Thür stehen und sah sich verlegen nach mir um. Ich beschloß also selbst mein Heil zu versuchen. Behutsam öffnete ich die Thür ein wenig und hatte kaum bemerkt, daß die Kämpfenden im Finstern waren, indem ihr Wurfgeschütz die Lichter verlöscht haben mochte, als mein Plan entworfen war.

Vor allen Dingen blies ich dem Wirthe das Licht aus, empfahl ihm, um keinen Preis den Hauptschlüssel zu dem Zimmer herzugeben, und mir das Weitere zu überlassen. Das Scharmützel hatte unterdessen seinen ungestörten Fortgang; die Herren lachten und lärmten so laut, daß ich in's Zimmer treten, die Thür hinter mir verschließen und den Schlüssel einstecken konnte, ohne daß sie diesen Anmarsch eines neuen Corps bemerkten.

Kaum hatte ich zwey unsichere Schritte gethan, als mir eine Matratze! auf den Kopf flog und den Hut bis über's Kinn herab in's Gesicht drückte. Ich war jedoch nicht gesonnen, den unsichtbaren Mächten etwas schuldig zu bleiben, behielt aber die Matratze einstweilen und bückte mich, wo ich dann Munition genug am Boden fand, das Feuer zu erwiedern. Bald bemerkte

*) Reisecrinnerungen, Sammler Nr. 6a.

ich aber, daß ich in eine Ecke des Zimmers gelangt war, eine für die Vertheidigung des Einzelnen bekanntlich sehr vortheilhafte Stellung, und sogleich setzte ich mich daselbst fest, so gut Püffe nach allen Seiten austheilend, daß ich bald merkte, man höre auf, sie mir streitig zu machen. In der That zog sich der Kampf nach einer andern Seite, und ich erhielt Zeit meine Matratze auf dem Fußboden auszubreiten, mich in einen erbeuteten Mantel einzuwickeln, da keine Bettdecken vorhanden zu seyn schienen, und guten Muthes auszustrecken, die Dinge erwartend, welche schwerlich ausbleiben konnten.

Die Ruhe fing an, sich herzustellen; ein jeder dachte darauf, sich seinen Bivouak so bequem als möglich einzurichten, und endlich suchte nur noch einer der lustigen Vögel im Zimmer umher. Nachdem er dieß eine Weile getrieben hatte und nicht fand, was er suchte, rief er plötzlich, wie von einer überraschenden Idee ergriffen, aus: „Gewiß liegt einer von euch auf zwey Matratzen!

Mit Unwillen wurde dieser Verdacht einstimmig abgelehnt, — meine Stimme ließ ich jedoch ruhen; — und der Matratzenlose begann seine Kreuzfahrt von Neuem, mitunter lachend, mitunter fluchend, bis ihm endlich die Geduld ausging und er damit aufhörte, womit er hätte anfangen sollen. Er klingelte nähmlich, um Licht bringen zu lassen. Bald darauf vernahm ich die Schritte des Hausmädchens und sah den Schimmer ihrer Lampe durch's Schlüsselloch; unser Camerad näherte sich der Thür und fand sie verschlossen. „Schließ auf und bringe ein frisches Licht!" rief er der Dienerinn zu, die aber erwiederte, der Schlüssel müsse im Zimmer seyn. Der zum Suchen Verurtheilte tappte am Schlosse herum, fühlte dann auf dem Fußboden mit den Händen umher und endigte mit der Frage: „Wer, zum Henker, hat denn zugeschlossen?"

Natürlich Niemand; — das Mädchen stand immer noch vor der Thür. „Habt ihr nicht einen Hauptschlüssel im Hause?" fragte es von Innen.

„Ja, mein Herr."

„So hohl' ihn." Und fort ging sie; schweigend wartete Alles auf ihre Rückkehr, ich besonders, denn ich mußte bald sehen, was der Wirth auf meine Vorschrift gab.

„Die Magd kömmt auch nicht wieder," murrte der an der Thür Harrende; „ich wette, sie hat den Schlüssel nicht. — Gott sey's gedankt!" Das Letztere bezog sich nähmlich auf die Magd, die eben vor der Thür anlangte, aber — ohne Hülfe. — „Das ist, als ob der Satan die Hand im Spiele habe!" rief jener, und die auf ihre Matratzen Gestreckten bestätigten seine Vermuthung mit lauten Ja's. „Sie haben gut lachen, das ist eine allerliebste Geschichte für mich. Indessen, eine Matratze muß ich haben, es mag kommen wie's will."

Dieser Drohung antwortete ein den Besitz vertheidigendes Hoho! der Andern, und jeder hielt seine Unterlage fest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Uniform des Capitäns.

(Beschluß.)

Als wir zwanzig Toisen von der Brigg und ihren Booten waren, ließ der Lieutenant Feuer geben. Die Karonade der großen Schaluppe hatte ihre Ladung so gut angebracht, daß eines der ausgesetzten Boote in den Grund geschossen wurde, und unsere kleinern Kugeln richteten unter der Mannschaft eine große Niederlage an. Noch eine Minute und die Mannschaft der beyderseitigen Boote stieß zusammen, und der Kampf von Mann gegen Mann begann. Die Franzosen schlugen sich wie verzweifelt, und erhielten zur rechten Zeit von den Leuten auf dem Corsaren, die nicht müßige Zuschauer bleiben konnten, Unterstützung. Die Einen sprangen zu gleichen Füßen mitten unter uns hinein, die Andern warfen kalte Kanonenkugeln auf uns, um uns Leute zu tödten oder uns in den Grund zu bohren; allein wir waren die Stärkern und besser Bewaffneten, und wurden ihrer endlich Herr. Dann stürzten wir uns auf die Brigg, wo wir Niemand mehr fanden, als einen großen Hund, der O'Brien an die Kehle fuhr.

„Tödtet ihn nicht," rief O'Brien Denen zu, „die ihm zu Hülfe eilten, „befreyt mich nur von seinen Krallen."

Die Matrosen schafften ihm endlich seinen vierfüßigen Feind vom Halse, den O'Brien an eine Kanone band, indem er sagte: „So mein tapferer Bursche, du wirst jetzt mein Gefangener seyn."

Allein obgleich nun des Corsaren Meister, waren wir damit doch noch keineswegs mit unserer Unternehmung am Ziele; denn nicht nur waren wir dem Feuer der zwey Batterien an der Hafeneinfahrt ausgesetzt, an denen wir vorbey mußten, sondern auch der Batterie im Hintergrunde der Bay, die Tags vorher die Fregatte beschossen hatte. Wir beeilten uns die Ankertaue zu kappen, die Marsstengen herabzulassen und die Verwundeten aus den Booten auf die Brigg zu schaffen. Alles dieß war das Werk von wenigen Minuten. Wir

hatten nicht mehr als neun Verwundete, von denen jedoch nur dem Hochbootsmanne Chucks eine Kugel durch den Leib geschossen worden war, so daß keine Hoffnung für sein Leben blieb. Wie Philott bemerkt hatte, die Epauletten des Capitäns hatten ihn zur Zielscheibe des Feindes gemacht, und er war ein Opfer seiner erborgten Federn geworden.

Sobald die Verwundeten, vierzehn Franzosen und die unsrigen, auf das Verdeck gebracht waren, setzten wir die Schiffsleinen an, und machten uns daran, die Brigg aus dem Hafen zu bugsiren. Es war ein Tag vollkommener Windstille, und es ging nur langsam vorwärts, obgleich unsere Leute, durch den Sieg begeistert, ihre Kraft und Fröhlichkeit verdoppelten. Als der Feind bemerkte, daß die Brigg genommen sey, so richtete er auf sie ein vortheilhaftes Feuer; noch hatten wir unsere Prise nicht einige Toisen weit gegen die zwey Batterien des Vorgebirges hinbugsirt, als der Corsar drey Kugeln in die Rippen erhielt und Wasser zu schöpfen anfing. Ich war beschäftigt, den armen Chucks, der neben dem Rade des Steuerruders ausgestreckt lag, einigen Beystand zu leisten; das Blut rieselte aus seiner Wunde, und er wurde mit jedem Augenblicke schwächer. Nachdem ich mit meinem Sacktuche seine Lenden zusammengeschnürt hatte, um den Bluterguß etwas zu hemmen, hohlte ich ein wenig Wasser, befeuchtete damit sein Gesicht und goß ihm einige Tropfen davon in den Mund. Er schlug die Augen auf und erkannte mich.

„Ach, Sir,“ sagte er, „sind Sie es? Es geht zu Ende, nicht wahr? Aber konnte es besser gehen, sagen Sie?“

„Wie meinen Sie dieß?“ fragte ich.

„Wie ich es meine? Ey, bin ich denn nicht als Officier und Gentleman gekleidet gefallen? Ich sterbe lieber mit den Epauletten, als daß ich zum Leben zurückkehre, um die Uniform eines Hochbootsmannes wieder anzuziehen. Ich schätze mich sehr glücklich.“

Chucks drückte mir die Hand und schloß die Augen. Wir befanden uns in diesem Augenblicke den beyden Batterien des Vorgebirges gerade gegenüber, deren Geschütze so gerichtet waren, um auf unsere Boote zu schießen, welche die Brigg bugsirten. Die erste Kugel traf unsere große Schaluppe in die Seite und bohrte sie in den Grund. Glücklicherweise wurde die ganze Mannschaft gerettet, aber wir verloren Zeit, bis wir an die Stelle der Schaluppe die Jolle gebracht hatten, und die Kugeln fielen immer dichter und dichter. Dennoch verloren unsere Leute den Muth nicht, als wir bemerkten, daß der Corsar einen Leck hatte, der es unmöglich machte, ihn weiter zu bugsiren. Philott befahl, die Brigg zu verlassen und in unsern übrigen Booten der Fregatte zuzurudern. Ich erhielt den Auftrag, die Verwundeten nochmahls wegschaffen zu lassen, und zwar in meinen Kutter; als aber die Reihe an Chucks kam, der in diesem Augenblicke wieder einige Kraft zu gewinnen schien, sagte er: „Nein, nein, mein lieber Sir, es hilft nichts mehr; ich will hier sterben. Lassen Sie mich ruhig verscheiden, ich bitte Sie darum. Nimmt der Feind die Brigg wieder, so werde ich mit den militärischen Honneurs beerdigt werden, wo nicht, so werde ich in der Uniform eines Officiers sterben. Eilen Sie sich ich, ich bleibe hier, es ist entschieden.“

Ich wollte ihm noch zureden, sich wegtragen zu lassen, als zwey Schiffe mit bewaffneter Mannschaft aus dem Hafen auf die Brigg zuruderten. Ich hatte kaum noch Zeit, dem ehrlichen Chucks die Hand zu drücken; denn der Feind war mir schon so nahe auf dem Halse, daß ich in seine Hände gefallen seyn würde, wenn mir nicht die Jolle und der Kutter zu Hülfe gekommen wären. Im Ganzen war die Expedition gut ausgefallen. Wir verloren Niemand, als Chucks, denn die übrigen waren nicht tödtlich verwundet. Der Admiral war zufrieden und Capitän Kearney auch, wiewohl er über die verlorne Uniform ein wenig murrte. Wenigstens die Epauletten, meinte er, hätte man doch mitnehmen sollen. „Allein diese jungen Leute,“ fügte er hinzu, womit er auf mich anspielte, „denken an Nichts.“

N o t i z e n.

Giuditta Pasta.

(Beschluß.)

In der Hauptstadt Frankreichs hatte sie anfangs mit der Mißgunst zu kämpfen, welche dort auch Rossini erfuhr, bevor er einen unbestrittenen Platz einnahm. Zu ihrem Debut wählte man den Principe di Taranto, eine gewöhnliche Opera buffa, welche dem feinen Wesen der Sängerinn wenig zusagte. So konnte sie sich keines sehr glänzenden Erfolges erfreuen, obwohl die französischen Blätter, die überall vorbrechende Meisterschaft anerkennend, sie mit Lob überhäuften, und die ungeschickte Wahl der Rolle laut tadelten.

Sie gab die Elvira in Don Juan, die Giulietta von Zingarelli, und erschütterte in dieser Oper einmahl als Romeo ganz Paris mit dem berühmten: Ombra adorata aspetta. Aber auch als Giulietta gefiel sie so allgemein den Parisern wie den anwesenden Fremden, daß sie im Jahre darauf einen Ruf nach London erhielt, wo sie als Telemach in der Penelope des Cimarosa lauten Beyfall fand.

Ihre Schwangerschaft unterbrach für ein Jahr diese Leistungen. Nachdem sie ihre Niederkunft in Italien erwartet, sang sie in den Jahren 1818, 1819, 1820, und im Winter 1821 dreymahl in Venedig, zweymahl in Padua, dann in Turin, Rom, Brescia, Triest. In Rom, wo sie unter andern in Simon Mayr's neu componirter Oper Danao auftrat, wußte sie dem Aureliano in Palmira durch eine dem Geiste Rossini's angemessenere Künstlichkeit

des Vortrags wieder zu geben, was ihm Velutti, so herrlich der Sänger war, durch die seinige genommen hatte. Gränzenlos war der Beyfall, welchen sie im Teatro Carignano zu Turin erntete, im Sargino von Paer, in der Sposa fedele von Pavesi, im Califfo di Bagdad, den dieser Maestro eigens für sie componirte. Noch glücklicher war sie in der Fenice zu Venedig, wo sie der Conquista di Granata das Leben einhauchte, woran es dieser Composition mangelt, und dem Eroe Germano von Pavesi neue Reize verlieh.

In demselben Jahre kehrte sie nach Paris zurück. Von 1821 bis 1827 (mit Ausnahme des Carnevals 1822, wo sie auf der königlichen Bühne zu Turin sang, und des Herbstes 1826, wo sie in den Theatern S. Carlo und Fondo zu Neapel besonders in Otello gefiel *), feyerte sie eine ununterbrochene Reihe von Triumphen zu Paris und London, als Romeo, Nina, Medea, Semiramide, Desdemona, in welcher Rolle die Franzosen ihr vor allen den Preis zuerkannten, endlich als Zelmira u. s. w.

Im Jahre 1828 sang sie in Mailand im Casino de'Negozianti, dessen Societät die hochgefeyerte Sängerinn von Marchesi in Marmor abbilden ließ; entzückte im Winter 1829 Wien, im Sommer Mailand im Teatro Carcano in den Opern: Tancredi, Semiramide, Otello, Medea, Nina, Romeo e Giulietta. Im Herbste desselben Jahres gab sie 12 Vorstellungen zu Bologna, und sang vor der dortigen Società del Casino, die ihr zu Ehren eine goldene Medaille prägen ließ; auf der einen Seite ein Lorbeerkranz, auf der andern:

GIUDITTA PASTA
NEL MAGISTERO DEL CANTO
PER GIUDIZIO D' ITALIA
NELL' ARTE DEL GESTO
PER CONSENSO DI FRANCIA
MARAVIGLIOSA
I SOCJ DEL CASINO
DI BOLOGNA
GRATI PLAUDENTI
1829.

Von Bologna ging sie 1830 nach Verona, um in den Opern Giulietta e Romeo, Nina und Malek Adel zu singen. Das dortige Istituto filarmonico degli Anfioni ließ auf die Künstlerinn eine Medaille mit folgenden Inschriften schlagen. Auf der einen Seite:

ALTERNA VICE TRIVMPHANS
MDCCCXXX

Auf der andern ein Lorbeerkranz und

JVDITHAE PASTA
.COLL. AMPHIONVM
.VERONENSE
INTER PLAVDENTES
OBSTVPESCENS.

Im März sang sie zu Mantua in Otello, Nina, Giulietta e Romeo, besuchte dann von Neuem die Kaiserstadt, und sang darauf im Carneval 1831 zu Mailand im Teatro Carcano in Malek Adel, Anna Bolena, Giulietta e Romeo, Sonnambula; 1832 in der Scala in den Opern Norma, Anna Bolena, Otello, Ugo; und im darauf folgenden Carneval in der Fenice zu Venedig.

*) Pariser Blätter, nahmentlich die Etoile, des Journal des Débats, der Courrier français, und aus ihnen alle italiänischen Zeitschriften enthielten damahls einen Brief Crescentini's an den Grafen *** und Hr. Imbimbo in Paris, voll des ehrenvollsten Lobes, eine schöne Bestätigung des ihr in Neapel gewordenen Beyfalles.

So eben ist sie von London, wo sie mit der Malibran zugleich glänzte, nach ihrer Villa am Lago di Como zurückgekehrt.

Dieß die künstlerische Laufbahn der gefeyerten Sängerinn. Über das Eigenthümliche ihres Gesanges sich zu verbreiten wäre überflüssig, da englische, französische, deutsche und italienische Blätter diesen Gegenstand seit einer Reihe von Jahren besprochen haben, und zu besprechen fortfahren. Contralt und Sopran, Brust- und Kopfstimme vereinigen sich im Organ dieser Sängerinn, und sie besitzt die Kunst, diese Widersprüche nach dem musikalischen Bedürfnisse mit aller Feinheit eines gereiften sicheren Tactes zu verbinden, während sie an Virtuosität in Ausführung der kunstreichsten Passagen keiner ihrer Kunstgenossinnen nachsteht, ja manches mit einer nur ihr eigenthümlichen Fertigkeit wiederzugeben versteht, alles ohne eine Spur von der Anstrengung, welche auch bey großen Sängern zuweilen dem Zuschauer ein gewisses peinliches Gefühl erregt. Die Pasta geht mit einer Leichtigkeit und Freyheit über die schwierigsten Stellen hinweg, daß der Zuhörer in unverkümmertem Genusse auf diesen Tonwellen fortgetragen wird.

Aber die große Sängerinn ist zugleich, was sich so selten verbunden findet, eine bedeutende Schauspielerinn. Man ist so sehr gewöhnt, in der Oper die abgeschmacktesten, oft ganz abscheuliche Bewegungen zu sehen, während man die herrlichsten Töne hört, daß die Opernfreunde nur zu geneigt sind, ein mittelmäßiges Spiel, das im recitirenden Drama allenfalls erträglich heißen könnte, groß zu finden, und Gott weiß welchen Mimen an die Seite zu setzen. Es fällt uns nicht ein, die Pasta als Schauspielerinn neben die Schröder, Caroline Müller rc. zu stellen: aber das darf man behaupten, daß auf italienischen Bühnen wenige Schauspielerinnen in der mimischen Darstellung sie erreichen, daß sie ihre edle hohe Gestalt trefflich zu benützen, einen Adel in ihre Bewegungen zu legen weiß, mit einer Ruhe und Schönheit spielt, wie sie auf Opernbühnen unendlich selten getroffen werden. Es ist eine Seele, eine volle Seele, in den kunstreichen Modulationen ihrer Stimme und Geist, Einsicht, ein feiner Sinn für Schicklichkeit in allem, was sie thut.

Die anspruchlose Güte ihres Charakters hat einem ihrer Landsleute Veranlassung gegeben, sie mit dem eingebildeten Egoisten in der bekannten Komödie zu vergleichen. Er erzählt von ihr folgende Geschichte: In Triest spricht ein Kind sie um ein Almosen für seine blinde Mutter an. Die Pasta gibt ihm, was sie eben bey sich hat, und wendet sich mit folgenden Worten zu einem Herrn, der im Begriffe war, diese Großmuth heraus zu heben: „Verschwenden Sie nicht ein Lob, das ich nicht verdiene. Ich dachte nur an mich selbst. Wie ich auf dem Gesichte den Hunger und Frost, die Blöße, all das Unglück der Armen las, dachte ich, was für eine unvergleichliche Schauspielerinn ich seyn müßte, wenn es mir gelänge, in einer ihrem Schicksal ähnlichen Rolle das Bild treu wiederzugeben, wie es mir vor der Seele stand." Ihre Verhältnisse, der Lohn ihres seltenen Talentes, geben ihr glücklicherweise die Mittel, ihren schönen Egoismus zu befriedigen. Als sie im Jahre 1831 zu Como sang, und ihre Vaterstadt ihr eine Marmorbüste zu setzen beschloß, bath sie, das Geld lieber für die Armen zu verwenden. Sie hat eine eigene Reise nach Brescia gemacht, um in einem Concert für die Armen zu singen.

Ein Zug ihrer Dankbarkeit ist die oft wiederhohlte Versicherung, alles was sie auf der Bühne zu leisten vermöge, verdanke sie dem Glück, in Brescia und Padua in den Horatiern und Curatiern mit der berühmten Grassini gesungen zu haben. „Wie hätte ich nicht etwas lernen sollen in der Schule einer solchen Meisterinn?"

(Echo von Mailand.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 116 — 26. September 1833.

Reiseerinnerungen.

(Fortsetzung.)

„Wie viel Matratzen sind hereingebracht worden?" wurde die Dienerinn befragt. Sie antwortete mit Bestimmtheit: „Fünf."

„So muß also Jemand zwey haben."

Ein energisches Nein befriedigte den Inquisitor nicht, er meinte: „ich werde schon sehen;" darauf befahl er der Magd, Schwefelhölzchen herbeyzuschaffen. — Diese Demonstration hatte etwas Drohendes für mich, obgleich ich nicht wußte, wo es damit hinaus wollte.

Die Schwefelhölzchen kamen. „Schieben Sie mir eins durch das Schlüsselloch," commandirte der Verlassene, „dann brennen Sie es draußen an!" Ich sah den Lichtschimmer am Schlüsselloche und beobachtete gespannt den Erfolg. Das blaue Flämmchen verschwand einen Augenblick innerhalb des Schlosses und loderte dann im Zimmer hell auf. Verwünscht wäre der Erfinder der Schwefelhölzchen, dachte ich, und kehrte mich gegen die Wand, um mich ein wenig auf eine Entschuldigung vorzubereiten, denn noch wußte ich nicht, wie mein zudringlicher Scherz aufgenommen werden würde.

Mittelst des Schwefelhölzchens war das Licht angebrannt, es ward hell im Zimmer, und den gleichzeitigen Ausruf des Erstaunens aus Aller Munde erklärte eine durchdringende Stimme durch den Zusatz: „Wir sind unser sechs!" Bestätigend wurden diese Worte wiederhohlt.

„Wir müssen zum Nahmenaufruf schreiten," schlug Jemand vor, und der seine Matratze Vermissende stimmte sogleich ein; ihm lag am meisten an der Entscheidung. Er hob also an: „Zuerst ich, Julius von Lamarc! — hier; — Herr Lacaron! — hier; — Herr Charles Soissons! — hier; — Herr August Reimaneng! — hier; — Herr Honoré de Sussy!" — rasch wendete ich mich um, both dem Aufgerufenen die Hand, ihn als alten Bekannten grüßend und benachrichtigend, ich habe seine Schwester vor acht Tagen in den Bädern von Aix gesprochen, wo sie sich außerordentlich wohl befunden habe.

Alle starrten mich an, und der Effect meiner Unterbrechung bedarf wohl keiner Schilderung. Allein jetzt löste sich das Räthsel.

„Wie? Dûmas hier?" rief de Sussy aus.

„In eigener Person, theurer Freund; wollen Sie mich nicht den andern Herren bekannt machen, es würde mir höchst schmeichelhaft seyn."

„Versteht sich!" entgegnete de Sussy, meine Hand ergreifend, und hob wie gewöhnlich an: „Ich habe die Ehre u. s. w."

Jetzt wendete ich mich an den seiner Matratze Beraubten, bath, dieselbe zurückzunehmen, mir jedoch zu erlauben, eine andere herbeyschaffen zu lassen. Natür-

lich wurde dieß zugestanden, ich öffnete die Thür und streckte mich zehn Minuten später auf ein rechtmäßig erlangtes Lager.

Die Reise dieser Herren ging, wie die meinige, auf den großen St. Bernhard. Sie hatten zwey Wagen bestellt und bothen mir einen Platz darauf an, den ich annahm. Um sechs Uhr bestellten wir, geweckt zu werden, und da von Martigny bis zum Hospitium zehn starke Stunden sind, von denen nur sieben gefahren werden können, so herrschte über die Nothwendigkeit eines tüchtigen Schlafes, Übereinstimmung; auch erwachte keiner von uns vor der bestimmten Zeit.

Um sieben brachen wir auf, vier auf einen der schmalen Bauerwagen gepackt, welche durch zwey querübergelegte Breter den Nahmen von Stuhlwagen erhalten, und zwey in einem kleinen seitwärts wie die Krebse sich bewegenden Schweizerkarren. Kaum waren wir einige Schritte gefahren, als das Benehmen des Fuhrmanns von dem von mir bestiegenen viersitzigen Fuhrwerk mich zu der Bemerkung veranlaßte: „Ey guter Freund, ich glaube, Ihr habt eins getrunken?“

„Ja, Herr, haben Sie nur keine Angst.“

„Wir wußten nun doch, woran wir waren; indessen ging die Fahrt ziemlich gut, so lange wir uns in der Ebene befanden, und die Bogenlinien, welche der Wagen beschrieb, machten uns häufig lachen. Dieß nahm jedoch von selbst ein Ende, als nach einiger Zeit die Straße sich verschmälerte und an den Bergen hinanlief, auf der einen Seite von schroffen Abgründen, auf der andern von steilen Felswänden eingefaßt. Der Fuhrmann betrug sich eben so unaufmerksam, und nöthigte uns dadurch die Warnung ab, uns und sich vorsichtiger zu behandeln. Aber gleichgültig prügelte er auf sein Pferd und entgegnete: „Haben Sie nur keine Angst; Napoleon ist hier hinübergegangen.“

„Das wollen wir nicht bestreiten, allein er saß auf einem Maulesel, und sein Führer war nicht betrunken.“

„Auf einem Maulesel? Lieber gar auf einer Mauleselinn hat er gesessen, ich weiß das von Martin Groseiller von St. Peter selbst, der sein Führer war und sein Glück dabey gemacht hat.“ Dabey ging unser Wagen reißend schnell, und sein Lenker sah sich rückwärts nach uns um, anstatt den gefährlichen Weg zu beachten. „Haben Sie keine Angst,“ wiederhohlte er auf unsere Mahnung, doch besser Achtung zu geben, und erzählte weiter, wie der erste Consul seinem Führer ein Haus und vier Morgen Land von Paris geschickt habe. „Hüah! Hüah!“ rief er dann seinem Thiere zu, denn das eine Wagenrad streifte am äußersten Straßenrande hin, und zwey meiner Begleiter, welche auf derselben Seite auf den überragenden Bänken saßen, schwebten, wörtlich verstanden, über der Tiefe. Das war doch etwas zu bunt, und trotz der Gefahr, unter die Räder zu kommen, sprang ich vom Wagen und brachte das Pferd zum Stehen. „Haben Sie keine Angst, Napoleon ist hier hinübergegangen,“ stammelte der Trunkenbold, allein wir warfen ihn vom Wagen, hießen ihn sein Pferd führen, und gingen bis Liddes zu Fuße. Hier wurde zu Mittag gegessen, und dann mit frischem Geschirr weiter gefahren, was wir dießmahl sorgloser thun konnten. Auch trafen wir glücklich in St. Peter ein, wo die fahrbare Straße aufhört.

In der Umgebung von St. Peter hielt die französische Armee beym Übergange über den St. Bernhard die letzte Rast, und wir brachten bis Abends sieben Uhr zu, in Begleitung einiger Landleute, welche Augenzeugen dieses Ereignisses gewesen waren, die verschiedenen Localitäten zu besehen. Der Himmel hatte sich unterdessen umzogen und versprach Regen für die Nacht, weßhalb wir beschlossen, in St. Peter zu bleiben.

Dieß war aber leichter gesagt als gethan. Nach uns angelangte Reisende hatten die von uns abgelehnten Zimmer, Nahrungsmittel u. dgl. in Beschlag genommen, und für uns war nur ein Eyerkuchen und eine Bodenkammer übrig geblieben. Den ersten verzehrten wir, und in der andern versuchten wir uns einzurichten; aber nur ein Wirth in der Schweiz kann seinen Gästen zumuthen, in einem solchen Loche zu übernachten. Der Regen tropfte durch's Dach, der Wind sauste durch die schlecht verwahrten Fensterladen, die Ratten pfiffen uns ihren Unwillen über die Usurpation ihres Gebiethes vor, das sie entschlossen schienen wieder einzunehmen, sobald die Kerzen verlöscht seyn würden. Da machte einer von unserer Gesellschaft den Vorschlag, sofort nach dem Hospitium aufzubrechen. Es kostet uns zwar drey Stunden beschwerlichen Weges im Regen, allein wir werden durch ein treffliches Abendessen, ein warmes Zimmer und gute Betten dafür entschädigt. Alles stimmte bey, der Führer wurde gerufen und erhielt den Auftrag, sechs Maulthiere und zwey seiner Cameraden zu requiriren, weil wir zu Nacht auf dem großen S. Bernhard schlafen wollten.

„Das wäre!“ entgegnete er, ging an's Fenster, versicherte, das Wetter bleibe für heute schlecht, prüfte dann die Richtung des Windes und fragte kopfschüttelnd: „Also drey Mann und sechs Maulthiere, um

heute Nacht auf den St. Bernhard zu kommen? Nun Sie sollen sie haben.“ Damit ging er von dannen. Seine Miene war uns aber etwas unheimlich vorgekommen, und wir riefen ihn zurück, um zu fragen, ob das Unternehmen etwa gefährlich sey.

„Das Wetter ist eben nicht gut, indessen, wenn Sie hinauf wollen, muß man suchen, Ihren Willen zu thun.“

„Stehen Sie für die sichere Ankunft?“

„Der Mensch kann nur versprechen, was Menschen möglich ist; wir wollen sehen. Wenn ich Ihnen aber rathen soll, so nehmen Sie lieber sechs Mann mit.“

„Das sind wir zufrieden; doch wieder auf die Gefahr zu kommen, so dächte ich, vor Lawinen wären wir in jetziger Jahreszeit sicher.“

„Das wohl, wenn wir aber vom Wege abkommen...“

„Der Fall kann doch nur eintreten, wenn er verschneyt ist, und am 26. August ist das wohl nicht gut möglich.“

„O, was den Schnee anlangt, so lassen Sie sich nicht davon irre machen, der liegt höher als Ihre Stiefeln sind. Sehen Sie, der sanfte Regen, den wir hier haben, verwandelt sich eine Stunde von hier, da wir fortwährend steigen müssen, in Schnee, — und er wird dicht genug fallen,“ setzte er nach einem Blicke in's Freye hinzu.

Die Sache schien mir doch bedenklich, allein von meinen Gefährten überstimmt, blieb es bey dem ersten Entschlusse. Wir benutzten die bis zur Ankunft der Maulthiere verstreichende Viertelstunde, uns tüchtig durchzuwärmen, unsere Kleidung zu verdoppeln, unsere Flaschen mit Rum zu füllen, und — ein chemisches Feuerzeug, welches sich zufällig vorfand, mitgehen zu heißen, um unterwegs Cigarrenfeuer zu haben. Als unser Führer die Ankunft der Maulthiere meldete, waren wir fix und fertig, setzten uns auf, und fort ging die Reise.

Wer je auf diese Art gereist ist, wird wissen, daß die Maulthiere schwer dahin zu bringen sind, an einander vorbeyzugehen. Während der ersten Viertelstunde unterhielt uns das Bestreben, einander den Rang abzugewinnen, bis endlich Lamarc die Spitze gewonnen hatte und, nachdem er sein Thier zum Traben gebracht, uns fröhlich zurief: „Haben Sie keine Angst; Napoleon ist hier hinübergegangen!“

Nach dem Beyspiele des vordersten Thieres richten sich immer die andern, und die nebenhergehenden Führer müssen dann Galopp laufen. Natürlich ist ihnen das nicht angenehm, und sie wissen diese Empfindung ihren Thieren mitzutheilen. In der That pflegt das erste plötzlich anzuhalten, deßgleichen die andern, und die ganze Karawane steht, bis das erste wieder im langsamen Schritte sich fortbewegt, und die andern nach und nach folgen.

„Mit Erlaubniß,“ sagte Lamarc's Führer, indem er den Zaum seines Maulthieres ergriff, als ob der Weg schlecht sey, während ihm doch nur vor einem zweyten Traben bange war, „das ist nicht der Weg, welchen Napoleon gemacht hat; diese Straße war damahls noch nicht gangbar. Er hat den Berg auf der andern Seite überstiegen, und wenn es Tag wäre, würden Sie sehen, daß es verwegene Bursche gewesen seyn müssen, die dort mit Kanonen und Pferden hinüber gingen.“

„Schnee! Unser Führer hat wahr prophezeyt!“ rief nach einiger Zeit unser Vordermann, und in der That, der Regen war in Schnee übergegangen; die Kälte hatte seit einer halben Stunde empfindlich zugenommen. Indessen war unser Muthwille noch nicht gefroren, und es wurde der scherzhafte Vorschlag gemacht, abzusteigen und eine Schneebataille zu Ehren Napoleon's zu liefern, „der hier hinübergegangen.“ Allgemeines Gelächter folgte dem letzten Refrain, denn die Gefahr, an die er uns erinnern konnte, war längst vergessen. Einer unserer Führer nahm die Sache jedoch ernsthaft; er wiederhohlte, daß Napoleon seinen Weg über die andere Seite des Berges genommen, widerrieth sodann die Schneebataille, weil wir die Zeit besser anwenden könnten, indem wir binnen einer halben Stunde die Hand vor den Augen nicht mehr erkennen würden; ermahnte uns, die Maulthiere nicht verdrießlich zu machen, denn bald würden wir uns auf einem Wege befinden, der für Seiltänzer gemacht scheine, und da der Schnee wahrscheinlich verhindern werde, die Gegenstände zu unterscheiden, so möchten wir uns nur getrost den Thieren überlassen. „Ich sage das allen meinen Reisenden,“ setzte er hinzu; „lassen Sie nur den Thieren den Willen.“

„Bravo, Führer! wohlgesprochen! darauf müssen wir eins trinken,“ lautete unsere Antwort. Es wurde Halt gemacht, jeder griff nach seiner Flasche und reichte sie dann seinem Führer; denn im Gebirge ist man nicht zurückhaltend gegen Leute, die einem sechs Schritte weiter das Leben retten können.

(Der Beschluß folgt.)

Viersylbige Charade.

Zu dem wohlgerath'nen Kinde
Spricht der Ältern segnend Paar,
Und der Mann — wenn Amors Binde
Treues Liebchen ihm both dar,
Spricht, ihm seine Huld zu zeigen:
Bist mir was der Ersten eigen?

Und es herrscht die Zweyt' und Dritte
Gleich den Engeln, sanft und mild,
Segen bringen ihre Schritte,
Sind sie wahrer Sanftmuth Bild.
Können all' des Schicksals Dornen
Bannen mit der zarten Hand,
Und des Mannes Muth anspornen,
Wenn ihn Unglück zagend fand.

Welcher Nectar könnte gleichen
Meiner Letzten sanftem Quell?
Kann die Liebe bessern reichen,
Fördern süßeren zur Stell'?
Er flößt edler Triebe Keime
In die Seel' uns, unbewußt,
Doch entquillt dem Honigseime
Auch manch böser Neigung Lust.

An der Deutschen Riesenstrome
Reift des Ganzen Wonnesaft,
Und am blauen Himmelsdome
Fördert Phöbus seine Kraft.
Doch weil, gleich dem zweyten Paar,
Reich an Güte es und mild,
Wird's die Erst' der Zecherschaar,
Steht in ihm der Letzten Bild.

F. W. Jaggl.

Notizen.

Schauspiele.

Nestroy's ergötzliche Posse: Lumpazivagabundus, fahrt fort, im Theater an der Wien so übervolle Häuser zu machen, als würde es immer zum ersten Mahle gegeben. Schikh's Liebenau, oder: die Wanderung nach einer Frau, erhebt im Leopoldstädtertheater sich zum Cassastücke, und immer deutlicher wird es, daß diese Gattung von Volksstücken ein unentbehrliches Bedürfniß der übrigens so ernsten Zeit geworden sey. Jedes Verdienst um diese Gattung ist beachtungswerth, und man soll nicht mit einer Art Geringschätzung auf Jene herabschauen, die irgend einen Beruf für Volksdichtung an den Tag gelegt haben. Wir sehen mit Vergnügen Nestroy's neuestem Producte: „Robert der Teuxel" entgegen, und erwarten eine heitere Parodie dieses, zur Parodie so höchst geeigneten Allerweltstoffes zu sehen. Auch Schikh wird uns wohl schwerlich lange auf eine neue Geburt seines thätigen Geistes warten lassen. Seit er im Jahre 1821, in dem damahls unter der Direction des Joseph Huber gestandenen Josephstädtertheater sein erstes Stück: Pluto und Proserpina oder: der Simandl aus der Unterwelt mit sehr günstigem Erfolge für die Casse ans Licht förderte, hat er nur allein für die Leopoldstädterbühne die Possen: Bruder Lüftig, die Erscheinung um Mitternacht, die Familie Charmer und die elegante Bräumeisterinn, dann die Zauberspiele: der Sieg des guten Humors, das Ideal, Amintha und Odioso, Nina oder die Wanderung nach einem Mann, der Kampf des Glückes mit dem Verdienste, Philipp und Suschen, Moralis oder der Untergang des bösen Zeitgeistes, Mimili, Liebenau, endlich die Parodien: Enzian und Lucie, und Robert der Wauwau, kleinere Piecen nicht mitgerechnet, mehrere mit äußerst günstigem Erfolge, keines mit Mißgeschicke, geliefert; — und wenn denselben bey dem Besitze reichhaltigen Humors und reger Phantasie noch mehr Ruhe und Reflexion in der Folge auf seiner Bahn begleiten werden, so darf man sich immer mehr Gediegenes versprechen. Wir werden von Zeit zu Zeit auf alle Erscheinungen der Volksdichtung in diesen Blättern zurückkommen, und denselben eine eigene Aufmerksamkeit widmen.

C. Meisl.

Literatur.

Clio. Eine Reihe welthistorischer Scenen; mit 19 Kupfern. Wien, bey Sammer 1834, gr. 8.

Referent hatte über dieses Buch schon so auffallend viel Gutes gehört, daß er es nicht ohne bezweifelndes Vorurtheil in die Hand nehmen konnte. Allein — wie überraschend, wie erfreulich fand er sich getäuscht!? Alle jene angepriesenen Vorzüge zeigten sich bestätigt; Referent las und las wieder. Es war ihm, als wandle er in einer stattlichen Gemähldegallerie. Wiederhohlt und am längsten verweilte er bey Constantin dem Großen, bey dem großen Czar, bey Heinrich IV. und bey Nero; bey Nero, das ist ein gar mächtig fesselndes Bild mit hellen brennenden Farben, zugleich mit den feinsten, ja geheimsten Zügen dieses entsetzlichen Charakters hingemahlt. Obschon der Raum gemessen, hat der Verfasser gleichwohl auch manch Anekdotisches einzuweben gewußt, und überhaupt Licht und Schatten mit Geschick zu vertheilen verstanden. Man lernt diese Heroen kennen und näher kennen als durch theoretisch-erschöpfende Elaborate. Wenn der Leser das verlangt (und mehr kann er nicht begehren), so ist er befriedigt. Vorzüglich interessant ist bey diesem Buche die Sprache. Sie ist leicht und kühn, aber sicher und glücklich; ihr Grundwesen ist epigrammatisch. Es sind da bunte wissenschaftliche (nähmlich historische oder vielmehr historiographische) Epigramme Wem eine solche Lectüre nicht Genuß bringt, der muß unempfänglich oder abgestumpft seyn.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den — 117 — 28. September 1833.

Reiseerinnerungen.

(Beschluß.)

Der Rum erwärmte unsere Lebensgeister von Neuem, und wir zogen noch eine Weile lachend und singend fürbaß. Aber die Kälte ward immer empfindlicher, der Schnee stärker, und nach und nach verrauchte unsere Munterkeit bis zu gänzlichem Schweigen. Dieß unterbrach die von einem Fluche eingeleitete Bemerkung, daß es hier keineswegs warm sey; die Gesellschaft schien darüber so einstimmig, daß Niemand eine Sylbe entgegnete. Endlich erinnerte Lamarc an die Flasche und an die Cigarren. De Sussy, welcher das Feuerzeug zu sich genommen, konnte sich aber nicht entschließen, die Hand aus der warmen Seitentasche zu nehmen, um es herauszugeben, und ein Führer mußte uns diesen Dienst erweisen. Pfeifen und Cigarren kamen nun in Gang, das war aber auch Alles, denn Jedermann schwieg wie zuvor. Der Weg wurde immer gefährlicher, die Kälte heftiger. Endlich hielt unser Vordermann den Zug an, erklärte, er sey halb erfroren und wolle zu Fuß weiter gehen.

„Daß es so kommen würde, habe ich Ihnen vorher gesagt," bemerkte ein Führer, während wir alle abstiegen und, dem Rathe unserer Begleiter folgend, uns an die Schwänze der Maulthiere festhielten, auf diese Weise die Hälfte der Anstrengung und jeden Fehltritt vermeidend. So ging es maschinenartig eine halbe Stunde fort. Der Schnee reichte bis an die Knie, und ein kalter Schweiß troff uns von der Stirne. Da rief de Sussy plötzlich: „Ein Haus! ein Haus!" Verwundert, daß kein Führer ein Wort davon gesagt, ließ ein Jeder seinen Maulesel los und eilte dem Gebäude zu. Zwar fragte ein Führer, ob wir auch wüßten, was es mit dem Hause für eine Bewandtniß habe? — „Und wenn es des Satans wäre, können wir nur den fatalen Schnee abschütteln und den Fuß darin auf ebenen Boden setzen, wir gehen hinein."

In das Haus zu kommen, ward uns leicht, denn es hatte weder Thür noch Fenster oder Laden, sondern stand offen. Wir riefen, doch nur ein Führer antwortete: „Das wäre ein Glück, wenn Sie die aufwecken könnten, welche dort schlafen. „Wir tappten hinein, war das Haus auch verlassen und den Winden offen, es schützte doch vor dem Schnee, und wir wollten uns ein wenig erhohlen. „Wäre nur ein Kamin da," hob Jemand an, und ein Anderer setzte hinzu: „und Holz." — „Wir wollen suchen," meinte de Sussy und tappte weiter. Gleich darauf rief er: „Ein Tisch!" und stieß einen Laut des Erstaunens und Schreckens aus. „Was gibt's?" fragten wir einstimmig. — „Es muß ein Mensch darauf liegen; ich fühle ein Bein."

„Ein Mensch? So rütteln Sie ihn doch munter."

„Hollah, Freund! He...."

„Meine Herren!" unterbrach hier ein Führer, den Kopf durch's Fenster hereinsteckend, „machen Sie hier keine solchen Späße, das bringt uns Allen mit einander kein Glück."

„Wo sind wir denn?“

„In einem Leichenschauhause des St. Bernhard.“ Damit ging er wieder zu seinen entfernt gebliebenen Cameraden, uns dem Eindrucke seiner wenigen Worte überlassend. „Das müssen wir sehen,“ hob de Sussy nach einigen Augenblicken des Schweigens an, während dem keiner von uns sich geregt hatte; er entzündete darauf ein Schwefelhölzchen, bey dessen schwachem Lichte wir drey Leichname, den einen auf dem Tische ausgestreckt, die beyden andern im Hintergrunde zusammengekauert, erblickten. Dann erlöschte unser Licht, und Alles war dunkler als zuvor. Das Experiment wurde jedoch sogleich wiederhohlt, zusammengerollte Papierstreifen dienten als Fackeln, und so betrachteten wir denn genauer. Den Eindruck, welchen der Anblick dieser geschwärzten, entstellten Leichname bey dem flackernden Schimmer unserer Beleuchtung machte, kann nur Jemand in gleicher Lage mit uns ganz empfinden. Auch war unser einziger Wunsch, dieß Haus des Todes so schnell wie möglich zu verlassen.

Schweigender und düsterer als je setzten wir unsern Weg fort, allein auch zugleich entschlossener, denn der eben genossene Anblick erinnerte zu gewaltig an das, was uns im schlimmsten Falle bevorstand, und alle Beschwerde ward über dem Wunsche, bald in Sicherheit zu seyn, vergessen. Endlich ließ unser erster Führer einen gellenden Ruf vernehmen, wie man in Gebirgsgegenden oft hört, und dessen Modulation andeutet, ob der Rufende Beystand verlangt oder nur seine Annäherung meldet. Kein Echo gab ihn zurück, er verhallte in der Einöde. Als wir jedoch einige hundert Schritte weiter gekommen waren, vernahmen wir Hundegebell.

„Hier, Drapeau, hier!“ rief der Führer, und eine große Dogge sprang auf ihn zu und an ihm in die Höhe. Es war einer der Hunde vom Hospitium, und der Führer nannte ihn seinen alten Bekannten und liebkoste ihn. Zehn Minuten später standen wir plötzlich vor der nie verschlossenen gastlichen Pforte des Klosters, welches man von dieser Seite auch bey Tage nicht eher sieht, bis man sich dicht davor befindet. Der wachthabende Bruder führte uns in ein warmes Zimmer und während wir uns erhohlten, wurden unsere Zellen geheizt und das Nachtlager bereitet. Die Anstrengung hatte den Hunger betäubt, und wir zogen den Schlaf allem Andern vor; nur eine Tasse warmer Milch ward uns gereicht, als wir schon in den Betten lagen. Der Mönch sagte mir bey dieser Gelegenheit, ich befände mich in dem Gemache, wo Napoleon gespeist habe. Was mich betrifft, so glaube ich, es war das, wo ich am besten geschlafen habe.

Am folgenden Morgen um zehn Uhr waren wir sämmtlich wieder auf den Beinen und inspicirten meine Zelle, allein sie unterschied sich in nichts von den übrigen, und keine Inschrift erinnerte an die Anwesenheit des modernen Carl des Großen. — Durch's Fenster sahen wir einen blauen Himmel, hellen Sonnenschein und eine, mit fußhohem Schnee bedeckte, düstere Landschaft. Der vom Eiswasser gebildete, dicht vor dem Kloster befindliche See machte die Aussicht noch trauriger; seine Gewässer erhalten in der schneeigen Fassung ein schwärzliches Ansehen und sind viel zu kalt, um Fischen zum Aufenthalt zu dienen, viel zu hoch gelegen, um einen Vogel anzulocken. Auf dem Wege hieher ist nach und nach alles animalische und vegetabilische Leben zurückgeblieben; nur der Mensch und der Hund haben sich auf dem Gipfel des Berges angesiedelt.

Nicht eben fröhlich gestimmt von diesen und verwandten Betrachtungen, erhielten wir die Einladung, zum Frühstück in das Refectorium zu kommen. Ein Mönch zeigte uns den Weg, welcher an der Capelle vorüberführte, aus welcher fromme Gesänge ertönten, aber je weiter wir gingen, desto deutlicher vernahmen wir von der entgegengesetzten Seite des Corridors Gelächter. Dieser Gegensatz fiel uns sehr auf. Da öffnete sich die Thür, und überrascht traten wir zu einer Gesellschaft junger Damen und Herren ein, welche Thee tranken und von der Taglioni sprachen. Nach einem Augenblicke des Staunens erkannten wir in ihnen zum Theil Bekannte von Paris und machten unsere Complimente, wie in den heimathlichen Salons. Darauf nahmen wir die uns bestimmten Plätze ein, das Geplauder wurde immer lebhafter, und bald dachte Niemand mehr daran, daß wir uns auf dem großen St. Bernhard befanden. Das sogenannte Refectorium konnte uns kaum daran erinnern. Es trug diesen Nahmen mit Unrecht und war ein hübscher mit weniger Geschmack als Überfluß möblirter Speisesaal. Ein Flügel stand in der einen Ecke, Gemählde hingen an der Wand, und auf dem Kamine waren mehrere Luxusgegenstände zu sehen, die man sonst nur in den Gemächern der Damen sucht. Dieß weltliche Ansehen erklärt der Umstand, daß alle diese Sachen Geschenke dankbarer Reisenden sind.

Der uns bedienende Mönch hatte sich entfernt, um eine Messe zu lesen; de Sussy war zum Flügel getreten, der Zauber einer Galoppade setzte die Füße unserer Damen in Bewegung, eine Schildwache an der Thür schirmte sie vor Überraschung durch einen der geistlichen Herren. Sie jubelten gerade laut um den Tisch herum, als der vor die Thür Gestellte berichtete:

der dienende Bruder frage an, ob wir das große Leichenschauhaus sehen wollten. — Die Neugierde überwand den Widerwillen, und auch die Damen wollten von der Parthie seyn. Als sie aber sahen, daß sie vierzig Schritte in tiefem Schnee machen sollten, verging ihnen die Lust. Wir trugen sie jedoch auf Stühlen hinüber.

Man stelle sich einen gewölbten, niedrigen, etwa 35 Quadratfuß großen, von einem Fenster spärlich erhellten Saal vor, den Boden mit einer 1½ Fuß dicken Lage von Staub bedeckt. Es ist Menschenstaub; unzählige Gebeine liegen auf ihm ausgebreitet. Und über ihnen, aufrecht an die Wand gelehnt und vom grellen Zufall geordnet, stehen, knien, kauern, mit gefalteten Händen, ausgebreiteten Armen, kurz, wie der Tod sie überrascht hat, die schwärzlichen Leichname von hundert und fünfzig Personen, darunter eine Mutter, die ihr Kind vor dem Erfrieren zu retten glaubte, indem sie ihm die Brust reichte. Man denke sich dieß Alles vereint, dazu lustigen Sonnenschein, der die zum Fenster hereinschauenden Köpfe hübscher, junger Frauen beleuchtet: — das lebenslustigste Völkchen neben dem seit Jahrhunderten erloschenen Leben! O, es ist ein unvergeßliches Bild, ich werde es nun und nimmer aus dem Gedächtnisse verlieren.

Wohl noch mehr ließe sich vom St. Bernhard erzählen; es ist eine Kirche da mit Desaix's Grab, ein schwarzer Marmortisch, mit einer Inschrift zu Ehren Napoleon's u. dgl. m. Aber ich rathe Jedem, sich diese Dinge früher anzusehen als jene unglückliche Mutter, die ihrem Säuglinge die Brust reicht. —

Der Seerabe.

Im Frühjahre vorigen Jahres, um die Mitte des Monaths April, zeigte sich eine große Anzahl Seeraben auf einer Bergspitze von Rügen, genannt der Drigge. Dieses durch zwey Inwicken ausgehöhlte Inselchen schiebt sich südöstlich hinter Stralsund und dem Dänholm in einem von der Meerenge zwischen Pommern und Rügen gebildeten Bassin vor. Bey seinem Anfange ist es schmal, seine Länge beträgt ungefähr eine halbe Meile und sein Umfang vielleicht 5 Hufen Landes. Es liegt etwas hoch, hat jedoch ebenen Boden und trägt anmuthige dichte Holzungen, mit Eichen und Ellern von schlankem Wuchse. Vorzugsweise auf dem ganzen Rügenlande haben die Seeraben diesen Ort zu ihrem Sommeraufenthalte gewählt und auf dieser Stelle auch wieder nur ein einziges Gehölz zu ihrer Horstung ausersehen, welches sich durch dichtes Unterholz und starken Baumwuchs vor den andern auszeichnet. Bey ihrer Ankunft fingen die Seeraben damit an, die Reiher, welche bisher in der gedachten Holzung alljährlich genistet hatten, zu vertreiben und auszurotten, und bauten sodann ihre zahllosen Nester in den höchsten Zweigen der schlanken Eichen und Ellern verträglich neben einander. Diese Nester waren ausschließlich von Dornen gemacht, sehr hoch und tief. Im Laufe des Sommers brüten sie dreymahl und legen 4 bis 6 Eyer von der Größe derjenigen der wilden Enten und von blaßgrüner Farbe. Den ganzen Tag hindurch schwärmten sie in Schaaren auf dem Fischfange herum, und die Stralsunder Fischer, welche ihnen oft zugesehen, können nicht genug klagen, wie sehr sie ihre Reviere ruiniren und gänzlich zu verderben drohen. Sie sind die gewandtesten und geschicktesten Fischräuber, schwimmen unglaublich schnell auf dem Wasser, daß es selbst Wellen davon wirft, tauchen bis auf den Grund wie ein Seehund und schießen eine solche Strecke unter dem Wasser fort, daß man darüber erstaunen muß. Mit dem stärksten Hechte, mit dem größten Aale im Schnabel sieht man sie emporkommen, ihn verschlingen, heimfliegen und wiederkehren und dabey sind sie gefräßig wie ein Wolf und geschäftig wie die Ameisen. In dem Gehölze, wo sie horsteten, fand man häufig Aale und Hechte von bedeutender Größe, welche sie verloren hatten und wegen des dichten Unterholzes nicht wieder suchen konnten. An den Aalen war der Kopf oft verwest, während sich der Schwanz noch regte, und dieß erklären die Fischer so, daß die Vögel alle Fische beym Kopfende zu verschlingen anfangen, der Kopf sogleich in dem Magen begraben wird, während der andere Theil der Fische im Schlundsacke bleibt, und daß sie bey dem Jungen im Neste den ganzen Fisch, wie der Pelikan, wieder von sich geben, wo dann der Kopf von der Hitze und Bewegung des Magens schon zum Theil zerstört ist. Die Jungen, von denen mehrere lebendige Exemplare in Stralsund vorhanden sind, zeigen sich eben so gefräßig als böse, verschlingen im Nu die verhältnißmäßig größten Fische und fahren dem Menschen gleich nach dem Gesichte; besonders richten sie ihren Angriff nach den Augen und sind deßhalb den Kindern sehr gefährlich. Die Alten nehmen es mit ihrem großen scharfen Schnabel kühn mit dem stärksten Raubvogel auf, und mehrere Personen sahen es unter andern auf dem Drigge mit an, wie ein Seerabe und ein Gänseaar kämpfend aus der Luft auf den Broek fielen und sich auf der Erde wüthend herumbissen. Ungeachtet dem Seeraben die ganze Brust aufgerissen

war, und seine Eingeweide heraushingen, so konnte ihn der Gänseaar doch nicht völlig bezwingen und nahm nach vergeblicher Anstrengung die Flucht, worauf der Seerabe todt hinsank. Auf einen flügellahm geschossenen Seeraben hetzte man zwey Dachshunde, die aber bald von ihm abließen; darauf trieb man zwey Puterhähne hinzu, welche ihn sogleich angriffen; er wehrte sich aber so kräftig und verbiß sich bald an dem einen Puter so wüthend, daß man ihm den Schnabel aufbrechen mußte, worauf er getödtet wurde. Wiewohl die Seeraben zu Tausenden auf dem Drigge gewesen und sich zu Tausenden vermehrt haben, so sind sie doch gegenwärtig alle fortgezogen und sammeln sich in der Gegend von Barhäft am Strande, um ihren Flug über's Meer zu nehmen. Auf dem Drigge sind alle obern Zweige der Bäume des Gehölzes, worauf sie gehorstet, kahl von ihrem Daraufsitzen und sehen aus, als wenn sie von Raupen abgefressen wären; sämmtliches Unterholz scheint wie angekalkt von ihrem weißen Unrathe. Seltsam ist es an und für sich, daß ein Seevogel mit Schwimmfüßen auf hohen Bäumen sitzt und nistet. Niemahls haben sich an den Küsten Neu-Vorpommerns Seeraben gezeigt und ein achtzig Jahr alter Oberförster, welcher 60 Jahre auf dem Dorfe im Amte gewesen ist und zahllose Seevögel auf dieser waldreichen Insel geschossen und ausgestopft hat, versichert, auch nicht einmahl eine Feder jenes gesehen zu haben. Was die Gestalt des Seeraben betrifft, so gleicht diese der Abbildung des chinesischen, dessen man sich in China zum Fischfange bedient, in allen Theilen. Er ist von der Größe einer halberwachsenen Gans, hat einen rabenähnlichen sehr langen Schnabel, der vorn umgebogen und sehr scharf ist, einen Entenkopf, eine kleine unmerkliche Zunge, und unter dem Schlunde einen Beutel wie der Pelikan, einen Schwanenhals, der im Sitzen immer auf dem Rücken ruht, blaue Augensterne, einen runden Schwanz, schwarze vollständige Rabenfüße mit vier Zehen, von denen die hintere ganz einwärts gebogen ist und die mit einer Schwimmhaut versehen sind. Seine Grundfarbe ist schwarz, spielt aber ins Braune; die Brust ist bey einigen weißlich. Von den Landraben unterscheidet er sich nur dadurch, daß er dreymahl größer und zehnmahl gefräßiger ist und sein Futter aus dem Wasser hohlt. Dieß üppige, reichliche Futter macht es wohl auch, daß er dreymahl im Jahre brütet. Ob übrigens dieser Vogel wirklich der chinesische Seerabe, oder der gewöhnliche ist, welcher nach Aussage von Schiffern und eines im hohen Norden bekannten Dänen sich an der Küste von Norwegen häufig aufhalten und in den dortigen Klippen nisten soll, möchte um so schwerer zu beweisen seyn, als er seine nordische Natur hier ganz verläugnete und in den höchsten Eichen sein Nest baute.

Auflösung

der viersylbigen Charade im vorigen Blatte:

Liebfrauenmilch.

Notizen.

Skizzen aus dem Wienerleben.

Die Wiener sind gewiß als herzensgute, lebensfrohe Leute allgemein bekannt und beliebt; als solche ist es daher ganz natürlich, daß Musik und Tanz ihre Lieblingsneigungen sind, welchen sie auch mit Kopf und Fuß weidlich fröhnen. Wie könnten die Wiener aber diesen Leidenschaften entsagen, da sie im Besitze von drey Hexenmeistern sind, die mit ihren Zauberinstrumenten den ärgsten Misanthropen erheitern und wider Willen seine Börse öffnen. Die deutlichsten Beweise, daß es nicht an gutem Geschmacke fehlt, jedes Künstlertalent nach Verdiensten gewürdiget werde, sind die musicalischen Abendunterhaltungen im Volksgarten, am Wasser-Glacis, die Tanzunterhaltungen beym Sperl und im Casino zu Hietzing. Eine zahllose Menge aus allen Ständen woget an gewissen Tagen, die neuesten Walzer der HH. Lanner, Strauß und Morelly zu bewundern; ein gemäßigtes Honorar ist der Eintrittspreis, von welchem nur dann eine Ausnahme gemacht wird, wenn ein neues Quodlibet zum Vortheile des Compositeurs, nicht in die Scene, wohl aber in die Luft geht. Concertgeber, Theater-Directoren, Sänger und Schauspieler schauen feyndlich mit neidischen Blicken auf diese Überglücklichen herab, denen es vergönnt ist im Laufe des Jahres 5–6 Benefizen ankündigen zu dürfen, wobey sie immer eine äußerst ergiebige Einnahme machen; allein wer kümmert sich darum? jetzt ist die Periode des Walzens und da kann man für nichts Minderes Auge und Ohr haben. In Concerten und Schauspielhäusern ist man an das lästige Sitzen oder Stehen gefesselt, Mund, Hände und Füße kommen höchstens in Affect, wenn ein Dilettant sich vergriffen, ein Schauspieler sich versprochen, ein Dichter sich verschrieben hat. Ganz anders aber verhält es sich bey diesen Tanzunterhaltungen. Hier sitzt eine ehrwürdige Matrone mit ihren beyden Töchtern, nicht achtend der Welt, tief mit sich selbst und dem Anblicke des Dirigens beschäftigt, während die Grazien ein unübersehbares Heer von Anbethern umschwirren. Dort schwebt ein Wienerstutzerchen mitten durch die Reihen der sich schaukelnden Tänzer, der Credenz zu, um für seine schmachtende Schöne Erfrischungen einzuhohlen, welche er ihr eigenhändig, unter dem Siegel treuester Ergebung, darreicht. In der Mitte von Terpsichorens Hallen weilen gewöhnlich die kunstsinnigen Tanzkritiker, die mit beißender Satyre jedes walzende Paar zu geißeln drohen. Um ihr Ansehen noch zu vermehren, hüllen sie nach Art der römisch-griechischen Götter ihre erhabenen Häupter in Nebel; wirbelnde Wolken entsteigen ihren Dampfmaschinen und durchräuchern den vorbeyschwebenden Tänzerinnen ihre eleganten Ballkleider. Nach Beendigung eines kunstvoll producirten Walzers, Cotillons ꝛc. stimmen sie ein lärmendes da Capo und Applaudissement an, dessen sich kein concertgebender Virtuos, Sänger oder Schauspieler vom ersten Range schämen dürfte. Darum heeben, ihr Virtuosen, Bühnenkünstler und Dichter, wollt ihr euch verewigen, so walzet, denn das Leben ist ein Tanz und ohne Tanz gibt es kein Leben.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

September.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

October.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Der Sammler

Dinstag, den — 118 — 1. October 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Briefe einer Deutschen aus Amerika*).

Newyork, im Frühjahre 1833.

Broadway, die Hauptstraße von Newyork, eine der herrlichsten der Welt, beginnt mit einem schönen, von eleganten Häusern umgebenen Rasenplatz am südöstlichen Eude der Stadt, und erstreckt sich vom Meere aufwärts, drey englische Meilen lang, durch die ganze Stadt, welche auf der Westseite vom Hudsonfluß, auf der Ostseite von einem Meeresarm begränzt ist, welcher der Oststrom (Eastriver) heißt. In diesen ergießt sich fünfzehn Meilen nördlich von der Mündung des Hudsons ein kleiner Arm desselben und bildet die Yorkinsel, welche in ihrer größten Breite etwa anderthalb Meilen mißt. Diese ganze Insel soll mit der Zeit überbaut werden, ein Gedanke, welcher der Nationaleitelkeit so sehr schmeichelt, daß man die Sache jetzt schon, da kaum ein Fünftheil der Insel mit Häusern besetzt ist, als vollbracht ansieht und überall, in jedem Hause den Plan von Newyork mit Straßen und Gebäuden findet, wie es mit Gottes Hülfe und Dank dem patriotischen Eifer der Feuerlöschmänner in hundert Jahren seyn mag.

Alle Gassen, außer einigen wenigen, die mit Broadway parallel laufen, führen links und rechts vom Wasser hinauf zu der Hauptstraße und sind folglich kurz, aber meistens gerade. An solchen Kreuzungspuncten, wo man sich weit vom Hafen wähnt, wird man durch den Anblick von Schiffen und Masten zu beyden Seiten um so mehr überrascht, als den Hintergrund zu diesem Gemählde nicht das einförmige Meer bildet, sondern über einen schmalen Wasserspiegel hinüber sich die mannigfaltigsten, reizendsten Landschaften zeigen, deren Horizont anmuthige grüne Hügel begränzen. Das Auge wird auf die mannigfaltigste Weise ergötzt, und für Bequemlichkeit bey diesem Genusse ist gesorgt; denn selten nur kommt ein Wagen aus den Seitengassen, der den Lustwandelnden störte; um so lebhafter geht es aber auf dem Fahrwege der Hauptstraße zu, wo ein Wagen den andern drängt. Indessen sind die Equipagen bey weitem nicht so glänzend, wie die europäischen; Kutscher und Bedienten sind durchaus Neger, und das ganze Fuhrwerk ist immer nur gemiethet, denn außer Miethkutschern hält kein Mensch Wagen und Pferde. Die Trottoirs für die Fußgänger sind über zwanzig Fuß breit und mit Steinen belegt, die meistens 12 — 10 Fuß im Gevierte halten; kein einziges Haus hat ein Kutschenthor. Weiße Marmorstufen führen durch ein geschmackvolles eisernes Geländer, welches am ganzen Gebäude hinläuft, an die Hausthüre, auf welcher über dem Hammer eine Metallplatte den Nahmen des Bewohners zeigt; häufig sind diese Gegenstände von ge-

*) S. Sammler Nr. 111.

schlagenem Silber. Zwey bis dritthalb Klafter hoch ist das Haus mit polirtem weißen oder bunten Marmor bekleidet, dann erhebt sich die Ziegelmauer, die sorgfältig roth gefirnißt ist, und an welcher weiße dünne Striche die Ziegellagen andeuten. Nur die Häuser, deren obere Stockwerke aus Holz gebaut sind, werden weiß bemahlt; die Bedachung ist durchgehends von Schiefertafeln.

Der belebteste Theil dieser Straße ist die Mitte. Den Anfang derselben bilden die zwar niedlichen, aber gar nicht beträchtlichen Wohnhäuser der ältesten Reichen. Diejenigen, die sich erst in spätern Zeiten bereichert haben, und dieß sind fast ausschließlich eingeborne Amerikaner, waren also genöthigt, ihre prächtigen Gebäude in der dritten Meile der Straße aufzuführen; hier stehen sie anfänglich mit schlechten Häusern, dann mit Baraken untermischt, und zuletzt liegen sie ganz einsam und immer weiter zerstreut zwischen Schuttmassen auf öden, ungeebneten Bauplätzen; noch eine Meile weiter sind die von den künftigen Generationen auszufüllenden Gassen kaum angedeutet auf dem höckerigen, wilden Felsengrunde, auf dem hie und da ein krüppelhafter Waldbaum seine Existenz dem Siege der Trägheit über die Habsucht verdankt. Desto vortheilhafter nimmt sich der Mittelpunct des Broadways aus, indem er sich hier in einen großen, fast dreyeckigen, 12 — 15 Morgen großen Platz ausbreitet, der mit Rasen belegt, mit Alleen bepflanzt und mit einem zierlichen eisernen Gitter umgeben ist. Von allen Seiten gelangt man in diesen jungen Park durch Thore, die bey der leisesten Berührung sich öffnen, und sogleich hinter dem Eintretenden durch ihre eigene Federkraft sich schnell, aber sanft schließen. Im Hintergrunde prangt City-Hall, das Stadthaus, der Sitz der obersten Justizbehörde; hier wohnt auch der Major oder Bürgermeister. Das Gebäude ist in antikem Style aus Quadersteinen mit Marmorbekleidung aufgeführt; es ist nicht sehr groß, aber schön und scheinbar solid, trotz dem indessen, wie Alles in Newyork, leicht und schlecht gebaut. Vor etwa zwanzig Jahren war hier die Stadt zu Ende; da starb ein reicher Kaufmann, dem dieser Platz gehörte, wo jetzt City-Hall in seinem Parke steht. Er vermachte ihn der Stadt und eine Million fünfmahlhunderttausend Dollars für Baukosten dazu. Seitdem ist die Stadt noch einmahl so weit hinausgerückt, was freylich ans Unglaubliche gränzt.

Zunächst nehmen nun die Kaufläden und das Menschengewühl unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Pariser sind bekanntlich Meister in der Kunst, ihre Magazine, wie sie pompös auch den kleinsten Laden nennen, geschmackvoll zu verzieren, ihre Waaren elegant auszuhängen, sie auffallend und anziehend zu machen; die Newyorker stehen ihnen aber um nichts nach. Im Gegentheil, man kann sich über die Masse von allen nur erdenklichen Waaren, die hier die Straßen schmücken, nicht genug wundern, und wenn man nun vollends die Schaaren aufgeputzter Ladies und geschäftiger Herren durch die Straße ziehen und truppweise in die Läden einfallen sieht, so zweifelt man keinen Augenblick, daß hier ein vortrefflicher Markt sey; ich wurde aber bald eines Andern belehrt. Alle Kaufläden, in welche ich trat, waren voll von Ladies; die Commis sammt den Principalen hatten alle Hände voll zu thun, um die Ballen aufzureißen und wieder einzupacken. Jede Lady wollte Alles sehen, von Allem die Preise hören und wissen, wann es gekommen, mit welchem Schiff und woher es bezogen worden und dergl. Es ist lustig mit anzusehen, wie da alle die schönen Damen mit ihren zarten Händchen in den Seidenstoffen und Bändern wühlen, Alles entrollen, unter beständigem Fragen und Betasten die Qualität genau erforschen, zuletzt die Zeuge in Falten ziehen, die Bänder in Schleifen legen und die niedlichsten Draperien bilden, ja mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ganze Tableaux improvisiren. Ist dieß geschehen, geht jede mit dem Versprechen, wiederzukommen, zum Laden hinaus und in den nächsten wieder hinein, um dieses Spiel zu wiederhohlen, das von früh acht Uhr an bis zwey Uhr Nachmittags dauert. Nun begibt sich Alles zu Tische; es wird schnell, aber viel gegessen, ein Stündchen geruht, und um halb vier Uhr steht der Broadway schon wieder in voller Blüthe. Jetzt begibt man sich aber in Gesellschaft. Sämmtliche Zirkel sind eben so viele Börsen, wo über den täglichen Preis und Stand aller Waaren debattirt wird. Um diese Zeit werden dann die Kaufläden von den hereinkommenden Landleuten besucht, welche manchmahl dem Kaufmann etwas zu verdienen geben. Um eilf Uhr Nachts rafft das erschöpfte Ladenpersonal die letzten Kräfte zusammen, um einzuräumen und zu schließen. Ist es da Wunder, daß die Anzeige: „Ein Laden zu vermiethen; der ganze Vorrath wird unter dem Preis losgeschlagen," immer beym zweyten Magazin mit großen Buchstaben zu lesen ist?

Trotz des guten Beyspiels, konnte ich nicht umhin, überall, wo ich eintrat, eine Kleinigkeit zu kaufen, die ich als Fremde natürlich doppelt bezahlen mußte, was ich aber dabey lernte, entschädigte mich hinlänglich

dafür. Gleich das erste, was ich kaufte, kostete einen Dollar und 50 Cents; ich legte ein Bankbillet von zwey Dollars auf das Comptoir. Alsbald steckte es der Kaufmann in seine Schublade und machte sich anderswo zu thun. Als ich an's Herausgeben erinnerte, fragte er mich, ob ich bezahlt habe. Ich war sprachlos über diese Unverschämtheit, da nahm ein Mann, der eben herzugetreten war, das Wort und sagte mit französischem Accente: „Die Dame hat bezahlt, ich bin Zeuge.“ Hierauf gab mir der Kaufmann, ohne die mindeste Verlegenheit blicken zu lassen, zwanzig Cents zurück; ich machte ihn aufmerksam, daß er mir deren fünfzig zu geben habe. Nun rechnete er eine gute Weile, und dann gab er mir noch sechs Cents. Um ihn, wie ich hoffte, vollends zu beschämen, bath ich mir die Tafel aus und schrieb ihm die kleine Rechnung vor; sogleich löschte er wieder aus, was ich geschrieben, machte noch ein paar Minuten lang seine Ziffern und gab mir noch einige Cents mit den Worten: „Jetzt ist's ganz recht.“ Dieß war es nun zwar bey weitem nicht, allein ich hatte genug, wandte mich, machte meinem unbekannten Beschützer eine dankende Verbeugung und schickte mich an, den Laden zu verlassen; da sagte dieser: „Ich sehe wohl, Sie sind ganz fremd hier; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß man hier zu Land nie, selbst nicht die geringste Kleinigkeit bezahlt, ohne eine geschriebene Rechnung in einer Hand zu halten, während man mit der andern das Geld dafür gibt, und selbst dann ist es höchst rathsam, wenigstens Einen Zeugen dabey zu haben. Wer keine Zeit zu verlieren hat, der richtet auch immer das Geld so, daß nichts herauszugeben ist; denn man will hier zu Lande an Allem, und also auch am Herausgeben gewinnen.“ Ich dankte für die Warnung und äußerte zugleich die Besorgniß, den Kaufmann zu beleidigen, wenn er etwa Französisch verstände. „Fürchten Sie dieß nicht,“ unterbrach mich mein Mentor; „ich kenne diesen Gentleman schon seit zehn Jahren, während welcher er gute Geschäfte gemacht und nahmentlich schon dreymahl fallirt hat; seit seinem letzten Bankerott, der bedeutend war, steht er sehr hoch in der Achtung seiner Mitbürger. Er versteht ganz gut Französisch; allein, Madame, Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß man hier im geringsten anstehe, von irgend einem Mittel Gebrauch zu machen, um Geld zu gewinnen, ohne das Gesetz zu verletzen, oder, was dasselbe ist, ohne Gefahr zu laufen, vom Gesetze verletzt zu werden. Das Gesetz ist hier Alles, und von allen den lächerlichen Vorurtheilen der alten Welt ist man frey. Geld, das ist Ehre, und das Gesetz ist Klugheit; wer klug ist im nationellen Sinne des Wortes, hat Recht, und wird, wie man es hier nennt, ein großer Mann. Nicht wahr, so ist's, Mr. Steward?“ schloß der Franzose, indem er sich zum Kaufmann wandte. Ein selbstgefälliges, verschmitztes Lächeln, ein bejahendes Kopfnicken, ein kurzes Yes Sir! waren die Antwort, die mir die Lust benahm, des Franzosen Schilderung für Scherz zu halten.

(Die Fortsetzung folgt).

Epigramm.

Ernste Frage.

Kräh führt in seinen dicken Werken
Viel große Männer sprechend an.
Bald liest man: „Göthe sagt“ — bald: „Schiller muß's bestärken,“
Denn Schiller sagt — dann sagt drin jeder Mann,
Der in der Lit'ratur was Großes sagen kann.
Was soll das lieber Kräh? Ich muß dich ernstlich fragen,
Warum laß'st du in deinen Werken
Die Anderen so viel, und dich so gar nichts sagen?

Adolph Wiesner.

Das Schloß Windsor.

Windsor ist gewissermaßen das englische Versailles. Die Stadt liegt zwey und zwanzig englische Meilen (ungefähr vier deutsche) von London in einer herrlichen Gegend, umgeben von Wiesen, welche die Themse bespühlt und an gut bewaldete sanft abhängige Hügel gelehnt, die eine höchst mahlerische Einfassung bilden; auf einem dieser Hügel liegt das königliche Schloß. Es war Zeuge der Pracht und der Feyerlichkeiten der alten Ritterzeit, so wie der Regierung der Eduarde und Heinriche, und ist noch jetzt, wie vor sieben Jahrhunderten, ein Wohnsitz der Könige von England. Das Parlament hat erst kürzlich bedeutende Summen zu den Ausbesserungen und Verschönerungen, deren es bedarf, genehmigt, ein Geld, das, der allgemeinen Meinung zufolge, gut angewendet ist. Die im gothischen Style erbaute, dem heiligen Georg geweihte Capelle des Schlosses ist die prächtigste in ganz England und vielleicht auch in Europa; gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen, wurde sie in den ersten Jahren des folgenden vollendet. Zu den Staatszimmern führt eine Terrasse, von der man eine weite Aussicht hat; man kann sich unmöglich einen reizendern Anblick denken, und wer ihn zum ersten Mahl genießt, wird sich nicht leicht einer unwillkürlichen Gemüthsbewegung erwehren.

Das Alter des Schlosses Windsor verliert sich in die

graue Vorzeit. Unter Wilhelm dem Eroberer und seinem Sohn Wilhelm dem Rothen scheint es als militärischer Posten benützt worden zu seyn. Die Legenden verlegen den Sitz des Königs Arthur und seiner berühmten Ritter von der Tafelrunde hieher; Froissart sagt, daß im sechsten Jahrhundert die Feste dieses Ordens in Windsor gefeyert wurden. Wie dem auch sey, Eduard III., der im achtzehnten Jahre seiner Regierung diesen Orden wieder herstellen wollte, ließ einen runden Saal von 200 Fuß im Durchmesser bauen, in dem er mit seinen Waffengefährten speiste: dieser Saal erhielt den Nahmen der „runden Tafel.“ Der Graf von Surrey, der in Windsor eingesperrt wurde, weil er am Fasttage Fleisch gegessen, hat über die Veranlassung seiner Ungnade und seiner Einkerkerung ein merkwürdiges Gedicht geschrieben, in dem die damahligen Sitten und Gebräuche des englischen Hofes keineswegs schonend behandelt werden. Windsor war der Lieblingsaufenthalt der Königinn Elisabeth, die sich hier von den Beschwerden und der Langweile, die ihr die öffentlichen Angelegenheiten machten, erhohlte. Man bewahrt noch eine Übersetzung der „Dichtkunst“ des Horaz auf, eine Arbeit der Mußestunden der Königinn in Windsor, von der noch jetzt eine der Gallerien des Schlosses den Nahmen trägt. Eine Durchsicht der Rechnungen jener Zeit für die nöthigen Ausbesserungen des Schlosses selbst oder den Unterhalt seiner Bewohner gewährt hohes Interesse. Man sieht daraus, daß ein Monarch des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts weit weniger Bequemlichkeiten hatte, als der bescheidenste Bürger unserer Tage. Heinrich VIII. z. B. hatte stets einen Schlosser in seinem Gefolge, der, weil es an einem Riegel fehlte, um sein Schlafgemach zu schließen, dieses Geschäft jeden Abend besorgen mußte.

Das Schloß Windsor war auch der letzte Kerker des unglücklichen Carls I., weßhalb das Parlament eine Garnison dahin verlegte. Georg I., so wie sein Nachfolger, hielten sich nur selten daselbst auf; die Könige Georg III. und IV. aber ließen große Ausbesserungen vornehmen, und verwendeten bedeutende Summen auf dieses Schloß. Die Staatszimmer enthalten herrliche Gemählde von Titian, Guido, Hannibal Carracci, van Dyck u. s. w. Eines derselben, in Rubens Geschmack, stellt die Schönheiten am Hofe Carls II. vor, und ist der mannigfaltigen Figuren und des lebhaften Colorits wegen ein merkwürdiges Bild. In der Capelle des heiligen Georg befindet sich das der Prinzessinn Charlotte errichtete Grabmahl; einige Theile der Bildhauerarbeit sind gut, allein das Ganze macht keine befriedigende Wirkung.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Im Laufe des Monaths September d. J. wurden hier einige Novitäten zur Aufführung gebracht, welche wir in Kurzem berühren wollen.

Dlle. Zöllner erschien nach längerer Abwesenheit in „Reserl, die Nachtwandlerinn.“ Die Parodie ist dem Publicum vom Leopoldstädter Theater aus bekannt. Die Verpflanzung auf das Podium des Theaters an der Wien war derselben nicht günstig, da das Stück, welches nun außer der Zeit ist, mit seiner dürftigen Handlung, durchaus nicht in einen großen Rahmen paßt. Dlle. Zöllner gab die Reserl mit Fleiß und ihrer bekannten Jovialität, indessen ließ sie im Gesang manchen Wunsch unbefriedigt. Die HH. Nestroy (Jukundus) und Scholz (Olivenkern) schienen sich in ihrer Sphäre nicht recht zu gefallen; darum das öftere Hinaustreten aus derselben. Die Späße des Hrn. Scholz wurden etwas derb; wir wünschen ihm in Zukunft einige Mäßigung. Eine angenehme Erscheinung war Dlle. Planer als Wirthinn. Wenn Dlle. Planer die scharfe Accentuirung der Worte und die nicht immer schönen Bewegungen meiden wollte, sie würde immer beliebter werden. Das Stück wurde im Ganzen übel aufgenommen, und Niemand von den Mitspielenden gerufen. — Eine andere Erscheinung war das vieractige Schauspiel: „Montbars der Franke, oder: die Eroberung von Panama.“ Van der Velde's „Flibustier“ gab schon zu einer Auffenberg'schen Bearbeitung dieses Stoffes Gelegenheit. Die in Rede stehende Bearbeitung hat vor der erwähnten eben nicht viel Vorzug. Carls Arrangement that dabey wieder das Beste und so erlebte das schwache Product doch eine Wiederhohlung. Mad. Pann (Maria) und die HH. Kunst (Montbars) und Lucas (Diego) bothen alle ihre Kräfte auf, um das Stück interessant zu machen. Am Schlusse wurde Hr. Kunst gerufen. — Eine dritte Novität war „Die blaue Maske, oder: Corea die Improvisatorinn.“ Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen. Der Verfasser der „Drachenhöhle“ zählt auch diese Novität unter seine dramatischen Kinder, doch scheint dieses Kind das ungerathenste von allen denen zu seyn, die wir kennen lernten. Der Stoff, wenn auch nicht neu, ist eben nicht ohne Interesse, und hätte bey einer kräftigen Auffassung und Bearbeitung äußerst effectvoll gestaltet werden können. So besteht der Reiz nur in einigen abenteuerlichen Scenen, welche noch zudem in keiner rechten organischen Verbindung stehen. Die Charaktere biethen nicht viel originelle Seiten dar. Die Dichterinn selbst ist so trocken gezeichnet, daß erst Mad. Pann ihr die Seele der poetischen Repräsentation einhauchen mußte. Die Scene, wo Corea den Hof des Herzogs verlassen will, um in den Schooß der Natur, wo sie aufwuchs, zurückzukehren, enthält die einzige poetische Idee im ganzen Stücke. Die Aufnahme des Schauspiels war übrigens ziemlich beyfällig. Der Maskenzug, und das Schluß-Arrangement im Pallaste des Herzogs erregte allgemeinen Beyfall. Die Darstellung hatte mehrere Lücken. Mad. Pann (Corea), und Hr. Lucas (Carlo), verdienen jedoch mit Auszeichnung genannt zu werden.

G. P.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 119 — 3. October 1833.

Lebe hoch mein Oesterreich!

Am 4. October 1833.

Österreich! mein Österreich!
Wie bist du an Freuden reich!
Gott der Herr gab gütig dir
Als die höchste Strahlenzier
Unsern guten Kaiser Franz
Herrschend in der Milde Glanz.
Österreich, mein Österreich!
Was ist dir an Ruhme gleich?

Stürmt' es oft in manchem Reich',
Blieb bey uns sich immer gleich
Volkeslieb' zu seinem Herrn,
Und kein Herz war je wohl fern
Von dem Vater, unsern Franz,
Der uns wand den Friedenskranz.
Österreich, mein Österreich!
Was ist dir an Ruhme gleich?

Nicht nur, wenn uns strahlt' das Glück,
Nein! im herbsten Mißgeschick
Knüpfte uns ein festes Band
Stets an Ihn, an's Vaterland;
„Österreich und Biederkeit!"
War der Wahlspruch einst wie heut'.
Österreich, mein Österreich!
Was ist dir an Ruhme gleich?

Gott! zu deinem Thron empor
Schall' im frohen Jubelchor:
„Schmücke lang' noch unsern Franz
„Mit der heil'gen Krone Glanz!
„Deine Huld beschütze Ihn,
„Alle Leiden laß Ihn flieh'n!"
Dann, mein theures Österreich,
Was ist dir an Ruhme gleich?!

C. F. Müller.

Briefe einer Deutschen aus Amerika.

(Beschluß.)

Newyork, im Frühjahre 1833.

Das Menschengewühl auf dem Broadway beschränkt sich auf seine Westseite; es ist einmahl nicht Ton und man hält es für unanständig, auf der andern Seite zu gehen. Indessen führt von Zeit zu Zeit ein mit breiten Platten gleich den Trottoirs gepflasterter Streifen hinüber, um die Communication herzustellen. Beym Fahren über diese Streifen ist den Kutschern Vorsicht zum

Gesetz gemacht. Das dringendste Geschäft würde nun keinen Amerikaner bewegen, seinen Weg abzukürzen und an einer andern Stelle quer über die Straße zu gehen, damit er, wenn er ja eine Beschädigung erleidet, sein Recht gewahrt habe und vom Kutscher eine Geldentschädigung ansprechen könne. Am voreiligen Kreuzen der Straße erkennt man demnach den leichtsinnigen Fremden, und er zieht nur Blicke des Mitleids, ja der Verachtung auf sich. Der Fremde seinerseits erkennt, abgesehen von dieser freywilligen Straßenpolizey, unter den strömenden Massen alsbald den eigentlichen Amerikaner; ein langes, blasses, hageres Gesicht, das nur auf einer Seite durch einen eingeschobenen Ballen Tabak aufgepolstert erscheint, vom Tabak gebräunte Lippen, tiefliegende, große, hellgraue Augen, eine von den ewigen arithmetischen Anstrengungen des Gehirns gefurchte, gedankenvolle Stirn, ein reinlicher, aber nachlässiger Anzug: das ist ein Eingeborner. Ein Hauptkennzeichen ist ferner Folgendes: wenn irgendwo ihrer zwey zusammen sprechen, sey es im Comptoir oder auf der Gasse, nüchtern oder betrunken, beym Exerciren oder beym Spazierengehen, beym Zusammentreten oder Weggehen, im Gasthaus oder in der Kirche, im Theater, auf dem Markt, im Kaffehhaus oder im Amte, kurz bey jeder Gelegenheit, zu Wasser und zu Land, bey Tag wie bey Nacht, an jedem Fleck durch die ganze Union, wird man bestimmt, ehe eine Minute vergeht, das Losungswort Dollar vernehmen.

Wenn er sitzt, ist der Amerikaner gar leicht im Vorbeygehen von jedem andern Erdbewohner zu unterscheiden. Sieht man an einem Fenster ein Paar Füße aufgestemmt, die gehören einem amerikanischen Stutzer, der hinten auf einem Stuhle baumelt und eine Cigarre raucht oder Tabak kaut, und ohne Ausnahme beschäftigt ist, mit dem Federmesser die Nägel zu putzen. Kommt man an Kaffehhäusern, Hotels, Conditoreyen, Kneipen und dergleichen vorbey, so steht Alles voll Stühle, auf denen menschliche Rümpfe liegen, deren Füße sich gegen die Mauer oder gegen die Säulen spreizen, die das Zelt tragen, welches vor allen Häusern der Art über die ganze Breite des Trottoirs ausgespannt ist. An den Fenstern unter dem Zelte baumeln so viele Stiefeln und Schuhe heraus, als nur immer Platz haben, so daß man beym ersten Anblick nichts weniger als an Zuckerbäckereyen oder Kaffehhäuser denkt. Ich hielt es anfangs für Stiefelreinigungsanstalten nach Art der Pariser. Diejenigen Füße, die hier keinen Stemmpunct mehr finden, usurpiren die Lehnen eines schon besetzten Stuhles und sperren vollends den Weg. An solchen Plätzen spritzt nun der von diesen eleganten Gentlemens gesogene Tabaksaft wie Rackettenfeuer herum.

Unter dem schönen Geschlecht bemerkt man viele äußerst interessante, aber meistens blasse Gesichter; der Wuchs ist edel, die Formen sind reizend, doch die frischen Farben der Jugendblüthe mangeln durchaus. Der Anzug ist Parisisch, nur sehr übertrieben, und die liebenswürdigsten Geschöpfe laufen wie die Narren herum. Keine einzige sah ich, die den Kopf im Hute hatte; dieser sitzt auf dem obersten Theile des Kopfes, fast auf der Stirne, und ist im Sommer mit hohem Bouquet, im Winter mit tüchtigen Federbüschen beladen. Diese durch das hoffärtige, tactmäßige Wiegen des Hauptes in Schwung gesetzte Last wird nicht ohne Kunst im Gleichgewicht erhalten, den Bewegungen des Körpers benimmt aber eben dieß die natürliche Grazie, welche sonst gewiß den amerikanischen Ladys nicht fehlen würde. In ihrer Toilette sind sie äußerst sparsam. Zu Ende Aprils wird die Mode für's Jahr bestimmt. Jede schafft sich dann ein Kleid und einen Putzhut an, wobey nur der Form nach auf Mode, sonst aber hauptsächlich auf wohlfeilen Stoff gesehen wird. Die geringen Preise haben ihren Grund hauptsächlich in der schlechten Qualität der ausländischen, eigens für dieses Land berechneten Fabricate; und auch dieß hat sein Gutes, denn auf diese Weise ist der Arme wie der Reiche, die Schwarze wie die Weiße ganz gleich gekleidet. Man sieht nichts als elegante Welt, und da Eine die Andere, und Einer den Andern nachäfft, und Alle unter einander die größte Ähnlichkeit im Charakter haben, so kann man mit Wahrheit sagen: wer Eine Amerikanerinn gesehen und gehört hat, der hat Alle gesehen und gehört. Vergebens hat sich der französische Unternehmungsgeist bestrebt, diese Sitteneinfalt zu verfeinern, umsonst schleppt man die prächtigsten Waaren hieher: sie werden besehen und belobt, betrachtet und drapirt, auch nach dem Preise wird gefragt und das Wiederkommen versprochen; dabey geht aber der trostlose Speculant zu Grunde. Er hat um tausend Dollars einen Laden gemiethet, nebenbey eine theure Wohnung; er hat die Miethe auf das ganze Jahr vorausbezahlen müssen, weil die klugen Newyorker dem hoffnungsvoll ankommenden Fremden weislich nur diese einzige Bedingung machen. Mancher entschließt sich rasch, seinen Verlust zu verschmerzen, packt ein und geht wieder zu Schiffe; dieser thut wohl. Den Meisten aber fehlt der Muth dazu; sie sitzen ihre tausend Dollars am Laden ab, und wenn das Jahr herum ist, haben sie theuer und schlecht gelebt, und

die Waare ist ihnen geblieben, aber abgegriffen, verblaßt, veraltet. Nun wird der ganze Vorrath versteigert und dann von den amerikanischen Kaufleuten um die üblichen Preise an Mann gebracht; der ausgezogene Europäer aber sieht sich um einen Platz als Bedienter, Aufwärter oder Taglöhner um, und verhungert nicht selten vor dem Hause, wo er sich unlängst noch wohlhabend dünkte und reich zu werden hoffte. Viele dieser Unglücklichen, die jede Thüre verschlossen fanden, denken, vom Hochmuth der Republicaner, von ihrer Verachtung erbittert, von ihrer Härte zur Verzweiflung gebracht, auf Repressalien. Mit Abscheu wende ich mich jetzt ab von der Erinnerung an die Gräuel, die so oft der kaltblütige Krämergeist erzeugt. In meinem folgenden Briefe erzähle ich aber ein paar solcher Vergeltungsacte; sie sind eben nicht sehr tragisch und charakterisiren den gesellschaftlichen Zustand besser, als irgend etwas.

Die Girsupah-Fälle*).

Die Fälle von Girsupah in Nord-Canara, an der westlichen Küste von Madras, sind nur selten von Europäern besucht worden, und daher so gut als unbekannt. Die ungeheure Tiefe des Abgrundes, in den das Wasser hinabstürzt, macht sie der Aufmerksamkeit der Reisenden besonders würdig; da diese 892 Fuß beträgt, so sind sie, so weit uns aus Reiseberichten bekannt ist, die höchsten Fälle dieser Art in der bekannten Welt, und folglich eine der größten Merkwürdigkeiten. Sie zeichnen sich nicht sowohl durch die Größe der Wassermasse aus, die in den Abgrund hinabstürzt, sondern, wie gesagt, durch ihren von keinem andern übertroffenen Höhenpunct. Der Fluß ist breit und voll von Felsen, so daß er mehrere abgesonderte Ströme zu bilden scheint, und dieß dauert fort bis zu geringer Entfernung von dem ersten oder Hauptfalle, wo er sich zu einem Strome ausbreitet, um den zweyten, dritten und vierten Fall zu bilden. Am äußersten Rande des Abgrundes befindet sich ein vorragendes Felsenstück, von dem aus der staunende Wanderer mit einiger Ruhe in die schwindelnde Tiefe hinabsehen kann. Von diesem Puncte aus überblickt man drey von den Fällen, und zwar zwey von ihnen ganz genau; der dritte, und dem Hauptfalle nächste, stürzt in schräger Richtung über ein felsiges Bett, und vereinigt sich in einer Tiefe von ungefähr dreyhundert Fuß mit dem großen Falle. Der Reisende läßt sich indeß selten an diesem Anblicke genügen, sondern kriecht zu einem flachen, überhängenden Felsstücke des Hauptfalles, wo er die ganze vereinte Wassermasse in den Abgrund hinabstürzen sieht, die, von hier aus betrachtet, einen riesenhaften Busch von Gischt bildet, der ungefähr zwey Drittel der Tiefe einnimmt und dann in eine glänzende Fläche von Schaum ausläuft, die gewissermaßen den gähnenden Schlund verschleyert. Die ganze Tiefe desselben kann auch des Staubes wegen, in den das stürzende Wasser sich auflöst, auf keinem Puncte oberhalb ganz übersehen werden. Das in diesem Wasserstaube sich stark brechende Licht strahlt hier in allen Farben des Regenbogens zurück. Die beyden andern Fälle haben eine geringere Wassermasse, die aber, weil die Felsenwände, über die sie herabstürzt, höher aufsteigen, von oben herab ganz denselben Anblick wie die andern biethet. Die Schlucht des Falles selbst gewährt eine höchst überraschende Ansicht: es ist, als ob eine ungeheure Felsenmasse sich durch vulkanische Gewalt plötzlich aus einander gerissen hätte; die Wände ragen vollkommen senkrecht empor, und die Breite soll in der Mitte 300 Fuß halten. Nur Wenige haben es gewagt, in diesen Schlund hinabzusteigen; aber auch uns wandelte die Lust an, das Wagestück zu bestehen. Der Übergang über den Fluß war wegen der Menge von Felsen, die überstiegen, und der Strömungen halber, die durchwatet werden mußten, sehr beschwerlich. Als dieß glücklich überstanden war, wandelten wir auf einem Fußsteige fort, der zu dem äußersten Ende des Falles hinabführt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.

Notizen.

Schauspiele.

Das den 25. September zum Vortheile des Balletmeisters Hrn. Henry im k. k. Hofoperntheater neu aufgeführte Ballet in 2 Acten: „Agnes und Fitz-Henry" hat einen sehr ernsten, beynahe tragischen Inhalt; es ergreift mehr als es gefällt, obwohl die Hauptpersonen, Hr. Henry und Dlle. Muratori, darin ihre mimische Kunst auf das schönste entfalteten und Gruppirungen vorkommen, welche das Talent des Meisters beurkunden. Bedeutenden Beyfall erhielt das Pas des Hrn. Crombé mit Dlle. Rabel, dann jenes des Hrn. und der Mad. Mattis mit Dlle. Mazza-Aueegio, nach deren Beendigung die Künstler gerufen wurden. Vorzüglich ausgezeichnet erschien Dlle. Rabel. Am zweyten Vorstellungsabende ging das Ganze noch gerundeter und der Beyfall war noch lauter.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Jüngst wurde zum ersten Mahle aufgeführt: Liebenau oder die Wan-

derung nach einer Frau, Zauberspiel mit Gesang in 2 Acten, als Fortsetzung der Nina, oder die Wanderung nach einem Manne, von demselben Verfasser. Musik vom Capellmeister Riotte. Tableaux und Gruppirungen vom Pantomimenmeister Joh. Fenzl.

Obwohl manche auswärtige Blätter mit einer gewissen Rigorosität sich über unsere gegenwärtigen Localdichter auszusprechen pflegen, so können wir doch nicht in Abrede stellen, da wir unsere Bühnenbedürfnisse zu genau kennen, daß, seit Raimund's Muse schweigt, und die HH. Bäuerle, Meisl, Gleich als allgemein beliebte Wiener Localdichter sich zurückgezogen haben, Schickh und Nestroy allein mit vielem Glücke dieses steinige Feld bearbeiten. Ihr Fleiß und rastloses Bestreben ist gewiß nicht zu verkennen; daß man sich bey dem besten Willen gleichwohl nicht selten in der Wahl der Mittel vergriff, liegt vielleicht eben in dem zu eifrigen Bestreben, Neues und Interessantes zu erringen. Die Leopoldstädter Bühne hat, in einem Zeitraume von kaum zwey Jahren, an Schickh's Erzeugnissen: Sieg des guten Humors, Bruder Lüftig, Nina, Amintha, Mimili, Kampf des Glückes, wahre Cassastücke erhalten; ja selbst die minder gelungenen (Enzian und Lucie, Moralis, Robert der Wauwau) verfehlten ihre theatralische Wirkung nicht.

Durch die Bearbeitung dieser Fortsetzung hat sich der Verfasser zwar einen schwierigen Standpunct gewählt, indem Gegen- und Seitenstücke höchst selten mit Glück auf die Bühne gebracht werden; allein er hat zugleich neuerdings sein vielseitiges Talent erprobt, und sich durch das Gelingen derselben würdiger an unsere Volksdichter gereiht.

Der Inhalt dieser Piece ist in Kürze folgender: Liebenau, Nina's Gatte, wird von der schrecklichen Leidenschaft, Eifersucht, beherrscht, überall verfolgt er seine treue Gattinn, um sich von ihrer Untreue überzeugen zu können. Juno überrascht ihren Gemahl Jupiter auf einem Maskenball in Nina's Hause, verurtheilt sie in die Unterwelt und gewährt Liebenau den Wunsch, sich eine Gattinn suchen zu dürfen, welche seinen Wünschen entspricht. Auf diese Art lernt er eine Böhminn, Französinn, Ungarinn, Italienerinn und Tyrolerinn kennen, da er sich aber bey keiner glücklich fühlt, kehrt er reuevoll in die Arme seiner Nina zurück. — Diese Piece, voll der launigsten Scenen, von einer gefälligen Musik unterstützt, von der thätigen Direction auf das entsprechendste ausgestattet, wird sich gleich dem Zauberstücke Nina zu einem Cassastücke erheben und allen jenen höchst willkommen seyn, denen die Aufführung der Nina so mannigfaltiges Vergnügen verschaffte. — Die Darstellung war vom Anfange bis zu Ende musterhaft. Mad. Rohrbeck (Nina) bewies sich als gewandte vielseitige Schauspielerinn, da sie die verschiedenen Dialekte, den französischen, ungarischen, besonders aber den böhmischen und italienischen, mit vieler Eigenthümlichkeit vortrug. Hr. Lang (Liebenau) zeigte in seiner Rolle eben so viel Umsicht als Fertigkeit; besonders verdienstlich ist sein Spiel als Signor Salamini. Dlle. Jäger ergötzt in ihren Fächern durch heitere Laune und angenehmen Vortrag ihrer Gesangsstücke, welche unter rauschendem Beyfalle wiederhohlt werden. Die HH. Fermier (Jupiter), Landner (Schneiderjunge und Lorenz), Tomaselli (Bedienter Garçon) verstanden ihre Charaktere recht possierlich aufzufassen. Mad. Mischak, Dlle. Fried. Lenz und Hr. Ziegelhauser haben ein ungarisches Pas-de-trois mit der gewöhnlichen Präcision ausgeführt. Der Pantomimenmeister Hr. Joh. Fenzl, als Arrangeur des Ganzen, hat sich wesentliche Verdienste erworben. Wie wirksam ist der erste Actschluß, der Maskenzug in Venedig, wie überraschend sind Tänze und Gruppirungen! Das Publicum, welches sich diesen Abend überaus zahlreich eingefunden hatte, belohnte Mad. Rohrbeck, Dlle. Jäger, die HH. Lang und Fenzl durch Vorrufen. — Dlle. Leopoldine Vogel debütirte in Hrn. Bäuerle's „Aline" in der Titelrolle. Ihre Darstellung trug das Gepräge ernsten Fleißes, und einige mit Wärme vorgetragene Stellen erregten die Theilnahme des Publicums. In den Localscenen war ihr Spiel angenehm, nirgends erblickte man eine grelle Farbenmischung. Da sie die Direction bereits gewonnen, wird diese fleißige Schauspielerinn Gelegenheit zur ferneren Ausbildung haben. Hr. Lang (Bims) und Dlle. Jäger (Zilly), beyde in ihren Fächern vortrefflich, haben neuerdings Beweise erhalten, wie hoch sie in der Gunst des Publicums stehen. Das Duett im ersten und jenes im zweyten Acte gefiel ungemein, und der Beyfall schien trotz der Wiederhohlungen kaum enden zu wollen. Mit Auszeichnung müssen wir der launigen Darstellung der HH. Tomaselli (Wildau), Landner (Niki), Sartory (Capitän) erwähnen. Hr. Schaffer (Graf Carlo) zeigte viel Anstand im Spiele. Mad. Thal (Lissa) befriedigte wohl durch ihre Gestalt, aber nicht durch ihren monotonen Vortrag. Das Grotesk-Pas-de-cinq im ersten Acte durch die HH. Stiller, Ziegelhauser, Babitsch, Mad. Mischak und Th. Lenz, so wie das carikirte im zweyten Acte durch Hrn. Schadetzky und die Dlles. Ther. Lenz, Fiedler, Doberauer, Mad. Mischak ausgeführt, wurde beyfällig aufgenommen.

Zum Vortheile des Grotesktänzers Hrn. Anton Stiller wurde zum ersten Mahle gegeben: Frauenhaß, Lustspiel in einem Acte nach dem Französischen des Scribe von Both. Dieses Lustspiel hat Hr. von Kurländer unter einem andern Titel recht verdienstlich bearbeitet. Hier erscheint die Handlung zu wenig rasch, der Dialog ist besonders im Anfange zu gedehnt, und das Ganze kann nur durch eine gelungene Darstellung, wie es hier der Fall war, einiges Interesse abgewinnen. Madame Seutta (Antonie von Reinhardt) und Hr. Fermier (Professor) verliehen ihren Charakteren die originellste Zeichnung. Hr. Brabbée (Moritz) hielt sich recht wacker, auch Mad. Thal und Dlle. Schadetzky (Hermenegilde und Leopoldine) wirkten momentan glücklich mit. — Hierauf folgten die herkulischen und athletischen Übungen des Benefizianten, welcher sich, wie bey den früheren Productionen, allgemeinen Beyfall erwarb. — Mad. Springer, vom Breslauer Theater, erschien als neu engagirtes Mitglied und führte mit dem Pantomimenmeister Hrn. Fenzl einen ungarischen Nationaltanz mit vieler Sicherheit und Virtuosität aus. Unter anhaltendem Applause mußten sie zweymahl erscheinen. Die Solo-Mazurka, ausgeführt von Mad. Springer, entwickelte viele Anmuth und Leichtigkeit, jedoch vermißten wir noch jene Energie, welche ihrer Vorgängerinn in hohem Grade eigen war. Übrigens bleibt sie für die Pantomime eine vortheilhafte Acquisition.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Ankündigung.

Tivoli veranstaltet zum Vorabende des Nahmensfestes des allverehrten Monarchen (3. October) ein großes Fest. Das innere Local, der große Saal nebst den Zimmern, soll mit einer bisher nicht Statt gefundenen Zierlichkeit ausgeschmückt werden; die Beleuchtung des übrigen Locals, der großen Säulenhalle und des Gartens sich durch Neuheit auszeichnen. Es werden doppelte Musik-Chöre in Thätigkeit gesetzt, Land- und Wasserfeuerwerke abgebrannt, Luftbälle steigen und noch andere Abwechslungen das Vergnügen des Publicums erhöhen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den — 120 — 5. October 1833.

Ein Ritter von Toggenburg unserer Zeit.

(Wahre Begebenheit; nach dem Englischen.)

In den großen goldverzierten Sälen des stattlichen, vom Grafen von Burlington bewohnten Pallastes versammelte sich eine bunte, nicht kleine Maskenschaar, bekleidet mit den Gewändern aller civilisirten Nationen, von den funkelnden Trachten des üppigen Asiaten bis zur demüthigen doch mahlerischen eines Tyroler Bauern. Jede Kunstzierde, die Bildung und Wohlstand irgend verleihen, schien für die Verherrlichung dieses Maskenfestes erschöpft. Die Wände der Säle und Nebenzimmer waren mit blauen Silberstoffen behangen, alle Räume durch prachtvolle Marmorvasen mit den köstlichsten Wohlgerüchen erfüllt; das flimmernde Licht von mehr als tausend Scheinlampen, umkränzt mit den schönsten Pflanzen aller Erdregionen, blendete des Beschauers Auge, und die kunstreich geordneten Gruppen der herrlichsten Gewächse, deren Düfte die Luft durchwürzten, vollendeten die Bezauberung seiner Sinne und die Täuschung einer Versetzung des Zuschauers in einen Feenpallast.

Doch selbst in diesen fürstlichen Hallen und unter dem lockenden, aber trüglichen Gewande der Lust, pochte mehr als ein beängstigtes Herz, welches den Verlust des scheidenden Glückes betrauerte. In einer Nische, abgesondert von dem Maskengedränge, saß, von Orangen umgrünt, auf einer weiß geschmückten Ottomane ein schönes weibliches Wesen, in ihrem Anzuge einer Sultaninn gleich. Die leicht durchschimmernden Falten ihres Gewandes, so wie ihre Arme und Hände waren mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen wie bedeckt, die dunkeln, reichen Locken wogten über den schneeweißen Nacken, und die Maske lag ihr zur Seite; ihr Gesicht war bleich wie Marmor, und ihre kleine, zarte Hand bedeckte die Stirn, um das thränenvolle Auge zu verbergen. Es war die reizende Henriette Mortimer, jetzige Gräfinn von Burlington. Auf den Gipfel des Ehrgeizes gestellt und im Besitz des so theuer erkauften Ranges und Glanzes, empfand sie nur allzu sehr, wie eine glänzende Größe für die Gewährung eines wahren Glückes lange nicht ausreiche.

Es war der Tag ihres Wiegenfestes, der unvergeßliche Erinnerungen und nie schlummernde Gefühle aus der Vergangenheit hervorgerufen; denn fünf Jahre früher war es derselbe Tag, an dem sie durch zufälliges Zusammentreffen mit ihrem gegenwärtigen Gemahl, dem Grafen von Burlington, bekannt geworden. Mit grausamer Härte hatte sie den Mann, den sie über Alles liebte, verstoßen. Arthur Travers war weit entfernt, und sein unglückliches, unverdientes Geschick, im Gegensatz zu ihrer äußeren Glücksfülle, die Folge ihres Ehrgeizes, belastete mit kränkender Gewalt Henriettens Gemüth. Alle traurigen Folgen ihres Beneh-

mens traten in ganzer Peinlichkeit vor ihre Seele, und mit den Händen das Gesicht verbergend, brach sie in laute Thränen aus.

Henriette Mortimer, das einzige Kind eines sehr zärtlichen Vaters, dessen Gattinn ihm schon früh durch den Tod entrissen wurde, wuchs als ein Opfer übertriebener Verzärtelung, zugleich als ein Geschöpf großer weiblicher Eitelkeit und Nachsicht gegen sich selbst auf. Von der Natur mit fast nicht zu schildernden Reizen, Geistesanlagen und bezaubernder Naivetät des Benehmens begabt, war sie von ihrer Kindheit an durch die verlockendsten Stimmen der Schmeicheley so verwöhnt, daß nach und nach nur Genußsucht und die Leidenschaft des Ehrgeizes ihre ganze Seele erfüllte, und Traumbilder künftiger Größe ihre Phantasie umgaukelten. Leider erkannte der Vater, bey seiner blinden Liebe für seine Tochter, nichts von diesen mißlichen Trieben in ihrer Brust, und Henrietten fehlte das Glück des Besitzes einer Freundinn, welche ihrem so eben bezeichneten Charakter in seinem Aufstreben eine würdigere Richtung zu geben vermocht hätte. Schon in früher Jugend ward sie von ihrer Mutter mit Arthur Travers verlobt, den nicht Reichthum, wohl aber männliche Schönheit und vorzügliche Talente auszeichneten.

Der Graf von Burlington fand Henrietten, und kaum gesehen, gehörte er auch schon zu ihren Bewunderern. Sie brach darauf die Treue gegen den Geliebten, der damahls in fernen Landen sich aufgehalten, um dort ihretwillen Reichthum zu erstreben; geblendet von dem Glanze des neuen Bewerbers reichte sie ihm die Hand. Seit dieser Stunde war Friede und Glück aus ihrer Nähe verscheucht. Verbunden mit einem leichtsinnigen, jeder Tugend entbehrenden Gatten, den sie nicht lieben konnte, getrennt von den Gespielinnen ihrer Jugend durch die kalten Vorschriften der Etikette und den Stolz ihres Gemahls, der Alles, was an ihre niedere aber rechtliche Herkunft erinnerte, haßte, fühlte sich Henriette inmitten des Glanzes, der sie umgab, furchtbar einsam und verlassen. In dieser Nacht überwältigte sie mehr als je die Qual der Gewissensvorwürfe, sie hatte den Schauplatz der rauschenden Fröhlichkeit verlassen, um dem lange schon in sich genährten Schmerz Luft zu machen.

Versunken eben in tiefes, gedankenvolles Träumen, bemerkte sie nicht, daß sie beobachtet wurde; als sie aber plötzlich die Augen aufschlug, sah sie am Eingange des Boudoirs eine Gestalt in Pilgertracht. Schnell griff sie nach ihrer Larve und wollte eben, sie vor das Gesicht bindend, den Ort verlassen, als der Fremde, sich tief verbeugend, die Worte sprach: „Ist es möglich, Lady Burlington in Thränen zu finden, die doch in dem glücklichen Besitze alles dessen ist, was sie vor Zeiten so heiß sich wünschte?“ Henriette starrte empor; war es Einbildungskraft oder der wirkliche Ausspruch des Pilgers, der ihrem gefolterten Ohr wie ein Wiederhall des geschiedenen Glückes tönte? — bald aber erhohlte sie sich und fragte: „Wer sind Sie, Maske, die Sie unberufen wagen, den Geheimnissen eines weiblichen Herzens nachzuforschen?“ — „Ein Pilger, Lady! in einem andern Sinne, als die Maske andeutet, ein ermatteter Pilger der Welt, der, ihrer Herrlichkeit und Eitelkeit überdrüssig, die Bürde seines Daseyns abzuwerfen schmachtet!“ — „Sie sprechen Worte des Kummers,“ entgegnete Henriette, „was hat die Welt Ihnen gethan, daß Sie so sehnlich wünschen sie zu verlassen?“ — „Lady,“ erwiederte Jener, „einst war mir die Welt eine unbewölkte Sonne des Glückes; ich besaß Alles, was nur wünschenswerth seyn kann: die Freundschaft und Achtung der Verwandten und Freunde, und ach! ich glaubte mich geliebt von einem Wesen voll himmlischer, weiblicher Liebreize; doch ich war arm und nicht von vornehmer Herkunft, Lady, und fand, daß sie nur Liebe geheuchelt, daß ihre Treuschwüre nur trügende waren.“

Der Pilger hielt darauf inne, und auch Henriette, die mit schmerzlicher Innigkeit seinen Worten lauschte, unterbrach das Schweigen nicht. Doch die Stimme ward ihrem Ohr beym aufmerksamen Lauschen immer bekannter und erschien ihr als wohlgehörte Laute ihrer Kindheit. Der Pilger fuhr fort: „Um ihretwillen hatte ich Heimath, Freunde und Vaterland geopfert, um unter Indiens brennender Sonne und Afrika's dürren Wüsten den schimmernden Unflath des Reichthums zu suchen, der die Menschen in der Regel nur verschlimmert. Zuletzt fand ich ihn, aber zu spät; mir war er nutzlos, denn als ich in's Vaterland und in die Heimath meiner Jugend zurückkehrte, fand ich, daß sie — sie, um derentwillen ich mich den größten Gefahren ausgesetzt, die begehrten Reichthümer zu sammeln, sich bereits dem glänzenden Elende verkauft hatte.“ — Zähren erstickten hier seine Worte.

Henriettens gepreßtes Herz fesselte ihre erstarrte Zunge, sie versuchte zu reden, aber vergebens; auf ihren Lippen erstarb stammelnd das Wort; eine bewegte schnelle Wendung seiner Larve ließ sie sein Gesicht erblicken, sie erkannte in demselben die ihr wohlbekannten Züge, und so sank sie mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig zu Boden.

Der Pilger hob sie in seine Arme und trug sie auf die nahe Ottomane; Dienerinnen kamen ihr bald zu Hülfe. Der Pilger blickte noch einmahl mit tiefstem Schmerz auf die bleiche, jetzt fast leblose Wohlgestalt hin, drückte sie fest an seine bewegte Brust, überließ die Einzige, die er geliebt und der er so viel zu opfern bereit war, der Sorgfalt der herbeygekommenen Pflegerinnen und eilte davon.

Jahre entrollten im Strome der Zeit, und Henriette lebte still im Glanze des Ranges und des Großen, bewundert wegen ihrer Schönheit und beneidet wegen des Prunkes, der sie umgab. Doch nagte der geheime Kummer und das Gewissen an ihrem Herzen immer mehr, denn ihr unwürdiger Gatte überließ sich immer ärger den sträflichsten Leidenschaften, und sie stand verlassen, ohne eine empfindende Freundinn da, welche Worte des Trostes und des Friedens, die in solchen Momenten dem kräftig heilenden Balsam gleichen, ihrem bedrückten Gemüth zusprechen konnte.

Endlich bewegte sich an einem trüben Herbstmorgen der lange Zug von Trauerkutschen hin zum Grabgewölbe der Grafen von Burlington. Ein Reiter ohne Begleitung folgte dem prunkenden Zuge und schien fast der Einzige, der wirkliches Leid trug. Als der Gottesacker erreicht war, stieg er in einer kleinen Entfernung von der übrigen Gruppe vom Pferde, und harrte fast ohnmächtig, bis die Procession des Leichenbegängnisses vorüber war. Wie aber nun der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, streckte er seine Arme aus, als wollte er das erbleichte, auch noch jetzt von ihm so heißangebethete Wesen dem Schweigen des Grabes entziehen. Seine tiefe Rührung erweckte die gespannteste Aufmerksamkeit der noch anwesenden kleinen Umgebung. Er stand an einen Baum gelehnt, die Augen starr auf das Grab gesenkt, doch seine Züge fesselte das starre Bild des Todes. Vergebens suchte man ihn in's Leben zu wecken. Sein Gesicht war Allen unbekannt, und seine eingefallenen Wangen mit den Spuren drückenden Grames bezeugten auch, daß er dem Tode mit Sehnsucht entgegengegangen.

In einer goldenen Kapsel mit den Buchstaben A. T. — Arthur Travers — trug er in seinen erstarrten Händen eine Haarlocke, und diese Zeichen gaben Aufschluß über ihn und seine Leiden. Auch sein Leichnam wurde bald in des Kirchhofs Ecke eingesenkt, und an Henriettens Grabe zeigt eine Marmortafel die Inschrift: „Opfer des Ehrgeizes.“ E.

Notizen.

Schauspiele.

Am 27. v. M. wurde im k. k. Hofburgtheater zum ersten Mahle gegeben: „Maria, oder: die Pest in Leon;“ Trauerspiel in drey Aufzügen, von O. Ernst Bohl.

Maria, aus dem hochgestellten Stamme der Grafen von Alcora, wendet ihre Neigung dem zwar edlen aber vermögenlosen Don Gusmann, ohne Rang und Verdienste, zu. Die Einwilligung des stolzen Vaters zur Verehligung steht nicht zu erwarten; die Liebenden wählen daher das Mittel der Flucht. Nachdem sie des Priesters Segen vereint hatte, lebt Gusmann mit seiner Gattinn in der gebirgigen Umgegend von Leon als Förster ein stilles einsames Leben. Ohne allen Verkehr mit der Welt, erfuhren sie auch nicht, wie der Graf von Alcora einen fürchterlichen Fluch auf seine Tochter und ihren Verführer geworfen, indem an jenem Tage der Flucht ihm wichtige Staatsurkunden entwendet, und später an einen feindlich gesinnten Hof verkauft wurden, daher sein Verdacht auf die Entflohenen fiel, während, wie es sich in der Folge wies, ein Diener des Hauses der verruchte, schlaue Thäter gewesen. — Ein Knabe, Fernando, war der Segen aus Mariens und Don Gusmann's Ehe. Sie gaben ihn zu einem bekannten Kaufmanne, Jeronimo, in die benachbarte Stadt Leon, damit er dort Unterricht genösse. — Eines Tages aber, nachdem schon früher das Gerücht eingetretener häufiger Sterbefälle daselbst sich verbreitet hatte, erscheint plötzlich ein Commando Soldaten in der Wohnung Gusmann's, an ihrer Spitze der Oberst Graf v. Alcora selbst; es werden alle Anstalten zur schleunigen Herstellung eines dreyfachen Cordons um Leon getroffen, und dabey die fürchterlichste Strenge anbefohlen. Marie, die in einem Seitengemache das Gespräch vernimmt, befindet sich in grauser Qual um Fernando, ihren geliebten Sohn, und beschließt seine Rettung. Ohne Gusmann ihr Vorhaben anzuvertrauen, eilt sie in die umzingelte Stadt, und trifft dort den Klausner Bernardo, der einst ihren Ehesegen ausgesprochen, und gleich ihr aus einem Grafengeschlechte stammt. Er berichtet, daß der Knabe gesund, und aus dem Hause Jeronimo's durch die Vorsorge des königl. Commissärs in abgesonderte Verwahrung gebracht worden. Dieser edle Mann ist Niemand anderer als Don Ricabrun, aus einem der ersten Geschlechter Spaniens, von ihrem Vater Marien zum Gatten bestimmt, aber von ihr um Gusmann's willen verschmäht. Aus tiefem Gram über die Flucht seiner ihm verlobten Braut, nahm er das Johanniterkreuz, und übt nun seine milde Christenpflicht in der todhauchenden Stadt, an den Sterbebetten der Verpesteten. Als Maria vor ihm erscheint, mit der Bitte ihren Sohn sehen zu dürfen, hat der lange Zeitraum gegenseitig ihr Gedächtniß nicht verwischt, und Ricabrun, auf das tiefste ergriffen, willfahrt ihrer Bitte. Der Knabe wird gebracht, und nun ist das glühende Begehren der Mutter, mit Fernando aus der Stadt zu fliehen. Der Commissär stellt die unerbittliche Pflicht seines Amtes diesem Begehren gegenüber, wird aber nichts desto weniger durch das qualvolle Flehen Mariens endlich erweicht, ihr selbst einen Weg zu bezeichnen, wo ein Entkommen möglich. — Inzwischen stürzt Jeronimo im halben Wahnsinn herum in den Straßen der Stadt, sucht Ricabrun, der Fernando aus seinem Hause genommen, und verlangt, todkrank, daß Bernardo an sein Sterbebett kommen möge, um ihm Wichtiges mitzutheilen. Es findet sich, daß Jeronimo, früher des Grafen Alcora Kammerdiener, jene Documente entwendet und verrätherisch verkauft habe; auch die Pest schleppte ein ihm gehöriges

Schiff, aus Smyrna kommend, in Spanien ein. Als die Urkunde über dieses Bekenntniß dem Grafen zugesendet wird, empfindet er stolze, gränzenlose Lust wegen seiner nun geretteten Ehre, und sein Zorn über die entflohene Tochter mildert sich bis zur Verzeihung. Gusmann entdeckt ihm nun, daß Maria lebe, daß sie gegenwärtig in der Stadt, um ihren Sohn zu hohlen, und endlich, daß er selbst ihr Gatte sey. Die erste Wuth Alcora's über den Verführer legt sich ebenfalls, und er ist nur mit der Sorge um Mariens Rettung erfüllt. — Sie gelangt inzwischen unbemerkt in gebirgiger Gegend bis an die Linien des Cordons. Gusmann selbst ist auf Befehl des Obersten hier Führer der Soldaten. Einer derselben nimmt nun Marien wahr, legt an, und seine Kugel, trotz dem daß sich Gusmann, seine Gattinn erkennend, mit entblößtem Stahle dazwischen wirft, durchbohrt das liebende Mutterherz. Der Graf wird herbeygerufen, und vernimmt nur noch die letzten Worte der Sterbenden, seiner geliebten einzigen Tochter. Ihr Sohn ist nun der seinige; Gusmann aber weiht sich dem Dienste des Himmels, nachdem für ihn alle Freuden der Erde verblühet. —

Es läßt sich Mancherley gegen den Organismus der Hauptsache in diesem Stücke einwenden, neben der tadelnden Beleuchtung anderwärtiger Umstände, die, besser geordnet, oder erdacht, die Wirksamkeit desselben hätten erhöhen können. Wenn wir inzwischen so mit den Mängeln beginnen, werden wir später die Vorzüge nicht verschweigen. Vor Allem dünkt uns die Schuld Mariens, die einem verhaßten Ehebündnisse sich durch die Flucht entzieht, um eine Einigung ihres wahren Herzenstriebes einzugehen, wiewohl oft im Trauerspiele gebraucht, in dieser Art keine tragische Katastrophe zu begründen. Sie ist keine menschliche Schwäche, die sich verirrte, vielmehr eine moralische Kraft, die den Sieg errang, und sich unter Dulden und Entbehren, welche mit ihrem glanzlosen Schicksale verbunden, als solche durch den Erfolg bewährt. Don Gusmann ist ein edler Mensch; ihre Neigung für ihn war keine Verirrung, Leidenschaft, wie oft die Strafe bey ähnlichen Fällen durch eine traurige Ehe in der Folge offenbart. Man wende uns nicht die Gesetze der Convenienz, der Schicklichkeit oder auch der Wirklichkeit ein, wonach die Tochter nicht ohne den Willen des Vaters eine Verbindung eingehen sollte, sie begründen in Wahrheit noch keine tragische (ich meine traurige) Katastrophe, denn sie sind Vorkehrungen der kurzsichtigen menschlichen Vorsicht, die sich vielleicht in ihrem Ausgange eben so oft als unzulänglich, verkehrt erweisen. Die Vorsehung aber, und die Tragödie als ihre sichtbarliche Gesetzauslegerinn in der Poesie, führt ihren Bau, möge es ein Altar der Freude oder das richtende Schaffot seyn, nur auf dem ewigen Grunde unwandelbarer Wahrheit auf. Angenommen aber auch Mariens und Gusmann's Schuld, so wächst die Strafe aus ihr nicht organisch, wie aus der Wurzel hervor, sondern sie ist rein zufällig. Käme die Pest nicht nach Leon, und dieß geschieht durch keinerley Zuthun Mariens, so würde nichts von dieser Katastrophe erfolgen. Ein Soldat, Einer aus Tausenden, die durchaus todten Werkzeuge, vollstreckt ihr Geschick, durchaus in keiner Beziehung zu ihr und ihrem Verleben, und zwar im Sinne des Mandats, das jedem Einwohner von Leon auf gleiche Weise gilt. Wäre vielleicht Gusmann selbst der Vollstrecker dieser That, gewänne es wenigstens den Schein einer dunklen Fügung. Sein endlicher Entschluß, der Welt zu entsagen, nimmt sich am Schlusse in der That etwas matt aus, vielleicht auch, weil er allzu verbraucht ist, und in diesem Stücke selbst zweymahl: an Bernardo und Riccabrun vorkömmt. — Was Nebenumstände betrifft, so ist das stete Enthüllen und Ausmahlen eines physischen Übels, wie hier der Pest, für den Zuschauer etwas widrig. Dergleichen sollte nur als Hebel benützt und ihm nicht so viel Raum gegönnt werden. Es nehmen sich unter einer so ungeheuren allgemeinen Calamität zumahl die kleinen Familiendrangsale nicht wichtig genug aus, und der Knabe Fernando kann wohl unsere Theilnahme nicht in so ausschließlichem Grade verdienen. Am schlechtesten handelt Riccabrun, der, aus verdammlicher Nachgiebigkeit oder Großmuth, die Flucht Mariens mit dem Knaben gestattet, wodurch Millionen unglücklich werden könnten. Von einem Manne, wie ihm, ist eine solche Handlung doppelt unerklärlich. Der Charakter Mariens ist ohne Colorit gehalten; sie klagt vom Anfange bis zu Ende. Gusmann geht beynahe, und das ist Schade, ganz verloren. — Inzwischen muß zur Ehre des Dichters bemerkt werden, daß er den Stoff, so wie er nun einmahl ist, wohl geordnet und benützt, vorzugsweise aber in der Diction viele Phantasie entwickelt habe. Die Aufnahme des Stückes war ehrenvoll. Mad. Lange gab die Marie mit vielem Feuer, nur hinderte die Monotonie der Aufgabe die Entfaltung eines besseren Colorits. Hr. Löwe war als Gusmann, Hr. Anschütz als Alcora, Hr. Heurteur als Bernardo und Hr. Korn als Riccabrun vorzüglich, so wie die HH. Wilhelmi und Weber.

Ermin.

Concertanzeige.

Sonntag den 6. October Nachmittags um 4 Uhr gibt Hr. Seipelt in dem Apollo-Saale am Schottenfelde eine große musicalisch-declamatorische Abendunterhaltung, deren reinen Ertrag er (als Chorregent an der Pfarrkirche St. Joseph ob der Leimgrube) für die Kirchenmusik dieser Pfarrkirche, und zu den hiezu nöthigen Anschaffungen bestimmt. Vor Beginn der ersten Abtheilung trägt der Regisseur Hr. Anschütz einen von Hrn. F. Fitzinger gedichteten Prolog vor. Die Nummern der ersten Abtheilung sind: 1. Rossini's Ouverture zu „Wilhelm Tell.“ 2. Pianoforte-Variationen von H. Herz, gespielt von Dlle. Seipelt. 3. Das Waldvöglein, Lied von Vogl, componirt vom Capellmeister Lachner, vorgetragen von Dlle. Heinefetter, Hrn. Lewy und dem Compositeur. 4. Phantasie über Schweizerlieder, für die Violine von B. Molique componirt, von Hrn. Gänsbacher vorgetragen. 5. Duett aus Spohr's „Jessonda,“ gesungen von Dlle. Heinefetter und Hrn. Binder. Zweyte Abtheilung: 1. Das Grab der Liebenden, steyermärkische Sage von Hrn. Weidmann, gesprochen von Dlle. Zelner. 2. Vocalquartett, arrangirt von Seipelt, gesungen von den HH. Binder, Tischatschek, Oberhoffer und Seipelt. 3. Violoncellvariationen, componirt und gespielt von Hrn. Hartinger. 4. Phantasie für das Pianoforte, mit Begleitung des Orchesters, Solostimmen und Chor, von L. van Beethoven, vorgetragen von Dlle. Seipelt, die Sologesangparten von Mad. Pfeiffer, den HH. Bader und Oberhoffer. 5. Trio für Pedalharfe, Violine und Waldhorn, componirt von Hrn. Mayseder, vorgetragen von den HH. Jansa, Lewy und Heilingmayer. Hr. Professor Hellmesberger hat die Leitung des Orchesters, Hr. Capellmeister Lachner die Direction des Ganzen übernommen. Die HH. Brüder Höfelmayer, Inhaber des Apollosaales, haben ihr Locale zu diesem Zwecke unentgeltlich überlassen. Eintrittskarten zu 2 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der HH. Diabelli und Comp. am Graben, bey Hrn. Mechetti am Michaelsplatz, bey Hrn. Seipelt (Rothgasse, Windmühlgrund Nr. 59) und am Tage der Aufführung an der Casse zu haben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 121 — 8. October 1833.

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Bruchstück aus einem Tagebuch in der nordischen Biene.)

Es war schon ganz dunkel, als wir von der nördlichen Seite her an das erste Picket der Quarantänelinie kamen, welche die Stadt Sebastopol umgibt. Ein mit einer Pike bewaffneter Tatar in einem groben Filzmantel vertrat uns den Weg. Mit Worten, die für uns völlig unverständlich waren, und mit drohenden Gebärden suchte er uns etwas begreiflich zu machen, wir verstanden ihn aber nicht, und blieben im Zweifel. Endlich trat ein Kosak aus dem Picket hervor, und belehrte uns, daß, wenn wir in die Stadt gingen, wir auf dem Rückweg unfehlbar Quarantäne halten, nicht bloß uns einer Räucherung unterwerfen müßten, wie dieß sonst genügte, als Sebastopol noch nicht für verdächtig galt. Diese Nachricht veranlaßte mich, meinen Entschluß zu ändern, und statt, wie ich beabsichtigt hatte, gerade durch die Stadt nach der südlichen Zollstätte zu gehen, um die mir gegebenen Aufträge zu erfüllen, auf der nördlichen Zollstation zu übernachten, und dann längs der Umwallung, um alle Buchten von Sebastopol herum, weiter zu gehen. Da ich aber wußte, daß dieser mühsame Weg mich über die Berge führte, ziemlich lang und nicht allenthalben gefahrlos war, so wollte ich vorher mit dem Befehlshaber der hier stehenden Postenkette sprechen, um von ihm das Nähere über alle diese Puncte zu erfahren. Der dienstfertige Kosak führte uns ins Quartier des Fürsten ......, wo ich ein warmes Zimmer, freundliche Aufnahme und einen kochenden Theekessel fand. Man muß gestehen, daß alles dieß große Reize hat für den, der in einem stürmischen Herbstwetter mehrere Tage nicht aus dem Sattel kam. Der wohlriechende Rauch wirbelte aus langen türkischen Pfeifen empor, und wir, auf ein weiches Sofa hingestreckt, sprachen von den Mühseligkeiten des mir bevorstehenden Weges. Die Thüre öffnete sich, und ein dicker bejahrter Mann von untersetztem Wuchse trat herein; es war Herr N., der Eigenthümer des Hauses. Er lud uns höflich ein, sein kärgliches Mahl, wie er sich ausdrückte, mit ihm zu theilen. Wir machten keine langen Complimente, sondern folgten ihm in das Speisezimmer, wo uns eine schöne junge Dame in etwas phantastischer, halb orientalischer Kleidung bewillkommte; dieß war seine Tochter. Wir setzten uns an den Tisch, und das angeblich kärgliche Mahl begann mit einer Schüssel vorzüglicher, ganz frischer Austern, die noch vor zwey Stunden im Meeresgrunde gelegen hatten. Dann folgten schmackhafte Fische verschiedener Arten, vorzügliches Wildpret und Früchte, wie man sie im Norden selbst im Traume nicht sieht, dabey floß der belebende Saft der Trauben von Almin und Katschin reichlich in unsere Gläser, und

weckte die Lebhaftigkeit unseres Gespräches. Zwey niedliche Mädchen bedienten uns am Tische.

Am andern Tage wollte ich Morgens aufbrechen, aber die Anordnung verschiedener Papiere hielt mich beynahe bis 4 Uhr Nachmittags zurück. Endlich führte man zwey Kosakenpferde herbey; ich bestieg das eine derselben, das andere der Kosak, der mich hergeführt hatte, und dieser befestigte an seinen Sattel einen kleinen Sack mit meinen Reisegeräthschaften. Wer zu Pferde gereist ist, weiß, welcher Absprung es ist, aus dem warmen Zimmer in das kalte Wetter hinaus. Der Wind blies stark, ein dichter Schnee verschüttete den Weg, aber ich mußte fort, und somit gab ich meinem Pferde die Sporen. Sebastopol liegt auf einer Anhöhe, ist von der nördlichen Zolllinie durch einen Meerbusen getrennt, und biethet von hier aus einen wunderschönen Anblick dar; ich konnte aber wegen des schlechten Wetters nichts sehen. Der hiesige von der Natur selbst gebildete Hafen ist einer der größten in Europa. Er besteht aus einem Hauptmeerbusen, der sich einige Werste weit von Westen nach Osten ins Land hinein erstreckt, und zwischen den Bergen nach allen möglichen Richtungen eine Menge Nebenbuchten hat. Jede derselben hat ihren besondern Nahmen, und biethet zu jeder Zeit und für Schiffe jeder Größe einen sichern Ankergrund dar; ich selbst sah, daß die größten Kriegsschiffe ganz ruhig hart am Ufer vor Anker lagen, während auf dem Meere der Sturm tobte.

Anfangs ritten wir auf den Höhen fort, die sich in einiger Entfernung vom Ufer hinziehen, dann stiegen wir tiefer hinab, und bald befanden wir uns so nahe am Meere, daß die brausenden Wellen zu unsern Füßen anschlugen und uns mit ihrem Schaume bespritzten. Schon begann es zu dunkeln, und das Unwetter hörte nicht auf. In den tiefen, gegen die Meeresbucht auslaufenden Thälern lagen schöne Sommerhäuser und Gärten der Einwohner von Sebastopol zerstreut, jetzt aber war kein lebendes Wesen darin, Alles war leer und öde. Wir kamen abermahls auf die Höhe, jetzt aber stießen dem Blicke des Wanderers bereits einzelne wilde mit kleinem Gestrüppe bewachsene Felsen auf. Ein kaum bemerkbarer Pfad schlängelte sich um die Abgründe und führte zu den gegenüberliegenden Picketen der Quarantänewache. Mehr als einmahl mußten wir Felsenvorsprünge, die über dem Meere hingen, ersteigen, und hart am Rande des Abschusses hinreiten; mehr als einmahl hingen Felsen über uns, und der Abgrund brüllte unter unsern Füßen. Die armen Pferde schienen den ganzen Schrecken dieser Lage zu fühlen; sie zitterten am ganzen Körper, und setzten nur mit der größten Vorsicht einen Fuß vor den andern; trotz dem stolperten sie nicht selten über Steine oder glitten auf dem glatten Felsboden aus. Der Wind wurde kälter und heftiger, die Dunkelheit nahm zu, und mit ihr wuchs auch die Gefahr.

Ich hüllte mich in meinen Mantel, legte meinem sichern Pferde den Zügel auf den Hals, und folgte langsam meinem Führer, indem ich unfreywillig bey dem Gedanken zitterte, daß ein einziger Windstoß vom Berge her, ein einziger falscher Schritt des Pferdes, eine unglückliche Bewegung des Reiters jede Rettung unmöglich mache. Schon seit einiger Zeit ritten wir eine Art Schlucht hinab, und bald bemerkten wir, daß wir vom Wege abgekommen seyn mußten, denn unsere Pferde hielten oft an, schnaubten und wollten nicht vorwärts gehen; wenn wir sie vorwärts trieben, glitten sie mit allen Füßen aus, und rutschten einen steinernen Vorsprung hinab, am Abhange des Berges, bis ein zweyter Vorsprung den weitern Sturz verhinderte. Da ich mir auf irgend eine Art helfen wollte, so beschloß ich vom Pferde zu springen, und paßte nur einen schicklichen Augenblick dazu ab, als plötzlich mein Pferd mit mir auf die Seite fiel, und wir mit einander hinabrollten. Als ich wieder zur Besinnung kam, standen mir die Haare zu Berge, und ein kalter Schweiß bedeckte meinen Körper; ich lag in einem Sumpfe neben meinem einsinkenden Pferde. Zum Glücke war der Vorsprung, von dem ich herabfiel, nahe am Fuße des Berges, und ich fiel in der Tiefe auf weichen Boden.

Auf diese Weise kamen wir in ein Thal hinab, das sich offenbar ziemlich weithin ausdehnte; allein die tiefe Dunkelheit ließ die Gegenstände nicht erkennen. Bey dem Geräusche meines Falles sah sich mein Führer um, und da er mich nicht sah, fing er an laut zu schreyen, es war mir aber unmöglich ihm zu antworten. Nun gerieth er in Angst, und als ich mich mit Mühe aus dem Schlamme herausgearbeitet hatte, bekreuzte sich der gute Kerl und sagte: „Gott sey Dank, daß Sie keinen Schaden genommen haben.“ Als er sich versichert hatte, daß ich unbeschädigt geblieben war, fing er an mich treuherzig zu versichern, daß böse Geister hier die Vorübergehenden neckten. „Hier, an der Meierey des Obersten,“ sagte er, „ist es nicht gut bey Nacht zu reisen, da darf man zusehen, daß man nicht den Hals bricht. Kürzlich ging ich hier mit Papieren vorüber, und wurde so kopfüber hinabgerollt, daß ich zwey

Wochen lang nicht auf den Beinen stehen konnte.“ Ich stimmte ihm von Herzen bey, daß hier bey Nacht schlecht zu reisen sey und fragte: „Wie weit ist es denn noch bis zu der verwünschten Meierey?“ — „Noch etwa zehn Werste,“ war die Antwort. „Wie weit haben wir noch bis zur südlichen Zollstätte?“ — „Da haben wir ungefähr den halben Weg gemacht; bis morgen früh können wir dort seyn.“ Tröstliche Aussicht, aber was war zu thun? wir mußten vorwärts. Der Wind wehte im Thale nicht mehr so heftig, wie auf den Bergen; aber der dicht fallende Schnee verhüllte alles, während eine Eisrinde unsere Kleider überzog, jede Bewegung erschwerte und die Kälte um so empfindlicher machte. Wir ritten auf gut Glück am Rande des Sumpfes hin, unsern ermatteten Pferde sanken häufig bis an den Bauch ein, und brachten nur mit Mühe die Füße wieder in die Höhe. Manchmahl kamen wir an schlammige Bäche, über die wir setzen mußten, und empfahlen uns in den Willen Gottes, denn keiner wußte, wie tief sie seyen. Endlich fühlten wir, daß der Boden unter unsern Füßen fester wurde, sprangen von den Pferden und gingen zu Fuße; von Dunkelheit und Schneegewirbel umgeben, irrten wir lange von einer Seite zur andern, ob wir nicht in irgend einer Richtung wieder auf den Weg stoßen könnten. Nirgends war aber eine menschliche Spur, nirgends ein Zeichen von Leben zu entdecken. Von Zeit zu Zeit glaubten wir Stimmen zu vernehmen, blieben stehen, horchten aufmerksam nach allen Seiten, und immer vergebens. Der Wind heulte in den Schluchten, die Bäume knarrten unter dem Anstoße der Gießbäche, in der Ferne brüllten die Wellen des Meeres, und diese wilde, grauenhafte Musik füllte das Herz mit unfreywilligem Schauder. Wir gingen langsam, ohne zu wissen wohin, und kaum konnten wir unsere vor Kälte und Mattigkeit erstarrten Füße noch bewegen. Die düstersten Gedanken stiegen in mir auf. Ist es beschlossen, dachte ich, daß ich in dieser Öde umkommen soll? Mit Schrecken warf ich meine Augen nach allen Seiten, aber nirgends Rettung, — ich war in Verzweiflung. Plötzlich blinkte ein Licht, und im Augenblicke flammte wieder die Hoffnung in unsern Herzen auf. Mit Entzücken eilten wir nach der Gegend, wo wir das Licht erblickt hatten, unsere Füße hatten wieder Kraft, und Muth füllte wieder unser Herz. Unsere Freude dauerte aber nicht lange, und es schien, als wollte der Himmel unsere Geduld völlig erschöpfen. Das Pferd meines Führers scheute an einem dürren Aste, der auf dem Schnee hinrollte, riß sich mit Gewalt von ihm los und entfloh. Wir eilten ihm nach, traten aber in der Dunkelheit fehl, und fielen in einen mit Wasser angefüllten Graben. Hier verlor ich nun völlig die Geduld, überließ die Pferde mit dem Führer ihrem Schicksal, und wandte mich dahin, wo ich das Licht gesehen hatte, wo ich mich zu erwärmen, zu trocknen und dabey ein lebendiges Wesen zu finden hoffte. Wer mahlt sich aber meine Verzweiflung, als das rettungverkündende Licht plötzlich erlosch. Tiefe Dunkelheit umgab mich; sie schien der Vorläufer der ewigen Nacht, die schon bereit war, ihr Opfer zu verschlingen. Doch in der höchsten Gefahr steht oft die Rettung nahe. Kurze Zeit, nachdem das Licht, und hiemit auch der letzte Hoffnungsstrahl in mir erloschen war, hörte ich plötzlich ganz deutlich und in geringer Entfernung Hundegebell. Keine Musik hat je meinen Ohren so angenehm getönt, als dieser wilde von den öden Felsen wiederhallende Klang. Unter starkem Herzklopfen eilte ich gerade auf dieß Gebell zu; je mehr ich vorwärts ging, desto weiter entfernten sich die Hunde, aber ihre Stimme diente mir zum sichern Wegweiser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9.

Ich saß bey meinem Tische, und hatte ein Stück 4 3 2 vor mir, das ich zu verzehren gedachte, indem ich einen eben beendeten sehr gehaltreichen Roman von Therese 2 5 6 3 4 bey Seite legte, in meinem Innern den frühen Verlust dieser geistvollen Dichterinn tief betrauernd, als mein Freund D. mit einem Jubelgeschrey zur Thüre hereinkam. „Triumph! Triumph!“ rief er aus „die Flachheit unterliegt, das wahre Verdienst siegt endlich, und wird enthusiastisch gewürdigt; Heil der ächten Kunst! Da lesen Sie! die neue Oper von 1 2 3 4 5 6 7 8 9. hat allgemein angesprochen, Kenner und Laien entzückt, ja wahrlich er ist ein 4 5 6 7 8 unter den Tonsetzern. „O ich bitte Sie!“ erwiederte ich, „thun Sie doch dem großen Manne die Schmach nicht an, ihn mit einem 4 5 6 7 8 zu vergleichen, die es für ihn nur seyn kann, seit man so viele Meteore am Kunsthimmel schon mit Diamanten verglichen. Wenn Sie sagen, daß er, dessen erhabene Muse gottbegeistert sich emporschwingend, so oft durch die Tiefe der Vollendung in Gottes heil'gem Tempel uns entzückte, ein musicalischer 1 2 3 4 5 6 sey, dann haben Sie das Wahre gesagt.

C. F. Müller.

Miscelle.

Unter der gemäßigten Zone zu säen und unter den Wendekreisen zu ernten, ist gewiß etwas Seltsames, und doch geschieht es häufig, denn die großen Schiffe der ostindischen Compagnie haben, nach Art der Holländer, welche diesen Gebrauch zuerst einführten, kleine Gärten in hölzernen Kasten auf dem Hintertheile. Man säet darin Salat rc., und der Same, einer immer höher steigenden Temperatur unterworfen, entwickelt sich

mit überraschender Schnelligkeit; die Ernten vervielfältigen sich in's Unendliche und können nicht gezählt werden. Keine Mistbeete können solche Wunder von Wachsthum erzeugen. —

Notizen.

Schauspiele.

Das erste Gastspiel der Dlle. Lutzer, vom Prager Theater, erfolgte am 28. September im Hofoperntheater in der Rolle der Desdemona im Othello. Da Hr. Wild an diesem Abende sein Benefice hatte, und auch der Reiz der Neuheit mächtig wirkte, so fand Dlle. Lutzer, die jugendliche, schüchterne Sängerinn, sich einem gedrängtvollen Hause gegenüber, das mit gespannter Neugier und Erwartung den noch ungekannten Tönen lauschte. Der Dlle. Lutzer war von Prag ein guter Ruf vorangegangen, den sie auch, als sie vor längerer Zeit in diesem Hoftheater sich in einem Concerte hören ließ, bewährte. Wir lassen dem kunstreichen Prag gerne Gerechtigkeit widerfahren; eben so gerne wird es zugestehen, daß der eigentliche Ruf eines Künstlers erst dann allgemein werden kann, wenn die Kaiserstadt ihre Zustimmung gegeben. Daher ist das Erscheinen eines aufkeimenden Talentes in derselben ein wahrer Prüfstein; die Würfel können eben so gut zum Tode als zum Leben fallen, da man hier ganz andere Dinge gehört und ganz andere Vergleiche anstellen kann, als in jeder, auch der kunstgebildetsten Hauptstadt außer der Residenz. Der bescheidene Künstler tritt daher mit Befangenheit, mit Mißtrauen in seine Kräfte, mit Scheu vor den Richtern, die sein Urtheil sprechen sollen, vor dieselben hin; so auch Dlle. Lutzer. Aber schon im ersten Recitativ kamen Töne vor, die das Herz überwältigten, und im Duettino mit Emilien wußte sie, besonders gegen den Schluß, durch Schmelz und Wohlklang der Stimme, so wie durch schönes Gefühl und künstlerische Ausbildung so hinzureißen, daß ein lauter, man kann sagen, allgemeiner Ruf ihr Wiedererscheinen veranlaßte. Nun war die Bahn gebrochen, wozu ihre reizende Persönlichkeit in dem gut gewählten Costume schon vortheilhaft vorgearbeitet hatte. Die großen Scenen des zweyten Actes, welche eine vollendete Künstlerinn in Anspruch nehmen, konnten begreiflich von einer so jugendlichen Sängerinn nicht in allen Theilen gleich gut durchgeführt werden; überall aber war ein schönes Talent, und ein rühmliches Streben, das Höhere der Kunst, das noch in der Ferne liegt, zu erreichen, sichtbar. Die Romanze und Preghiera des dritten Actes nebst der Schlußscene waren äußerst gelungene Leistungen, und das Publicum war nur gerecht, daß es Dlle. Lutzer nach allen Actschlüssen vorrief. Vortheilhafte Körperbildung, klangreiche Stimme, anmuthiger Vortrag geben der Dlle. Lutzer die Anwartschaft, einst den besten deutschen Sängerinnen beygezählt zu werden; schon jetzt, glauben wir, müßte sie in Rollen, die keine tragische Kraft und Ruhe erheischen, noch bedeutend mehr zu leisten im Stande seyn. (Dieses hat sich bereits in der Rolle der Zerline im Fra Diavolo bewiesen.) Dlle. Lutzer gehört Wien eben so gut als Prag an; in dem Conservatorium Prags erhielt sie den ersten Unterricht; bey uns von dem bewährten würdigen Meister Cirimarra, dem wir die Bildung manches ausgezeichneten musicalischen Talentes verdanken, empfing sie die letzte Reife. — Hr. Wild, groß in allen Leistungen seiner Kunst, ist am größten als Othello; hier kann er sogar unerreicht genannt werden, denn die berühmtesten Italiener, die wir in dieser Rolle hörten, mußten ihm den Vortritt gestatten. Er wäre schon der erste deutsche Sänger, wenn er nur Recitative vorzutragen hätte; solcher Ausdruck, solches Feuer, solche Deutlichkeit kommen bey keinem andern Sänger vor, und verleihen ihm die höchste Weihe der Kunst. Die große Scene im Eingange, wobey er jedoch am Schlusse mit seiner Kraft etwas haushälterisch verfuhr, bewirkte sein Vorrufen; diese Ehre widerfuhr ihm noch viermahl, und mit dem größten Enthusiasmus nach dem Duette mit Jago, wo er die Stelle: „Die Falsche soll erbleichen,“ mit einer Macht und Schönheit der Expression vorträgt, welche jeder Beschreibung trotzen, jede Erwartung übertreffen. Auch in der Schlußscene sind Gesang und Spiel von höchster Bedeutsamkeit. — Hr. Binder sang den Rodrigo sehr verdienstlich, und besonders war in den Ensembles seine Mitwirkung entscheidend. Nach seiner recht gut vorgetragenen Arie wurde er gerufen. — Hrn. Staudigel's kräftige und sonore Baßstimme war von ergreifender wohlthuender Wirkung. So wenig die Rolle Brabantio's hervortritt, so bedeutsam wußte der treffliche Sänger sie zu gestalten. Selbst die Nebenrollen Jago's und Emiliens fanden an Hrn. Schäffer und Mad. Frontin fleißige Darsteller. Da auch Chor und Orchester im Einklange wirkten, gewährte die ganze Oper den günstigsten Totaleindruck, und erregte den Wunsch, sie bald wieder von so herrlichen Kräften ausgeführt zu sehen.

Wild als Othello.

Es zeigt sich meinem Geist das ewig Schöne
Im Bund mit des Gesanges Allgewalt;
Ich schaue durch die Wundermacht der Töne
Othello's schmerzdurchglühte Gestalt,
Wie aus des Meeres Spiegelgrunde
Zum Auge strahlt der helle Mond:
So seh' ich jetzt vor mir die Wunde,
Die in Othello's Busen wohnt.

Wie bey der Eos ersten goldnen Tritten
In Harmonie die Memnonsäul' erschallt:
So weckt in dir der Geist des großen Britten
Auch herrlich deiner Lieder Allgewalt.
Wenn dein Gesang in Macht ertönet,
O du Amphion uns'rer Zeit,
Da wird das Haus der Kunst verschönet,
Bestrahlt vom Licht der Göttlichkeit.

Und mahlest wunderbar du im Gesange
Uns des Othello tief zerriss'nes Herz:
So hebet in der Seele heft'gem Drange
Uns Alle das Entzücken himmelwärts. —
Es schwebt durch deine Zauberlieder,
Die Orpheus Schöpferkraft erfüllt,
Zu dir die Schaar der Musen nieder,
Rings von der Schönheit Hauch umhüllt.

Sie reichen dir, der Künste hehrem Sohne,
Umleuchtet von Apollo's Morgenkranz,
Zu deiner Götterlieder schönstem Lohne,
Des ew'gen Ruhmes ew'gen Lorbeerglanz.
Und der steigt unter Geisterwehen
In die erhab'ne Luft empor,
Empor in sapphirblaue Höhen,
In der Gestirne heil'gen Chor.

G. Neumann.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 122 — 10. October 1833.

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Fortsetzung.)

Indem ich auf eine Felsenschlucht losging, sah ich mit Entzücken das Feuer wieder, das in einer Höhle brannte, und deutlich vernahm ich die ersehnten Laute menschlicher Stimmen. Obgleich ich durchaus nicht wußte, wohin und zu wem mich das Schicksal führte, obgleich die tiefe Mitternacht und die Einsamkeit des Ortes gegründeten Argwohn erwecken konnten, so dachte ich mir doch im ersten Augenblicke nichts, als: vor dir ist Ungewißheit, hinter dir sicheres Verderben; mir schien es immer noch besser, mit bösen Menschen zu thun zu haben, als mit den feindlich empörten Elementen, und ohne Zaudern nahm ich meinen Weg gegen das Innere der Höhle.

In der einen Ecke war auf dem Boden ein großes Feuer angemacht, über dem ein Kessel hing. Zwölf bärtige Männer, mit braunen asiatischen Gesichtern, saßen um das Feuer, und unterredeten sich ziemlich eifrig in einer fremden Mundart. Einige waren in Schafpelze gekleidet, andere in eine Art von Soldatenmantel; jeder hatte im Gürtel eine Pistole und einen krummen türkischen Säbel; eine Anzahl langer albanesischer Gewehre lehnte in einer andern Ecke der Höhle. Ein großer hölzerner Krug ging rasch von Hand zu Hand; jeder that einen herzhaften Zug daraus, und keiner bemerkte es, als ich in die Höhle eintrat. Man muß gestehen, daß der seltsame und drohende Anblick dieser bewaffneten Schaar, die mitten in der stürmischen Nacht in einer Bergschlucht zechte, so wie alle Umstände meiner Hieherkunft nicht sehr geeignet waren, meine durch so mancherley Gefahren aufgeregte Phantasie ruhiger zu stimmen. Unfreywillig zweifelnd stand ich mitten in der Höhle, und suchte mir durch Vermuthungen klar zu machen, in welche Lage ich gerathen war; aber meine Unruhe stieg, als ich sah, daß der ganze bärtige Haufe bey meinem Anblicke zu den Waffen griff. Indessen trat Einer aus der Schaar hervor und ging auf mich zu. Es war ein Mann von mittlern Jahren und hohem Wuchse, seine gedrungenen Glieder verkündigten körperliche Kraft, seine gebieterische Haltung zeigte den Anführer; ein langer Schnurbart und ein dichter Backenbart gaben den scharfen Zügen seines Gesichtes ein ungewöhnliches Ansehen von Wildheit. Er hatte rothe Schifferhosen und eine grüne mit Tressen besetzte Kurtka an; auf dem Kopfe trug er etwas, das an die alten Ritterhelme erinnerte, Säbel und Pistolen waren mit Silber eingelegt. Ich stand wie eingewurzelt, und erwartete die Entscheidung meines Schicksals, — wie groß war aber mein Erstaunen, als das furchtbare Wesen anfing, mir ganz demüthig in gebrochenem Russisch über den guten Stand seines Commando zu rapportiren! ... Es kam heraus, daß es Griechen von dem balaklawischen Bataillone waren, die zur Verstär-

kung der Quarantänewachen nach Sebastopol zogen. Vom Unwetter überrascht, beschlossen sie, in den Höhlen von Inkerman zu übernachten, und meine unerwartete Erscheinung brachte unter ihnen denselben Schrecken hervor, der mich ergriffen hatte. Der Unterofficier, der mich für den Befehlshaber der Postenkette hielt, begann mir seinen Rapport abzustatten, ehe ich mich besinnen konnte, wo ich war. Man muß alles, was ich in dieser Nacht erduldete, erfahren haben, um sich eine Vorstellung machen zu können, mit welchem Vergnügen ich meine erstarrten Glieder am Feuer wärmte, mich in den Kreis der kriegerischen Albanesen setzte, und dem für mich jetzt gefahrlosen Toben des Unwetters zuhorchte. Indessen gingen einige Leute mit brennenden Kienspänen hinaus, um meinen armen Führer aufzusuchen; nach einiger Zeit hörte ich seine Stimme, und bald war er selbst da mit den ermatteten Pferden. Ich erstaunte über die Unermüdlichkeit des Kosaken; kaum hatte er Zuflucht unter einem Dache gefunden, als er auch schon alle Mühseligkeiten vergessen hatte. Zahllose Gefahren, die so eben uns noch bedroht hatten, schienen ihm so gewöhnlich, daß er gar nicht daran dachte und sich nur mit seinen Pferden beschäftigte. Vergebens rieth ich ihm erst ein wenig für sich zu sorgen und sich etwas zu erwärmen, er erwiederte mir kaltblütig: „Das ist unsere gewöhnliche Arbeit; sein Vieh zu vergessen, das wäre eine Sünde vor Gott, da müßte sich ja ein Kosak vor seinem Bruder schämen; das gute Ding ist kein Mensch, und kann nicht sagen, was ihm fehlt.“ Inzwischen fuhr er fort, das Gepäcke abzuschnallen und die Pferde aufzugurten. Er suchte in einer der Seitenhöhlen einen Zufluchtsort für sie aus, und verschaffte ihnen sogar Heu. Als Alles fertig war, kam der Kosak fröhlich ans Feuer, und fing an, sich zu wärmen. Zum Glücke fand sich in meinem Reisevorrath etwas Branntwein, den ich brüderlich mit ihm theilte, und in Erwartung, daß mein Reisetheekessel siede, unterhielt ich mich mit den dienstfertigen Balaklawen, von denen einige sehr gut russisch sprachen.

Diese irregulären Truppen haben viel Originelles an sich. Zwey Generationen sind seit der Zeit verschwunden, seit die tapfern Albanesen zu dem blutigen Feste der Eroberung berufen, die Waffen in der Hand, und Haß gegen die Mohamedaner in der Seele, an den Ufern von Tauris landeten; dieser Stamm hat auch jetzt, mitten im friedlichen Leben, seinen kriegerischen Sinn noch nicht verloren; er hat die Sprache, die Kleidung und die Sitten der alten Besitzer des bergigen Theiles der Krimm beybehalten; dort nennt man sie gewöhnlich Arnauten, und der Tatar schreckt noch jetzt mit dem Worte Arnaut seine Kinder, und bringt sie zum Schweigen, wenn sie weinen.

Inzwischen belebte mich der heiße Thee völlig und versöhnte mich wieder mit meinem Schicksale; meine Pfeife rauchend, und sorglos auf meinem in einer Ecke der Höhle ausgebreiteten Mantel hingestreckt, pflegte ich der Ruhe mit einem Vergnügen, wie es der Reiche auf seinem weichen Pfühl unmöglich fühlen kann. Angenehm ist die Kühle nach der Hitze, aber die lebenschaffende Wärme nach einer heftigen, tödtlichen Kälte wirkt noch angenehmer auf unsern zerbrechlichen Körper, das fühlte ich jetzt in vollem Grade; in dem Maße, als meine Glieder sich erwärmten, beschlich mich eine wollüstige Ruhe, und Seele und Leib sanken allmählig in weichen Schlummer.... Plötzlich vernehme ich einen Grabgesang, ich trete hinaus, und zu meinem Erstaunen sehe ich eine Menge Mönche mit traurigen Gesichtern: die Einen trugen einen einfachen hölzernen Sarg auf ihren Schultern, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war, Andere begleiteten den Todten mit brennenden Lichtern in den Händen. Alle sangen ein Grablied, dessen gezogene Töne in der tiefdunkeln Höhle wiederhallten. Die Neugierde ließ mich meine Müdigkeit vergessen, und ich folgte dem traurigen Zuge. Nachdem wir durch viele dunkle Gänge gezogen, gelangten wir endlich in eine Art Kirche*), wo die ganze Umgebung zur Andacht einlud. Der Sarg ward in der Mitte niedergesetzt, und die trauernden Mönche begannen die Begräbnißfeyer. Da tönte plötzlich wilder Lärm von Außen, Waffen klirrten, die heilige Handlung ward unterbrochen. Die friedlichen Einsiedler verwandelten sich plötzlich in Krieger, und drängten muthig heran gegen die Schaar der Feinde, welche das Kloster zu überfallen und zu plündern gedachten; da sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, entbrannte ein wilder Kampf..... Hier erwachte ich, und nur mit Mühe gelang es mir meine Gedanken in Ordnung zu bringen. Der wunderliche Traum, und Alles, was in der That mit mir vorgegangen war, verwirrte sich in meiner Einbildungskraft so durch einander, daß es lange währte, ehe ich Täuschung und Wahrheit unterscheiden konnte; das Eintreten meines Kosaken brachte mich endlich völlig zu mir selbst; ich

*) In diesen Kalkgebirgen findet sich in der That eine Menge Grotten und tiefer Höhlen, die in frühern Zeiten während der Kriege, die so oft diese Insel verheerten, den alten Einwohnern von Eltenos zur Zufluchtstätte dienten. Auch findet sich in diesen Felsen eine Kirche von hohem Alterthume, die zum Theil noch erhalten ist.

befahl ihm, Alles zur Abreise in Bereitschaft zu setzen, und betrachtete indessen die Höhlen. Beym Anblicke dieser weiten, in den festen Stein gehauenen Gewölbe kann man nicht umhin, die Gewalt menschlicher Kunst zu bewundern, welche so über die Natur siegte; zugleich aber drängte sich mir der Gedanke auf, was wohl die alten Bewohner dieser Gegenden veranlaßt habe, solche mühselige, wahrhaft ägyptische Arbeiten zu unternehmen, und endlich im Innern der Berge zu wohnen, da es doch viel leichter und bequemer war, sich Wohnungen in freyer Luft zu erbauen. Man quält sich ab in Vermuthungen, die aber alle höchst unwahrscheinlich sind, besonders wenn man bey einer aufmerksamen Betrachtung der hiesigen Berge entdeckt, daß sie beynahe alle zu künstlichen Höhlen ausgehauen sind, von denen zwar die allgewaltige Zeit schon viele wieder zerstörte, aber nach den Überbleibseln zu schließen, muß man glauben, daß nicht Hunderte und Tausende, sondern ganze Nationen hier arbeiteten und wohnten. Gewöhnlich schreibt man die Erbauung dieser Höhlen den ersten Christen zu, die sich darin gegen die Verfolgungen der Heiden verborgen haben sollen. Ohne diese Meinung ganz zu verwerfen, kann man doch aus mehrern Kennzeichen mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß der erste Gedanke an einen solchen Bau einem viel tiefern Alterthum angehört. Schlüßlich muß man aber vor Allem die Veranlassung zu diesem Gedanken in religiösen Ideen suchen, welche dem Geheimnißvollen und Wunderbaren so nahe stehen, dem freylich eine solche Localität überflüssige Nahrung darbiethet. Indeß ist durchaus kein Zweifel, daß die Höhlen von Inkerman ehemahls von Christen bewohnt wurden; Kirchen, die darin erbaut, und Kreuze, die an den Wänden ausgehauen sind, dienen zum unwiderleglichen Beweise; aber konnten sie als sichere Zufluchtstätten gegen dauernde Verfolgungen dienen? Ich glaube nicht, und mir scheint, daß man in diesen Höhlen kaum eine temporäre Zuflucht gegen Räubereinfälle finden konnte. Doch dem sey, wie ihm wolle, ich überlasse Andern, Vermuthungen über längst vergangene Zeiten aufzustellen, und sage bloß im Vorübergehen, wie Inkerman sich jetzt den Augen eines einfachen Reisenden darstellt, der kein Archäologe ist.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramm.

Hinreichender Lohn.

Puff borgt aus seinem Bücherschranke
Mir schöne Bücher, fordert d'rauf
Für's Borgen Geld. Ich sag': Zum Danke
Schneid ich dir ja die Bücher auf.

Adolph Wiesner.

Die Girsupah-Fälle.

(Beschluß.)

Bis jetzt ging noch Alles leicht genug von Statten, aber das Hinabsteigen war beschwerlich, ermüdend und nicht ohne Gefahr, da wir eine Reihe rauher ungleicher Stufen hinunterklimmen und uns über die abhängige Fläche großer Felsenstücke hinabgleiten lassen mußten. Hätte Nuggar Radschah jene Stufen, welche die Felsen mit einander verbinden, nicht aushauen und so den Weg einigermaßen gangbar machen lassen, so wäre es fast unmöglich hinabzukommen. Als wir aber in der Tiefe anlangten, fanden wir uns für alle Beschwerden reichlich entschädigt. Die furchtbaren Felsenmassen im Bassin, die schwindelnden Abgründe zu beyden Seiten, die herabstürzende, schäumende Wassermasse, alles dieß both einen großartigen überraschenden Anblick. Der ganze Abgrund war von dem stäubenden Wasser in Nebel gehüllt, der Felsen und Fußpfad schlüpfrig und gefährlich zu betreten machte. Da unsere Zeit gemessen war, so reichte unser Aufenthalt in dieser Tiefe gerade hin, diese Naturmerkwürdigkeit flüchtig zu überblicken; zudem wurden wir in dieser feuchten Umgebung von Frost durchschauert, um so mehr, als wir uns beym Hinabsteigen stark erhitzt hatten. Die Höhe des Sturzes war nicht lange vorher von einigen Herren der Präsidentschaft von Madras gemessen worden; die Art, wie sie hiebey verfuhren, war folgende. Sie ließen eine Art Gerüst errichten, das oberhalb über den Rand des Abgrundes vorragte, und von diesem wurde ein Seil mit einem daran befestigten Gewichte herabgelassen; unten standen Leute, die, sobald das Gewicht den Boden erreichte, an dem Seil zogen, Flinten abfeuerten und Fahnen wehen ließen. Dasselbe Verfahren wurde von einem andern Herrn wiederhohlt, und der Erfolg war mit der erstern Messung ziemlich übereinstimmend, denn die Abweichung betrug nicht mehr als 14 Fuß; ein geringfügiger Unterschied, wenn man bedenkt, daß ein so langes Seil, um eine solche Tiefe zu erreichen, sich bald mehr, bald minder ausdehnt; man kann demnach die angegebene Tiefe von 892 Fuß als genau annehmen. Auf- und Abweg, den Übergang über den Fluß mit eingerechnet, nahmen kaum zwey Stunden weg. Die Zeit unseres Besuches fiel in den Monath Januar, wo es Wasser genug gab, daß wir bis zum Falle fahren konnten, und unseres Bedünkens eine besser gewählte Zeit als die der Passatwinde, wo der Fluß so angeschwollen ist, daß man die einzelnen Fälle nicht unterscheiden kann, sondern das Wasser in Einer Masse hinabstürzen sieht, was zwar

einen noch schrecklichern Anblick gewähren mag, aber den Nachtheil hat, daß man weder an den Rand gelangen, noch in die Tiefe hinabsteigen kann. Die Reise zu den Fällen kann leicht von irgend einem Puncte der westlichen Küste aus bewerkstelligt werden; der Reisende fährt auf Pattismas (Boote der Eingebornen) nach Ibonor und von da aus auf dem Flusse bis Girsupah (16 englische Meilen), wo ein Bungalo ist. Von dort steigt er zum Paß Allawallah und dann zu den noch sechs Meilen entfernten Fällen empor.

Auflösung
des Logogryphs im vorigen Blatte:

Cherubini.

Notizen.

Schauspiele.

Getreu unsern früheren Andeutungen, die Fortschritte der dermahlen wenigen Localdichter gehörig zu beleuchten, glauben wir bey dem Beyfalle, der Schickh's neuestes Product, Liebenau, bey der Aufführung im Leopoldstädter Theater steigernd begleitet, auf das Wirken des Dichters zurückgehen zu müssen. Im Jahre 1821 trat er in dem damahls unter der Leitung des Joseph Huber gestandenen Josephstädtertheater zum ersten Mahle mit der Posse: Pluto und Proserpina, die 13 Mahl bey vollem Hause gegeben wurde, hervor. Schon dieses Debut beurkundete das Talent des Verfassers für Localdichtung; das von dem Unterzeichneten ihm damahls schon in diesen Blättern gestellte Prognostikon hat sich vollkommen bewährt. Einige kleinere Stücke folgten, bis sein ernsteres Auftreten im Jahre 1829 im Theater an der Wien durch die Parodie: „die goldpapierne Zauberkrone," durch die Bearbeitung: „der eleganten Bräumeisterinn," durch die Parodie: „Vanilli" ꝛc. uns seine Fortschritte schon gesteigert erblicken ließ. Als Herr von Marinelli das Leopoldstädtertheater übernahm, gewann er diesen Dichter für seine Bühne, und hier entfaltete er nun eine, die Aufmerksamkeit des Publicums auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch nehmende Thätigkeit. Er begann mit dem glücklichen Gedanken in einer der drangvollsten Epochen Wiens, wo der Frohsinn dem heitersten Gemüthe unzugänglich schien, durch seinen „Sieg des guten Humors" den nationalen Muth, die bewährte Heiterkeit, und das patriotische Gefühl innig zu vereinigen. Das Publicum faßte Vertrauen zu seinen Erzeugnissen, und als in Kürze in ungewöhnlich schnellen Zwischenräumen Stück auf Stück folgte, von denen die meisten zu Repertoirestücken sich gestalteten, alle aber mit günstigem Erfolge über die Breter schritten, da erhob ihn die komische Muse zu einem ihrer Lieblinge, und schon verbürgt seine Firma angenehme Erscheinungen. Möge sein heiteres Gemüth dem frohsinnigen Publicum durch neue, viele Producte lange noch heitere Abende verschaffen, und wir sind überzeugt, daß die allgemeine Anerkennung gewiß das große Verdienst würdigen wird, das frühere gesunkene Volkstheater großentheils durch ihn wieder hergestellt zu sehen.

Carl Meisl.

Schöne Literatur.

Wiener Gesellschafter zur Erheiterung für Gebildete, von Andreas Schumacher. 3. und 4. Heft. Wenn diese Blätter zu Gunsten der früheren Bändchen des obigen, wie es scheint, periodischen Werkes ein beyfälliges Urtheil aussprachen; so wollen wir auch dießmahl nicht mit allzu großer Strenge zu Werke gehen, sondern, die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens berücksichtigend, von dem Fortschreiten desselben auch bessere Früchte erwarten. Nach dem Inhalte der beyden vorliegenden Bändchen, scheint es in der That, als ob das Publicum, welches auf dem Titelblatte die Nahmen mehrerer geschätzten Autoren erblickt, mit der leidigen Hoffnung auf dereinstige gehaltvolle Beyträge derselben vertröstet werden sollte, denn, was bisher von solchen gebothen wird, kann man höchstens als den Abfall von ihren literarischen Gasttafeln betrachten. Die Masse des Unbedeutenden im Buchhandel wächst ohnehin zusehends und wahrhaft zum Erschrecken; wenn man nun, wie es heut zu Tage nur allzu sehr üblich ist, jede Ephemere mit der Posaune der freundschaftlichen Apologie empfängt, so leistet man wahrlich der Literatur keinen, ihrem Emporkommen gedeihlichen Dienst, und es wird für Jeden, der es mit der Wissenschaft redlich meint, zur Pflicht, gegen diese Art der Buchmacherey offen in die Schranken zu treten. Die oberwähnten neuesten Hefte des Wiener Gesellschafters sind in der That keiner viel besseren Kathegorie angehörig, nahmentlich ist das letztere derselben beynahe ganz ein Cyclus von völlig unbedeutendem Geschreibsel. Im dritten finden sich doch einige Aufsätze, die nicht ohne Verdienst sind, z. B. Heilung, von dem geschätzten Enk, ein recht ansprechendes Mährchen vom Herausgeber: Hopfenhütl — zwey anziehende Gedichte von Baron Schlechta und Huber — dann die, wiewohl am Schlusse etwas übereilte Sage: vom spuckenden Eckstein, von Straube, welche Mittheilungen wenigstens in Etwas für die Mühe des Lesens entschädigen; das zuletzt erschienene, vierte Bändchen aber gehört fast ohne Ausnahme zu dem Gehaltlosesten, was seit langer Zeit die Presse seufzen machte. Die vom Redacteur des Büchleins übersetzte Novelle des Perez de Montalban (nicht Montalbon) ist weder dem Inhalte, noch der Bearbeitung nach mehr als mittelmäßig, aber noch immer ausgezeichnet gegen die Machwerke: Lumie, Rothar, Scenen u. s. w.; selbst von geachteteren Nahmen: Bauernfeld, Seidl, Vogel, Enk lesen wir hier nur Aufsätze von sehr gewöhnlichem Werthe, die des Letzteren sind übrigens noch die gelungensten darunter. Der einzige Beytrag von Interesse ist ein Phantasiestück von Straube: Coeur Dame — das, wenn schon der Idee nach nicht ganz neu, dennoch durch Tendenz und Darstellung, als eine wirklich geistvolle Production erscheint, und dem begabten Verfasser, der vermuthlich ein Inländer ist, weil er sonst als Erzähler gewiß schon einen größeren Ruf hätte, viele Ehre macht. Die Benennung: Mährchen, setzt übrigens einen ganz unrichtigen Begriff von dieser Gattung voraus, die dem Stoffe und der Form nach, sich ganz anders gestalten muß.

Wenn unser Urtheil etwas herber erscheint, so ist dieß keineswegs, um Hrn. Schumacher zu entmuthigen, sondern bloß, um ihn aufmerksam zu machen, daß er sorgfältiger unter seinen Materialien ausscheide und nicht jede Einsendung für gut genug halte, um sie auf gut Glück mittelst seiner Hefte in die Welt zu senden. Achtung vor der Literatur und dem Publicum müssen ihm das zum Gesetze machen.

B......m.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 123 — 12. October 1833.

Die Buchhalterinn.

(Ein niederländisches Bild.)

Um einen wahren Kaufmann zu finden, muß man nach Holland gehen; ich habe in Antwerpen Kämmerchen von 6 Quadratfuß gesehen, wo ein Daseyn von 84 Jahren verfließt, und Millionen in Umlauf gesetzt werden. Ein braver Flamänder muß bereits vollkommen gelähmt und blödsinnig seyn, um sich von Geschäften zurückzuziehen, denn nur dann entschließt er sich, die Frucht seiner Arbeiten zu genießen. Die Flamänder, welche sich großes Vermögen erwerben, bereichern sich noch durch eine Heirath, und erhalten sie die „saftige" Mitgift aus den Händen einer jungen, hübschen Frau, so wissen sie sich recht gut darein zu schicken. Der Kaufmann wird von Vater auf den Sohn vererbt, und Buchhalterblut rollt in ihren Adern. Geht aber dieser unwiderstehliche Commerzstrom in eine Tochter über, dann gestaltet sich ein höchst sonderbares Wesen. Die verwirrte Natur weiß nicht, was sie mit dem weiblichen Handelsgeschöpfe anfangen soll, und erringt sie ja einmahl einen Vortheil, so kömmt eine Groteskfigur zum Vorscheine, worüber man herzlich lachen möchte, wenn die Erscheinung nicht zugleich höchst betrübend wäre. Ich lernte ein solches Wesen kennen, und ihre Geschichte ist so pickant, daß sie wohl mitgetheilt zu werden verdient.

Es lebten (vielleicht leben sie noch gegenwärtig) zwey gute alte Freunde zu Antwerpen, die sich einander so ähnlich waren, wie zwey Brüder, Peter Kail und Paul Rodberg. Beyde waren Kaufleute, Millionäre und geizig. Peter Kail hatte einen Sohn von achtzehn Jahren, und Paul Rodberg eine sechzehnjährige Tochter, und die Väter hatten bereits seit Langem die Heirath ihrer Kinder zu dem gewöhnlichen Curse abgeschlossen. Das kleine Gretchen war die Sparsamkeit, die Ordnung und die Reinlichkeit selbst. Ich wünschte, geneigter Leser, dein Wechsler (hast du anders einen nöthig) hätte dir einen Creditbrief auf das Haus Rodberg und Comp. zugestellt. Man hätte dich, mit deiner Anweisung in der Hand, ersucht, dich nach dem Büreau des Buchhalters zu begeben, — und nun folgt das Beste — du hättest allda zu deiner nicht unangenehmen Überraschung das liebliche Gretchen gefunden, welche die Quittungen einzutragen und mit rother Dinte zu bezeichnen pflegte.

Der Chef des Hauses Peter Kail war bey weitem nicht so glücklich. Sein Sohn Johann liebte weder den Commerz noch die Buchhalterey, mit 18 Jahren konnte er noch keinen Contocorrent revidiren, und der Praktikant, der noch ohne Gehalt die Briefe copiren mußte, sah den Sohn seines Chefs über die Achsel an. Dieser großen Mängel ungeachtet verließ Gretchen gerne ihr großes Hauptbuch, um mit Johann zu plau-

dern, denn in ihrem Herzenscomptoir schien die Liebe das Buch führen zu wollen.

Eines Tages, als Johann zufällig das Museum in Antwerpen besuchte, erfüllte ihn ein Gemählde von Rubens mit so hoher Bewunderung, daß er spornstreichs nach Hause lief, sich in sein Zimmer einsperrte und ein ganzes Carton mit Nasen und Augen vollkleckste. Peter Kail fand es und gerieth darüber in Verzweiflung.

„Mein Sohn Johann," sagte er, „du thätest besser, in meinem Büreau zu arbeiten, anstatt mir Zeit und Papier zu verderben. Ich gebe dir ein Procent Gewinnstantheil, wie mein Gevatter Rodberg seiner wohlgerathenen Tochter zugesagt hat." Aber Johann schwieg und war für alles unempfindlich. Der arme Peter Kail klagte dem Gevatter Rodberg und Rechenmeister Gretchen sein Leid.

Zum Glücke gab es in ganz Flandern nicht mehr gesunden Menschenverstand und Klugheit, als eben in Gretchens Blondköpfchen stack. Sie ließ ihren Freund Jean zu sich bitten, und redete ihm so eindringlich zu, daß Jean nach Hause ging und seine Zeichnungen ins Feuer warf. Aber ach, es stand in den Sternen geschrieben, daß der Chef des Hauses Kail keine ganze Woche glücklich seyn sollte. Jean ging nähmlich eines Abends über den Marktplatz und hörte eine Haydn'sche Symphonie, welche von dem dortigen Musikcorps ausgeführt wurde. Sein Herz schlug hoch vor Entzücken, und als der Orchesterdirector fortging, bath ihn Jean, ihn die Clarinette blasen zu lernen. Nun mußte der arme Peter Kail sich den ganzen Tag die Ohren voll schnarren lassen, und das war noch ärger als die Mahlerey. Abermahls hielt er eine vergebliche Predigt, und endigte damit, daß er seinen Sohn in das Cabinet der holden Buchhalterinn führte. Gretchen sprach wieder mit solcher Sanftmuth und Lebendigkeit, daß Jean seine Clarinette in den Canal warf.

Wieder war noch keine Woche seit diesem Acte des Muthes und der Gelehrigkeit verstrichen, als sich ein drittes Unglück, noch größer als die beyden andern, zutrug. Jean schwatzte nähmlich am Hafen mit dem Steuermann eines Kauffahrteyschiffes, der ihm von Spanien, den Frauen in Cadix, den Schauspielen und Merkwürdigkeiten in Paris, den mannigfachen Unterhaltungen in Frankreich und von tausend andern unerhörten Dingen so Wunderbares vorerzählte, daß die Einbildungskraft des armen jungen Menschen nicht viel weniger entzündet wurde, als weiland die Phantasie Robinson Crusoe's. Der einzige Sohn Peter Kail's träumte von nichts als von Reisen. So oft ein Schiff die Anker lichtete, oder ein Postwagen auf dem Pflaster rollte, zitterte Jean vor Ungeduld. Der bekümmerte Vater bestürmte wieder den kleinen Buchhalter. Gretchen sprach noch salbungsreicher als jemahls, aber Jean sah, während dem er die Augen beschämt niederschlug, so schöne und reizende Landschaften im Geiste vorüberschweben, daß Gretchen ihre Logik umsonst verschwendete. Er unterbrach sie indessen nicht, aber als sie geendigt hatte, rief er aus:

„Höre mich an, mein liebes Gretchen! einer unserer Correspondenten in Paris hat uns seit Langem den Rath gegeben, eine Seifensiederey daselbst zu etabliren. Nun siehst du, ich will dieß ins Werk setzen. Mein Vater wird mir eine Anweisung auf 40,000 Franken geben, in drey Jahren werde ich ein braver Kaufmann seyn, und mein liebes Gretchen heirathen."

Wer war froher als Peter Kail! Jean reiste den Tag darauf ab, er umarmte Gretchen, und vergoß Thränen der Freude, der Liebe und der Wehmuth auf einmahl. Die arme kleine Buchhalterinn stieß noch einige Tage darauf tiefe Seufzer aus, tröstete sich aber bald mit dem Gedanken, daß sie während der paar Jahre bis zu Jeans Zurückkunft noch manch hübsches rundes Sümmchen in ihre Bücher eintragen würde.

Der Chef des Hauses Peter Kail und der Buchhalter des Hauses Paul Rodberg hatten indessen einen passabeln Bock geschossen. Denn kaum war Jean in Paris, als er seine weisen Vorsätze aus dem Gesichte verlor. Er kaufte jedoch in der Vorstadt ein großes Haus, und richtete es zu einer vollständigen Seifensiederey ein. Im ersten Briefe, welchen er seinem Vater schrieb, sprach er vom Curs des Ripsöhles, des Indigo und der Baumwolle, er versicherte, die Seife stünde sehr gut, der Safran und das Bley aber seyen flau. Diese Details rührten sämmtliche Bewohner der Häuser Peter Kail und Paul Rodberg bis zu Thränen.

Nach drey Monathen war die Seifensiederey in voller Blüthe. Jean verliebte sich in eine Tänzerinn der großen Oper bis zum Sterben. Um die Gunst seiner Schönen sich zu erwerben, mußte er Geschenke machen; um sie zu erhalten, durfte er kein Geld sparen, und nach einigen Monden eines vollkommenen Glückes befand sich Jean ohne einen Heller. Die Producte der Seifensiederey waren schon im Voraus veräußert und Jean brauchte Geld. Endlich wurde die Fabrik selbst verkauft und in klingende Münze verwandelt, welche letz-

tere in Jeans Siebtasche nicht lange zu klingen Zeit gewann.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die beyden Häuser Kail und Rodberg. Der alte Peter nahm die Post und fuhr nach Paris, aber sein undankbarer Sohn hatte es nicht gewagt, dem gerechten väterlichen Zorne unter die Augen zu treten. Er war bereits nach Spanien gegangen, und kam in Madrid mit einem regelmäßigen Passe, aber ohne Geld an. Er nahm Dienste in der königlichen Garde, wo er sich nicht zum Besten betrug, und bald darauf erhielt Peter Kail einen schwarzgesiegelten Brief, der ihm den Tod seines Sohnes in einem Duell anzeigte. —

Ganze vierzehn Tage herrschte in den Häusern Kail und Rodberg tiefe Trauer. Das arme Gretchen ließ drey große Thränen in ihr Cassabuch fallen, aber zum Glücke war die große Schlußbilanz vor der Thür, und die verwickelten Rechnungen nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Vater Kail tröstete sich mit dem glücklichen Erfolg einer unermeßlichen Speculation; doch seufzte er zuweilen: „O Gott, warum bekam ich nicht eine Tochter wie Gretchen, statt des Schlingels, der mir vor seinem Tode 40,000 Franken durchgebracht hat!"

So lebten die guten Leute fort, als ein steinreicher Engländer nach Antwerpen kam und sich in das niedliche Gretchen verliebte. Er hielt um sie an, und da dieß ein sehr vortheilhafter Handel war, so wurde er ohne weiteres abgeschlossen, obschon Gretchen dawider protestirte. Die Vermählung wurde demnach in der Kathedralkirche von Antwerpen vollzogen. Aber ach, weine mitleidiger Leser! denn es war Gretchens Todesstreich. Ihr Gemahl führte sie auf Reisen, und sobald sie sich ohne Beschäftigung, von Kammerfrauen und Lakeyen umschwärmt sah, verlor sie ihre Frische und Gesundheit.

Sie kamen in Neapel an, und ihr Mann führte sie auf den Vesuv, wo man in großartigem Prospect Italien und das Mittelmeer überschaut. Ach! da schwebten ihr im Nebel die beräucherten Mauern von Antwerpen vor, sie sah im Geiste die engen Schiffscanäle, die schmalen Fensterchen des Hauses Rodberg und Comp., die Glasscheibe, auf welcher mit schwarzen Buchstaben zu lesen war: Comptoir des Buchhalters, — und ihr Heimweh wurde so überwältigend, daß sie in Ohnmacht fiel. —

Drey Wochen darauf war das arme Gretchen nicht mehr. — —g—

Die Flucht.

Romanze.

„Komm Schwesterlein, komm in die Arme geschwind!
In den finsteren Wald hinaus!
D'rin toben die Räuber und plündern das Haus,
Sie würden uns tödten, du bleiches Kind!
Die Mutter ist weit — sie ließ uns allein!
S'ist Alles voll Schnee und voll Eis!
Weh! — hörst du? sie brechen die Kammer schon ein,
Mir selber wird kalt und wird heiß!"

Wo das Käuzlein im Walde sein Nest erbaut,
Da steht ein Gemäuer kalt und starr;
Dort birgt sich umschlungen das kleine Paar,
Und wagt nicht zu athmen, zu seufzen laut. —
Der Wintermorgen blitzt über den Schnee,
S'ist Alles erstarrt und voll Eis — —
Da kauern die Kleinen so weiß wie der Schnee,
Und kalt wie das kalte Eis! — —

Prechtler.

Römische Ruinen in Paris.

Das einzige römische Bauwerk, welches sich in Paris erhalten hat, ist das Palais de Thermes, in der Straße la Harpe, zwischen modernen Häusern gelegen, die es bis zum Jahre 1820 ganz versteckten, und auch jetzt nur die Hauptfaçade erblicken lassen. Fünfzehn Jahrhunderte sind an diesen Ruinen vorübergegangen, die, als ein geschichtliches Denkmahl der Siege Cäsars über die alten Gallier, wohl einer aufmerksameren Beachtung werth gewesen wären.

Das Ganze bildet ein großes Gewölbe von 40 Fuß Höhe, von großen Backsteinen erbaut, die mit einem unzerstörbaren Mörtel verbunden sind, dessen Bekleidung leider verloren gegangen ist. An dieses Gewölbe schließt sich ein Saal von sehr einfacher Bauart an, der mit Figuren, Najaden vorstellend, und Schiffsschnäbeln geziert ist, und die Bestimmung des Gebäudes als Bäder der Cäsaren andeutete. Unter dem Saale befindet sich eine Vorrichtung zur Erwärmung des Wassers, so wie mehrere steinerne Canäle, um es ab- und zuzuleiten. Erleuchtet wird dieses Gemach durch drey große Bogenfenster nach der Straße la Harpe hinaus; hier finden sich auch Spuren einer steinernen freyen Treppe, die es mit dem Pallast der Cäsaren verbanden.

Noch heute muß man die Kühnheit der Gewölbe bewundern, welche allen Stürmen der Zeit und der Zerstörungssucht der Menschen widerstanden haben. Die Fundamente des Pallastes der Cäsaren sind ebenfalls noch vorhanden und ziehen sich bis zu dem Gipfel des Berges der heiligen Genofeva hinauf. Es ist jetzt die Rede davon, auch diese von dem sie bedeckenden Schutte zu

befreyen, und die Auffindung vieler Antiquitäten würde diese Arbeit belohnen.

Ganz Paris möchte wohl kein Gebäude von so vielfach historischem Interesse haben, als diese Ruinen, und es ist der Mühe werth einen Rückblick in die Geschichte zu thun, um zu übersehen, welche berühmte Nahmen in diesem Pallaste residirten. Constans-Chlorus war einer der ersten römischen Herrscher, der hier 40 Jahre wohnte, während Diocletian in Rom regierte. Julian wählte diesen Pallast zu seinem Winteraufenthalt, und hier war es, wo er als Kaiser begrüßt wurde. Die beyden Kaiser Valens und Valentinian residirten hier im Jahre 395, bis die Merovinger sie verjagten und selbst Besitz von diesem Gebäude nahmen. Childebert, Carl der Große und alle folgende Könige bewohnten diesen Pallast, bis im Jahre 1200 Philipp August ihn einem seiner Höflinge schenkte, der ihn theils abtragen ließ, theils in einzelnen Abtheilungen verkaufte, so daß er endlich durch die neuen Häuser, die auf seinen Fundamenten erbaut wurden, ganz verschwand.

Erst der jetzigen Zeit war es vorbehalten, dieses merkwürdige Bauwerk wieder gehörig zu würdigen. Es ist beschlossen worden ein Museum auf dieser Stelle zu errichten, in welches alles, was von Kunstwerken und archäologischen Merkwürdigkeiten hier gefunden werden wird, aufgestellt werden soll. Paris wird dadurch eine interessante Sammlung erhalten, die sowohl für den Geschichtsforscher als für den Künstler neue Aufklärungen geben wird.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore) Hr. Henry brachte uns zu seiner Benefice das pantomimische Ballet: Agnese und Fitz-Henri, ein düsteres Gemählde voll Schlagschatten und von einer Monotonie, die das Vergnügen über das Verdienstliche der Darstellung des Wahnsinnes durch Hrn. Henry selbst nicht recht aufkommen ließ. An einem unglücklichen Stoffe scheitert jede Kunst des Anordners; es genüge daher die Anzeige, daß Hr. Henry vortrefflich spielte, von Dlle. Muratori und dem lieblichen Kinde Herold trefflich unterstützt wurde, daß die Tänze sehr gut erfunden und arrangirt sind und die HH. Crombé, Mattis und Laville, so wie Mad. Mattis, die Dlles. Rabel, Mazza-Anregio und Baseg alles Mögliche anwendeten, diesem Schreckensgemählde heitere Farben zu verleihen; daß aber demungeachtet der Totaleindruck nicht günstig war, und das Publicum dieses Ballet recht bald durch ein anderes ersetzt wünscht.

Obgleich die Vorstellungen von Robert dem Teufel durch eine Unpäßlichkeit des Hrn. Breiting unterbrochen wurden, zogen doch die Auftritte des von seiner Kunstreise zurückgekehrten Hrn. Wild sehr viel Publicum ins Theater. Bellini's Norma findet bey allen Wiederhohlungen die größte Anerkennung, die sogar noch im Steigen begriffen zu seyn scheint. Als Fra Diavolo und Fritz in der „Braut" sammelte Wild sich neue Lorbeern, die er im Othello in einen reichen Kranz zusammenflocht. Letztere Darstellung, so wie das glückliche Debut der Dlle. Lutzer von Prag als Desdemona, haben wir in diesen Blättern schon besprochen. Seitdem zeigte sich Dlle. Lutzer auch als Zerline im „Fra Diavolo" und bestätigte das günstige Urtheil, welches ihr erstes Auftreten begründet hatte; nur konnte das Einlegen einer übrigens sehr schönen Arie von Kreutzer (zu Herold's Marie componirt) im Anfange des dritten Actes füglich unterbleiben, so gelungen auch die Ausführung derselben war. An diesem Platze stand das Musikstück offenbar nicht an rechter Stelle. Befremdend war das Weglassen der großen Arie Fra Diavolo's, welchen an diesem Abende Hr. Binder sang, und eines Terzettes. Die Oper spielt nicht lang genug, um dergleichen Weglassungen dadurch motiviren zu können.

Gretry's Raul der Blaubart wurde zur Benefice der Dlle. Heinefetter dargestellt. Dieses Werk hatte einst Furore gemacht und Mariens Rolle die Pedrillo-Eigensatz unter die besten Schauspielerinnen in der Oper gereihet. Wir bestreiten das Verdienst des alten französischen Meisters keineswegs; eben so wie der ehrliche Hoffmannswaldau — der, im Vorbeygehen gesagt, kein schlechterer Dichter war, als irgend ein anderer — in unserer verfeinerten Zeit sich nicht mehr anständig in guter Gesellschaft sehen lassen darf, es wäre dann, daß ein literarischer Freund ihm ein neues Mäntelchen nach dem Modejournal umhinge — eben so wenig kann der einfache Gretry den Rang noch einnehmen, den ihm sein Zeitalter, und gewiß nicht mit Unrecht, anwies. Es ist weniger die Sache als die Form, welche uns zurückstößt. Eine Oper, deren drey Aufzüge mit Prosa anfangen, worin der Chor nur singt, nicht schreyt, wo das größte Musikstück ein Quartett und die Instrumentirung nicht stark genug ist, um die volle Lungenkraft eines Sängers in Anspruch zu nehmen, ist für unsere Generation eigentlich gar keine Oper mehr, höchstens ein Liederspiel. Schon damahls, als Raul vor etwa 28 Jahren im Theater an der Wien erschien, fühlte man das Bedürfniß, mit den Instrumenten etwas mehr Lärm zu machen und der verdienstvolle, nun schon lange verstorbene Capellmeister Fischer, besorgte diesen Auftrag. Aber der damahlige Geschmack stand von dem unsrigen so weit ab, daß es jetzt schon wieder eines Capellmeisters bedurfte, der Fischer's Instrumentirung verstärkte. — Der erste Act dieses Blaubart ist in der That ein schwaches Werk; im zweyten hingegen erhebt sich die Handlung durch die Katastrophe im Cabinete, durch die dankbare Rolle des Burgvogts und durch das sehr gelungene Finale des genannten Capellmeisters Fischer, welches einen wohlthuenden Übergangspunct von der älteren in die neuere Musik bildet. Der dritte Act ist wieder merklich schwächer, und die Zeit auch vorüber, wo der Tod eines Tyrannen das ehrenwerthe Spectatorium aufjubeln machte. Die Aufführung dieser Oper war gelungen. Dlle. Heinefetter erhielt nicht nur in ihren Gesangstücken, sondern auch in den wichtigern Scenen ihrer Prosa lauten und anhaltenden Beyfall. Hr. Forti gab den Burgvogt mit einer Natürlichkeit und Herzlichkeit, die alle Kunst auszuschließen schien und eben deßhalb so mächtig wirkte. Die HH. Cramolini und Seipelt gaben ihre undankbaren Rollen sehr fleißig. — Für die äußere Ausstattung war das Mögliche geschehen, Blaubarts prunkender Einzug wurde durch ein schmetterndes Trompetercorps gehoben; im zweyten Acte ein niedliches Divertissement angebracht und die Schlußscene, welche mit Blaubarts Tode endiget, war gut arrangirt. Nach dem zweyten und dritten Acte wurden die Künstler hervorgerufen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 124 — 15. October 1833.

Die Warnung.

(Erzählung.)

Ich war dreyßig Jahre alt, reich und unabhängig, aber — nicht zufrieden, denn ich hatte meine liebenswürdige Gattinn verloren. Ach, meine Emmy, wie reizend war sie! Ich will den Versuch wagen, ihre Gestalt zu beschreiben. Doch nein! es würde mir ja doch nicht gelingen.

Mein Vater war einer der ersten Fabriksinhaber in Birmingham, er hatte seine größte Freude mit seinen Fabrikserzeugnissen, und hatte es auch darin sehr weit gebracht. Meine Mutter war eine liebe, gute Frau, welche mich mit aller Zärtlichkeit liebte, da ich ihr einziger Sohn war. Nachdem ich eine Reise nach Frankreich unternommen hatte, um meine merkantilischen Kenntnisse auszubilden, hatte mein Vater beschlossen mir eine Gattinn zu geben. Die Wahl derselben überließ er mir selbst, und da fiel selbe natürlich auf meine liebenswürdige Emmy, welche gewiß das hübscheste und bescheidenste Mädchen unserer Stadt war. Ich hatte drey Jahre vergnügt mit ihr gelebt, sie war auf dem Puncte Mutter zu werden, das Einzige was, unserem Glücke noch fehlte, als ein bösartiges Fieber mir diesen Engel für immer entriß. Schnell darauf starben auch meine Ältern, und ich stand nun allein und trostlos in der ganzen weiten Welt.

Um mich zu zerstreuen, hatte ich mich auf meinen Landsitz zurückgezogen und brütete dort unaufhörlich über meinen Reiseplan. Ich beschloß nach und nach den ganzen Continent zu bereisen, und vorläufig einige Zeit in Frankreich zu bleiben.

Eines Abends saß ich in meinem Parke, ganz in Gedanken vertieft, da kam ein Mann auf mich zu, dessen Gestalt mir sogleich wohlgefiel. — Er war groß, athletisch gebaut, braun wie eine Kastanie, mit pechschwarzen Haaren, lebhaften Augen und von guter Haltung. Er trug keinen Rock und seine Hemdärmel waren bis an die Achseln aufgestreift, Hals und Brust waren gleichfalls unbedeckt. Seine Füße waren nackt bis an die Knie. Obgleich sein Gesicht nicht eben düster war, so lag doch in seinem klaren Auge eine Unruhe und Unentschlossenheit, woraus ich schloß, die Gewohnheit müsse seinen angebornen Muth in enge Schranken gezwängt haben. Er schien mir eine interessante Erscheinung zu seyn.

„Wollen Sie,“ so sprach er mich an, „an einem armen Manne christliche Barmherzigkeit üben? Ich bitte Sie recht inständig darum!“ Der sanfte Ton und das schüchterne Wesen, das mit seinem Aussehen so sehr contrastirte, bewogen mich ihm freundlich zu antworten.

„Was kann ich für dich thun?“

„Ich wurde nirgends von Ihren reichen Nachbarn geduldet und habe es gewagt mein Zelt hier in der Nähe aufzuschlagen. Mein Weib wurde so eben entbunden, und

ich flehe bloß Ihre Güte an, ob Sie uns unter Gottes freyem Himmel, auf Gottes Erde so lange dulden wollen, bis sie wieder so viele Kraft hat, weiter zu ziehen."

Es lag eine gewisse Ruhe und Kraft in seiner Rede, die den günstigen Eindruck erhöhte, den dieser Mann bereits auf mich gemacht hatte.

„Das will ich," entgegnete ich rasch, „ich würde kein Thier von meiner Thüre weisen, das einen Zufluchtsort bey mir sucht, um so weniger einen Menschen in deiner hülflosen Lage. Wie sollte ich dir deine einfache Bitte abschlagen."

Eine Thräne trat in des Mannes Auge. „Ich bin so wenig an dergleichen Ausdrücke gewohnt, welche den Menschen an den Menschen knüpfen, daß ich weinen könnte wie ein Weib. Ich werde nicht undankbar seyn," setzte er, kurz abbrechend, hinzu. — „Wo steht denn euer leinwandenes Haus?" fragte ich im Tone des Mitleids, der seine Rührung augenscheinlich noch höher trieb. „Vielleicht kann ich deinem Weibe in etwas nützlich seyn, der in ihrem gegenwärtigen Zustande einige jener Bequemlichkeiten willkommen seyn werden, die du ihr vielleicht nicht verschaffen kannst."

Er dankte mir mit wenigen, aber warmen Worten und führte mich zu seiner Nomadenwohnung. In einem Winkel, zwischen zwey Hecken, auf einem Stückchen ödeliegenden Landes, war das zerrissene Zelt aufgeschlagen, das in nichts als einem viereckigen Stücke über eine Stange geworfener und von zwey gabelförmigen Stöcken getragener Leinwand bestand. An der vordern Seite verhüllte die Öffnung ein Stück Tuch, während die nächste zum Ein- und Ausgange offen blieb. Hier wohnte der Zigeuner (denn das war er) mit drey Kindern, der Mutter und der Großmutter. Das Weib des Zigeuners lag unter einer groben zerlumpten Decke auf einem Lager von reinem Stroh und säugte ihr neugebornes, völlig nacktes Kind, während die zwey andern Kinder, zwey Mädchen, auf der Erde neben der Mutter saßen und nur mit einem zerrissenen Hemde bekleidet waren. Die ältere war ein braunes, schwarzäugiges Mädchen mit niedlichem, runden Gesichte, aber starkem Gliederbaue und schön gebildet, wie der Vater. Sie zählte, wie ich später erfuhr, erst zwölf Jahre, war aber, wie es bey diesem Volke gewöhnlich der Fall ist, das noch viele Eigenthümlichkeiten seines orientalischen Ursprungs an sich trägt, bereits vollkommen ausgebildet. Das Geräthe im Zelte paßte völlig zu schnellem Aufbruche, da alles zusammen leicht in einen Handkorb hätte gepackt werden können. In dem freyen Winkel dieser patriarchalischen Wohnung, in welche die Sonne ungehindert schauen konnte, lagen einige Kochgeschirre umher. Ein bis zum Bruche mit Wasser gefüllter zersprungener Krug stand in der entgegen gesetzten Ecke, während ein kleines Gerstenbrot auf einem welken Krautblatte in der Mitte lag.

Ich fragte die arme Frau, wie sie sich fühle und sie antwortete sehr freundlich, „sie fühle sich ungemein wohl," als sie von ihrem Manne, der allem Anscheine nach sehr besorgt um sie war, hörte, ich habe versprochen, sie ungestört auf dem Plätzchen zu lassen, das sie für ihre einstweilige Wohnung gewählt. Ich steckte der Frau, als ich die wandernde, aber wirklich interessante Familie verließ, etwas Geld in die Hand und schickte, sobald ich zu Hause angekommen war, ihnen Verschiedenes, was nach meiner Ansicht der Frau, dem Manne, oder den andern Gliedern des Zigeunerhauses von Nutzen seyn konnte. Einige Tage besuchte unser Arzt auf meinen Wunsch das Zelt und nach Verlauf einer Woche hatte ich die Freude, die abgehärtete Mutter bereits ganz frisch und munter herumgehen zu sehen.

Kurz nach meinem Bekanntwerden mit dieser armen Familie wurde der Zigeuner auf den Verdacht hin festgenommen, Geflügel aus dem Gute eines Nachbars gestohlen zu haben, der ihn aus seinen Besitzungen verwiesen hatte. Da ich hörte, der Verdacht sey höchst unzureichend, so versah ich ihn mit den Mitteln, bey seinem Prozesse den Beystand eines Sachwalters annehmen zu können, und er wurde wirklich freygesprochen. Kurz nachher ergriff und überführte man den wirklichen Thäter.

Einige Tage nach seiner Freysprechung kam der Zigeuner, an dem ich wirklich vielen Antheil nahm, mit seiner Frau zu mir, um mir zu danken, und er that dieß mit so viel Männlichkeit und Wärme, daß meine gute Meinung von ihm noch mehr bestärkt wurde. Nach diesem Besuche packte er sein Haus und sein Geräthe zusammen und zog fort, ich weiß nicht wohin. Er hatte nicht bloß meine Besitzung, sondern, wie ich hörte, auch das Land verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Beschluß.)

Der Stein, in welchen die Höhlen ausgehauen sind, besteht aus einem ziemlich festen Kalkstein; an vielen Orten ist er aber eingestürzt, und dadurch die

Gänge zum Theil verschüttet, und ganze Abtheilungen dieses wunderbaren Baues völlig vernichtet; der Hauptgang ist aber noch ganz, und selbst eine hölzerne Treppe sehr gut erhalten. Diese Treppe ist unter einem ziemlich langen Gewölbe erbaut, das an einigen Stellen sich zu größern Plätzen erweitert, eine Krümmung macht und allmählich aufwärts führt. An den Seiten sind Einsenkungen, die als Zellen dienten, Kreuze an den Mauern und menschliche Gebeine, die aus den finstern Ecken hervorsehen, beweisen, daß die hier lebendig begrabenen Einsiedler auch im Tode ihre Wohnung nicht wechselten. In dem obern Theile der Höhlen ist eine Kirche erbaut; man muß staunen, mit welcher Kunst sie in den Felsen gehauen ist, noch jetzt sieht man Gesimse und verschiedene Verzierungen, die mit dem ganzen Bau aus demselben Stein gehauen sind; die Mahlerey an den Mauern und an der Decke ist verlöscht, doch sieht man allenthalben noch Spuren. Der Vorsprung des Felsen, der die vordere Mauer der Kirche bildet, ist eingestürzt, und das Gewölbe derselben hängt nun beynahe in der Luft; aber eine der Seitenwände steht noch ganz, und kann einen richtigen Begriff von den übrigen Theilen dieses merkwürdigen Tempels geben. Sogar ein Fenster mit seiner gothischen Form ist hier noch erhalten, und auf dem Boden vor der Mauer, wo das Heiligenbild stand, kann man die Vertiefungen sehen, welche die Fußtritte der frommen Pilger austraten. In einer Ecke war nach unten zu eine Öffnung, ich blickte hinaus, und sah zu meiner Verwunderung, daß dieser ganze Theil des Gebäudes nur mit Einer Seite an dem Felsen anklebte, also wie ein Schwalbennest in der Luft hing. Links von der Kirche geht ein zweyter Corridor, aber er läuft bald in eine Öffnung über dem Felsen aus, und es ist zu vermuthen, daß hier ein zweyter Ausgang war, von dem keine Spur mehr übrig blieb.

Von hier aus kann man das ganze Thal übersehen, das von einem schwarzen Flüßchen bewässert wird, welches vor seinem Ausfluß in den Meerbusen von Sebastopol einen breiten, stark mit Schilf bedeckten Sumpf bildet. Indem ich von der Höhe aus mit aufmerksamem Auge die Gegend überblickte, wo wir in der vergangenen Nacht umhergeirrt waren, konnte ich mich überzeugen, daß wir von keinen eingebildeten Gefahren umgeben waren, und daß der mit Schnee bedeckte Sumpf leicht für immer unserer Wanderung ein Ziel hätte stecken können.

Die Thürme der Festung auf dem hohen Felsen an dieser Seite des Thales lockten meine Neugierde, aber zu meinem Bedauern gestattete es meine Zeit nicht, diese denkwürdigen Trümmer zu besuchen und die darin befindlichen Höhlen zu betrachten. Als ich an den ersten Eingang zurückkehrte, waren die Pferde bereits gesattelt und Alles zur Abreise bereit; da ich mich aber nicht auf's Neue in den Bergen verirren wollte, nahm ich als Führer einen von den Belaklawen mit mir, der mich versicherte, er kenne hier alle Pfade genau. Dieser kleine Kerl ritt vor mir her auf einem sehr großen magern Pferde und hüllte sich dabey in einen fuchsrothen Filz, der ehemahls ein Mantel*) gewesen war. Zu Zeiten stieß er dichte Wolken von Rauch aus einer kurzen Pfeife, die ihm unter einem mächtigen Knebelbarte zwischen den Zähnen hervorsah. Von rückwärts sah diese Figur ganz kegelförmig aus, und glich einer Nomadenjurte mit der rauchenden Öffnung oben. — Als wir Inkerman verließen, war die Erde noch mit Schnee bedeckt, als wir aber gegen das südliche Zollhaus kamen, war er bereits geschmolzen. Anfangs war das Wetter hell, dann blies der Wind stark vom Meere her, und Berge und Thäler bedeckten sich mit Nebel. Endlich als wir gegen Sebastopol kamen, zerriß der Wind auf's Neue den Nebelvorhang, und hell erleuchtete die Sonne die Ebene vor mir, wo einst die prächtige Chersonesus sich erhob.

Miscelle.

Das Obst enthält viel Wasser und hat einen süßsäuerlichen Geschmack; es kann daher kühlend die Stelle des Getränkes vertreten. Im reifen Obste sind Zuckerstoffsäure und Schleim in einer solchen Mischung, daß es zur angenehmsten und zuträglichsten Nahrung dient, besonders für einen Magen, der nicht durch gegorne Getränke verdorben ist. Es ist besonders im Sommer und vollblüthigen Menschen zu empfehlen. Unter den Steinfrüchten sind vorzüglich Kirschen und Pflaumen zu empfehlen. Äpfel und Birnen sind das gesundeste Kernobst. Weintrauben enthalten sehr vielen Schleim und innig damit gemischten Zuckerstoff, so daß sie nährender und leichter verdaulich, daher auch gesünder als vieles andere Obst sind; man braucht daher bey manchen Unterleibsbeschwerden eine ordentliche Traubencur, wo man einige Monathe lang täglich eine beteudende Quantität von Trauben verzehrt.

*) Burka, ein Filzmantel, wie ihn die Kosaken tragen.

Notizen.

Kunstnachricht.

Zu den seltensten Erscheinungen im Gebiethe der Kunst gehört es wohl, daß im Laufe von drey Jahren eine Oper von den Ufern der Seine bis zur Newa sich Bahn bricht, und daß selbst die Transatlantica dem Componisten ihre Kränze reichte. Wie um die Ehre der Geburt Homers sich sieben Städte Griechenlands stritten, so geizen Deutschland, Frankreich und Italien um die Ehre, den gefeyerten Meyerbeer den ihrigen zu nennen. Deutschland grüßt Robert den Teufel als ein Nationalwerk und krönt dasselbe in Wien, Berlin, Breslau, Frankfurt am Main, Manheim, Leipzig, u. s. w. Auf Frankreichs Boden erwuchs es, und Italien, welches das hohe Talent des Deutschen zuerst anerkannte, eignet sich das Verdienst zu, den Meister mit Melodien erfüllt zu haben. Einen Beweis für den Melodienreichthum in dieser Oper biethet das vor uns liegende Verzeichniß der Arrangements und Compositionen über Themate aus dieser Oper; die berühmtesten Componisten wetteiferten, die Blüthen ihres Geistes mit denen Meyerbeer's zu vereinen, so Kalkbrenner, Czerny, Thalberg, Herz, Ganz, Hunter, Lafond, Chopin, Adam, u. v. a. Wir legen dieses Verzeichniß jener Werke, die in der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin mit Eigenthumsrecht erschienen sind, unsern Lesern mit beygesetzten Preisen in Con. Münze vor, überzeugt, daß ihnen eine Anzeige nicht unwillkommen seyn wird, die allen ihren Anfragen Genüge leistet, und woraus sie die bemerkenswerthe Thatsache entnehmen können, daß bis jetzt noch keine der neueren Opern (selbst Freyschütz, Wilhelm Tell, Norma, Montecchi und Capuleti, Zampa, Fra Diavolo ec. nicht ausgenommen) so viel Compositionen hervorgerufen hat.

1. Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Text, arrangirt von Pixis (Subscriptionspreis 16 fl. 48 kr.), detto ohne Finale (11 fl. 12 kr.). Dann alle Gesangstücke einzeln. 2. Arrangement für das Pianoforte allein (9 fl. 6 kr.). 3. Detto für das Fortepiano auf 4 Hände (11 fl. 40 kr.). 4. Detto für Pianoforte und Flöte (11 fl. 12 kr.). 5. Detto auf Pianoforte und Violine (11 fl. 12 kr.) sämmtlich von Wustrow. 6. Detto für zwey Violinen, Viola und Cello (7 fl. 56 kr.). 7. Detto für Flöte, Violine, Viola und Cello (8 fl. 24 kr.) diese beyden von Strunz. 8. Detto für zwey Violinen, von Gosse (6. fl.). 9. Detto für zwey Flöten, von Walkiers (6 fl.). 10. Detto für die Flöte allein, von Gabelelsky (2 fl. 6. kr.). 11. Detto für Flöte und Violine concertants, von Walkiers (3 fl.). 12. Detto für zwey Clarinetten von Beer (4 fl. 50 kr.). 13. Detto für Harmoniemusik von Neithardt (4 fl. 40 kr.). 14. Detto mit Begleitung der Guitarre, von Greulein (42 kr.) Für Pianoforte mit und ohne Begleitung. 15. Adam, Mosaik aus Robert der Teufel für das Pianoforte, 4. Folge (1 fl.). 16. Chopin und Franchomme, Duo concertant für Pianoforte und Violoncelle (1 fl. 35 kr.). 17. Ganz Mor. 8 pièces faciles sur des airs de Robert le Diable, Fra Diavolo etc. für Pianoforte und Violoncello (1 fl. 30 kr.). 18. Ganz, Potpourri in Form einer Phantasie, für Violoncell und Piano (1 fl. 24 kr.). 19. Herz J. Cinq airs de Ballet de l'opéra Robert le Diable, arrangés en Rondeaux (à 50 kr.) savoir N. 1. Bacchanale, Nr. 2. Pas de cinq. Nr. 3. Valse infernale, Nr. 4. Choeur danse, Nr. 5. Pas de Dlle. Taglioni. 20. Herz J. Drey Rondeaux brillants über 3 Favorit-Chöre aus genannter Oper; für das Fortepiano, und zwar: Trinkchor (42 kr.); Chor der Spieler; Schlußchor und Cotillon (jedes 56 kr.). 21. Hunter Franz, Erheiterungen für die Jugend, enthaltend 25 Lieblingsstücke mit Fingersatz, für den ersten Unterricht für das Pianoforte (zwey Hefte à 50 kr). 22. Kalkbrenner Fr. Rondo über die Sicilienne für das Pianoforte (50 kr). 23. Detto, Erinnerung an Robert den Teufel für das Pianoforte (50 kr.). 24. Kalkbrenner und Lafont, Duo und Variationen über Motive aus Robert der Teufel für Pianoforte und Violine (1 fl. 52 kr.). 25. Kalkbrenner und Walkiers, detto für Pianoforte und Flöte (1 fl. 52 kr.). 26. Lemoire, acht Bagatellen über die Ballade aus Robert der Teufel für Pianoforte mit Begleitung von Flöte oder Violine ad libitum (50 kr.). 27. Mereau Variations brillantes über den Turniermarsch, für das Pianoforte (1 fl. 10 kr.). 28. Wustrow, Ouverture und Introduction von Robert der Teufel für Pianoforte (50 kr.). 29. Detto auf vier Hände (56 kr.). 30. Detto für Pianoforte und Flöte oder Violine (1 fl. 3 kr.). 31. Pixis, Ouverture zu Robert der Teufel (21 kr.). 32. Wustrow, Balletmusik und Märsche, für das Piano (zwey Lieferungen, à 1 fl. 24 kr.). 33. Detto, dieselben auf vier Hände (zwey Hefte à 2 fl. 6 kr.). 34. Detto für Piano und Flöte oder Violine (zwey Hefte à 2 fl. 12 kr.). 35. Neithardt, Contratänze aus Robert der Teufel (zwey Hefte à 28 kr.). 36. Detto ein Walzer, ein Galopp und eine Masurka aus Robert der Teufel (14 kr.). 37. Pixis, dramatische Caprice über die Cavatine aus Robert der Teufel für das Pianoforte (1 fl. 3 kr.). 38. Detto, Variationen über das Quartett aus Robert der Teufel für das Pianoforte auf 4 Hände (1 fl. 24 kr). 39. Schwenke, Divertissement für das Piano und Violine concertant, über Motive aus Robert der Teufel (1 fl. 40 kr.) 40. Walkiers, Phantasie über Motive aus Robert der Teufel für Flöte mit Begleitung des Piano (1 fl. 40 kr.). Für Violine und Violoncelle. 41. Chopin und Franchomme, Duo concertant für Violine und Cello über Motive aus Robert der Teufel (1 fl. 40 kr.). 41. Ganz, Potpourri in Form einer Phantasie über Arien aus Robert der Teufel, für das Violoncell mit Begleitung des Orchesters (2 fl. 34 kr.). 43. Detto, detto mit Begleitung des Quartetts (1 fl. 30 kr.). 44. Detto, 8 pièces faciles über Arien aus Robert der Teufel, Fra Diavolo, Stumme ec. für das Violoncell, mit Begleitung des Pianoforte (1 fl. 30 kr.). 45. Lafont und Kalkbrenner, Duo und Variationen für Violine und Piano (1 fl. 52 kr.). — Für Flöte 46. Cottignies, sechs Phantasien über Motive aus Robert le Diable und la Tentation (zwey Lieferungen à 56 kr.). 47. Wustrow, Ouverture und Introduction aus Robert der Teufel arrangirt für Flöte und Piano (1 fl. 3 kr). 48. Meyerbeer, Balletmusik und Märsche aus Robert der Teufel für Pianoforte mit Begleitung der Flöte (zwey Hefte à 2 fl. 12 kr). 49. Walkiers, Phantasie für die Flöte mit Begleitung des Piano aus Robert der Teufel (1 fl. 38 kr.) 50. Walkiers und Kalkbrenner, Duo und Variationen für Flöte und Piano (1 fl. 52 kr.). — Für Militär- und Orchestermusik. 51. Meyerbeer, Ouverture und Introduction aus Robert der Teufel für das ganze Orchester (3 fl. 30 kr). 52. Detto Robert der Teufel, Partitur, Pariser Ausgabe (250 Francs). 53. Detto Orchesterstimmen (300 Francs). 54. Neithardt, neueste Berliner Lieblingstänze für zwey Violinen, eine Flöte, zwey Clarinetten, zwey Hörner und Baß, zehn Hefte, enthält sechs Contratänze aus Robert der Teufel, zwey Galoppen, einen Walzer und einen Masurka (2 fl. 40 kr.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den — 125 — 17. October 1833.

Die Warnung.

(Fortsetzung.)

Ich trat endlich meine Reise an, ging zuerst nach Paris, wo ich ein volles Jahr blieb, durchreisete sodann Frankreich in allen Richtungen und schiffte mich endlich in Marseille ein, um nach Palermo zu gehen. Von da ging ich nach Neapel, Rom, Florenz, Mailand, und zuletzt nach Turin, wo ein alter Correspondent meines Vaters war. — Ich war in Turin völlig fremd, fand aber bald mehrere Engländer in der Stadt, an welche ich mich leicht anschließen konnte. Ich hatte einen Creditbrief auf einen Bankier, der mich höchst zuvorkommend behandelte, als er sah, ich sey mit Geld vollauf versehen. Er war keineswegs ein einnehmender Mann, er schielte vielmehr und sah Einem nie ins Gesicht, außer wenn es unbemerkt geschehen konnte, und dann schien ein Auge das andere zu bewachen. Ich hatte einige Monathe in Turin gelebt, ohne daß mir etwas Ungewöhnliches vorgekommen wäre, als mich eines Abends, indem ich aus dem Theater nach Hause ging, ein Fremder in der Landestracht, in ziemlich reinem Italienisch anredete: „Eine rauhe Nacht, Herr!“ Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte und antwortete ganz trocken: „Ja.“

„Ein schlechtes Nest, das Turin,“ fuhr der Fremde fort, „voll von Vagabunden und Spitzbuben.“

„Vagabunden und Spitzbuben gibt es überall.“

„Wohl wahr; Sie haben aber vielleicht noch nicht mit denselben zu thun gehabt, können jedoch hier ihre Bekanntschaft machen.“

„Sie irren, ich habe deren Bekanntschaft schon an andern Orten gemacht.“

„So nehmen Sie sich wenigstens in Acht, dieselbe hier nicht zu erneuern.“

„Warum diese Warnung?“

„Weil Sie ein Fremder und hier unbekannt sind.“

„Ich bin nicht so unerfahren, als Sie glauben, und gegen die Betrügerey und List zu sehr auf meiner Hut, um leicht hintergangen zu werden.“

„Der Fuchs ist ein listiges, kluges Thier, geräth aber bisweilen doch in die Falle. Nehmen Sie einen wohlgemeinten Rath an — seyn Sie gegen den Bankier auf Ihrer Hut.“

Ich war für den Augenblick ganz verlegen; der Fremde wiederhohlte die Warnung noch nachdrücklicher und schritt dann schnell eine schmale Gasse entlang, die quer über die in mein Gasthaus führende Hauptstraße ging. Sonderbar! Indeß nahm ich mir die Warnung doch zu Herzen, ging den nächsten Morgen zu dem Bankier und erzählte ihm aufrichtig das Abenteuer von voriger Nacht. Er lächelte höhnisch, ohne im mindesten eine innere Bewegung zu verrathen und meinte mit großer Ruhe, es sey dieß ein von einem mit ihm rivalisirenden Hause

angesponnener Plan, ihn in Mißcredit zu bringen und dadurch das eigene Geschäft zu vergrößern. Übrigens behandelte er das Abenteuer als eine unbedeutende Sache, und da ich wirklich nicht im mindesten argwöhnisch war, so ließ ich mich leicht überreden, die Warnung ebenfalls als eine Handelsspeculation anzusehen, besonders da ich immer eine besondere Abneigung gegen anonyme oder geheimnißvolle Mittheilungen gehabt hatte.

Der Bankier lud mich häufig in sein Haus, wo ich bisweilen mehrere der angesehensten Personen Turins traf. Er behandelte mich fortwährend mit besonderer Aufmerksamkeit, oft aber sprach sich in seinem Wesen ein offenbarer Zwang, angenehm zu seyn, aus, was mir bisweilen höchst peinlich wurde. Gelegentlich verrieth er auch im Gespräch mit mir eine Zerstreutheit und Geistesabwesenheit, welche mir bewies, seine Gedanken beschäftigten sich mit andern Dingen, während er gänzlich mit mir beschäftigt scheinen wollte. Ich war ihm als junger Mann von ansehnlichem Vermögen geschildert worden, und hatte ihm keine Veranlassung gegeben, daran zu zweifeln, da er seit meinem Aufenthalte in Turin immer eine beträchtliche Geldsumme von mir in Händen gehabt hatte.

Eines Tages erwähnte ich zufällig meine Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, und einige der merkwürdigsten Alpengegenden zu besuchen, die nicht sehr entfernt von meinem Wege lagen. Der Bankier rieth mir dringend, ein Paar zuverlässige Führer zu dingen, was er gern für mich thun wolle, da er solche Leute kenne, weil er sich ihrer schon in mehrern ähnlichen Fällen bedient habe. Ich ließ eine beträchtliche Summe in seinen Händen, wofür er mir einen Creditbrief auf ein Wechselhaus in Lyon gab, und ich schickte mich zur Abreise an.

Während ich nach Tische allein in meinem Zimmer im Gasthause saß, ward mir ein Billet gebracht, des Inhalts: „Haben Sie die Warnung des Unbekannten vergessen oder verschmähen Sie dieselbe? Einem Klugen genügt ein Blick; Sie weisen auf Ihre Gefahr die Mahnung von sich."

Das Geheimnißvolle dieses Briefchens war mir höchst zuwider und ich nahm es entweder für einen Scherz, mich zu erschrecken, oder für einen bösen Streich, den man meinem Bankier spielen wollte, da der Briefsteller nach meiner Meinung, wenn er es wirklich gut mit mir meinte, hätte deutlicher seyn sollen. Ich nahm mir deßhalb vor, den nächsten Morgen mit meinem Diener und zwey Führern aufzubrechen und die räthselhafte Warnung gar nicht zu beachten.

Ich ging bald zu Bett; aber meine Aufregung, der ich mich trotz meiner Ungläubigkeit und Entschlossenheit nicht erwehren konnte, verscheuchte lange den Schlaf, und endlich, als ich eingeschlummert war, trat mein Bedienter in das Zimmer, um mir zu melden, es sey alles bereit zur Abreise.

Früh am Morgen, an einem rauhen Octobertage, brach ich nach Lyon auf. Das Wetter war sehr schön, aber kalt. Mich begleitete mein Diener Andreas und zwey mir vom Bankier empfohlene Führer. Erst den nächsten Morgen fingen wir an, den Mont Cenis zu besteigen, und als ich die Gränze betrat, welche Italien von Frankreich scheidet, wurde die Kälte zwar empfindlich, aber die zunehmende Schönheit der Gegend, je höher ich hinaufkam, ließ mich dieselbe vor Bewunderung vergessen. Felsen thürmten sich über mein Haupt auf, als hätten sie Riesen in der Absicht hergesetzt, um darauf den Himmel zu ersteigen; und wenn das Auge sich anstrengte, die dunkle Gränze zu erspähen, auf den frostigen Gipfeln, auf den gewaltigen Spitzen, die nie ein menschlicher Fuß betreten, ruhte, so schien es in den Himmel selbst zu dringen, der sich darüber wölbte. Bisweilen gähnten Abgründe unter meinen Füßen, die so fürchterlich tief waren, daß sich das Gehirn mir im Kopfe drehte, wenn ich wagte, in ihre dunkle, anscheinend bodenlose Tiefe zu blicken, während das nahe Rauschen des Bergbachs und das ferne Tosen des Wasserfalls, von tausendfachem Echo nachgeahmt, dem lauten und beredten Beyfalle der Natur über die Großartigkeit ihrer eigenen Herrlichkeiten glich.

Nach einer ziemlich beschwerlichen Tagreise, da wir von dem gewöhnlichen Wege abgekommen waren, erreichten wir den berühmten Paß, den ich so begierig war zu sehen. Der schmale unebene Pfad lief längs dem Rande einer fürchterlichen Schlucht hin, deren Seiten so steil waren, daß es schien, als sey das Gebirge im Alterthume durch irgend eine gewaltige Maschine gespalten worden, als „es noch Riesen gab."

Viele hundert Fuß unten brauste und drängte sich ein tiefer reißender Fluß über Felsenstücke, donnerte mit betäubendem Getose dahin und verlor sich in den Windungen des Thales. Obgleich in solcher Höhe über dem unten schäumenden Flusse, schien ich doch noch immer, wenn ich in die Höhe blickte, am Fuße des Gebirges zu seyn, dagegen mich auf dem Gipfel zu befinden, wenn ich hinab in die Tiefe schaute. Ich stand auf

dem schmalen Rande, der am Berge ausgehauen war und nur so viel Breite hatte, daß mit einiger Vorsicht zwey Personen sich darauf ausweichen konnten.

An der Seite des Abgrundes war er zwar durch eine niedrige Lehne geschützt, über welche der Reisende hinunter auf den donnernden Fluß sehen konnte, aber doch nicht ohne Gefahr und Schwindel, denn sie war so leicht, daß sie einem Stoße nicht widerstehen zu können schien und wirklich einem festen Drucke des Knies nachgab; während die lockern und überhängenden Felsenmassen, welche von Zeit zu Zeit über unsern Köpfen erbebten, mich in beständiger Angst erhielten, sie möchten einstürzen und mich mit sich hinunter in den Abgrund reißen. Viele große Stücke lagen bereits auf dem Wege, die von dem Wetter herabgeworfen worden waren und den Reisenden auf die Gefahr aufmerksam machten, der er sich an diesem schauerlichen Orte bloßstelle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Den Manen
des Hochwohlgebornen Herrn Anton Freyherrn König von Kronburg*).

Die Trauer bürgt, was Alle wir empfinden.
Wie tiefbetrübt — welch allgemeiner Schmerz
Ergreift der Seinen und der Freunde Herz!
Der Sänger nicht darf rühmend Dich verkünden.

Des Edlen Grab wird ohne Stein leicht finden
Der Seinen Gram — hinweg mit allem Erz!
Dein Auge sähe trauernd niederwärts,
Könnt' uns das Erz des bessern Dank's entbinden.

Der Thränen Fluth ist unser Trauerzeichen —
Dein Bild wird nicht aus unserm Herzen weichen,
Bis wir Dir einst die Hände selig reichen!

Wohlan! hier steht's, daß es der Nachwelt sage:
„Gerecht und innig war der Seinen Klage"
„Er war der Besten Einer seiner Tage."

Joh. B. Hell.

Zeuxis und sein Gemählde.

„Mahle uns, lieber Zeuxis," sprachen einige der vornehmsten Einwohner Cortona's, „ein Bild der griechischen Helena, und in ihr das schöne Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit." — „Das will ich thun," erwiederte der Künstler, „mit der Bedingung, daß ihr mir als Modelle sechs der schönsten Mädchen eurer Stadt sendet, damit ich einer jeden besondern Liebreiz entnehmen kann." Am folgenden Morgen kamen sie, so schön durch Jugend und Liebreiz, daß der Mahler anfangs der Kraft seiner Kunst zu mißtrauen begann. — „Ihr seyd in der That schön, meine reizenden Jungfrauen," sagte er; „aber es ist unumgänglich nöthig, daß ihr mir unverschleyert sitzt." — „Unverschleyert?" riefen sie alle mit Erstaunen; „unverschleyert niemahls!" — So hallte es aus jeden Munde wieder. — Durch vieles Bitten, aber noch mehr durch Schmeicheley, gelang es dem Künstler endlich, fünf derselben ihre Scheu zu benehmen, doch die sechste blieb unerschütterlich fest. „Wenn es auch Venus selbst werden sollte," rief sie empört, „so würde ich mich nicht hiezu entschließen!" Alle Vorstellungen waren umsonst — sie entfloh mit Erröthen.

Zeuxis nahm Pinsel und Farben, studierte seine Modelle — und nach einigen Wochen unaufhörlicher Arbeit hatte er seine Helena vollendet, das Meisterstück seiner Kunst und die Bewunderung der Welt.

Der Tag der öffentlichen Ausstellung kam heran; der Beyfall erschallte einstimmig; die Offenherzigen und Vorurtheilsfreyen waren entzückt, die Eifersüchtigen und Neidischen überstimmt oder zaghaft geworden.

Doch bey dem allgemeinen Triumph zeigte der Künstler, allein unbefriedigt, auf seiner gerunzelten Stirn die Zeichen der Unzufriedenheit. — „So geneigt du auch immer bist," sagte sein Freund Aretus, „in deinen eignen Kunstwerken Mängel zu entdecken, wo keine sind, möchte ich doch wohl wissen, was jetzt der Gegenstand deines Bedauerns ist?" — „Das Gemählde," erwiederte Zeuxis, „ist vollkommen, der Gegenstand ohne Fehler, und in der That möchte ich darunter schreiben: es wird in der Zukunft leichter seyn, dieß Gemählde zu beurtheilen, als ein gleiches zu machen; aber noch Eins fehlt zu seiner Vollkommenheit." — „Und was kann das seyn?" — „Das Erröthen der sechsten Jungfrau."

S.

*) Der Verewigte war in der musicalischen Welt, als Mitglied des Musikvereins, durch die virtuose Behandlung des Violoncells allgemein bekannt und beliebt. Er war aber auch ein vortrefflicher Mensch, und starb für die Seinen viel zu frühe. Ruhe seiner Asche!

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien. Zum Vortheile des Komikers Johann Nestroy kam hier am 9. d. M. Robert der Teufel zur Darstellung.

Nestroy hat sich seit der Zeit seines Hierseyns durch eine Reihe von Volksstücken einen Credit bey dem Publicum erworben, der selbst durch die Angriffe seiner Gegner nicht erschüttert werden konnte. Das Gute kann auch nie gewaltsam untergehen, und geht es unter, so muß es den Keim der Zerstörung in sich tragen; eben so kann das Schlechte durch bausbackige Anpreisungen nicht

gewinnen, nur verlieren. Nestroy's „Lumpacivagabundus" hat seinen Bestrebungen um das Volkstheater vollends die Krone aufgesetzt, und wenn die Erwartungen des Publicums bey seinem neuesten Producte vielleicht zu groß, zu überspannt waren, so muß dieß damit entschuldigt werden, daß der beliebte Volksdichter die Aufmerksamkeit des ganzen Publicums an sich zu ziehen wußte. Man erlaube mir zu sagen, daß es für Nestroy besser gewesen wäre, wenn das Publicum ohne große Hoffnungen, mit einem gewöhnlichen Andrang seine neue Zauberposse angesehen hätte; denn dann hätte man sie über die Erwartung gefunden, während dieß nun umgekehrt der Fall war. Ich, für meinen Theil, kam mit bescheidenen Forderungen in das Theater, ich denke von Parodien billig, und vollends ist es die in Rede stehende Parodie, welche gerechter Weise meine Billigkeit in Anspruch nimmt. Einmahl erwartete ich von dem Süjet nicht viel, da das der Oper eben nicht interessant ist, und wenig Stoff zu einer geistreichen Parodie darbiethet; hingegen versprach ich mir Alles von Carl's Arrangement und Nestroy's bekanntem Witz in seinen Couplets. Carl's Anordnungen übersteigen alle Wünsche. Er leistete in Garderobe und Decorationen Alles, was man nur mit Aufopferung leisten kann. Nestroy's komische Muse entwickelte abermahls einen Reichthum origineller Ideen, einen Schatz von Humor und Laune, die sich hauptsächlich wieder in seinen Gesangstücken kund gab. Fast alle mußten auf stürmisches Verlangen wiederhohlt werden. Das Lied der Dlle. Zöllner, die Chorarie der Dlle. Weiler, das Duett zwischen Nestroy und Scholz, das Lied des Hrn. Nestroy im dritten Act, sind sowohl durch ihren Text, als durch die wahrhaft volksgemäße Musik des talentvollen Hrn. Capellmeisters Adolph Müller gelungen zu nennen. Kurz gesprochen, die Novität entspricht allen billigen Begehrnissen; man erblickt Spectakels aller Art, herrliche Decorationen, effectvolle Chöre, Musikbanden rc. und doch ist — oder war der Gesammteindruck, der Totaleffect nicht der günstigste. Wir haben den Grund dieser von der Direction gewiß nicht erwarteten und vorgesehenen Erscheinung angedeutet. Inzwischen dürfte diese Erscheinung bald einer anderen Platz machen, daß nähmlich die Posse doch noch nach Verdienst und Billigkeit beurtheilt werden wird. Der Zwang, den das Publicum am ersten Abende mitbrachte, wird der Ungezwungenheit weichen, mit der man Parodien beschauen muß, und die gespannten Forderungen werden um ein Bedeutendes herabgespannt werden, wenn man genug erwägen wird, was im Ganzen geleistet wurde. Die Darstellung war in der That vorzüglich. Carl (Robert), Scholz (Reimbodeel) und Nestroy (Bertram) erhielten die Lachmuskeln in einer immerwährenden Bewegung. Nestroy war besonders originell. Die Dlles. Zöllner und Weiler erhielten viel Beyfall. Alle übrigen wirkten nach Kräften.

G. P.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile des Orchesterdirectors Hrn. Joseph Leppen wurde die Reprise: Domi der amerikanische Affe, oder: Negerrache, bey stark besuchtem Hause gegeben. Mit nur gerechtem Lobe müssen wir des regen Fleißes erwähnen, von dem die gesammten Darstellenden beseelt waren. Vorzugsweise heben wir Hrn. Fenzl in der Affenmaske und Hrn. Scutta als Hausinspector heraus. Zwischen dem 1. und 2. Acte trug der Benefiziant Violinvariationen von Mayseder vor, und entwickelte bedeutende Kunstfertigkeit. Ruhe und Delicatesse würzen seinen Vortrag. Das Publicum rief ihn verdientermaßen vor. Zwischen dem 2. und 3. Acte spielte Hr. Ignaz Loschan, Mitglied des Orchesters, eigene Compositionen auf dem Violoncell. Dieser junge Tonkünstler bedarf einer gerechten Aufmunterung, denn er zeigte viele Fähigkeiten. In manchen Passagen wäre wohl mehr Reinheit und Klarheit zu wünschen gewesen, jedoch bey fortgesetztem Fleiße und Eifer für die Kunst läßt sich diesem Mangel leicht abhelfen. —

Mittwoch den 2. October d. J. erschien eine dramatische Kleinigkeit in einem Acte von A. Giftschütz: Die Lockspeise. Der Nahme des Verfassers ist uns aus hiesigen Zeitschriften durch seine gelungenen Sinngedichte und Witzspiele vortheilhaft bekannt, und da er in diesem kleinen dramatischen Producte wirklich Talent für Bühnenerzeugnisse bewies, so wäre unser Rath gewiß freundschaftlich, wenn derselbe auch in größeren Bühnendichtungen seine Fähigkeiten erproben möchte. Wir wollen den Inhalt folgendermaßen erzählen: Die Tochter des Pächters Holm liebt einen jungen Bauer aus der Nachbarschaft, allein bey dem Vater meldet sich Bucher, der Magister des Dorfes, als Brautwerber, gegen welchen jedoch das junge Mädchen Abneigung heget. Ein glücklicher Zufall führt gerade zu derselben Zeit einen feindlichen Officier, welcher die Waffen gegen sein Vaterland getragen, in die Gegend; Holm erkennt in ihm einen schon lange vermißten Bekannten, und erzählt in traulichen Gesprächen das Liebesverhältniß seiner Tochter. Der Officier biethet hülfreiche Hand, jeden Brautwerber strenge zu prüfen, und auf diese Art das Glück seines früheren Wohlthäters zu gründen. Als Lockspeise werden 100 Ducaten ausgesetzt. Der begünstigte Liebhaber verschmäht diese ansehnliche Summe für den Preis sein Vaterland zu verrathen; allein der geldgierige Dorfmagister geht blindlings in die Falle. — Das Ganze gefiel seiner lebendigen Handlung und des entsprechenden Dialogs wegen, wozu die gute Darstellung das Ihrige beytrug. Hr. Schuster (Magister) hat allerdings die dankbarste Rolle; allein auch nur er konnte durch seinen Künstleraufwand sie so sehr erfrischen. Diese Rolle in die Hände eines Anfängers oder minder talentvollen Schauspielers gelegt, wird nicht effectuiren. Rauschender Beyfall lohnte den Künstler, so wie die HH. Schaffer (Officier), Blankowsky (Pächter) und Brabbée (Bauer) allgemeines Lob in ihren Darstellungen begleitete. —

Dienstag den 8. October wurde Körner's: Hedwig, Drama in 3 Acten, auf dieser Bühne zum ersten Mahle gegeben. Dlle. Brandt wagte in der Titelrolle ihren ersten theatralischen Versuch. Nebst einer entsprechenden Gestalt zeigte sie als Anfängerinn ziemlich viele Theaterroutine und Darstellungsgabe, nur Schade, daß ihr Organ nicht kräftig genug ist, um in effectvollen Stellen wesentlicher wirken zu können. Daß sie im Anfange fast unverständlich sprach, mag wohl der Beklommenheit ihres ersten Auftretens zugeschrieben werden; im 2., besonders aber im 3. Acte in den Scenen mit Rudolph athmete ihr Spiel mehr Feuer und Leben, aber auch ihre schwache Stimme bedurfte eines bedeutenden Kraftaufwandes, um auf das Gemüth der Zuschauer einzuwirken. Es gelang ihr übrigens den Beyfall und die Ehre des Vorrufens während des letzten Actes und am Schlusse zu erringen. In der Haltung zeigten sich wohl manche Ecken. Das größte Verdienst erwarb sich Hr. Schaffer (Julius), denn er entwickelte in seinem Spiele viel Gefühl, verbunden mit einem fleißigen und verständigen Studium seiner Rolle; dafür entging ihm auch nicht der wohlverdiente Applaus. Hr. Blankowsky (Graf Felseck), Mad. Schack (Gräfinn) verdienen ebenfalls rühmlich erwähnt zu werden. Hr. Kemetner (Bernhard) verdarb dießmahl nichts. Hr. Fermier (Rudolph) hatte einen schwierigen Standpunct, da ihm dieser Part, bey all seinem Fleiße, nicht zusagen wollte. Wir glauben, daß ähnliche Charaktere außer dem Wirkungskreise dieses verdienstvollen Schauspielers seyen.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den — 126 — 19. October 1833.

Die Warnung.

(Fortsetzung.)

Bis diesen Augenblick war ich mit meinen beyden Führern zwey starken, behenden Männern, die bereit zu seyn schienen, völlig ihre Schuldigkeit zu thun, zufrieden gewesen. Einer hatte zwar ein ziemlich verschmitztes Aussehen, dasselbe ward aber durch den Ausdruck von gutmüthiger Laune verwischt, der wirklich viel dazu beytrug, jeden ungünstigen Eindruck zu verdrängen, den die stumme Sprache seiner Züge hätte machen können. Der Andere war ein ziemlich einfältig aussehender Mann, der wenig sprach; sein Gesicht verließ die Selbstzufriedenheit und Ruhe nie. Ich hatte die Warnung des Fremden fast vergessen und verließ mich jetzt gänzlich auf die Ehrlichkeit meiner Führer, da es ihnen, hätten sie böse Absichten gehabt, an Gelegenheit zur Ausführung nicht gefehlt.

Gegen Mittag am nächsten Tage erreichten wir eine Anhöhe von mehr als gewöhnlicher Ausdehnung und Steilheit. Der Weg wand sich allmählig, wie eine Wendeltreppe, den Berg hinab, hing an manchen Stellen, bey Hervorragungen, über den Abgrund unten hinweg und schien mitten in den Wolken in so grauenhafter Höhe zu hängen, daß dem Wanderer bey dem bloßen Anblicke übel und schwindelig werden mußte. Hier und da konnte man oben einen einsamen Reisenden sehen, der einem beweglichen Puncte glich. Nach einer langen und ermüdenden Wanderung erreichten wir einen schmalen, freyen, fast ebenen Platz, an dessen Ende eine gewaltige Felsenwand stand und unser Weitergehen hindern zu wollen schien. Der Mensch hatte indeß auch hier die Hindernisse zu überwinden gewußt. Es war nähmlich ein Eingang in der Mitte der Felsenwand ausgehöhlt und ein ordentlicher Weg mit unglaublicher Arbeit durch den Felsen selbst gehauen worden. Es war ein ungefähr 12 Fuß breiter und 10 Fuß hoher Tunnel, der sich ungefähr eine Viertelmeile (engl.) hinzog. Das Licht kam durch die Ausgänge zu beyden Seiten hinein. Ich nahm mir vor, diese merkwürdige Höhle allein zu besehen, während Andreas und die Führer auf dem grünen Platze vor ihr das Mittagsmahl hielten. Kaum war ich hineingegangen, so kam es mir vor, als gehe Jemand an mir vorüber. Es war zu dunkel, als daß ich den Wanderer hätte erkennen können; aus dem festen, schweren Tritte schloß ich aber, es müsse ein Mann seyn. Ich fragte, wer da sey, und da ich keine Antwort erhielt, fing ich an zu fürchten, man beabsichtige etwas Böses. Ich hörte die Fußtritte schnell umkehren, folgte, sah deutlich einen Mann schnell durch den Tunnel gehen und an der Ecke verschwinden. Als ich auch dort ankam, sah ich Niemanden, und da ich wohl einsah, wie gefährlich und vergeblich es seyn würde, in den Schluchten nach einem eingebildeten Räuber zu suchen, so kehrte ich zu den

Führern zurück, welche unterdeß ihre Mahlzeit beendigt hatten und sich zur Weiterreise anschickten.

„Freund," sagte ich zu dem Verständigsten, „begegnet man hier häufig Reisenden?"

„Selten; aber es gehen sonderbare Sagen von Kobolden und Geistern, welche diese Höhle bewohnen sollen."

„Glaubt ihr an Geister?"

„Ich sah noch keinen."

„Aber ich habe einen gesehen," fiel der andere Führer ein, „und zwar in dieser Höhle und an demselben Tage, als der reiche Kaufmann von Lyon bey dem Durchgange durch dieselbe ermordet wurde."

Seine Augen verriethen, als er dieß sagte, weder Furcht bey dem Gedanken an die übernatürliche Erscheinung, noch Mitleid mit dem Schicksale des Ermordeten. Wir gingen nun langsam durch den unterirdischen Gang und mir fiel sogleich die wachsende Vertraulichkeit des pfiffigsten der beyden Führer auf, die unangenehm zu werden anfing. Ich befahl meinem Diener, dicht bey mir zu bleiben und sprach ziemlich kräftig den Wunsch aus, die beyden Führer möchten vorausgehen. Einer von ihnen bemerkte mit verständlichem Nachdrucke, da der Weg breit genug sey, so könnten sie mit des Herrn Erlaubniß da gehen, wo es ihnen am bequemsten sey. Der Mann sprach dieß zwar mit der größten Höflichkeit; es war aber dennoch klar, daß ich mich in ihrer Gewalt befand, wenn sie böse Absichten auf mich hatten. Nach und nach blieben sie zurück, und ich flüsterte dem Andreas zu, auf der Hut zu seyn; er aber fürchtete nichts, da die Führer den ganzen Tag über sehr freundlich gegen ihn gewesen waren und dadurch seinen Verdacht eingeschläfert hatten. Als wir in der Mitte des Ganges ankamen, ward Andreas, der meinem Befehle nicht gehorcht hatte, mit einem Mahle von hinten ergriffen und ihm sehr gewandt eine Handschelle angelegt. Ehe ich noch Zeit hatte, ein Pistol zu ziehen, sah ich auch mich ergriffen und geknebelt.

„Nun," sagte Einer der Räuber, „geben Sie uns ruhig, was Sie besitzen, und es wird Ihnen nichts geschehen; wagen Sie aber, uns etwas zu verbergen, so sollen Sie mit dem Lyoner Kaufmanne in jener dunklen Höhle schlafen, wohin nur Todte kommen. Bleiben Sie ruhig und folgsam, so sind Sie die Beute eines Mannes, der, ich wage es zu sagen, ein gutes Lösegeld, aber nicht mehr fordern wird, als Sie geben können. Die Börse gezogen! wir müssen auch etwas haben, ehe Sie von geschickteren Händen geplündert werden."

Sie fingen nun an, meine Taschen zu durchsuchen, führten mich an das andere Ende des Ganges und begannen ihre Beute zu besehen. Ihre Erwartung ward indeß sehr getäuscht, indem sie nur wenig Geld in meinen Taschen fanden, da ich die Vorsicht gebraucht hatte, meine Baarschaft bey dem Bankier zu lassen und mein Gepäck bereits nach Lyon voraus war. Die Spitzbuben waren sehr ärgerlich darüber und ich fürchtete, sie möchten deßhalb feige Rache an mir nehmen, wie es bey den Alpenräubern gebräuchlich seyn soll.

Nachdem die Führer alles mit größter Genauigkeit durchsucht hatten, traten sie einige Schritte zurück, um mit einander zu berathschlagen, worauf der Eine zu mir trat und mit einem Lächeln, das die Bosheit nicht gänzlich zu verdrängen vermochte, sagte: „Signor, Sie haben uns überlistet. Es ist ein gewöhnlicher Gebrauch unter den Leuten von unserer Profession, unwillkührliche Contribution von den Reisenden zu erheben, welchen wir als Führer über diese Berge dienen. Wir haben also nur in unserm Berufe gehandelt. Wollen Sie sich verpflichten, keinen Lärm zu machen, wenn ich Ihnen den Knebel abnehme? Thäten Sie es aber auch, so würde Ihnen nur das Echo der Berge antworten." Ich nickte und mein Mund ward augenblicklich von dem rohen Werkzeuge befreyt, das mir Stillschweigen auferlegt hatte. „Sie müssen gestehen, Signor," fuhr der Straßenräuber fort, „daß wir Sie mit aller möglichen Artigkeit und Achtung behandelt haben. Sie müssen selbst sagen, daß wir unsere Pflicht gethan. Wir selbst haben freylich sehr wenig Gewinn davon, daß wir unsern Credit auf's Spiel setzten."

„Seyd ihr meinem Freunde, dem Bankier, bekannt?" fragte ich.

Der Räuber lächelte klug und sagte endlich: „Ich ward nicht gedungen, um auf Fragen zu antworten."

„Auch nicht, um mich zu berauben," fügte ich hinzu.

Der Bankier, der mir die Leute empfohlen hatte, kam mir nun sehr verdächtig vor und ich versuchte, den Führer über denselben auszuforschen, aber der listige Schurke ließ sich nicht fangen.

Nun setzten wir unsere Reise fort. Nachdem die Führer die Vorsicht gebraucht hatten, mir und meinem Bedienten die Pistolen abzunehmen, womit wir noch immer bewaffnet waren, erlösten sie uns von allen Banden, beobachteten uns indeß scharf, so wie wir selbst nicht weniger auf unserer Hut waren. Es trat zwischen beyden Parteyen eine starke Zurückhaltung ein, weil wir einen neuen Anfall, sie aber Entdeckung

fürchteten. Mir fiel jetzt zum ersten Mahle das abstoßende einfältige Aussehen des stillen Räubers auf, welches Rohheit und Gefühllosigkeit verrieth. Er sprach mehrmahls halblaut mit sich selbst, als ob er über eine geheime Unthat nachsinne. Offenbar hatte es ihn sehr verstimmt, daß er in meinen Taschen so wenig gefunden. Der Andere dagegen war sorglos und heiter, als ob nichts vorgefallen sey, neckte seinen Gefährten wegen dessen Bärbeißigkeit, aber nichts desto weniger wandte sich sein durchdringender Blick fortwährend nach mir, als ob er sich keine meiner Bewegungen entgehen lassen wollte.

Ich fing jetzt an müde zu werden, da wir nach dem Rathe der Führer die Maulthiere zurückgelassen hatten und zu Fuße weiter gegangen waren, weil, wie sie sagten, die Thiere nur mit Mühe fort könnten und wir einige Stunden weiter frische finden würden. Offenbar waren wir der Beraubung wegen getäuscht worden. Der gesprächige Führer versicherte, als er sah, daß ich kaum mehr gehen konnte, in einer halben Stunde würden wir ein Hospiz finden, wo ich ein gutes Bett und Erfrischungen erhalten könne.

„Ich werde eure Sache geheim halten," sagte ich, um die Bösewichter zu beschwichtigen, in deren Hände ich offenbar gegeben war.

„Halten Sie dieselbe geheim oder nicht, wie Sie wollen," entgegnete der Räuber; „Niemand wird eine solche That von den Händen erwarten, welche einen Reisenden sicher zu Erfrischung und zur Herberge geleiten haben. Die Räuber in den Alpen spaßen nicht, wie man schon weiß. Erzählen Sie Ihre Geschichte immer, denn Niemand wird Ihnen glauben."

„Aber hier ist ein Zeuge," warf der finstere Spitzbube in murmelndem Tone ein, indem er nach Andreas blickte und beyde Führer einen schnellen, aber bedeutungsvollen Blick wechselten, den zwar mein Diener, welchem er galt, nicht bemerkte, welcher aber in mir große Besorgniß erregte.

Ich merkte wohl, daß mich der Straßenräuber zum Schweigen einschüchtern wollte, da er klug genug aussah, um zu wissen, ein Geheimniß liege sicher in der Brust einer feigen Memme, wofür er mich selbst zu halten schien. Ich stellte mich auch so, und versicherte, weit entfernt über seine Behandlung aufgebracht zu seyn, ich wundere mich über die beyspiellose Milde, die ich von ihnen erfahren hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

An den nordischen Altären
Stimmten Hymnen mir zu Ehren
Ihren huldigenden Sang.
Im Talar von Goldesglanze
Strahlt' mein Haupt im Sternenkranze
Hört' ich ihren Jubelklang;
Schwang den blüh'nden Lilienstängel,
Sandt' den Gläub'gen meine Engel,
Schützend und belohnend sie;
Doch auch zürnend, donnernd, strafend,
Für das wahre Recht nie schlafend,
Wenn gefrevelt hatten sie.

Zu des Tempels heil'ger Stelle,
Zu des Kerkers Grabesschwelle,
Zu der Städte innerm Raum,
In Pallastes gold'ne Mitte,
Aber nicht in niedre Hütte
Führet dich mein breiter Saum.
Bin dem Irrwahn schnöd verfallen,
Und in des Verstandes Hallen
Herrscht des Chaos Dunkel mir;
Dennoch hält für klug die Menge
Mich, wenn nur durch Goldgepränge
Ich mich glänzend zeige ihr.

F. W. Jaggi.

Nothwendigkeit der eigenen Bedienten in Rußland.

In Deutschland, Frankreich und England findet der Reisende in dem Wirthshause, in dem er einkehrt, Bedienung, worüber er sogleich bey seiner Ankunft verfügen kann, die ihm die kleinen Dienste leistet, die das Leben des Menschen erfordert und die stets wiederkehren, so wie er geht, sich ankleidet, sich niederlegt, ißt und trinkt. Das Zimmer des Fremden ist ihrer Aufsicht anvertraut. In Rußland aber scheint der Wirth dem Reisenden nichts weiter mehr zu geben als das Zimmer und indem er es ihm anweiset, scheint er zu ihm zu sagen „Mein Herr! da sind Mauern und Thüren! Sie haben ein Lager und ein Dach über sich, das ist alles, was ich Ihnen geben kann; das Andere ist Ihre Sache."

Der Reisende muß sich daher Bediente anschaffen, die ihm sein Frühstück, sein Mittagsbrot hohlen, die ihm seine Kleider und seine Schuhe reinigen, die für sein Zimmer und seine Sachen sorgen. Oft erblickt man in solchen Wirthshäusern Thüren mit großen Vorlegschlössern, welche in der Abwesenheit des Bedienten die Stelle von Wächtern vertreten. Wird man in solchen Gasthöfen bestohlen, an wen soll man sich halten, da Niemand die Aufsicht über die Sachen übernommen hat?

Notizen.

Schauspiele.

Über den ersten theatralischen Versuch der Dlle. Henriette Brandt im Leopoldstädtertheater.

(Am 8. October.)

Schon vor einigen Jahren hatte Ref. das Vergnügen, Dlle. Brandt auf einer Privatbühne einige Mahle spielen zu sehen. Damahls erwarb sie sich durch ihren Vortrag, durch die richtige Betonung der Worte, durch ihre Action, kurz durch ihr ganzes Spiel, welches ein vorzügliches Talent zur Kunst beurkundete, stets den Beyfall der Zuseher, und ließ nur sehr selten etwas zu wünschen übrig. Seit jener Zeit muß sich Dlle. Brandt mit vielem Fleiß und Eifer, mit Ernst und Studium für ein öffentliches Auftreten vorbereitet haben; denn in ihrer Darstellung war heute mehr Würde, mehr Einheit; Alles hatte Rundung und vereinte sich, den Charakter Hedwigs ganz wiederzugeben. Was bey dem Ref. die schönsten Hoffnungen auf die ferneren Leistungen der Dlle. Brandt erweckte, bestand darin, daß ihre Durchführung des Charakters in den verschiedenen Situationen von jener Wärme durchdrungen erschien, welche bloß ein inneres Gefühl dem Künstler verleiht. Aller Fleiß, alles Studium, selbst die höchste Kritik vermag nichts Productives in der Kunst hervorzubringen, wenn jenes Gefühl, die Seele jeder Kunst, die schaffende Kraft nicht da ist. In dem Spiele der Dlle. Brandt sprach sich durchaus ein edler Geist aus. Überall wehte der Athem ächter Weiblichkeit. Unsere junge Künstlerinn suchte nicht durch ein unnöthiges Herausheben einzelner Stellen zu gefallen. Ihr einziges Streben ging dahin, den Charakter Hedwigs lebendig und ganz darzustellen. Nur derjenige Künstler wird etwas Vorzügliches zu leisten im Stande seyn, den der Drang, einen Charakter als ein Ganzes wiederzugeben, nie verläßt, und jenen Drang fand Ref. in Dlle. Brandt's ganzer Durchführung des Charakters der Hedwig.

Die Darstellung der Dlle. Brandt ward vom Publicum mit reichlichem, wohlverdientem Beyfall belohnt; auch wurde die begabte Künstlerinn zu Ende des Stückes hervorgerufen, und sie sprach einige sehr sinnige Worte. Etwas störend trat es der vorzüglichen Leistung der Dlle. Brandt entgegen, daß ihre Umgebung gar so unbedeutend war.

G. Neumann.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Mittwoch den 9. October zum Benefice der Dlle. Herbst zum ersten Mahle: Das Mädchen des Gomez Arias, Volksschauspiel mit Gesang und Tanz nach Calderon metrisch bearbeitet von Andr. Schumacher. Musik von N. T. Nidezki.

Ich hatte das Stück mehrere Mahl in der Ursprache gelesen, wo es den Titel: „la Nina de Gomez Arias" führt, hätte mir aber nie einfallen lassen, daß es für die deutsche Bühne in ihrer jetzigen Gestalt passe. Es ist überhaupt eine von jenen Arbeiten des großen Spaniers, die sich den Lückenbüßern, wie man sie bey Lopez de Vega so häufig findet, mit Recht anreihen lassen, und auf keine höhere Bedeutung Anspruch machen. Der Held ist Don Gomez, ein Don Juan ins Deutsche übersetzt, ein platter, unbeholfener Wüstling; ihm mangelt die ächt südliche Gluth, jener höhere Schwung unwiderstehlicher Frivolität, die den ächten Don Juan so liebenswürdig macht, und selbst seine Laster verklärt. Don Gomez aber ist ein gemeiner, sinnlicher Verführer, dessen Mädchen nicht minder gemein und sinnlich seyn müssen, um ihm nachzulaufen, und so ist denn das dramatische Interesse an den Hauptpersonen gänzlich aufgehoben. Die Situationen aber drehen sich immer und ewig um geschmacklose Liebesscenen, und eine einzige, die Flucht der Liebenden in die Wüste, worauf Gomez das Mädchen verläßt, ja sie verkauft, wiederhohlt sich außerdem, daß sie episch wie dramatisch, selbst im „Oberon" weit glücklicher behandelt worden, im Stücke selbst, wo, wie gesagt, die Theilnahme an dem geistesschwachen, verliebten Mädchen ohnehin verloren gegangen ist; jede Spannung des Zuschauers, jeder dramatische wenn auch niedere Effect — die Schüsse etwa ausgenommen, welche ein Scenenspiel aufrecht erhalten können — mangelt, und kein Faden schlingt sich lindernd durchs Ganze. Dafür kann nun freylich der Bearbeiter wenig. Im Gegentheil ist er umsichtig verfahren, hat wohlthätig gekürzt, die Sprache ist kernig und gediegen, der Versbau fleißig und rein, aber eben deßwegen schmerzt mich die Mühe, die er sich mit der undankbaren Arbeit genommen, und um so wünschenswerther erscheint es, bald die Verpflanzung einer werthvolleren Blüthe Calderon's als: „Es ist besser als es war" (wir wollen seine Wahl nicht beschränken) auf deutschem Boden zu sehen.

Nidezki's Musik ist wacker, kräftig, feurig und melodiös. Die Ouverture ging übel zusammen, und verrieth Mangel an Einübung. Das erste Vocalquartett als Serenade ist sehr gelungen und effectreich, und der Sänger, der die erste Stimme vortrug, behandelte sie so zart als verständig. Der folgende Chor mit Tanz, im Genre des Bolero, führe eine äußerst pikante Idee glücklich durch, und das liebliche Liedchen, das eben so originell ist, verstärkte den günstigen Eindruck. Eben so gefiel ein Violinsolo in Es mit Harfen- und Waldhornbegleitung, so wie das Finale, eine Preghiera von der anmuthigsten und ergreifendsten Wirkung. Die Marcia militare im dritten Acte ist kräftig gearbeitet und melodiös; doch minder gelungen der orientalische Chor im fünften Acte, der etwas farblos erscheint. Übrigens stellt uns Hr. Nidezki durch diese schöne Arbeit neue Proben eines ungewöhnlichen musicalischen Talentes auf, dem nur ein glücklicherer Boden und höhere Aufmunterung zu wünschen wäre, und bald würde es, wie so viele andere Celebritäten unserer Zeit, seine Schwingen glänzend entfalten. Ich bin überzeugt, daß Kraft und Originalität, so selten sie jetzt gefunden werden, in Nidezki's Arbeiten sich hervordrängen, und zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigen.

Die Aufführung war im Ganzen gelungen, doch sichtlich etwas übereilt. Die Tänze waren nicht übel arrangirt; die militärischen Evolutionen anständig. Chor und Orchester hielten sich unter der Leitung des jetzigen Capellmeisters Kreutzer bis auf die Ouverture ziemlich wacker. — Die Personen des Schauspiels thaten ihr Möglichstes. Dlle. Herbst, die Beneficiantinn, gab die Rolle der Dorothea mit Liebe und vieler Wirkung. Die Scene, wo sie von Gomez verlassen und verkauft wird, machte vielen Eindruck, und so bewährte sie sich durchgehends, auch der strengeren Forderung, als denkende Künstlerinn. Sie wurde zweymahl gerufen und dankte höchst anständig. Die Rolle des Gomez gab Hr. Fischer nicht ohne Geschick. Indessen hätte er sie ein wenig höher halten sollen — wir glauben unsere Ansicht oben genügend angedeutet zu haben. Ergötzlich war Herr Kindler als sein Diener, doch ließen die ernsteren Scenen manches vermissen. Mad. Matte, als Königinn Isabella, spielte mit zu wenig Anstand und Kraft. Hr. Demmer Fr. als Don Diego, Dlle. Beisteiner als Beatrix, Hr. Dietrich als Don Felix, waren sämmtlich zweckmäßig beschäftigt. — Das Haus war mäßig voll.

— n g —

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 127 — 22. October 1833.

Die Warnung.

(Fortsetzung.)

Kurz darauf gelangten wir in eine Schlucht auf einem so schmalen Wege, daß bloß eine Person auf einmahl gehen konnte. Die zwey Führer schritten voran, ich und Andreas folgten. Von allen Seiten starrten steile Felsen um uns her und nach wenigen Schritten sahen wir, die Schlucht endige sich in einer schmalen hölzernen Brücke, die über einen tief gähnenden schwarzen Abgrund gespannt war. Die Brücke bestand aus einem viereckig behauenen großen Baumstamme und ruhte auf zwey parallelen Steinlagern, die durch den Abgrund getrennt waren. Unten war alles unerkennbar, dunkel und schrecklich, weil die Tiefe so groß, der Felsenspalt so schmal war und das Licht von den darüberhängenden rauhen Felsenmassen so sehr abgehalten wurde, daß das Auge nur ein paar Ellen in die Tiefe dringen konnte. Ich schauderte bey dem Gedanken, über diesen gebrechlichen Steg zu gehen, denn die Brücke schwankte sichtlich unter dem Gewichte der Führer, als sie darüber schritten. Ich hatte indessen keine andere Wahl und mußte der Gefahr trotzen; ich nahm mir deßhalb vor, es ohne den Beystand der beyden Schurken zu wagen, die ihre Dienste antrugen, weil ich gar kein Verlangen nach so naher Berührung mit gemeinen Räubern an einem so gefährlichen Orte trug. Gerade in der Mitte der Brücke glitt ich aus, und da ich fühlte, daß ich das Gleichgewicht verlor, schoß ich mit dem Körper vorwärts und griff zu gleicher Zeit nach der Felswand an der andern Seite, wo mich Einer der Führer beym Arme faßte und mich so aus der gefährlichen Lage befreyte. Andreas folgte, aber ehe er das andere Ende der Brücke erreicht hatte, stieß ihn der mürrische Räuber, zu meinem Entsetzen, plötzlich vor die Brust und stürzte ihn so in die Tiefe hinunter. Ich hörte den armen Kerl von Fels zu Fels schlagen, und das Blut gerann mir in den Adern, da es mir vorkam, als hörte ich seine Knochen auf den Steinspitzen brechen und zermalmen. Ich wagte kein Wort zu sprechen, um mich nicht einem ähnlichen Schicksale preis zugeben, und setzte meinen Weg schweigend fort.

Wir kamen nun allmählig aus der Schlucht auf einen bequemern Weg, der sich sanft auf die Spitze des Berges wand. Diese erreichten wir bald. Ich sah einige Maulthiere und einzelne Ziegen in dem spärlichen Grase weiden, was die Nähe einer menschlichen Wohnung verrieth. Dieß bestätigte sich nach einigen Minuten noch mehr, als ich einen Mann plötzlich, als sey er aus der Erde gestiegen, auf uns zukommen sah; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich meinen alten Bekannten, den Zigeuner, vor mir stehen sah. Er trat ehrfurchtsvoll auf mich zu und ich drückte ihm freund-

lich die Hand, was meinen beyden Begleitern sehr unwillkommen zu seyn schien. Der Zigeuner bemerkte dieß ebenfalls, nahm ein kleines Horn aus der Tasche und blies hinein, daß alle Echos der umliegenden Berge erwachten. Die Verlegenheit der Führer steigerte sich, als sie vier bis fünf stämmige Bergbewohner, wie aus der Erde gewachsen, vor sich erscheinen sahen.

„Signor," sagte der Zigeuner, sich zu mir wendend, „Sie sind verrathen worden." Bey diesen Worten suchten die Räuber eilig zu entfliehen, wurden aber augenblicklich festgenommen und gebunden. „Diese Schurken haben Sie als einen Mann, der ein fürstliches Lösegeld geben könne, an mich verkauft; denn ich gelte für einen berühmten Räuber, obgleich es mein Beruf ist, die Reisenden zu schützen, nicht zu plündern. Hier habe ich die letzten sechs Jahre mit einem halben Dutzend von meinem Stamme gewohnt, Gemsen gejagt, den widerspänstigen Boden bebauet und so ein mühseliges aber ehrliches Leben geführt. Unsere Wohnung ist eine Höhle in einem Felsen unter dem Abgrunde. Folgen Sie mir in meine Behausung.

Er erzählte mir ferner, als er meine Ankunft in Turin erfahren, habe er sich sogleich vorgenommen, eine Gelegenheit zu suchen, mich wieder an ihn zu erinnern. Eines Tages war er in eine Schenke getreten und hatte daselbst die beyden von dem Bankier für mich gemietheten Führer bemerkt, die in einem Winkel sich mit einander unterhielten. Da sie als abgefäumte Schurken bekannt waren, so hatte er sich so nahe als möglich bey ihnen auf eine Bank gelegt und, um ihre Aufmerksamkeit nicht zu erregen, gethan, als schlafe er. Er hörte so ihr ganzes Gespräch mit an, das von einem Engländer handelte, den sie nach Frankreich führen sollten, und den sie zu berauben und zu ermorden beschlossen. Da er nun wußte, sie hielten ihn für das Mitglied einer Räuberbande, so redete er sie endlich an, gestand, ihr Gespräch gehört zu haben, both ihnen zweyhundert Pistolen, wenn sie ihm den Engländer zuführen wollten, und machte sich verbindlich, die Summe bey der Auslieferung ihres Opfers auszuzahlen. Sie nahmen den Vorschlag augenblicklich an, und auf diese Weise entging ich dem blutigen Plane der gedungenen Mörder. Der Lyoner Kaufmann war ebenfalls von ihren Händen gefallen.

Nachdem mich der Zigeuner in wenigen Worten mit diesen Umständen bekannt gemacht hatte, führte er mich an das Ende des Felsens. Er war von einem wenigstens siebenhundert Fuß tiefen Abgrunde begränzt, so daß mir schwindelte, als ich hinunterblickte; ich mußte zurücktreten — und unter dem Rande dieses furchtbaren Abgrundes war der Zigeuner mit seinen Begleitern hervorgekommen. Der Weg hinunter war so steil, daß kaum eine wilde Katze Fuß fassen zu können schien, während die Ecke der Bergspitze gerade über die Tiefe hinüberhing. Ungefähr vierzig Fuß unter dem Rande des Abgrundes befand sich die Höhle, die sechs Jahre lang die Wohnung des Zigeuners gewesen war; gerade vor dieser Zeit hatte er sein Weib und seine beyden jüngern Kinder verloren. Ich staunte über die Leichtigkeit und Sicherheit, womit mein Retter und seine Begleiter hinabstiegen, indem sie bald auf etwas hervorragende Steine traten, bald sich an den Wurzeln einer Eberesche anhielten. Mein alter Bekannter kam bald darauf mit einer Strickleiter zurück, auf welcher ich in die Höhle hinabsteigen sollte; aber ich zögerte. „Wie," fragte er lächelnd, „fürchten Sie den Versuch, welchen meine Tochter täglich ohne solche Hülfe macht?" Nach diesen Worten rief er seine Tochter beym Nahmen, die sogleich aus der Höhle und so schnell heraufkletterte oder sprang, daß ich vor Bewunderung kein Wort sagen konnte. Sie stand jetzt vor mir in vollster Blüthe der Schönheit und grüßte mich als alten Bekannten mit einer Anmuth, um nicht zu sagen, Würde, die mich in Erstaunen setzte. Mir war es, als sey ein neuer Stern am dunkeln Horizont aufgegangen, der alle andern Lichter des Firmamentes verdunkelte und unwiderstehlich aller Augen auf sich zog. Ich stand wie auf den Felsen gewachsen. Ihre Schönheit denke man sich nach der Wirkung, die sie auf mich machte; denn sie zu beschreiben, wäre eine wahre Unmöglichkeit. Sie drückte mir freundlich die Hand und hieß mich herzlich in ihrer Bergheimath willkommen. Die Strickleiter war festgemacht und sie stieg augenblicklich darauf hinunter. Ich konnte mich nicht weigern ihr zu folgen, und mein neuer gefährlicher Versuch begann. Das Ende der Stricke hing ungefähr zwey Fuß über die Öffnung der Höhle hinweg und da der Rand derselben vorstand, so hatte das gebrechliche Werkzeug, worauf ich stand, keinen andern Haltpunct, als oben. Als ich ungefähr zwanzig Schritte hinunter war, schwankte die Leiter auf eine wahrhaft grausige Weise hin und her. Ich konnte mich nicht fest und im rechten Gleichgewichte halten, so daß ich mich, zwischen Himmel und Erde frey schwebend, rund herum drehte, und mir zwischen der Zeit und Ewigkeit nur ein Augenblick zu liegen schien. Der Wind pfiff um mich, während ich so regelmäßig wie der schwere Pendel einer Kirchenuhr

hin- und herschwankte. Ich hörte den Fluß unten brausen; ich sah den weißen Schaum, der aus den gebrochenen Wellen heraufstäubte; die Angst schnürte mir die Kehle zu, daß ich kaum zu athmen vermochte; meine Augen schlossen sich; mir schwindelte; ich schnappte nach Luft; ein Krampf faßte meine Brust, ich — fiel. Da der Abgrund allmählig abschüssig zu werden anfing, so rollte ich mit fürchterlicher Schnelligkeit dem dunklen Gewässer unten zu, aber mit einem Mahle fühlte ich mich wie durch ein Wunder angehalten und ward wohlbehalten in die Höhle gezogen. Einer der Zigeuner, der aus den Pampas in Südamerika stammte, wo er die wilden Pferde zu fangen gelernt, hatte einen Lasso über mich geworfen. Nachdem ich mich ein wenig von meiner Überraschung erhohlt hatte, wurde ich von meinem Retter und dessen Tochter in ihrer Felsenwohnung bewillkommt. Diese war ziemlich groß, in mehrere Stübchen eingetheilt und auch bequem eingerichtet. Nur von unten herauf konnte man in sie gelangen, und sie war von einem halben Dutzend entschlossener Hände recht gut gegen hundert Angreifer zu vertheidigen.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramm.

Der Großmüthige.

Wem gut ich's meine, sagt Herr Silbermann,
Dem steht stets meine Börse offen.
Schad', daß er Niemand noch getroffen,
Mit dem er gut es meinen kann.

Adolph Wiesner.

Die Haut des Affen.

Unter den vielen Theatern in Paris fehlt auch nicht ein Eleventheater, mit welchem Herr Comte ganz gute Geschäfte macht. Angehende Schauspieler, Dichter und größtentheils ein junges Publicum spielen hier ihre Rolle. Von welcher Art die dramatischen Gerichte sind, die hier aufgetischt werden, mag folgender kurze Abriß eines Stücks: „Die Haut des Affen," welches zur Eröffnung der Bühne in diesem Jahre gegeben wurde, dienen.

„Eine unbekannte Fregatte, welche aus einem unbekannten Hafen in ein ebenfalls nicht benanntes Land segeln will, hat einen sich auch nicht nennenden Capitän zum Führer, der seinen Lieblingsaffen Tarile aus dem Geschlecht der Orang-outangs, aus Gründen, die er nicht mittheilt, mit zur See nehmen will, während er seinem Sohn Edmund, einem rüstigen jungen Matrosen, aus unbekannten Ursachen, das von ihm so sehnlich gewünschte Mitreisen verbiethet. Der junge Mann ist bis zum Tode darüber betrübt, und beschließt so eben irgend einen Geniestreich zu machen, als er dem alten Schiffskoch Riz-au-lait begegnet, der vorzüglich vom Capitän damit beauftragt ist, dem vielgeliebten Affen täglich sein Futter zu reichen. Der alte Koch ist außer sich vor Kummer, denn er hat den Affen verhungern lassen, während er sich in den letzten Tagen, um die Freuden des festen Landes vor seiner Abreise noch einmahl recht gründlich zu genießen, mehr bene gethan hat, als ihm erlaubt gewesen. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß sein Herr ihn am großen Mastbaum aufhängen lassen wird, und will sich, um dem zuvorzukommen eben, ins Meer stürzen. Edmund faßt sogleich einen kühnen Gedanken. Er hat schon lange aus Scherz sich geübt die Manieren des Affen nachzuahmen, seine Größe und Taille sind von demselben Umfang wie die des Affen, kurz, der alte Koch muß die Haut des Affen abziehen, Edmund kriecht in dieselbe hinein, und so wird dem Capitän der Ärger, dem Koch das Hängen und dem jungen Seemann das Zuhausebleiben erspart. Man reiset ab. Großer Sturm, Schiffbruch des Schiffes, Rettung der Mannschaft auf einer Felseninsel, von Irokesen bewohnt, Kämpfe mit denselben, größtentheils zum Nachtheil der Europäer. Edmund-Tarile that Wunder der Tapferkeit, rettet dem Capitän das Leben, indem er mit seinem Körper einen vergifteten Pfeil auffängt, der jenem bestimmt war. Er stößt einen Schrey aus, der aber so viel Menschliches hat, daß man ihn näher untersucht. Die Haut wird ihm abgestreift, und der unglückliche Vater erkennt seinen sterbenden Sohn. Mit der tröstlichen Phrase: „Das sind die dunklen Wege der Vorsehung," schließt das Stück.

Man sieht sehr bald, daß das Stück eben keine große dramatische Tiefe hat, sondern nur dahin zusammengearbeitet ist, um die Talente des jungen Ratel, der die Doppelrolle Edmunds und des Affen übernommen, in voller Glorie auf die Bühne zu bringen, wobey natürlich die Gelenkigkeit seiner Glieder, vorzüglich des Rückgraths die Hauptrolle spielen. Indessen ist das Ganze unterhaltend, an manchen Stellen bis zum Weinen komisch, die Tänze der Irokesen überraschend, Costüme und Decorationen elegant, und der Unternehmer,

der Dichter, Schauspieler und das Publicum vollkommen damit zufrieden. Was will man mehr?

.........t.

Auflösung
der Homonyme im vorigen Blatte:
Thor.

Notizen.

Schauspiele.

Am 12. d. M. wurde im k. k. Hofburgtheater zum ersten Mahle gegeben: Der Gelehrte, Lustspiel in zwey Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe und Morvel bearbeitet von Theod. Hell.

Die Intrigue dieses artigen Lustspieles ist weder reichhaltig noch complicirt. Wenn wir nicht alle kleinen Pinselstriche wiedergeben wollen, die das Ganze bilden oder charakterisiren, so wird unsere Inhaltsanzeige von ziemlich schmalem Raume seyn. Wir wählen das letztere, weil bey Charaktergemählden (denn in die Classe derselben gehört dieses Lustspiel) die selbsteigene Anschauung immer das beste, wo nicht einzige Mittel bleibt, sich den wahren Begriff davon zu machen, und beym Erzählen, über der Masse von Einzelnheiten, gewöhnlich das Ganze aus den Augen gerückt erscheint. Das wenige Folgende genüge daher: Professor Reinhold gehört unter jene Classe von Gelehrten, deren ganzes Denken, Sinnen und Vergnügen in dem Umgange mit Büchern, in Erforschung der Wahrheit, im Zustandebringen von schriftstellerischen Erzeugnissen besteht. Es kleben ihm daher auch alle jene Eigenthümlichkeiten oder Sonderbarkeiten an, die Gelehrte von Profession in ihrem düsteren Leben zu charakterisiren pflegen. Obwohl Reinhold vor langer Zeit sogar zwey Abhandlungen über die Vor- und Nachtheile des Heirathens geschrieben, denkt er doch selbst am allerwenigsten daran, und für seinen praktischen Gebrauch wären die Gründe pro und contra gar nicht vorhanden, wiewohl er die Gesellschaft eines höchst liebenswürdigen weiblichen Wesens, Helene mit Nahmen, genießt, die ihm recht zugethan ist. Allein Reinhold's Hausfreund und sein Arzt wissen besser, was dem Sonderling Noth thut, um nicht ganz und gar aus dem Geleise der Natur zu gerathen: er proponirt ihm die Ehe. Nur die Vorhersagung, er würde im Weigerungsfalle unfehlbar früher sterben müssen, ehe sein großes bereits auf zwey Bände gediehenes Werk vollendet werden könnte, vermag Reinhold dahin zu stimmen, daß er diese Proposition ruhig anhört, und dem Doctor endlich die Vollmacht einräumt, Alles für ihn zu Stande zu bringen. Dieser lenkt seine Wahl alsogleich auf Helenen, die nun zu Oheim und Tante auf das Land gezogen war. Vom Oheim wird die Bewerbung sogleich beyfällig aufgenommen, zumahl Reinhold gerade erst durch das Absterben seiner Verwandten nebst dem Titel eines Grafen Frankenstein auch ein unermeßliches Vermögen zu Theil geworden. Die Tante dagegen wünscht einen jungen Lieutenant Stoll zum Gatten ihrer Nichte. Helene selbst ist im Irrthume über den ihr zugedachten Bräutigam, weil er ihr als Graf von Frankenstein angekündigt wird, Reinhold aber sowohl auf diesen Titel als auf seine Reichthümer so wenig geachtet hatte, daß er nie mit einer Sylbe davon Erwähnung that. Als er selbst auf dem Landgute erscheint, wird er mehr durch die trefflichen Editionen der Classiker, welche der Kammerrath und respective Oheim in seiner Bibliothek hat, als von seiner Braut angezogen, welche er nicht einmahl zu sehen verlangt; denn auch Reinhold weiß nicht, daß Helene es ist, die der Doctor für ihn bestimmt hat. Als der Lieutenant Stoll bey einem tête-à-tête mit ihm etwas drohend darüber spricht, ist Reinhold auch gleich geneigt, nachzugeben, und entsagt seiner Braut in einem Briefe an ihn. Da er aber erst weiß, daß Helene selbst es ist, die unbewußt schon lange in seinem Herzen wohnte, und Stoll die ganze Facultät der Gelehrten schimpflich behandelt, nimmt Reinhold sogar ein Duell auf Pistolen an, so bis zum Äußersten des Lebens Aufregungen folgend und den Staub der Studierstube von sich schüttelnd. So weit kommt es inzwischen nicht; Reinhold ist Stoll's Wohlthäter, denn er hatte unbekannter Weise schon früher 20,000 Gulden für den jungen Mann deponirt, die qui pro quo der Personen lösen sich alle auf, auch die Tante gibt nach, und so wird der Gelehrte ein — Ehemann.

Es benimmt dem Werthe ähnlicher Stücke nichts, daß sie schon ihrer Natur nach ein großes Publicum zu interessiren nicht ganz geeignet sind. Wer bekümmert sich nähmlich mit Vorliebe um jene Eigenthümlichkeiten gelehrter Sonderlinge, womit sie so häufig in Contrast mit dem Leben und den Forderungen der Geselligkeit treten? In der That sind diese Eigenheiten nicht nothwendig mit dem gelehrten Stande verbunden, und treten bey der jetzigen Zeit wohl schwerlich irgendwo in Wirklichkeit auf. Das Beste in solchen Fällen ist daher wohl, wenn ein solches Charaktergemählde sich an irgend eine historische Person anschließt; dann weiß der Zuschauer gleich, an welches Individuum er sich zu halten hat, während er sich so vergebens nach einem Gelehrten umsehen mag, welcher ihm die Dichtung wahr oder auch nur wahrscheinlich machte. Dieß kann inzwischen, wie gesagt, nur das größere Publicum gelten. — Das Stück hat aber auch nebst dem, und abgesehen von aller allgemeinen Beziehung auf den gelehrten Stand — wenn man nähmlich Reinhold im strengsten Sinne als Individuum betrachtet — unbezweifelten Werth, durch die anschauliche, stufenweise sich gestaltende Charakterisirung, die nicht nur in komischen Äußerlichkeiten, sondern mitunter auch wirklich in tiefer Seelenentwicklung besteht. Der zweyte Act nimmt noch dazu viel lebhafteren Gang und Farbe an, als der vorangehende, und wiewohl Situationen und Ausdruck der Charaktere darin etwas minder wahr sind, so ersetzt der auffallendere Effect, der vorwaltet, dem Unterhaltung suchenden Publicum reichlich das regelrechte Vorwärtsschreiten. — Im Anfange wollte das Stück nicht sonderlich ansprechen, aber eben der zweyte Act entschied die günstige Aufnahme, und zum Schlusse wurde sogar lebhaft und allgemein applaudirt.

Unter den Darstellenden war Hr. Löwe, als der Gelehrte, sonderlich in der Lage, durch charakteristisches Spiel vorzutreten, was dieser einzige Künstler denn auch that, und nahmentlich in dem glücklichen Verschmelzen von Indolenz und Thatkraft, Willenlosigkeit und Entschlossenheit, Hinbrüten und auflodernder Begeisterung seine schönsten Vorzüge entfaltete. Hr. Costenoble, als Arzt, erregte durch Munterkeit und Laune das ganze Publicum, und gab dem Stücke durch seine Parthie eine weit hellere Farbe. Sein Verdienst um den Erfolg gehört in die Vorderreihe. Hr. Koberwein gab den Kammerrath verdienstlich, und Mad. Poller, als dessen Gattinn, wußte auch schon in ihr entschiedenes Erscheinen, wie sonst immer, Interesse zu legen. Mad. Anschütz war als Helene noch immer die liebliche Künstlerinn, wie seit Jahren, und Hr. Swoboda gab den Lieutenant Stoll so vorzüglich, daß wir ihm auf diesem Wege herzlich Glück zu seinen Fortschritten wünschen.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 128 — 24. October 1833.

Die Warnung.

(Beschluß.)

Ich ward nun in einen geräumigen Gang, das Zimmer der schönen Zigeunerinn, geführt. Im Hintergrunde des Herdes, wie es schien, befand sich eine eiserne Platte, welche, auf welche Weise konnte ich nicht erkennen, in einem Falze zu beyden Seiten hinaufgezogen wurde und einen schmalen in den Felsen gehauenen Gang öffnete. Der Zigeuner ersuchte mich, ihm zu folgen und verschwand augenblicklich durch die Öffnung, welche nur so groß war, um einen menschlichen Körper durchzulassen. In beyde Seiten des Felsens waren abwechselnd tiefe Kerben gehauen, worein der Fuß gesetzt werden konnte; das Hinaufsteigen bieb indessen immer sehr beschwerlich, weil es so dunkel war, daß man nach den Löchern erst herumtappen mußte. Nachdem wir nach meiner Berechnung ungefähr vierzig Stufen gestiegen waren, wurde das Tageslicht sichtbar und ich kam in einem dichten Gebüsche, wenige Schritte vor dem Rande des Abgrundes, heraus. Dieser Eingang zur Höhle war durch drey eiserne Stäbe geschützt.

Der Zigeuner wandte sich an meine Führer, die gebunden hier lagen, und sagte zu mir: „Sie sollen nun sehen, wie diese Teufel den Lohn für ihre vielfachen Schandthaten erhalten.“

„Überlassen Sie sie ihrem Gewissen,“ entgegnete ich, „denn eine schwerere Strafe kann ihnen Niemand geben.“

„Für Gewissensbisse sind sie zu abgehärtet und sie müssen deßhalb dem Lyoner Kaufmann folgen, den sie auf so unbarmherzige Weise schlachteten.“

Die beyden Räuber erbleichten; ich sprach heftig gegen die verdiente Strafe der Schurken. Aber vergebens, der Zigeuner war fest entschlossen und geboth, die Strafe sogleich an ihnen zu vollziehen.

Wenige Fuß vor dem Abgrunde stand ein geschwärzter Baumsturz mit wenigen Ästen und trotzte den Stürmen, die ihn so oft und so gewaltig umbrauseten. Ein großer gesprungener Ast streckte sich von dem Stamme aus, den der Blitz bis in die Wurzel gespalten hatte. Es war dieß ein passendes Sinnbild des Schicksals, bey dessen Vollziehung er als Werkzeug dienen sollte. An den einsamen Ast dieses Baumpatriarchen befahl mein unerbittlicher Retter Einen der Mörder zu schlingen. Mittelst eines an das Ende eines Seiles (dessen anderes Ende um den Führer geschlungen wurde) befestigten Gewichtes wurde es über jenen dürren Zweig geworfen. Der Delinquent sah betrübt aus, doch beugte sich sein starres Herz nicht. Seine Züge blieben fest und unverändert. Er sprach kein Wort. Es war der schweigsamste, mürrischeste der Beyden. Er bath weder um Gnade, noch verfluchte er den Rächer seiner Verbrechen, schwieg vielmehr verstockt still und sah den Vorbereitungen zu sei-

ner Hinrichtung ernst und unerschüttert zu. „Nun schwingt ihn über den Abgrund!“ rief der Zigeuner, als alles bereit war. Der verstockte Sünder bewegte sich bey diesem gräßlichen Befehle nicht, sondern warf bloß einen Blick stiller, aber schrecklicher Wuth auf den Sprecher. Keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich. Es schien, als sey jede Faser so angespannt, daß sie nicht wieder nachlassen könne. Seine Lippen waren zu einem höhnischen Zuge verzerrt; die Arme kreuzte er über der Brust. Er war ein paar Fuß hoch über den Boden gehoben, als einer der stärksten Zigeuner einen Strick an die Fessel band, womit des Räubers Beine zusammengeschnürt waren, und ihn mit Gewalt vorwärts zog. Durch diesen Strick vermehrte er bald das Schwingen und Schwanken des schwebenden Schurken, und als dieß die größte Ausdehnung erreicht hatte, ließen die Bergbewohner das Seil, welches über den Baumast gezogen war, gehen, und der Räuber flog über den Rand des Abgrundes hinaus in die freye Luft. Fast augenblicklich drehte er sich hier um, so daß der Kopf hinunterkam, und schoß in die Tiefe hinab. Ein Platschen hörte man und dann folgte wieder das Brausen des Flusses. Das Sterbegewimmer wurde von den wilden Wogen verschlungen, während der Körper wahrscheinlich an den zahllosen Felsenstücken zermalmt und zerrissen wurde.

Der andere Räuber war zu einem ähnlichen Schicksale verurtheilt, aber er trug es nicht mit gleichem Trotze. In ihm war die Lebenslust noch mächtig und sein Geist sträubte sich bey dem Gedanken, der dunkeln Ungewißheit einer Zukunft entgegenzugehen, welche für ihn nichts Freudiges haben konnte. Er war so bleich und kalt wie der Schnee, der die Bergspitzen bedeckte; seine Lippen bebten, seine Augen waren weit aufgerissen und starrten ängstlich vor sich hin und sein ganzes Gesicht sprach den Schrecken aus, der durch jede Faser seines Körpers zuckte. Er bat um Gnade — vergebens; man beachtete sein Flehen nicht und zog ihn über den Baumast. Er wehrte sich fürchterlich, was einen grausenvollen Anblick gewährte, aber eben so vergeblich, als hätte er mit dem Sturme gekämpft. Auf sein dringendes Bitten wurden ihm die Fesseln von den Füßen genommen, doch erst, als er schon vom Boden emporgehoben war. Nun verdoppelte er seine Anstrengungen, um sich frey zu machen, und man erkannte, daß er sich nur darum die Fesseln von den Füßen hatte abnehmen lassen, weil er gehofft, leichter seinen Zweck zu erreichen. Alle seine Bemühungen waren indeß fruchtlos, obgleich es ihm gelang, die Hände frey zu machen und er nun alle Kraft anstrengte, das Seil zu erfassen, an dem er hinausgeschleudert wurde. Endlich versuchte er einen verzweiflungsvollen Griff darnach, erlangte es aber nicht, wurde vielmehr in demselben Augenblicke über den Baumast hinweggerissen. Schreyend, mit ausgestreckten Armen und Beinen schwebte er einen Augenblick über dem Abgrund, dann aber fiel er still in die Tiefe hinunter. Man hörte wieder das Patschen und dann das Tosen des Wassers. Mich ergriff dieß schreckliche Strafgericht über alle Beschreibung, obgleich ich fühlte, die Strafe sey zehnfach verdient.

„Sie hatten den Tod verdient,“ sprach der Zigeuner, als er das Entsetzen auf meinem Gesichte bemerkte. „Halten Sie mich nicht für hartherzig oder grausam, weil ich diese Schurken bestrafte; und was ihre Todesart betrifft, so war sie, obgleich sie fürchterlich aussieht, die leichteste, welche sie sterben konnten. Ich habe bloß zwey Schlangen zertreten und unschuldiges Blut gerettet.“

Auch der Bankier empfing bald den Lohn für seine Schandthaten. Die Freunde des Lyoner Kaufmanns nahmen, durch mich veranlaßt, sogleich Maßregeln, ihn verhaften zu lassen, und er ward endlich durch das Geständniß der Mutter der beyden Räuber überführt und hingerichtet.

Nach der Bestrafung der Räuber blieb ich noch eine kurze Zeit bey dem Zigeuner, wurde von ihm auf's beste verpflegt und endlich auf mein Bitten von ihm und seiner Tochter nach Lyon begleitet. Ich erfuhr nun, sein Weib, ihr jüngstes Kind und die zweyte Tochter seyen in den pontinischen Sümpfen, wo sie sich nach der Abreise aus England aufgehalten hatten, am Fieber gestorben.

Ich war damahls gerade sechs und dreyßig Jahre und stand ganz allein in der Welt bis auf einen Oheim in Indien, den ich seit meiner Knabenzeit nicht gesehen hatte. Ich erfuhr weiter nichts von ihm, als daß ich jährlich seinen Nahmen in dem East India Register als Richter in einer der eroberten Provinzen angeführt fand. Mein Einkommen war mehr als hinreichend zu einem glänzenden Leben, denn ich hatte jährlich acht tausend Pf. Sterl. Einnahme, und war Niemanden Rechenschaft über mein Thun und Lassen schuldig. Ich entschloß mich also, diesen meinen ungebundenen Zustand zu benützen und meinen Neigungen völlig nachzugeben. Erschrick nicht, lieber Leser, wenn ich sage, daß ich die Tochter des Zigeuners heirathete. Und warum sollte ich nicht? Sie war ein tugendhaftes Mäd-

chen, und von der Natur mit Geistesgaben ausgestattet, die nach völliger Ausbildung zu den glänzendsten gehörten.

Verdiene ich Tadel und Spott, weil ich ein braves, liebenswürdiges Mädchen heirathete, obgleich es die Tochter eines Zigeuners war? Meine Zigeunerbraut, obgleich sie arm ist, hat in ihren Adern das reine unvermischte Blut ihres Stammes. Sie wurde gut erzogen, wenn auch nicht verzogen, und stammte von einem der ältesten Geschlechter auf der Erde. Als Braut war sie der Stolz meiner Wahl und in spätern Jahren die Bewunderung meines Herzens und ihres Geschlechts. Wir lebten erst einige Jahre im Auslande, ehe ich in das Land meiner Väter zurückkehrte. Es ist nun drey und dreyßig Jahre, daß ich der Tochter des Zigeuners mein Herz und mein Vermögen antrug, und ich habe in dieser langen Zeit nicht Einmahl Ursache gehabt, es zu bereuen. Sie hat mich zum Vater dreyer liebenswürdigen Töchter und der Gesellschaft, in welche ich sie einführte, keine Schande gemacht. In meinen Augen ist sie noch heute schön, obgleich sie den Gleicher des hundertjährigen Kreises überschritten hat. Ihre Liebe und Zuneigung zu dem sechsundsechzigjährigen Gatten scheint noch eben so stark zu seyn, als damahls, wo er ein sechsunddreyßigjähriger Bräutigam war. Wir sind noch heute Eins durch das Andere glücklich und ich erinnere mich stets mit freudevoller Zufriedenheit des Tages, an welchem ich den Entschluß faßte, den Spöttereyen der Welt Trotz zu biethen und mein künftiges Glück der Tochter eines Zigeuners anzuvertrauen.

Die höchste Lust.

Die höchste Lust
Lacht mir an Liebchens Brust,
Wenn sie sich sanft an mich so schmieget,
Ihr Köpfchen mir im Arme lieget;
Da winkt die höchste Lust
An Liebchens Brust.

Es schlägt das Herz,
Es schwindet jeder Schmerz,
Wenn sinnig sie in's Aug' mir blicket,
Wenn innig meine Hand sie drücket;
Da schwindet jeder Schmerz,
Froh schlägt das Herz.

Es schwillt die Brust
Von nie geahnter Lust,
Es thut sich auf ein neues Leben,
Das Lieb' allein vermag zu geben;
Und nie geahnte Lust
Schwellt hoch die Brust.

Ihr reiner Blick
Schafft mir das höchste Glück.
Voll Unschuld strahlt ihr klares Auge,
Aus dem ich Lust und Wonne sauge;
Mir schafft das höchste Glück
Ihr reiner Blick.

Dann frag' ich sie:
„Liebst du mich Mädchen? Wie?“ —
Da röthen schnell sich ihre Wangen,
Von Liebe und von Lust befangen
Spricht sie: „„Ich liebe dich
Herzinniglich.““

Und fest drück' ich
Die Theure dann an mich.
Die größte Wonne hier auf Erden
Ist lieben und geliebt zu werden;
Und sterben dünkt mir Lust —
An Liebchens Brust.

Heinrich Proch.

Das Fest Salomonis.

(Eine jüdische Sage.)

Der weise König Salomon, Sohn Davids, gab in den Tagen seines Glanzes einst ein Fest und ladete zu demselben alle Könige der Erde von Osten bis Westen ein. Er bewirthete seine Gäste mit mehr als königlicher Pracht und während des Festes, als sein Herz von Wein erfreuet war, zeigte er ihnen die Wunder seiner Macht. Zuerst befahl er, daß die Schaaren von Sängern, die noch von seinem Vater unterrichtet waren, hereinkommen und ihre Fertigkeit auf der Harfe, der Cymbel, Trompete und den andern Instrumenten zeigen möchten. Es konnte nichts Köstlicheres geben; Alle wurden überrascht und entzückt. Doch hatte König Salomon ein frappanteres Schauspiel im Vorbehalt. Auf den Wink mit seinem Zepter und den Ausspruch eines Befehls an alle Geschöpfe der Erde wurden die Hallen seines ungeheueren Pallastes sogleich durch das Herbeyströmen aller Thierarten, von dem Löwen bis zur Schlange und von dem Adler bis zu dem kleinsten der Vögel, übermäßig gefüllt. Der Schrecken seiner königlichen Gäste war anfangs außerordentlich groß, doch ging er in Bewunderung über, als sie die Macht des weisen Mannes von der ganzen Menge der Thiere anerkannt sahen; diese ließen ihm nähmlich Laute hören, die er alle verstand und beantwortete, und sie entfalteten alle ihre Eigenschaften und Schönheiten, um dem mächtigen Monarchen zu huldigen.

Diesem sollte indeß ein noch überraschenderes Schauspiel folgen. Der König befahl, man möchte ihm einen aus einem einzigen Edelsteine gefertigten Becher bringen, und er goß eine Flüssigkeit von blendendem Glanze in denselben, bis der ganze Becher gleich einem Stern glühte; eine aus demselben aufsteigende Flamme schoß tausend deutlich zu erkennende feurige Pfeile nach allen Seiten des Horizonts aus. In einer kurzen Zeit wurden Töne fürchterlicher Art in der Erde und in der Luft gehört, und das Heer der Dämonen, nächtlicher Gespenster und böser Geister, die seinem Willen un-

terworfen waren, drang in den Pallast. Alle zeigten sich in ihrer schönsten Gestalt, und es gibt nichts, das überraschender, wunderbarer oder blendender seyn konnte, als die maßlose Musterung des Feindes der niedern Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

Zu dem Mittwoch den 16. d. M. im Hofoperntheater Statt gehabten letzten Auftritte des Hrn. Wild (als Sever in der „Norma“) schien die ganze gebildete Welt unserer Hauptstadt sich drängen zu wollen, um noch einmahl ihren Lieblingssänger zu hören. Die Theatergeschichte hat wenig Beyspiele eines solchen Zuströmens zu einer schon oft gegebenen Oper aufzuweisen; freylich hat sie auch auf wenige Künstler hinzudeuten, die sich der allgemeinen Gunst in so hohem Grade erfreuten. Hr. Wild wurde nach seiner Arie, nach dem ersten Finale und am Schlusse nicht weniger als viermahl gerufen. So groß auch an diesem Abend die Wirkung seines Gesanges war, wurde sie doch dießmahl durch jene seiner Rede überbothen, als er mit sichtbarer Rührung die Versicherung gab, er wolle auch ferner noch dem geliebten Vaterlande seine Kräfte weihen. — Mad. Ernst, die Beneficiantinn dieses Abends, wurde nach ihrer grosien Scene und nach beyden Actschlüssen gerufen; eben so Dlle. Löwe. Es war ein Musikfest, das in dem Gedächtnisse der daran Theilnehmenden lange fortleben wird. — Nachstehendes waren die Worte, welche Hr. Wild zum Abschiede sprach: „Empfangen Sie, Hochverehrteste, meinen innigsten Dank „für Ihren sich stets gleich bleibenden Beyfall, dessen ich mich „während meines neuen Hierseyns in meinem angestrengten Be„rufe stets zu erfreuen hatte. Zugleich bitte ich Sie, mir Ihre „freundlichen Gesinnungen in Zukunft zu bewahren. — Gerne „werde ich die Hand biethen, um mein einst gegebenes Verspre„chen zu erfüllen: bis an's Ende meiner Künstlerlaufbahn meiner „lieben Vaterstadt anzugehören.“ Hr. Wild ist bereits nach Breslau abgereiset.

Kalenderschau.

Von dem gemeinnützigen und erheiternden Hauskalender ist der Jahrgang für 1834 (der fünfzehnte) erschienen. Wir nehmen alljährlich Anlaß, von diesem Volksbuche im edlen Sinne des Wortes eine empfehlende Anzeige zu machen, weil bey demselben, was schon bey Büchern nicht gewöhnlich, bey Kalendern aber besonders selten ist, nach einem festen Plane systematisch vorgegangen, und die doppelte Richtung: zu belehren und zu unterhalten, fest im Auge behalten, auch derselbe von Zeit zu Zeit mit Allem, was nützen oder vergnügen kann, bereichert wird. Da der bisherige verdienstvolle Herausgeber des Hauskalenders den Wissenschaften, welchen er lebte, durch den Tod entrissen wurde, so ist die Redaction desselben in andere Hände übergegangen, und wir freuen uns nach sorgfältiger Prüfung die auf Überzeugung basirte Versicherung geben zu können, daß der Verfasser des in Rede stehenden Jahrganges in den Geist seines Vorgängers eingedrungen sey, ja, daß er auf eine zweckmäßige Art das leichter Entbehrliche weggelassen, und durch Rubriken von höherem und allgemeinerem Interesse ersetzt habe, so wie, daß auch die stehenden Rubriken einer genauen Sichtung unterworfen, und manche wesentliche Verbesserungen damit vorgenommen wurden.

Als Beyspiel gelte gleich die erste Rubrik: Astronomisch-meteorologisches Jahrbuch, welches dießmahl von der Bestimmung der geographischen Breite und Länge, so wie der geographischen Höhe handelt; ein Aufsatz, der an sich schon werthvoll, noch größeres Interesse durch eine beygefügte Tafel der Länge, Breite und Höhe der vornehmsten Puncte der Erdoberfläche und insbesondere des österreichischen Kaiserstaates erhält. In der zweyten Rubrik: Geschichts-Archiv finden wir die mit Fleiß und Genauigkeit ausgearbeitete Chronik bemerkenswerther Ereignisse vom 1. July 1832 bis letzten Juny 1833. Dieser im Hauskalender neue Artikel ist für die Leser von höchstem Interesse, er hält sie im Currenten mit der Zeitgeschichte und ist zugleich nützlich als Nachschlagebuch für Vorfälle und deren Datum. — Das Pantheon des österreichischen Nationalruhmes liefert außer der zum Titelkupfer gehörenden Beschreibung der Stadt Mailand, einen sehr gediegenen Aufsatz über den Bau des Hauptcanals am rechten Ufer des Wienflusses, und Biographien von Niclas Zrini, dem Feldherrn Grafen Frimont (letztere aus den zuverlässigsten Geschichtsquellen), dann jene des Prager Fürst-Erzbischofs Grafen von Kolowrat und des berühmten Geschichtsforschers Michael Ignaz Schmidt. Mit Sorgfalt und glücklicher Wahl lesen wir unter der Aufschrift: Moral in Beyspielen, einen Dialog: Das Leben eines Weibes, wirklich aus dem Leben gegriffen; eine Erzählung: Benedetto Torelli; eine anziehende Anekdote aus dem Leben des berühmten brittischen Staatsmannes Fox: Eine Ehrenschuld; und die pikante Humoreske: Meine Verfolgerinnen. Ebenfalls als neu und empfehlenswerth bezeichnen wir den „Kalender für Leben, Gesundheit, Kunst und Wissenschaft, praktische Heilkunde, Naturkunde, Naturgeschichte und Naturlehre, Feld- und Landwirthschaft, Viehzucht, Wald- und Obstbau, Länder- und Völkerkunde, und allerley Nützliches im Leben.“ Was diese umfassende Aufschrift verheißt, leistet der Inhalt; er ist zu reichhaltig, um hier ausführlich besprochen zu werden; aber sicher wird der praktische Nutzen dieses Aufsatzes, auf den allein es hier abgesehen ist, allgemein gewürdigt, und vielleicht oft davon Gebrauch gemacht werden. Vorzügliche Anempfehlung verdienen: Die sichersten Mittel die Scheintodten jeder Art wieder zu erwecken. — Der „Unterhaltungskalender“ besteht aus Gedichten, Fabeln, Anekdoten, kleinen Erzählungen, Räthseln, Charaden, Logogryphen und einer Musikbeylage, eine Composition unsers beliebten Capellmeisters Franz Lachner. — Bey dem Postwesen sind die neuesten Veränderungen hinsichtlich der Preise, dann der Abfahrt und Ankunft der Eilwagen aufgenommen worden; eben so hat der Artikel: Österr. Jahrmärkte jene Rectificationen erhalten, deren er so sehr bedurfte. Endlich steht auch das Auskunftsbuch in ganz neuer Gestalt vor uns. Viel Müßiges ist hier weggeblieben, manches Nöthige eingeschaltet, eine bessere Eintheilung getroffen und das Nachschlagen durch Hinauswerfen aller Hinweisungen, welche früher die erprobteste Geduld ermüden konnten, bedeutend erleichtert. Die Verbesserung dieses Artikels muß unsägliche Mühe veranlaßt haben, diese wird aber in der Zufriedenheit des Lesepublicums Vergütung finden. — Der Hauskalender erscheint wie bisher im Verlag von A. Strauß's sel. Witwe (Dorotheergasse Nr. 1108). Er kostet gebunden, mit dem Plane der Stadt Mailand und einer Musikbeylage geziert, 174 Quartseiten stark, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr., auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W.

W—dh—m.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 129 — 26. October 1833.

Rockall.

(Aus Capitäns Hall Reiseerinnerungen.)

Am 13. October 1813 kreuzten wir auf dem „Endymion“ an der Nordküste von Ireland; auf den Sturm des vorhergegangenen Abends war ein schöner Tag gefolgt, die Schiffsmannschaft hatte ihr Mittagsmahl zu sich genommen, und es war ein Uhr Nachmittag, als die Mastkorbwache auf der Marsstange herabrief: „Ich sehe etwas unter dem Wind.“

„Etwas! Was verstehst du unter etwas?“ fragte der Premierlieutenant, indem er zugleich dem Hochbootsmanne, der am Steuerruder stand, einen Wink gab, den Helmstock in Acht zu nehmen. — „Ich weiß nicht, was es seyn kann; es ist etwas Schwarzes,“ war die Antwort. Nun befahl der Lieutenant dem Cadetten, in den Mastkorb hinaufzusteigen und mit seinem Fernrohre zu untersuchen, was die Schildwache gesehen hatte.

„Das sieht auf ein Haar einem kleinen Felsen ähnlich,“ rief der junge Mensch.

„Es gibt hier herum keine Felsen,“ erwiederte der Officier, „wir können höchstens die Muckish-Spitze hinter der Insel Tory sehen. Sehen Sie noch einmahl genauer hin.“

„Es ist eine Schaluppe,“ rief nun der Cadett, „es ist eine Schaluppe im Abfalle, drey oder vier Grade unter dem Winde.“

„Nun das mag seyn,“ entgegnete der Lieutenant und rapportirte dem Capitän, der befahl, die Fregatte unter dem Winde hintreiben zu lassen, um etwas Näheres über die ungewöhnliche Begegnung zu erfahren. Da man nicht Bord an Bord mit der Schaluppe anlegen konnte, so wurde die Quartierwache durch die Pfeife auf ihren Posten gerufen, und nur die eine Hälfte der Schiffsmannschaft blieb auf dem Verdecke; die andere schlenderte nachlässig in den Raum hinab oder legte sich unter der Gallerie der Schiffsleiter in die Sonne. Es genügte das Fockſegel und die Schoten ein paar Mahl zu brassen, die Bram- und Marssegel flattern zu lassen und die Boyleinen straff anzuziehen, und der leichte „Endymion“ flog dahin wie ein Windspiel, das man von der Leine losgelassen hat. Bald ersah man, daß der Gegenstand, den man verfolgte, wirklich eine Schaluppe war. Ein wenig näher gekommen wurden die Köpfe einiger Menschen sichtbar und endlich diese selbst, wie sie in ihrem Fahrzeuge standen und die Hüte schwangen. Wir legten ihnen gegenüber am Winde bey und setzten ein Boot aus, um zu erfahren, was es gebe.

Wie wir gleich anfangs gemuthmaßt hatten, gehörte die Schaluppe einem Schiffe zu, das in dem letzten Sturme gescheitert war. Der Schiffsmannschaft war es noch gelungen, die Schaluppe in's Meer zu bringen und in derselben ein und zwanzig Personen, Matrosen und Passagiere, aufzunehmen, unter de-

nen sich zwey Weiber und drey Kinder befanden. Mitten im Sturme war ihr Schiff so leck geworden, daß die Pumpen unnütz wurden, worauf die Unglücklichen das Wasser mit Eimern auszuschöpfen begannen; allein von Arbeit erschöpft und völlig entmuthigt, hatten sie sich endlich vom Schlafe übermannen lassen, bis das Schiff nahe daran war, in den Grund zu sinken. Den unvermeidlichen Tod vor Augen rafften sie sich noch zu einem letzten Versuche auf, sich zu retten. Die Schaluppe wurde nicht ohne große Schwierigkeit ausgesetzt; Alle, die hineinkommen konnten, drängten sich hinein und schätzten sich glücklich noch zwey kleine Ruder und eine Beysegelstange erhaschen zu können, die sie als Mast aufstellten und daran statt des Segels ein Stück ihres Pressennings (breites getheertes Segeltuch an den Lucken) zu befestigen. Ein Schinken und drey Gallonen Wasser bildeten ihren ganzen Mundvorrath, und so entfernten sie sich von ihrem Schiffe, auf dem jedoch der Capitän, zwey Passagiere, zwey Matrosen und eine Frau zurückzubleiben sich entschlossen hatten. So wurde uns die Geschichte wenigstens von den Leuten, die wir am „Endymion“ aufnahmen, erzählt.

Als die Schaluppe den Wrack ihres Schiffes verließ, wehte der Wind nach dem Lande zu, und obgleich ihr das schlechte Segel wenig half, so reichten doch beyde Ruder aus, das Vordertheil des Fahrzeuges in einer guten Richtung zu erhalten. Natürlich kamen sie nur äußerst langsam von der Stelle, so daß sie, wenn ihr Schiff von einer Woge in die Höhe gehoben wurde — denn die See ging wegen des erst vorübergegangenen Sturmes sehr hoch — von ferne nichts entdecken konnten, als den flachen Berg Muckish, auf der Nordwestküste von Ireland, in einiger Entfernung von dem sogenannten „Bloody Foreland“ (Blutiges Vorgebirg).

Unter dieser Gesellschaft von Schiffbrüchigen herrschte aber nicht die mindeste Mannszucht, selbst als der Wind noch günstig wehte; als dieser aber umsprang und vom Lande her ihnen entgegenblies, ergaben sie sich einer völligen Verzweiflung, ließen die Ruder sinken, ihr Segel in Stücke zerfetzen und zehrten allen ihren geringen Mundvorrath von Speisen und Getränken auf. Zu allem Überflusse fing die Schaluppe, die nur schlecht vertheert war, auch noch an, Wasser zu schöpfen, und, wie sie nachher eingestanden, ohne den Muth und die Beharrlichkeit der Frauen würden sie bey diesem neuen Unfall insgesammt zu Grunde gegangen seyn. Da das Wetter zugleich regnerisch und kalt wurde, so fingen die armen Kinder, die noch zu jung waren, um ihre verzweiflungsvolle Lage und das Unnütze ihrer Klagen zu begreifen, unaufhörlich nach Wasser und warmen Kleidern zu schreyen an. Selbst als sie schon an unsern Bord gekommen waren, wimmerten diese armen Geschöpfe noch: „Ach, gebt uns ein wenig Wasser!“ und diese Worte tönten noch lange in unsre Ohren. Keine der Frauen war von starkem Körperbau, im Gegentheil Eine von ihnen schien sogar sehr zart; allein dieß hinderte sie nicht, die Männer aus ihrer stumpfsinnigen Verzweiflung zu wecken und sie an ihre Pflichten zu erinnern, wobey sie Vorwürfe und Bitten vereinigten und mit einem Beyspiele von Muth vorausgingen, der das andere Geschlecht in äußersten Gefahren oft so mächtig begeistert, daß es sich über die Männer erhebt. Wie lange jedoch dieß gedauert haben würde, weiß ich nicht zu sagen; allein wahrscheinlich würde ihre fieberhaft gesteigerte Kraft noch vor Einbruch der Nacht ermattet seyn, zumahl da der Wind viel stärker zu wehen anfing und sie weiter in die offene See hinaustrieb.

Die Frauen, von Wasser durchnäßt und kaum fähig Hand oder Fuß zu rühren, wurden fast in einem Zustande von Stumpfsinn an Bord gebracht; denn ihre unverhoffte Rettung hatte so mächtig auf sie gewirkt, daß sie von ihrer moralischen Kraft in dem Augenblicke verlassen wurden, als sie ihrer nicht mehr bedurften. Eine von ihnen glitt, als sie das Castell des Schiffes erreicht hatte, aus den Händen und fiel auf ihre Knie, indem sie Thränen vergoß und dem Himmel für ihre Rettung zu danken schien; allein ihr Kopf war ganz verwirrt; sie bildete sich ein, ihr Kind verloren zu haben, rang die Hände und schrie in Verzweiflung laut nach ihrem Kinde. In diesem Augenblicke erschien ein riesenhafter Hochbootsmann, Billy Magnus genannt, von dem man sagte, daß er nicht weniger als fünf Weiber und weiß Gott wie viele Kinder hatte, auf der Schiffsleiter und hatte in seiner Gigantenfaust den armen Wurm, der sich krümmte und weinte, wie weiland Gulliver zwischen Daumen und Zeigefinger des Pächters von Brobdignac. Die Mutter hatte gerade noch Kraft genug, ihr Kind aus der Hand Billy's zu empfangen und stürzte dann ohnmächtig auf dem Verdeck zusammen.

Mit Hülfe eines tüchtigen Feuers, warmen Thee's, Braten und Eyern war bald einigen der dringendsten Bedürfnisse dieser armen Frauen abgeholfen; allein die größte Schwierigkeit war, für sie trockne Kleider aufzutreiben. Der Capitän verfiel glücklicherweise endlich auf eine Auskunft. Er ließ bey den Officieren ihre Schlafröcke hohlen, fügte von seinen eigenen Kleidungsstücken

hinzu und hatte bald so ziemlich ordentliche Anzüge für diese Frauen zusammengebracht, bis wenigstens ihre eigenen Kleider getrocknet waren. Die Kinder wurden in derselben Kajüte nahe zum Feuer hin gebettet, und es war ein wahrhaft erfreulicher Anblick, die Speisen von den Tischen verschwinden zu sehen, während die Weiber durch einander weinten, betheten und lachten.

Die Matrosen, als abgehärtete Naturen, legten keine solchen Zeichen von Rührung an den Tag, als man sie aus der Schaluppe heraufhohlte, sondern liefen instinctmäßig auf die Trinkkannen zu und bathen um einen Tropfen Wasser. Man konnte kein besseres Mittel wählen, sie zu kleiden und zu speisen, als indem man sie den verschiedenen Matrosen, die gemeinschaftliche Schüsseln hielten, einzeln zutheilte. Hier hatte man sie bald mit Kleidern versehen, und sie aßen, so viel sie konnten, da der Arzt, darüber befragt, zur Antwort gab, sie hätten noch nicht so lange gefastet, daß es ihnen schädlich würde, wenn man sie essen ließe, so viel ihnen schmeckte. Den Schinken ausgenommen, den sie in der Schaluppe verschlungen hatten und von dem auf Jeden nur ein Mundvoll gekommen war, hatten sie sechs und dreyßig Stunden lang keinen Bissen über die Zunge gebracht; daher denn aber auch dem Rindfleisch, Schweinefleisch, Brot und andern Vorräthen der königlichen Fregatte nie größere Ehre geschah. Man fütterte sie so lange, bis sie bathen, man möchte sie jetzt ein wenig schlafen lassen. Vielleicht waren einige von unsern Leuten um so mehr geneigt, diesen Unglücklichen, die man auf offener See gefunden hatte, aus allen Kräften beyzuspringen, als wir uns einen Monath vorher erst in einer fast ähnlichen Gefahr befunden hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Fest Salomonis.

(Beschluß.)

In langer Reihe folgten feurige Gestalten; einige sprühten Feuer, dem Blitze gleich, aus andern strömte Licht, zart wie das des Regenbogens. Manche waren von kolossaler Gestalt, andere den kleinsten Zwergen ähnlich; einige waren nackt, mit kräftigen Gliedmaßen der vorsündfluthlichen Riesen, andere von der zartesten und lieblichsten Gestalt, in Seide und Gold gekleidet; manche trugen Wapen, königliches Gewand, Kronen mit Sternen besetzt, die klein wie das Auge des Maulwurfs waren, dennoch aber mit dem blendendsten Glanze funkelnd. Manche befanden sich auf Schwingen, andere in schwebenden Wagen aus auf Erden unbekanntem Metall, das aber Gold und Silber an Glanz übertraf. Reitende Bothen waren von unbegreiflicher Kraft und erstaunlicher Größe, schlank wie die Thürme einer Stadt, und neben welchen der Elephant wie ein Rehkalb ausgesehen hätte. Barken ganz aus kostbaren Juwelen gemacht, bewegten sich durch die Luft, und schwammen um die Pfeiler und Bildwerke des Pallastes mit ungemeiner Schnelligkeit. Einige Gestalten waren zu Fuß, und traten auf Teppiche von Silber und Scharlach, die sich, wohin sie traten, ausbreiteten, und bey jedem Schritte frische Rosen hervorbrachten. Manche hatten ein von Kummer und Schrecken gefurchtes Gesicht, andere waren aber von seltener und vollkommener Schönheit, die das Auge zugleich anzog und niederdrückte. Alle bewegten sich nach dem Schall einer unendlichen Anzahl von Instrumenten, auf welchen, je nach dem Stande und der Gewalt eines jeden, Kriegs- und Hirtenlieder so wie Chorale gespielt wurden, und sie bildeten alle den seltensten und wunderbarsten Anblick.

Obgleich nun alle Gäste niemahls ein ähnliches Schauspiel gesehen, bekannten sie dennoch, wie es sie mit unbeschreiblicher Furcht durchdringe. Sie fühlten sich schwer beklommen, und nicht der Reiz dieser Lockungen und Versuchungen, welche gefallenen Geistern noch übrig bleiben, ja nicht einmahl ihre Weisheit, Schönheit und Kenntniß der Geheimnisse der Natur, ihre glänzende Geistesfähigkeit und allgemeine Geschicklichkeit vermochten die Könige abzuhalten Salomon zu bitten, er möge seinen schrecklichen Vasallen, den Beherrschern der Welt der Finsterniß befehlen, den Pallast zu verlassen. Der König willigte aus Rücksicht auf ihre menschliche Schwäche ein, nahm den Becher aus Edelstein in die Hand, und goß in denselben eine Flüssigkeit von der Farbe des Elfenbeins. Der Becher wurde alsbald schwarz wie die Nacht, und tausend Pfeile der Finsterniß schossen aus demselben nach allen Seiten des Horizonts. Sie drangen durch die Reihen der bösen Geister wie fliegende Pfeile, und sogleich brach die ganze mächtige Schaar auf und flatterte in allen Richtungen durch die Luft. Lange sah man ihre Flucht, welche dem Herabfallen feuriger Meteore glich; und das Geschrey auf ihrer Flucht wurde bis nach Babylon gehört.

Ad. Sasse.

Notizen.

Schauspiele.

Über Nestroy's „Robert der Teuxel."

Ich pflege das k. k. priv. Theater an der Wien weder häufiger zu besuchen, noch bin ich veranlaßt, meine Meinung über die daselbst einheimische Art von Kunstleistungen dem Publicum vorzulegen. Seit mehr als einem einjährigen Zeitraume habe ich nur Nestroy's: „Der böse Geist Lumpacivagabundus" und neuerlich die siebente Vorstellung seiner neuesten Parodie „Robert der Teuxel" gesehen. Das Publicum hat das erstere Erzeugniß des landsmännischen Dichters (diesen Nahmen verdient Nestroy in seiner Art unstreitig) mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen; ich fand diese Aufnahme billig, wenn nicht gerecht. — „Robert der Teuxel," von dem Alles sprach, den Alles rühmte, pries, in die Wolken erhob, ehe — er gegeben worden, fand eine laue Aufnahme — und ich finde sie unbillig, wenn nicht ungerecht. Allein so pflegt es dichterischen Producten zu ergehen, die irgend einem von dem Publicum verhätschelten, allbelobten Adoptivkinde nachfolgen. Man hegt die ungeheuersten Erwartungen, glaubt, ein Wesen ganz neuer Art werde das Tages- oder vielmehr Lampenlicht erblicken, und siehe da! es darf weder schlechter noch besser seyn als sein Vorgänger — das hochgespannte Urtheil ist ganz ein anderes; denn wo die Erwartung über Alles, bleibt Alles unter der Erwartung. Es wäre für Dichter und Directionen keine heilsamere Politik (wenn diese zu befolgen, immer in ihrer Macht stünde) anzuempfehlen, als von ihren Neuigkeiten sehr wenig oder gar nichts reden zu machen. Allein unberufene Freunde, die irgend etwas davon erschnappt, bey der Vorstellung beschäftigte Nebenpersonen, oder die beym Costüm- oder Decorationswesen irgend einen Handlangerdienst zu verrichten bekommen, blasen in die Posaunen von Jericho, und zertrümmern das vermeintlich festgefügte Gebäude, gleich den Mauern jener Stadt. — Von der anfänglich gleichgültigen Aufnahme, welche besagte Parodie Nestroy's fand, müssen die angeführten Umstände wohl ein Hauptgrund seyn, weil sich leicht kein anderer zureichender vorfindet. Mag nun auch der Geschmack in diesem Genre localer Possen für ein oder das andere Süjet Vorliebe hegen, mögen die Einen nicht Verehrer von Parodien seyn, während sie Zauberstücke über Alles gerne sehen — so viel ist gewiß, daß „Robert der Teuxel" in seiner Art nicht eben tief unter dem Zauberstücke „Lumpacivagabundus" steht, nur daß bey beyden Erfolg und Erwartung sich durch letztere in ein entgegengesetztes Verhältniß stellten. Es war sehr schwierig den Operntext „Robert der Teufel" zu parodiren. So wie er auf unseren Bühnen dargestellt wird, liegt so wenig Sinn in selbem, daß eine komische Auffassung des Stoffes a contrario beynahe unmöglich gemacht wird. An den Lächerlichkeiten, die in einzelnen Momenten liegen, hat der parodirende Dichter aber nur magere Kost. Nestroy hat demungeachtet versucht, das ganze Süjet in ein komisches umzustalten, und wenn ihm dieß, im Sinne der Parodie, auch nicht in dem Grade gelungen ist, daß die Sache selbst, die Tendenz des Ganzen damit ins Lächerliche gezogen worden wäre, so hat er in der komischen Handlung (die jedenfalls nicht viel weniger Sinn und Zusammenhang hat, als das Original selbst) doch einen Faden gefunden, welcher die einzelnen, gewiß drastisch-witzigen Situationen so gut verbindet, als man in localen Zauberstücken gewohnt ist. Einzelne Scenen aber sind, wie gesagt, unübertrefflich. Wir erinnern nur an jene bey der Spinnerinn am Kreuze, um die Erinnerung all Derjenigen, welche die Parodie gesehen haben, für uns zu stimmen. Als Hr. Scholz Bertrams Rock findet, ihn anzieht, und der lammweiche Mann plötzlich ein Tyrann, Räuber wird, ja alle Geberden der diabolischen Natur annimmt und sein gutmüthiges Erstaunen darüber, als er sich des bluterhitzenden Kleides wieder entledigt hat, so wie alle folgenden Scenen mit Bertram und Alice — sind in der That voll Witz und komischer Laune, so wie sie nur immer in einem dreien Stücke vorgekommen seyn mögen. Sehr gelungen ist auch die Idee mit den Scenen im Weinkeller, wo die geschwefelten Weingeister aus den Fässern emporsteigen, und Robert die von der Katze bewachte Zauberpippe entwendet. Nur der Schluß, wo er bewogen wird, diesen höllischen Talisman wieder von sich zu werfen, ist allzu präcipitirt, und schadet ganz gewiß dem Endeffecte. — Wie Nestroy den Charakter Bertrams als Dichter und Schauspieler behandelt hat, ist der beste Bürge für sein beyderseitiges Talent. Man kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn dieser Geist, der ewig Böses schafft, um seiner Natur zu genügen, einem Kellnerjungen den Fuß untersetzt, ihn zum Falle bringt und ausruft: Triumph! es ist gelungen! — Solcher Züge gibt es mehrere. Als Schauspieler hält Nestroy die äußere höchst originelle Erscheinung bis zum Schlusse fest, und fällt auch nicht einmahl aus der angenommenen schwierigen Weise. Im hohen Grade komisch ist Scholz als Bedienter. Was dieser in der That classische Künstler auch in dieser Rolle leistet, wiewohl sie dem Umfange nach nicht groß, darf seinen besten Parthien an die Seite gesetzt werden. Decorationen, Costüm, Arrangement sind schön, pflegen aber ohnehin allwärts gelobt zu seyn.

Ermin.

Concertanzeige.

Morgen Sonntag den 27. d. M. findet im Gesellschaftssaale der Musikfreunde das Abschieds-Concert der Brüder Carl und Anton von Kontski Statt. Erwägt man die Vorzüglichkeit der Leistungen dieser Künstler in ihren bereits gegebenen Concerten, worin uns besonders die Entwickelung des seltenen Talentes ihres Bruders, des kleinen Apollinar v. Kontski, welcher eine beynahe männliche Besonnenheit und Ruhe mit großer Fertigkeit und vielem Geschmacke des Spieles vereint, zum gerechten Staunen zwang; weiß man ferner, daß die Genannten in der Zwischenzeit von einem Jahre mit rastlosem Streben nach steter Vervollkommnung in ihrem Fache rangen, so kann man mit voller Zuversicht einem hohen Genusse in diesem Concerte entgegensehen, welches eben deßhalb eines zahlreichen Besuches sich erfreuen dürfte. Von besonderem Werthe, ergreifender Annehmlichkeit und Lieblichkeit der Composition soll das Doppelconcert seyn, dessen Vortrag von den beyden Concertgebern gewiß einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erreichen wird. Dieß und die Mitwirkung des kleinen Apollinar möge sich als ein kräftig wirkender Magnet auf das Zuströmen des Publicums bewähren.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 130 — 29. October 1833.

Bey der
Rückkehr Ihrer k. k. Majestäten
in die Residenzstadt Wien,
nach ihrer in diesem Sommer unternommenen Reise.

Willkommen! Vater! Mutter! in der Kinder Mitte,
Die lange sich nach Eurer Gegenwart gesehnt,
Willkommen! rufen wir nach alter Vätersitte
Euch zu, durch die das Leben uns wird hold verschönt.
Im Jubel zogt Ihr ein bey Euren fernen Kindern,
Die selt'ner trifft des güt'gen Vaters Zauberblick,
Doch konnte dieß die brünst'ge Liebe nicht vermindern,
Als Ihr erschient, erschien der Völker höchstes Glück;
Im Jauchzen, das erscholl aus ihrer Seele Tiefen,
Sprach sich, Euch preisend, aus ihr innerstes Gefühl,
Und alle Wünsche, die in ihrem Busen schliefen,
Sie traten laut hervor im freud'gen Volksgewühl.

Und wir, die Eurer Gegenwart uns stets erfreuen,
Der Hohen, die uns huldvoll schützt, beseelt, erhebt,
Wir sollten wen'ger Euch der Freudenthränen weihen,
Wir, die die Glorie der Herrscher stets umschwebt?
Nein! Vater! Mutter! das könnt Ihr von Wien nicht glauben,
Das Eure Huld umschuf zu einem Paradies;
Drum möget Ihr den treuen Wienern mild erlauben,
Zu rufen: O wie ist die Wiederkehr so süß!

C. F. Müller.

Rockall.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Herbstmorgen, gerade eine Woche nachdem wir zu Lough-Swilly die Anker gelichtet hatten, signalisirte man ein Segel unter dem Winde. Sogleich steuerten wir in dieser Richtung hin; allein Niemand wußte zu sagen, wer und woher dieses Schiff sey, auf das man Jagd machte; wenigstens waren nicht zwey unserer alten Seeleute darüber einverstanden. Die verschiedenen

Meinungen trafen endlich doch darin zusammen, daß es eine Brigg sey, deren obere Segel sehr weiß, die untern aber schwarz schienen, als wenn jene von Baumwollenzeug, diese von Pressenningleinwand gemacht wären, — eine in der Marine allerdings sonderbare Anomalie; allein nur so konnte man sich erklären, was man vor Augen sah. Es dauerte indeß nicht lange, so wurde allen diesen Muthmaßungen mit einem Mahl ein Ende gemacht; denn man entdeckte bald darauf, daß das geheimnißvolle Schiff, auf das wir Jagd gemacht hatten, — ein Felsen war, kein Schiff von Holz und Eisen, sondern ein mächtiger Granitblock, der sich auf einer größern Entfernung vom festen Lande erhob, als irgend eine Insel oder ein Eiland von gleichem Umfange. Dieser Art Flecken auf der Oberfläche des Meeres war nicht höher als sechzig Fuß und von hundert Klaftern im Umfange. Der kleinste Bleystiftpunct könnte nicht auf der Karte seine Stelle andeuten, ohne das Verhältniß seiner Größe zu den übrigen Inseln dieses stürmischen Meeres zu übertreiben. Dieser Fels liegt hundert vier und achtzig Seemeilen westlich von St. Kilda, der entferntesten der Hebriden, und zweyhundert und sechzig nordwärts von Ireland. Man nennt ihn Rockall, ein Nahme, der den Schiffern des baltischen Meeres gar wohl bekannt ist. Dieser sonderbare Pik besteht aus schwarzem Granit; allein sein Gipfel, der seit undenklichen Jahrhunderten Myriaden von Seevögeln zum Ruheort diente, hat sich der Länge nach mit einer Schichte, so weiß wie Schnee, bedeckt, durch die man aus der Ferne verleitet wird, ihn für ein Schiff mit vollen Segeln zu halten. Während wir damahls kreuzten, wurden wir noch mehr als einmahl von ihm getäuscht, obgleich wir bereits seine Lage genau kannten.

Da wir nichts Besseres zu thun hatten, so entschlossen wir uns den Rockall näher zu untersuchen und zu besichtigen. Zwey Boote wurden zu diesem Zweck ausgesetzt, und während die Fregatte unter dem Winde dieses Felseneilandes lavirte, suchten die Zeichner ihre Mappen und die Geologen ihre Hämmer zu einem großen wissenschaftlichen Ausfluge hervor. Als wir vom Bord abstießen, schien das Meer so spiegelglatt, daß wir uns schmeichelten, ohne die geringste Schwierigkeit landen zu können; allein wir fanden am Felsen einen mehrere Fuß hohen Wellenanschlag, den wir nicht in unsere Berechnung aufgenommen hatten. Die eine Seite des Felsens war senkrecht bis zur Spitze, wie eine Wand; die andern waren zwar gleichfalls steil und glatt, allein sie waren doch uneben genug, um uns hinanklettern zu lassen, wenn wir einmahl aus dem Boote waren. Indeß mußte man auf seine Füße vertrauen können, und so ziemlich viel Muth haben, als ein Jäger braucht, um über einen Zaun wegzusetzen. Ein Fehltritt, oder die geringste Furcht konnte den wißbegierigen Forscher, wenn ihm der Sprung mißlungen war, hinabstürzen, um die Geheimnisse des Abgrundes zu untersuchen, in welchem der Fuß dieses räthselhaften Felsens wurzelt. Doch glücklich kamen wir Alle an, Hämmer, Zeichnungsbücher und Chronometer mit einbegriffen.

Da wir uns etwas darauf einbildeten, mit der größten Genauigkeit nicht nur die Lage des Felsens, sondern auch seine Gestalt zu bestimmen, so machten wir uns rüstig ans Werk, die Einen, um Granitstücke abzuschlagen, die Andern, um mittelst einer Schnur den Umfang zu messen, während eines von den Booten überall, wo es Grund fand, mit dem Senkbley Untersuchungen anstellte. Nach Verlauf einiger Zeit begann um uns her die See hohl zu gehen, und wir fragten uns, warum die Fregatte, die sich immer mehr entfernte, kein Manöver mache, um in der bisherigen Nähe zu bleiben; allein da es hellichter Tag war, so kümmerten wir uns wenig um einige Ruderschläge mehr, die wir etwa machen mußten, und setzten unsere Arbeiten fort. Ich weiß nicht genau zu sagen, zu welcher Stunde plötzlich der dünne Duftvorhang, der am Horizonte schwebte, herabsank, sich schnell zu einem Nebel verdichtete und zuletzt zu einem kalten Staubregen wurde, der uns nothwendig einige Besorgnisse einflößen mußte. Es wurde unverzüglich beschlossen, die Boote zu besteigen und zu dem „Endymion“ zurückzukehren, um so mehr, da wir mit unsern Arbeiten zu Ende waren und uns nur noch damit unterhielten, an den Wänden des Felsens herumzuklettern.

Inzwischen hatte die See angefangen so hoch zu gehen, daß es uns zweymahl schwieriger wurde, wieder in unsere Boote zu gelangen, als aus denselben den Felsen zu erklimmen; aber noch schlimmer war es, daß wir doppelt so viel Zeit dazu brauchten, nähmlich wenigstens eine halbe Stunde. Wir mußten gewissermaßen durch mehrere gefährliche Sprünge hinter einander davon wegzukommen suchen, und durften uns dabey weniger auf unsere Gewandtheit, als den Zufall verlassen, von unsern Cameraden aufgefangen zu werden. Diejenigen von unsern Gefährten, die man wegen ihres leiblichen Umfanges in der Sprache der Seecadetten: „Christen mit breitem Castell“ zu nennen pflegte, stürzten daher mit einem Gepolter zwischen die Ruderbänke

und Ruder hinein, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, durch die Schwere ihres Falles ein Loch in den Kiel der Boote geschlagen zu sehen. Indeß ging dennoch Alles glücklich von Statten, und wir steuerten nun mit vollzähliger Mannschaft, wie wir gekommen waren, nach der Fregatte zu. Allein zu unserer großen Überraschung und zu unserer noch größern Betrübniß war der „Endymion" weit und breit nicht mehr zu sehen. „Der Endymion war gerade in diesem Augenblick auf jener Seite," sagte der Eine. — „Noch vor keiner Stunde befand er sich in dieser Richtung hin," bemerkte ein Anderer. Allein kein Endymion war mehr zu sehen. Offenbar hatte er sich eine beträchtliche Strecke weit entfernt; die Luft hatte überdieß ihre Durchsichtigkeit verloren, und der Horizont, den wir vor uns hatten, war nicht mehr derselbe. Man hätte die Farbe der Luft mit der eines Glases mit Wasser vergleichen können, in das ein Tropfen Milch gefallen war, so daß es zwar nicht ein eigentlicher Nebel war, aber doch naß und dunstig genug, um den gesuchten Gegenstand zu verbergen. So geriethen wir in die größte Ungewißheit, was nun anfangen. Vergeblich manövrirten wir in einiger Entfernung von dem Unglücksfelsen hin und her, in der Meinung, daß eine oder die andere etwas dichtere Luftschichte uns einen Schleyer vor die Augen gezogen habe; allein keine Spur von dem Endymion war zu entdecken.

Nun kamen einige auf den Gedanken, es wäre möglich, daß die verdichtete Luft, wie sie schon ihrer Natur nach schwerer sey, als die nicht von Dünsten erfüllte, nur auf der Oberfläche des Meeres verbreitet liege, und wir uns in einer Schichte undurchsichtiger Ausdünstungen befänden. Dieß wurde mit großem Ernst behauptet, und man fügte hinzu, daß die Spitze des Felsens, die sechzig Fuß über der Meeresfläche erhaben liege, sich in einer ganz ungetrübten Luftregion befinden könne, weßhalb es vielleicht möglich sey, von dort aus die Mastspitzen des Endymion, wo nicht gar die ganze Fregatte selbst zu sehen. Unsere jungen Gelehrten wußten ihrer Meinung durch einen Aufwand von Kunstausdrücken so viel Gewicht zu geben, daß der Officier, der die Expedition befehligte und auch ein wenig aus den wissenschaftlichen Mysterien genascht hatte, sich überreden ließ, den Versuch zu machen. In jedem Falle, dachte er, dient es zur Zerstreuung oder beschäftigt wenigstens. Sofort wurde also ein Matrose, der behendeste von allen, an dem Felsen gelandet, den er wie eine Gemse hinankletterte. Aller Augen folgten ihm, und kaum war er auf der Spitze angekommen, als man ihn mit einer Ungeduld, die mehr Unruhe verrieth, als die Officiere wahrscheinlich den Matrosen zeigen wollten, fragte, was er sehe. „Hat sich was zu sehen!" war die Antwort; „ich sehe in keiner Richtung irgend was — ausgenommen da unten." — Hier deutete er mit der Hand ins Meer hinaus. „Was ist es denn?" riefen mehrere Stimmen zugleich. — „Ich fürchte, es ist eine Seenebelbank, die auf uns anrückt." — Und er hatte es errathen. Das geübte Auge des Matrosen, der in seiner Jugend an der Küste von Newfoundland auf dem Fischfange mitgewesen war, entdeckte einen Dunststreif, eine Wolke von länglicher Ausdehnung, die am Horizonte hing und wie eine ferne Küste anzusehen war. Allgemach ließ sich dieses Dunstgewölk unter dem Winde herab, und umhüllte endlich den Felsen, die Boote und Alles umher mit einem Mantel von so dichtem Seenebel, daß wir in keiner Richtung hin auch nur auf zehn Klafter weit sehen konnten. Obgleich nun unsere Lage so verzweifelt war als vorher, so war es doch merkwürdig, die beständige Ebbe und Fluth menschlicher Gedanken zu beobachten, wie sie sich geschmeidig dem Wechsel der Umstände anschmiegten. Eine halbe Stunde vorher hatten wir es uns als einen Fehler vorgeworfen, das Felseneiland nicht früher verlassen zu haben, und nun wünschten wir uns Glück, doch einen festen Vereinigungspunct zu haben, statt der Laune des offenen Meeres preisgegeben zu seyn. „Die Fregatte," sagten wir zu einander, „muß doch früher oder später den Felsen wieder finden, und wir haben nichts Besseres zu thun, als ihn nicht zu verlassen."

(Der Beschluß folgt.)

Dreysylbige Charade.

Soll die Erste fein man loben,
Muß man aus den Höhen oben
Viel des letzten Paars erblicken
In den schlau gestellten Stricken.
Und weil diese Letztern wandern
Von America bis Flandern,
Nennt als Ganzes man sie nur,
Stellt ihm nach in Wald und Flur.

F. W. Jaggi.

Walter Scott.

Mehrere Jahre vor der Reise Walter Scott's nach Italien, und als er noch sein Amt in Edinburgh bekleidete, — erzählt Capitain Basil Hall — nahm ich Gelegenheit, ihn zu fragen, wie viel Stunden er täglich

für die Presse arbeiten könne. Scott entgegnete, daß er fünf und eine halbe Stunde für ein gutes geistiges Tagewerk ansehe und es selten bis zu sechsen gebracht habe. Was nach einem solchen Zeitraume geistiger Anstrengung geschaffen werde, halte er für unbedeutend. — Nachdem sich Walter Scott seiner amtlichen Verpflichtungen entledigt hatte, trieb ihn das Bestreben, seine Gläubiger zu befriedigen, zu weit größeren Anstrengungen, und er arbeitete zehn, zwölf und vierzehn Stunden täglich. Darunter litt freylich der Gehalt seiner Werke und noch mehr seine Gesundheit, deren Verfall er größtentheils diesem Umstande zuschrieb. Während seines Aufenthalts in Portsmouth äußerte er darüber gegen den Capitän Hall: „Ich besorge, ein großer Theil meines jetzigen Übelbefindens ist die Folge zu anhaltender Arbeit. Lassen Sie sich's gesagt seyn, Capitän, das Überarbeiten ist ein gefährliches Ding.“ Und ein anderes Mahl: „Ich glaube, ich habe mich übernommen und durch Übermaß geistiger Anstrengung dieses Übelbefinden zum Theil herbeygeführt.“ A.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Sonnabend den 12. October wurde zum ersten Mahle aufgeführt: „Liebe kann Alles, oder: die bezähmte Widerspenstige,“ Lustspiel in vier Abtheilungen, nach Shakespeare und Schink frey bearbeitet von Holbein. Dieses Stück, seit einer Reihe von vielen Jahren unveränderlich und unvermindert ein Lieblingsstück des gebildeten Theaterpublicums, wurde auf mehreren Bühnen Wiens mit dem besten Erfolge zur Darstellung gebracht. Die Verpflanzung desselben auf diesen Boden finden wir ganz zweckmäßig, da die Direction den Schauspielern dieser Bühne, welche beynahe ausschließend in der Posse und in Spectakelstücken verwendet wurden, Gelegenheit zu zeitweisen Versuchen im Conversationsfache darbiethet; ja wir müssen die Wahl dieses auf besondere Theatereffecte berechneten Lustspieles um so mehr billigen, da uns das Vergnügen zu Theil ward, Mad. Seutta wieder in einer Glanzrolle vorgeführt zu sehen. Als im Jahre 1831 Mad. Seutta in Grätz mehrere Gastvorstellungen gab, haben sich dortige Blätter über ihr musterhaftes, fürwahr kunstvoll durchdachtes Spiel mit gerechten Lobeserhebungen ausgesprochen, und das liberale Grätzer Publicum ihren Leistungen als Victorin in „Waise und Mörder,“ Franciska in: „Liebe kann Alles“ volle Anerkennung angedeihen lassen. Die Rolle der Franciska bezeichnet einen Charakter von sehr schroffen Übergängen; es ist wohl ein Leichtes, einzelne Stellen, ja vielleicht Scenen dieser Aufgabe befriedigend zu lösen, aber die Schwierigkeit, sie im Ganzen geistreich aufzufassen, auch als ein Ganzes durchzuführen, d. h. die Idee des Dichters zu verfolgen und zu verkörpern, kann nur von ausgezeichneten Talenten erwartet werden. Mad. Seutta wußte das getreue Bild eines von Jugend auf verzogenen Mädchens mit allem Verdienste darzustellen, und ihren Charakter ganz zu beherrschen. Das Kunstwerk des Schauspielers geht dahin, wie ein Lächeln über das Gesicht des Menschen, sagt Iffland, darum rede der Freund und Bewunderer des glücklichen Talentes ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist. Obwohl Hr. Schaffer (Oberst von Kraft) in seiner Darstellungsweise sich vielen verdienten Applaus erwarb, so können wir doch zur Steuer der Wahrheit eine Bemerkung nicht unterdrücken, zu der sich dießmahl eine besonders dringende Veranlassung fand. Der Charakter des Obersten ist mit nicht minderen Difficultäten wie jener der Franciska in der Ausführung begabt, es können daher sehr leicht die fleißigsten und talentvollsten Schauspieler (denen wir Hrn. Schaffer mit Recht beyzählen müssen), an der Vollendung dieses Gebildes scheitern. Der Dichter stellte uns in dem Obersten von Kraft einen Mann voll Energie dar, ließ ihn aber auch zugleich als einen submissen Liebhaber und zärtlichen Gatten erscheinen, ohne jedoch der Würde des Mannes und dem militärischen Anstande etwas zu vergeben. Läßt sich nun der Schauspieler im Feuer eines lodernden Gefühles, einer heftig erregten Phantasie zu Ausbrüchen von unbewachter Leidenschaft hinreißen, welche unbestreitbar die gezogene Gränze des Einen oder Andern überschreiten; so muß der darzustellende Charakter vergriffen, und die wirksamste Leistung für die Kritik minder verdienstlich werden. Wenn daher die Art und Weise von Hrn. Schaffer's Darstellung auch nicht das Gepräge einer vollendeten Durchführung in sich vereinte, so können wir doch nicht in Abrede stellen, daß schon der Fleiß und die Thätigkeit dieses Schauspielers lobenswerth erscheint. Mad. Seutta, welche nach dem zweyten Acte und am Schlusse gerufen wurde, erschien jedesmahl mit Hrn. Schaffer. Wollten wir Hrn. Tomaselli als Bauernbursche Crispin mit Stillschweigen übergehen, würden wir seinem verdienstvollen Streben wenig Anerkennung zollen. Von den Übrigen, HH. Blankovsky (Baron Gromer), Brabbée (Doctor Dolfing), Fermier (Commerzienrath von Wörlitz), Mad. Forster (Julie) und Dlle. Schadetzky (Elise), welche sich alle untergeordnet bewegen, können wir erwähnen, daß sie eifrigst bemüht waren, ihre Wirkungskreise gehörig auszufüllen. —

Mittwoch den 16. October wagte Dlle. Brandt in Gleich's romantischer Volkssage: „Der Feenschütze“ als Käthchen ihren zweyten theatralischen Versuch. Sie war in dieser anspruchlosen Rolle minder befriedigend als in ihrer ersten, obschon sie einzelne Pointen mit Glück exequirte. Ihre Umgebung wirkte mit allem Eifer und gestaltete das Ganze zu einer gelungenen Vorstellung.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Literarische Anzeige.

Hr. Ant. Kasper, dessen Nahme in der lyrischen Poesie als ächte Münze gilt, hat das Geschick der spartanischen Helden bey Thermopylä zu einem fünfactigen Trauerspiele benützt, welches bey v. Ghelen unter der Presse ist. Dem Vernehmen nach soll es ein sehr gehaltvolles Werk und Sr. Excellenz dem Patriarchen J. L. Pyrker dedicirt seyn.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 131 — 31. October 1833.

Ueber das Opiumrauchen in China.

Jedermann kennt die Art, auf welche man sich in der Türkey und in Persien des Opiums bedient, um den gewünschten narcotischen Erfolg hervorzubringen; man nimmt es in Pillen entweder ein, oder mit Gewürzen vermischt, um seinen unangenehmen Geschmack zu vermindern. Auf diese Art genommen, bringt es eine augenblickliche Aufregung hervor, auf welche eine eben so große Erschlaffung folgt, bis eine neue Dosis die Organe wieder reizt. Der Mißbrauch des Opiums bringt bald eine gänzliche Zerrüttung der Lebenskräfte hervor; der Appetit verschwindet, die Kräfte verlieren sich, der Opiumesser ist niedergeschlagen, und versinkt am Ende in gänzliche Stupidität. Die Chinesen und Malayen suchen den schädlichen Folgen dieses Genusses durch eine andere Art der Bereitung des Opiums vorzubeugen; sie essen es nie, sondern rauchen es, nachdem sie es zuvor auf folgende Art gereinigt haben. Man löst das Opium in einer gleichen Quantität Wasser auf, läßt es kochen bis es völlig austrocknet und in Staub zerfällt, rührt es dann um, bis es sich bräunt, doch ohne zu verkohlen; hierauf gießt man wieder Wasser auf, und seiht es durch Papier oder Leinwand; den Rest wäscht man verschiedene Mahle, um Alles, was sich auflösen läßt, herauszuziehen. Das gewonnene mit Opium gesättigte Wasser läßt man ausdünsten, bis es etwa die Zähigkeit vom Syrup angenommen hat. Die Quantität, welche man so erhält, ist sehr verschieden, nach den verschiedenen Arten von Opium, die angewendet werden; diese sind in China ausschließlich türkisches, bengalisches, und Malwa-Opium (das letztere wird in Mittelindien, in den verschiedenen mahrattischen Staaten bereitet). Hundert Theile liefern von bengalischem Opium 48, von türkischem 33, von Malwa-Opium 73 Theile Resultat; aber türkisches Opium gilt für höchst ungesund, und wird nie allein geraucht, sondern für alte Opiumraucher mit indischem gemischt, weil es berauschender ist, als dieses. Dieser Extract behält alle Bitterkeit des Opiums, hat aber den widrigen Geruch verloren; er ist stärker als rohes Opium, aber seine Wirkung ist weniger zerstörend für die Organisation, erhitzt weniger, und läßt weniger Kopfschmerzen nach sich. Während der Bereitung erheben sich starke narcotische Dämpfe, welche betäubend wirken. Die Pfeife, aus der es geraucht wird, besteht aus dem Gelenk eines Bambusrohrs, das an einer Seite offen ist; nahe an dem geschlossenen Ende ist eine Seitenöffnung, auf welche eine metallene Schale angepaßt ist, die in der Mitte eine sehr enge Öffnung hat. Wenn man rauchen will, so zündet man eine Lampe mit einer sehr kleinen Flamme, die mit gereinigtem Öhl genährt wird, an, taucht eine kleine eiserne Nadel in das Opium und hält den Tropfen, der daran hängen bleibt, über die Flamme, um

ihn zu trocknen; hierauf bringt man ihn an die Öffnung in der Schale der Pfeife, nähert sie der Flamme, zieht stark an sich, und die Flamme verzehrt im Augenblicke das Opium; der Rauch kommt in den Mund, man verschlingt einen Theil desselben, behält den Rest möglichst lange im Munde, und stößt ihn durch die Nase aus. Hierauf fängt man dieselbe Operation wieder an, und wiederhohlt sie, bis man satt ist; selten rauchen die Chinesen mehr als zwanzig Tropfen auf einmahl, aber sie wiederhohlen es mehrere Mahle täglich. Sie halten sich dabey in einem finstern Zimmer, so viel wie möglich von allem Geräusch entfernt, und auf einem Canapee liegend. Diese Art Opium zu nehmen, soll weit unschädlicher seyn als das Essen desselben, dennoch stumpft der Mißbrauch auch hier vollkommen ab, und eingefallene Augen und beständiges Zittern verrathen einen alten Opiumraucher, und die zunehmende Erschöpfung macht ihm immer größere Dosen und ihre immer häufigere Wiederhohlung nöthig, bis er seine Lebenskräfte völlig aufgezehrt hat. Daher hat das chinesische Gouvernement die Production von Opium, und die Einfuhr von Außen verbothen, ist aber nicht im Stande, die letztere zu hindern. Die englischen und amerikanischen Schiffe, welche mit Opium handeln, werfen am Eingange des Flusses von Canton auf der Rhede von Lintin Anker; der Capitän benachrichtigt seinen Correspondenten in Canton von der Quantität und Qualität des Opiums, das er an Bord hat, dieser verkauft es an den chinesischen Kaufmann gegen baares Geld, und liefert ihm dagegen eine Anweisung an den Capitän, eine gewisse Anzahl von Kisten abzugeben; diese Anweisung wird gegen Abend von stark bemannten Booten an das Schiff gebracht, die Kisten zerschlagen, das Opium in Säcke gefüllt und weggeführt. Von Zeit zu Zeit ergehen die strengsten Befehle von Peking, den Handel zu verhindern; die bewaffneten Boote der Douane halten bessere Wache, oder verlangen eine höhere Summe für ihre Connivenz, und der ganze Erfolg ist, daß der Preis des Opiums auf den Schiffen sogleich fällt, weil die Kosten des Schmuggelns größer werden. Die chinesische Marine ist nicht stark genug, diesen Verkehr zu unterbrechen, und die Zunahme der Einfuhr von Opium ist unbegreiflich schnell. Im Jahre 1817 wurden 3660 Kisten, zu einem Werthe von 6,800,000 Sp. Dollars eingeführt, im Jahre 1831 war die Einfuhr auf 20,108 Kisten zu einem Ankaufspreise von 18,000,000 Dollars angewachsen. National-ökonomisch ist das Verboth eine große Thorheit; würde die chinesische Regierung die Einfuhr je unter einem hohen Zoll erlauben, so würde sie die Engländer zwingen, sogleich den Preis um eben so viel herabzusetzen. Der Erfolg wäre bloß, daß sie jährlich 5 bis 6,000,000 Dollars an Zoll einnähme, welche gegenwärtig die Compagnie aus ihrem Monopol zieht. Das einzige Resultat, welches die chinesische Regierung durch ihr Verboth erreicht hat, ist die Vertheurung des Opiums, welche zur Folge hat, daß wenigstens die große Masse keinen übermäßigen Verbrauch von demselben machen kann; aber die täglich sinkenden Preise und die daraus folgende große Zunahme der Einfuhr vernichten auch dieses Resultat immer mehr, und ein hoher Zoll würde hier das einzige wirksame Mittel seyn; aber es scheint, daß die innere Politik der chinesischen Regierung nicht erlaubt, etwas an jenem Verbothe zu ändern.

R o c k a l l.

(Beschluß.)

Da indeß die Seenebel nördlich von Ireland oft einige Tage und noch länger dauern, und wir in den Booten weder einen Tropfen Wasser noch einen Bissen Mundvorrath hatten, so fingen wir an, uns den traurigsten Beunruhigungen zu überlassen. Der Wind begann immer heftiger zu blasen, und die Wogen, die gegen den Felsen geworfen wurden, brachen sich in zwey große Wellen, die rings um die ganze Insel rollten, und unter dem Winde, wo wir uns befanden, wieder zusammenstießen. Ihr Anprall war so gewaltig, daß unsere Boote wie Kork in dem Wasserkessel, worin ein Mühlbach strudelt, herumgeworfen wurden. Diese Wogenstöße waren uns um so unangenehmer, als in uns die Furcht aufstieg, wir möchten genöthigt werden, uns von dem Felsen unserer Zuflucht zu entfernen, während die Meerschwalben und Seemöven, als wollten sie uns in unserer Gefahr verspotten, oder aus Verdruß, sich von uns aus ihrem alten Stammgute verdrängt zu sehen, ob unsern Häuptern kreisten und ein schrillendes Geschrey ausstießen.

Da wir offenbar nichts Besseres thun konnten, als zu bleiben, wo wir waren, so plauderten wir mit einander so munter, als es gehen wollte, indem Jeder dem Andern seine Angst verbergen wollte, was den Einen ganz gut, den Andern gar nicht gelang. Manche sprachen so laut und so schnell, daß man gar leicht sehen konnte, was im Innern vorging. Ein junger Seeca-

dett wurde deßhalb von dem commandirenden Officier etwas rauh angeschnauzt: „Mein Herr," sagte er zu ihm, „erinnern Sie sich, daß wir im Dienste sind, und daß es die Pflicht eines Jeden ist, so ruhig zu seyn, als wenn wir dem Feinde gegenüber wären."

Während wir so über unsere Lage schwatzten und nachdachten, rief plötzlich unsere treue Wache, die auf der Spitze des Felsens zusammengekauert saß: „Ich sehe die Fregatte!" Diesen erfreulichen Zuruf erwiederte die Mannschaft in den beyden Booten mit einem Geschrey, das die Möven und Seeschwalben mit Schrecken erfüllte, die nach allen Seiten hin verscheucht, schreyend sich in den dichten Nebel verloren. Es war in der Dunstmasse, die uns umlagerte, eine Lücke entstanden, durch die wir endlich den Endymion erblicken konnten, zwar in einer ziemlichen Entfernung, aber mit vollen Segeln. Wir säumten nicht, unsere Wache, die auf dem Gipfel des Felsens vor Frost mit den Zähnen klapperte, einzuberufen, und ruderten nun aus Leibeskräften der Fregatte zu. Kaum aber hatten wir eine Viertelmeile zurückgelegt, als der Nebel hinter uns sich schloß, so zwar, daß wir Rockall ganz aus dem Gesichte verloren, was uns jedoch wenig Kummer machte, da wir in diesem Augenblicke nicht allein die Fregatte sahen, sondern nach ihren Bewegungen muthmaßen konnten, daß sie der Boote ansichtig geworden. Allein in dem Augenblicke, wo wir diese tröstliche Hoffnung aussprachen, wendete sie sich nach einer andern Seite, und bewies uns somit deutlich, daß sie weder den Felsen noch die Boote bemerkt hatte, und so zu sagen nach ihren verlornen Schafen im Nebel umhertastete. Bey diesem neuen Unstern handelte es sich darum, unverzüglich einen Entschluß zu ergreifen, und wir beschlossen, umzukehren, und den Rockall wieder aufzusuchen. Fürwahr mit schweren Herzen über diese bittere Täuschung wendeten wir unsere Boote um. Glücklicherweise fanden wir das Felseneiland wieder, und nun beschlossen wir, diesen treuen Freund nicht eher wieder zu verlassen, bis die Umstände uns erlaubten, ganz sicher zur Fregatte zurückzukehren. In dieser Erwartung vertrieben wir uns die Zeit mit Entwürfen über unsern künftigen Aufenthalt auf dieser kleinen Wüste, im Fall das Wetter den Endymion während der Nacht zwingen sollte, sich weiter zu entfernen. Wenn die See noch höher zu gehen anfangen sollte, und der Ort, wo wir unter dem Winde angelegt hatten, durch die zwey Wogenbrüche zu gefährlich werden sollte, wurde beschlossen, das schwerste von beyden Booten zu verlassen und das andere auf die Spitze des Felsens zu ziehen, es dort kielaufwärts umzustürzen und uns so daraus ein Obdach zu schaffen. Diese verschiedenen Robinson-Crusoe's-Plane, von denen manche nur leere Träume waren, dienten wenigstens, uns zu zerstreuen, bis endlich die zunehmende Dunkelheit uns erinnerte, daß die Sonne untergegangen sey. Unsere Beunruhigungen wurden nun immer ernster, als auf einmahl der Nebel sich in die Höhe zog und uns von allen weitern Besorgnissen befreyte, indem er uns von Neuem die Fregatte erblicken ließ. Es schien, daß der Endymion nicht zu gleicher Zeit, wo wir ihn bemerkten, auch unsere kleine Insel gewahrte; denn er entfernte sich abermahls, und schien nicht genau zu wissen, auf welcher Seite der Rockall liege. Es war dieß der peinlichste Augenblick unsers Abenteuers, wie ich glaube, und ich werde nie vergessen, mit welchen freudigen Gefühlen wir das Fockmastsegel flaggen und die andern Anzeichen sahen, die uns verkündigten, daß die Fregatte auf uns zukomme.

Es war Nacht geworden, als wir an Bord kamen. Unser erstes Wort war ein Vorwurf: „Warum habt ihr keine Kanone abgefeuert, um uns die Richtung anzugeben?" — „Keine Kanone abgefeuert?" war die Antwort. „Seit fünf oder sechs Stunden thaten wir dieß alle zehn Minuten." — „Sonderbar! wir hatten nichts davon gehört."

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Zugvögel.

Notizen.

Eine Einwendung.

Von Wiest.

Wenn der ästhetisch gebildete Mensch einen Beruf in sich zu fühlen glaubt, über einen Gegenstand der Kunst oder Wissenschaft eine Kritik schreiben zu können, so darf er diesem Glauben, der oft nur Eitelkeitssprache ist, nicht unbedingt folgen, sondern er muß hören und prüfen, was Andere, vielleicht weniger, vielleicht mehr Gebildete zu seinen Kritiken sagen, und erst dann, wenn keine Stimme gegen sie aufsteht, dann kann er aburtheilen über den Werth oder die Gehaltlosigkeit eines solchen Gegenstandes

der Kunst oder Wissenschaft. In einer so genannten Theaterkritik, gewöhnlich Recension genannt, ist es nicht hinreichend oberflächliche ästhetische Kenntnisse zu zeigen und damit zu prahlen, nicht hinreichend viel des Guten und Schlechten gehört und gesehen zu haben, nicht hinreichend mit gelehrten Phrasen und sogenannten Recensions-Steckenpferden zu paradiren; nein, der nüchterne kalte Verstand, ausgebildet und nicht verschroben, muß gebiethend vorausschreiten, fein prüfen und ordnen, ob nicht zu viel vom Beywerk, zu wenig von der Hauptidee gedacht und geschrieben, ob nicht das Ganze dem Einzelnen, der Körper den Gliedern untergeordnet; mit einem Worte, es muß aus dem Ganzen ein kritisch gebildeter Geist, richtige logische Kenntniß sprechen. Herr G. P. hat, abgesehen seiner früheren Recensionen, in seiner letzten Abhandlung über „Robert der Teufel“ wenig solche logische Richtigkeit und mit ihr so wenig Beruf zu tüchtigen Recensionen gezeigt, daß man nicht umhin kann, einiges der Wahrheit gemäß hier näher zu beleuchten. „Nestroy hat“ — so drückt sich unser Recensent aus — „durch eine Reihe von Volksstücken sich einen Credit beym Publicum erworben, der selbst durch die Angriffe seiner Gegner nicht erschüttert werden konnte.“ Nestroy hat, meines Wissens, als Dichter mit wenigen Gegnern zu kämpfen gehabt, in diesem Genre der Dichtung hat er nie einen Rivalen gekannt, es sey denn Herrn Schikh, und dieser selbst steht zu abgeschlossen in sich da, als daß er auf Rivalität in diesem Genre der Dichtung antragen würde, wo seine Muse nicht einmahl heimisch genannt werden kann. Nestroy mag als Schauspieler viele Gegner haben und deren noch mehr gehabt haben; aber seine Stellung als Volksdichter, wie ihn Herr G. P. nennt, wird niemand bestreiten. „Das Gute kann auch mit Gewalt nicht untergehen, und geht es unter, so muß es den Keim der Zerstörung in sich tragen, eben so kann das Schlechte nur durch bausbackige Anpreisungen verlieren.“ Dieser Satz ist nicht zu bestreiten, und zeigt seine volle Gültigkeit bey „Robert der Teufel.“ Wenn nicht die drey Matadors der Komik, so was man sagt, höchst langweilig darin forcirt wären, wenn nicht das Publicum selbst bey der ersten Vorstellung den Ton angegeben hätte und angezeigt, was noch auszumerzen war, es hätte sicher die Keime des Durchfallens in sich getragen. Leider haben Nestroy's Enthusiasten mit Jericho's Trompeten in die Welt hineingeblasen und sich beynahe die Brust zersprengt; aber wozu? verlorene Mühe; parturit mons, nascitur ridiculus mus. „Besser wäre es gewesen,“ sagt Herr G. P., „wenn das Publicum ohne große Hoffnungen mit gewöhnlichem Andrange in's Theater geeilt wäre.“ Damit scheint unser Recensent sagen zu wollen: besser wäre es gewesen, wenn Hr. Nestroy ein dunkler Nahme gewesen wäre, wenn er noch nie etwas geschrieben hätte, dann hätte vielleicht die Nachsicht über die Langeweile gesiegt, und Hr. Nestroy hätte gleichsam als captatio benevolentiae hindrucken lassen sollen: „Bittet um Nachsicht.“ — „Ich für meinen Theil bin mit bescheidenen Forderungen in's Theater gegangen; ich denke billig von Parodien, und vollends von dieser Parodie, die so ganz meine Billigkeit in Anspruch nimmt.“ — Aus was für bescheidenen Gründen Herr G. P. dießmahl in's Theater ging, und warum gerade dießmahl seine Bescheidenheit noch übertroffen wurde, sehe ich nicht so ganz ein; vielleicht hat er, mit dem innern Werthe des Stückes schon vertraut und daher mit kühlerem Blute und gedämpftem Enthusiasmus das Theater betreten. Ob ein Recensent billig von einer Parodie denkt oder nicht, wird wohl schwerlich Jemand interessiren; der Recensent darf allerdings seine Meinung aussprechen, sie aufdrängen nie. Dem Dichter selbst aber wird an dem billig oder nicht billig Denken seines Recensenten nicht so viel liegen, wie an der Stimme des Publicums. Ich will nicht sagen, vox populi vox dei; allein die Stimme eines Einzelnen verhallt gegen die Stimme so Vieler. — „Einmahl weil die Oper selbst nicht interessant genug ist und wenig Stoff zu einer geistreichen Parodie biethet; hingegen versprach ich mir alles von Carl's Arrangement und Nestroy's bekanntem Witz.“ — Einmahl, soll das heißen: „erstens?“ nein! denn es fehlt das darauf folgende Zweyte, weil die Oper wenig Stoff zu einer geistreichen Parodie biethet. Gerade diese Oper ist es, die so viel Stoff zu einer Parodie biethet. Der bramarbasirende Robert, dieser immer mit seinem Teufelsthume prahlende Bertram, dieser weinerliche Liebhaber Raimbaud: alle diese Gestalten tragen den Keim der Parodie schon in sich, nur daß es nicht hinreicht, die Nahmen zu parodiren und das Costüme, auch die Handlung muß parodirt werden, und dieß fehlt hier ganz und gar. Es ist eine laterna magica, wo immer Ein Zerrbild nach dem andern eingeschoben wird, und wo Eine solche Fratze den Eindruck der andern schmälert. „Auf Geist im wahren Sinn des Wortes wird wohl Niemand in einer Parodie Anspruch machen.“ G'spaß, wie es der Wiener nennt, ist nicht immer Geist, oft gerade die Negation, aber es macht G'spaß. Lustig hätte die Parodie seyn sollen und können, und sie erschien, bey den Haaren hergezogen, gesucht, manierirt, gedrechselt, ohne Natur, wie sie im Lumpacivagabundus weht. Wie unlogisch sagt ferner Herr G. P. „Doch ich versprach mir alles von Carl's Arrangement und Nestroy's bekanntem Witz.“ Das Arrangement ist also bey Hrn. G. P. die Hauptsache der Parodie, das Materielle, das Technische setzt er dem Geist, dem Witze voran. Wohl war es hier leider der Fall, daß nicht einmahl das Arrangement dem Stücke aufhelfen konnte; wohl versprach man sich mehr von Nestroy's Witz; aber die Worte, die Herr Nestroy dem Robert in den Mund legt, können doch unmöglich Witzworte seyn, oder soll vielleicht in dem Grimassiren oder Verzerren des Gesichtes des Verfassers selbst der Witz liegen? Wo lag übrigens das gepriesene Carl'sche Arrangement? Im rothen Feuer, im Finale, im Kegelscheiben der Schützen, oder im infernalischen Tanze? Herr Carl hat sein Talent im Arrangiren in andern Stücken weit glänzender gezeigt, als daß man hier das Mittelmäßige anrühmen sollte und die Aufopferung gar! Welch ein exaltirtes Wort! Herr Carl hat meines Wissens noch nie im Arrangement sich bis zur Aufopferung erschöpft. Herr G. P. hat wahrscheinlich das Stück nicht nach der ersten Vorstellung beurtheilt, sondern erst dann, wo das Publicum schon sich bestimmt ausgedrückt hat, daß es in dieser Form eine ungenießbare Holzbirne nicht genießen könnte. Herr G. P. hat uns glauben machen wollen, daß eine Holzbirne eine saftige Pomeranze sey, allein er hat sich getäuscht. Wir empfehlen Herrn G. P. ein andermahl mehr Logik und weniger Parteygeist; dann könnte es seyn, daß man seine Recensionen ohne Langeweile liest.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

October.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

November.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Der Sammler

Sonnabend, den — 132 — 2. November 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Abend in Portici.
(Fragment.)

Der heilige Januarius, der auf der Magdalenenbrücke vor dem Thore Neapels steht, ist nebst einer großen marmornen Statue des heiligen Nepomuk, der einzige Wegweiser nach Masaniello's Geburtsort. Man braucht nur seiner Nase und dem hölzernen Kreuze des Heiligen nachzugehen, so gelangt man zuverläßig nach Portici. Hier steht zwar der alte Pallast und das Säulenportal nicht, welches unsere deutschen Theaterdirectionen im fünften Acte von Auber's Stummen produciren, dagegen ein achteckiges weitgedehntes Gebäude, welches einige hundert Jahre später Carl III. durch einen geschmacklosen Architekten, Nahmens Canevari — die Italiener behalten uns alle Nahmen von Künstlern wie von Stümpern — erbauen ließ. Das Dorf lagert zu seinen Füßen und fischt wie ehemahls immer noch im Golfe für Neapels Markt.

Ich war hinausgepilgert, einen Sonnenuntergang von Ischia zu sehen und bey dieser Gelegenheit mich in den Hütten des Ufers nach der einstigen Residenz des fabelhaften, muthvollen stummen Mädchens und ihres Bruders zu erkundigen. Vielleicht, dachte ich, hat sich im Volke noch etwas Interessantes aus dieser Zeit durch Tradition erhalten. Es war aber nicht also, und ich fand bald, daß die Nachkommen der Masaniello's großentheils seinen Nahmen vergessen haben.

Als ich in die Pallastfronte trat, die gegen das Meer geht, fand ich eine hübsche Gesellschaft beysammen, Miladys hauptsächlich und zwey Schotten mit ächt patriarchalischen Gesichtern gothischen Zuschnittes. Ein Männchen zwitscherte als Cicerone hinter ihnen her wie ein Ohrwürmchen, indem er in schlechtem Französisch das Alles wiederkaute, was ich unterwegs im Nibby gelesen hatte. Ich machte nichts destoweniger Queue und ließ auch etwas von meinem Balsam der Antiquität träufeln, sobald sich Gelegenheit fand, der angenehmsten Gestalt nahe zu kommen. Es ist ein Naturfehler, daß die Schlacken, die am sechsten Schöpfungstage von der Sonne ausgingen, sich um dieselbe als Planeten drehen; wir Männer sehen bloß durch die Weiber.

Ich hatte das Glück, eine Lady Cheffield zu unterhalten, die alle Fehler der Französinnen und alle Tugenden der Brittinnen besaß. Ich merkte es au coup und schlug darnach meine Zunge trotz dem Männchen, welches auf der andern Seite occupirt war und mir das Geschäft überließ.

„Sie sind gewiß ein Künstler?" fragte die Schöne, „da Sie so isolirt und einfach in der alten Parthenope wandeln."

„Ein Stück davon," erwiederte ich, „ich stümpere mein Theil."

„So mahlen Sie?"

„Die Natur ist nicht immer so schön wie hier," bemerkte ich beziehend, „sonst würde ich wohl dieser Kunst holder seyn. Ich mahle mit Worten, Milady."

„Ach, ein Schriftsteller?"

„Un écrivain, wenn Sie erlauben, ich bin Jüngling noch an Jahren."

„In diesem Falle werden Sie es nicht verschmähen, mit uns nach Ischia zu segeln. Das Eiland ist so unendlich reich, und die Aussicht auf dem Berge so wunderschön nach dem Festlande."

„Mit vielem Vergnügen; doch erst nach Sonnenuntergang, hoffe ich, daß Sie die Fahrt antreten, ich bemerke eben, daß die goldene Scheibe schon dem Meere zusinkt."

„Freylich, freylich, wir wollen noch eine Promenade in das Bosquet des Pallastes machen und dort den Vesuv im Abendpurpur rauchen sehen. Allons, meine Damen, zu den Fontainen, der Gondelier erwartet uns am Gestade, sobald es dunkelt."

Das war ein Pas en avant. O, es ist allerliebst zu sehen, wie man auf Reisen Bekanntschaften macht. So promt, so ungenirt, so anspruchlos und doch so herzlich. Ich glaube, ich muß „herzlich" sagen in Betracht Miß Cheffield, die mir so seelengut vorkam.

Noch einen Blick warf ich über das unermeßliche Meer und seine Goldstreifen, einen Blick, der die ganze Küste von Castellamare, Sorento, Massa, Capri, Ischia, den Pausilipp und die Stadt Neapel umschlang, dann ließ ich mein müdes Auge auf dem grünen Flor der schönen Nachbarinn ausruhen und sich erstarken. Sie war hübsch, schön, liebenswürdig. Warum aber war sie Milady Cheffield, und nur eine angenehme Gesellschaft? Ich fing an mich zu ärgern, und wollte eben in Gedanken mich am Rheine auf dem Donnersberge niederlassen, als mich eine sanfte Hand elektrisirte und zu mir selbst brachte.

„Schwärmer," sagte die Schöne, „ist das wohl galant, in meiner Nähe eine Reise nach Deutschland zu machen?"

„Wer sagt Ihnen, daß ich —?"

„Sie lassen sich durch Reflexionen verführen und vergessen dadurch, daß das Leben um Sie her schön und groß ist."

„O Madame!" —

„Still, still, ich weiß schon, was Sie eben gedacht haben."

Dieser Dialog wurde durch die Worte abgebrochen: „Ecco il Sommo!" So wird hier der Vesuv schlecht weg genannt.

Wir ließen uns, bewundernd das schöne Schauspiel am Horizonte, auf die Marmorpolster des Gartens nieder. Das Angelus läutete in der Schloßcapelle; es war eine sonntägliche heilige Stille, keine Wolke am Olymp, die der Vesuv nicht braute. Indeß fumirte er so sanft, wie ein schmauchender Holländer, blaugrauen Kochdampf ohne allen Geruch. Mir kam es vor, als befinde ich mich im Shakspeare, und die Hexen Macbeth's rührten ihren Kessel auf einem erhabenen Dreyfuße von Oliven- und Weinbergen. Der Himmel lag wie ein Gewölbe in einer alten Basilika stahlblau auf dem Horizont, ich bildete mir ein, es müsse ein Wesen mit einer Strahlenkrone daran erscheinen, und hier und da ein goldener Stern wie aus der Ritze eines himmlischen Herdes flammen. Vulkanus sagte kein Sterbenswörtchen, doch zog er nach und nach das Wamms aus und präsentirte sich in rothen Tricots, in bloßen Hemdärmeln, was sich unendlich schön machte, da er immerfort rauchte. Auch dieser Rauch rollte in röthlicheren und immer röthlicheren Wellen, bis er zuletzt die Gestalt einer großen rothen Allongenperrücke annahm, die im Winde flatterte.

„Milady," sagte ich, „wollen wir jetzt nach Ischia fahren, ich fürchte, daß der Vesuv ein Verräther ist."

Es war mir Ernst, besonders da ich meinen Platz in einem Winkel von 45 Graden seitwärts der Donna hatte und ihre blühende Gestalt wie eine Rose betrachtete, darin ich als leichtfertiger Schmetterling köstlichen Duft schlürfte. Wäre ich Titian gewesen, ich hätte, wie einst Peter von Cortona das Bild seiner Geliebten, ihre wahrhaft weiblich-edlen Züge, wie sie so von der Landschaft und dem Himmel colorirt waren, in alle meine Gemählde übertragen.

Wir gingen ans Meeresufer zurück, wo eine schöne Fischergondel mit einem schwellenden Segel der Abfahrt harrte. Ich vergesse nie des feuersprühenden wonnigen Abendes, der in dem Augenblicke der entschlummernden Natur noch ein neues Leben über dieselbe verbreitete. Kaum blies der kühlende Küstenwind uns von dannen, so wälzte sich die goldene Scheibe der Welterleuchtungsanstalt in den unermeßlichen Strom geschmolzenen Metalls, der vom alten Tyrus bis Cadix fließt. Eine Feuersäule stieg zwischen Procida und Ischia auf bis zum Zenith, majestätisch wie eine Ceder des Libanon, nach allen Richtungen Zweige verbreitend und als Krone die Sonne in sich tragend. Eine Goelette, von Palermo kommend, flog mit vollen Segeln durch

die Strahlenrichtung und schien plötzlich wie vom Pulver entzündet in die Luft zu fliegen. Jedes Segel wurde Flamme, jeder Mast eine Zündruthe. Zugleich löste es drey Ankündigungsschüsse und warf Anker auf der Rhede, unfern dem Pharus vom Castello nuovo.

Ich habe in Rom einmahl, als Leo XII. starb, auf dem Monte Pincio die Glocken von vierhundert Thürmen aus zehn Thälern und von eilf Hügeln läuten hören — das war eine Cherubimmusik, ein Orgelton aus dem Tempel der Engel, der mich zu Thränen rührte und wundersam wehmüthigte; aber hier, auf schwellender See, empfand ich unnennbar größere Wirkung dieser Metallstimmen, als allmählig die Klöster Hora und die Glöckner der Basilika Ave Maria läuteten. Einzelne Silberstimmen, die an den Felsen St. Elmos und Capo di Monte ein Echo anschlugen, zitterten wie kolossale Äolsharfentöne durch die Choralaccorde der Gennarokirche und Magdalena, wo die großen Glocken die Bässe anschlugen. Alles bimmte und summte in dem neapolitanischen Kessel bis zum Vesuv hin, und es war, als ob Meer und Berge, Schiffe und Palläste accompagnirten und nach der heterogenen Melodie den Saltarello tanzten.

„Mein Gott, ich werde trunken vor Freude,“ sagte Milady Cheffield, „halten Sie mich, der Nachen geht wie ein Kreisel.“

Es war ganz dem Augenblick gemäß, daß man sich in einem solchen Momente freundschaftlich umschlang. Die Wogen, da wir ungefähr auf höherer See schwammen, hüpften wirklich ganze Ellen hoch und spritzten zuweilen eine grüne Fluth über unsere Kleider. Laut kreischten die Damen, Milords sprachen keinen Laut, der Führer wenig. Was mich belangt, ich war unendlich glücklich und flehte alle Götter von Paphos um Beystand an, mich die Gefahr überstehen zu lassen.

Endlich waren wir Procida vorbey, und die dunkelnden Häuser und grünen Höhen von Ischia lagen vor uns.

Ich sage nichts von unserem Souper in einer Albergo d'Isola, noch von dem Schauspiel des Sonnenaufgangs und unserer Rückkehr am folgenden Morgen. Doch erfuhr ich bey dieser Gelegenheit von unserem Schiffer, daß er ein Nachkomme des Capitano Thomas Aniello, und daß letzterer nicht in Portici, sondern in Amalfi, also im Golfe von Salerno geboren worden.

Meine schöne Lady habe ich später nicht wiedergesehen, doch werde ich in ihrem Gedächtnisse ewig leben; denn ich schrieb ihr zwey Strophen voll Wonne, Meer, Feuer, Ischia und Götternahmen in — „den neuesten Londoner Keepsake.“

B. Lz.

Die wunderbare Rettung!

Ballade.

Still und traurig, zum Erbarmen,
Seinem lieben Kinde nah,
Das da liegt in Todesarmen,
Sitzt der blasse Vater da;
Eben ist der Arzt geschieden,
Keine Hoffnung gab sein Blick,
Stirbt das Kind, so blüht hienieden
Auch dem Vater mehr kein Glück.

Keine Zähre netzt die Wange,
Doch vergeht er schier vor Schmerz,
Könnt' er weinen, nicht so bange
Wär's ihm um's gebroch'ne Herz.
Denn das sind die ärgsten Qualen,
Die die Hölle mit sich führt,
Daß sie, wie mit Teufelskrallen,
Uns das Herz zusammenschnürt.

Von des Kindes trauter Nähe
Treibt's ihn plötzlich wild hinaus,
Hin auf Rigi's steile Höhe
Eilt er in das Gotteshaus.
Um den Himmel zu versöhnen,
Stürzt er auf die Kniee hin,
Wimmert in gebroch'nen Tönen
Zu der Himmelsköniginn *).

„Mutter, fleht er, wenn ein Leben
Deinen Zorn ja sühnen soll,
Will ich meines freudig geben
Für des theuern Kindes Wohl.
Doch läßt deine hohe Milde
Gnade heut' mir angedeih'n,
Will ich, hier vor deinem Bilde
Betḥend, stets den Tag dir weih'n.“

Wie, wenn in des Sommers Schwüle
Sonnengluth die Erde sengt,
Sie nun plötzlich frische Kühle
Labend aus dem Regen tränkt,
Fühlt auch er sein Herz erquicket,
Wie vom sanften West umkost,
Sorgen, die ihn eh' gedrücket,
Hat verscheucht ein Gottestrost.

Heim kehrt er nun ohne Kummer,
Trifft das Kind im süßen Schlaf;
Vater! ist das Menschenschlummer,
Oder ach! der ew'ge Schlaf? —
Sieh! es rührt sich, es erwachet,
Und sein Auge strahlt so mild,
Aus sonst blassen Zügen lachet
Jetzo der Genesung Bild.

M. D. Ettinger.

*) Maria zum Schnee in der Schweiz.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Der Regenschirm," Lustspiel in Einem Aufzuge von F. v. Holbein. — Wir haben dießmahl über eine Kleinigkeit zu berichten, und wollen durch die Ausdehnung unseres Referats dem Gegenstande vollkommen entsprechen. Ein Regenschirm war das mehrmahlige Unglück eines junges Mannes, Peregrinus Quentchen, indem er Veranlassung ward, daß sich der Bedauernswerthe einmahl das Bein brach, das andere Mahl an ihm ein Auge ausstach. Inzwischen bringt dieser Regenschirm dem armen hinkenden und einäugigen Copisten der hohen Kriegskanzelley auch einmahl Freude und Glück. Bey einem heftigen Regen begleitet er damit Theresen, seine schöne eingezogene Nachbarinn, in die Wohnung zu ihrer Tante, und erhält so Gelegenheit, ihre Bekanntschaft zu machen. Schon ist Peregrinus überglücklich, und glaubt auch einige Theilnahme bey Theresen gefunden zu haben, als ein junger Officier herbeystürmt, mit Theresen wie ein vertrauter Bekannter thut, sie mit dem Worte Du anredet, und dem bestürzten Kriegscopisten sogar den Kaffeh austrinkt, welchen die Tante für ihn bereitet hatte. Auch Therese ist über diesen Auftritt verwirrt. Indeß sammelt Peregrinus seine Geister und geht, trotz der Bitten Theresens, fort. Der Officier verspricht noch diesen Abend wieder zu erscheinen. Quentchen hat seinen Regenschirm und sein Taschentuch vergessen, deßhalb kommt auch er wieder, wiewohl ihn mehr eine Stimme des Innern dazu getrieben hatte. Als nun Therese mit ihrer Tante und bald darauf auch der Officier ins Zimmer treten, verbirgt sich Peregrinus hinter den ausgespreiteten Regenschirm, vernimmt aus der Erklärung Theresens zur Tante, daß dieser Officier Graf Sturm sey, in dessen Hause sie von seiner Mutter gleichsam wie ein eigenes Kind erzogen worden, aber dasselbe wegen der verliebten Zudringlichkeiten des Sohnes heimlich verlassen habe. Peregrinus athmet wieder auf. Allein Graf Sturm, der ihn hinter dem Verstecke schon bemerkt hatte, neckt sowohl ihn als Theresen. Indem er seine häßliche lächerliche Äußerlichkeit darstellt, bringt er Theresen zur Erklärung, daß sie dem stillen bescheidenen Peregrinus trotz dem vom Herzen gewogen sey, und dadurch, daß er Theresen mit Gewalt einen Kuß aufdringen will, lockt er sogar Muth aus dem furchtsamen Copisten, der hinter seinem Schirme hervorspringt, und Drohungen gegen den Officier durch die That wahr machen will. Nun, erklärt Graf Sturm, sey der letzte Wille seiner sterbenden Mutter erfüllt. Sie bestimmte Theresen ein bedeutendes Legat, wenn sie einen Mann heirathete, der ihre Liebe besäße, und der durch männliche Gesinnung ihrer würdig wäre. Er selbst nun übergibt den Liebenden die Urkunde.

Hr. von Holbein hat schon durch mehrere ähnliche Stückchen, die seiner gewandten Feder entsprungen, gezeigt, daß er eine Anekdote zu dramatisiren verstehe. Eine solche dramatisirte Anekdote ist auch das in Rede stehende Lustspiel. Man macht an dergleichen Piecen keine Forderungen, als daß sie artig und mitunter durch frappante, epigrammatische Wendungen überraschend seyen. In solchem Grade, wie z. B. beym „Verräther" vom selben Verfasser, ist dieß freylich bey dem „Regenschirm" nicht der Fall. Es nahm auch das Publicum die Kleinigkeit so ziemlich ihrem Werthe gemäß auf; während dem Verlauf des Stückes, wo auch das vortreffliche Spiel der Mitwirkenden in Rechnung kam, wurde mehr applaudirt, als am Schlusse. — Hr. Fichtner gab den Peregrinus mit der defecten Äußerlichkeit und dem demüthigen schüchternen Wesen so vorzüglich, daß wir für die Wendung seines Talentes auch die besten Hoffnungen hegen, wo das Übergehen in ein Charakterfach nicht mehr die liebenswürdige Äußerlichkeit zur vorzüglichen Stütze gebrauchen kann. — Hr. Herzfeld, als Graf Sturm, hat die Piece durch seinen lebendigen Humor, dem immer auch etwas Güte beywohnt, ebenfalls ungemein gehoben. Dlle. Reichel, als Therese, hat Hoffnungen für Entwickelung eines sehr schönen Talentes, auch schon durch wirkliches Gelingen dieser Parthie, an den Tag gelegt. Ihr Vortrag hat Wärme und Innigkeit, und ihr Spiel ist ungezwungen.

Ermin.

Kirchenmusik.

Sonntags den 20. October hatten wir Gelegenheit, unsern gefeyerten Pöck auch im Vortrage des Kirchengesanges zu bewundern. Es ward nähmlich in der Pfarrkirche St. Joseph in der Leopoldstadt eine vom dortigen Regenschori, Fr. Xav. Seidl, componirte Missa solemnis in C-dur mit trefflicher Besetzung ausgeführt, wobey Hr. Pöck den Solopart des Basses sang.

Die Messe ist ein im strengen Kirchenstyle geschriebenes Werk und verdient ausgezeichnete Anerkennung. Das Kyrie (C) bewegt sich im Andante fromm und bethend, das Gloria (C) jubelt im Allegro spirituoso feurig und lärmend, bis das äußerst delicat gehaltene Gratias (F) mit feyerlichen Dankhymnen eintritt. Höchst charakteristisch ist das wunderschöne Qui tollis, wo Pöck's herrliche Stimme auf den volltönigen Accorden der Begleitung majestätisch dahin glitt, wie ein Schiff auf melodisch rauschenden Wellen. Das Quoniam (C) endet mit einer meisterhaft gearbeiteten Fuge. Das Credo (C), erhaben und ausdrucksvoll mit seinem erhebenden: et incarnatus (F) und dem imposanten: et resurrexit (C), so wie das mit Tonmassen betäubende Sanctus (C) sind höchst genial gedacht. Das Benedictus (As) ist wegen seiner Lieblichkeit und Einfachheit die Krone des Ganzen. In die harmonisch ertönenden Singstimmen weben sich weich und leise die bezaubernden Töne des Allegro, wie Frühlingslüfte durch Blumen säuseln, und die so glücklich und bezeichnend gewählte Tonart trägt nicht wenig zur überraschendsten Wirkung bey. Agnus (C) und Dona (A minor) schließen sich den übrigen Abtheilungen vollendend und vollendet an.

Wir haben nun bereits von Hrn. Seidl, der uns auch als ausgezeichneter Organist bekannt ist, 4 Messen und mehr als 30 Gradualien und Offertorien gehört. Aus jeder seiner Compositionen leuchten seltene musicalische Kenntnisse und Liebe für die Kunst hervor, welche demselben einen rühmlichen Platz unter den Tonsetzern seines Faches anweisen.

Krrr.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 133 — 5. November 1833.

Ein Bruchstück der Wirklichkeit, woraus eine Novelle hätte werden können.

„Nein, es geht nicht länger," rief der Assessor in dem alten Schlosse zu Elsterwitz eines Sonntags Abends, und warf die vom vielen Schreiben stumpf gewordene Feder bey Seite. Er klopfte die bey der letzten weitläufigen Verfügung ausgegangene Pfeife aus, stopfte eine neue, löschte die Arbeitslampe, die treue Erhellerinn seiner einsamen Stunden, und begab sich zu dem über ihm wohnenden Steuerrath, der eben von einer Geschäftsreise zurückgekehrt war. „Gut, daß Sie kommen," rief ihm dieser entgegen, „lassen Sie uns den Rest des Tages nach vollbrachter Arbeit traulich verplaudern, denn ich habe, von der Reise ermüdet, eben auch nicht mehr Lust, die Feder in die Hand zu nehmen." Der Theetisch wurde an das Sofa gerückt, die Pfeife in Brand gesetzt, und Beyde überließen sich behaglich dem Wohlgefühl der Ruhe nach den Mühen des Tages. Ludwig, der Rath, dem eine schöne Aussicht in das Leben entgegenlächelte in der baldigen Vereinigung mit einem lieblichen Mädchen, mahlte dem Freunde die glücklichen Stunden des Bräutigamstandes vor, und ward nicht müde, ihn von den Hoffnungen seiner Zukunft und der Einrichtung seiner Häuslichkeit zu unterhalten. Lange hörte Wibald schweigend zu, endlich schwoll ihm das Herz über, und er rief in weinerlich komischem Pathos: „Alle Männer haben Bräute, nur ich bin ganz allein. Wo blühst du holde Blume, die ich mein nennen soll, wo weilst du jetzt, nah oder fern, in ärmlicher Hütte, verwaist bey der treuen Mutter, oder im glänzend geschmückten Hause, umflattert von buhlerischen bunten Schmetterlingen, hüpfest du fröhlich, umklungen von rauschenden Freuden, oder schauest du schwärmerisch über die Erde hinweg nach den Hoffnungen des Himmels? Steuerrath, hier in dieser Brust wohnt ein Herz, das lieben kann, wie wenige, das sich werth fühlt der schönsten, der besten, der liebenswürdigsten, ach! und das einsam klagen und verschmachten muß, von Niemand erkannt, von Niemand geliebt." — „Nun, nun, beruhigen Sie sich nur, Bester," entgegnete der Angeschwärmte, „noch ist ja nichts verloren, noch blühen um Sie herum treffliche Jungfrauen in Fülle, sehen Sie sich um unter den Töchtern des Landes, welche Ihren Wünschen entsprechen." — „Freund, ich bitte, ich beschwöre Sie," erwiederte Wibald, „wo soll ich finden, was ich suche, sitze ich nicht in dem lieben Neste nun schon volle vier Jahre, reise ich nicht jährlich ein paar Mahl in die Residenz, hoffe ich nicht von einem Tage zum andern vergeblich, ein guter Genius werde in glücklicher Stunde das Wesen, das ich suche, mir zuführen? Ein Tag schleicht gleichförmig hinter dem andern hin, hinter mir häuft sich täglich die graue, farblose Vergangenheit, unaufhaltsam spinnt sich

der Lebensfaden ab, ist's nicht natürlich, daß mit jedem leer hingeschwundenen Tage eine Blüthe hinwelkt am Baume der Hoffnung? Kenne ich nicht weit und breit die Individuen des leer geschwätzigen Geschlechts und ist auch nur Eine, die dieses glühende, von Idealen leider nur zu sehr emporgehobene Herz zu fassen vermöchte? Nur Eine, Eine, Eine," rief er schmerzlich, und blickte sehnsuchtsvoll über die weite Schneefläche, die sich am Horizont in graue Wolken verlor. Lächelnd hörte der Freund ihm zu, schlürfte behaglich den duftenden Thee, und versank in wonnige Träume seiner nahen Zukunft. Plötzlich sprang Wibald, von einem Gedanken emporgeschwellt, auf. „Ja, ja, ich hab's gefunden!" rief er, „ich mache den Versuch, ich lasse mich in den allgemeinen Anzeiger der Deutschen setzen." — „Sind Sie bey Sinnen," rief jener, „wie können Sie sich zu einer Maßregel entschließen, über die wir uns so oft lustig gemacht haben? Wie oft haben Sie mit mir diejenigen verspottet, welche, alles Selbstvertrauens ermangelnd, wie im Blindekuhspiel umhergreifend, ein Feinsliebchen zu erhaschen hoffen." — „Ich nehme meinen Spott zurück," erwiederte der Assessor, „mir leuchtet jetzt ein, wie ein armer, einsamer Mensch, überall zurückgestoßen, verdrängt von eitlen Gecken, zagend und scheu den letzten Schritt wagte, um eine Gefährtinn zu finden, die ihm die Hand reiche für das Leben. Ehen werden im Himmel geschlossen; findet mancher sein Liebchen auf dem Balle, im Theater, im Postwagen, warum sollte nicht Einer sie im Anzeiger finden." Er entfernte sich und entwarf sofort folgendes Heirathsgesuch: „Ein Mann aus dem Beamtenstande, in seinen besten Jahren, sucht eine Frau, die ihm das Leben verschönere. Ein Herz, das über die blühende Erde und ihre Freuden den Himmel darüber nicht vergißt, ein Auge, dem die Thräne der Empfindung nicht fremd ist, werden ihn beglücken. Flachheit und Leerheit haben ihn überall zurückgestoßen. Er wählt daher diesen Weg, um seine Zukünftige zu finden, und bittet, geneigte Leserinnen, welche dieß Gesuch berücksichtigen möchten, ihre Briefe unter der Adresse X. Y. Z. an die Expedition dieses Blattes gelangen zu lassen."

Halb im Ernste, halb im Scherz ließ er das Schreiben abgehen. Hatte er doch wenigstens dadurch bewirkt, daß seiner Phantasie, die allmählig zu ermatten anfing, in der langweiligen Alltäglichkeit, die ihn umgab, wieder ein Stoff gegeben war, aus welchem er die luftigen Schlösser seiner Hoffnung in der Zukunft hineinbauen konnte. Die Geister der Schwermuth, welche sich in den düstern staubigen Winkeln seines Zimmers allabendlich lagerten und über ihn kamen, wichen vor den glänzenden Bildern der heitern Geselligkeit und Geschäftigkeit, welche seine Phantasie aus seinem künftigen ehelichen Leben hervorhohlte und in reizender Folge um ihn gaukeln ließ.

2.

Eugenie, des verstorbenen Geheimraths Logau einzige Tochter, war durch das ungestüme Schneetreiben abgehalten worden, mit zwey Freundinnen die Stumme von Portici zu besuchen, welche zum ersten Mahl dem erstaunten Publicum ihre entzückenden südlichen Landschaften und den brennenden Vesuv zeigte und die Zauber der bald gewaltig daherbrausenden, bald anmuthig dahinströmenden Musik entfalteten. Die von den Wänden des Zimmers herablächelnden reizenden Gemählde in goldnen Rahmen, die am Fenster üppig blühenden Hyacinthen und Narcissen, ließen die Verarmung der winterlichen Natur draußen vergessen und die behagliche, mit Wohlgerüchen durchduftete Wärme des Zimmers vermehrte die Täuschung, mit welcher blühende Citronenbäume die Phantasie nach dem Süden versetzten. „Schade," sagte Clärchen, eine der Freundinnen, „daß wir die Oper nicht besuchen konnten. Im Winter, vorzüglich in diesem ächt nordischen, der alle Frühlingserinnerungen verschneit, thut es ungemein wohl, in die Landschaften Italiens zu schauen und das freye tanzende Leben in der immer günstigen Natur zu sehen." — „Ja wohl," fügte Eugenie hinzu, „nie duftet uns eine Blume inniger als im Winter, heller lachen da die Gemählde des Frühlings uns an, lieblicher tönt uns der Gesang der Nachtigallen, Dichtung und Wirklichkeit reichen uns, hold verschwistert, ihre Kränze." Mathilde hatte indeß in den dort liegenden Journalen geblättert, und ihre Stimme mit komischem Pathos erhebend, las sie aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen das Wibald'sche Heirathsgesuch vor. „Ich möchte nur wissen," fügte sie hinzu, „ob dergleichen Gesuche Spaß oder Ernst sind; doch sollte man das letztere meinen, da ein so oft sich wiederhohlender Spaß zu fade und abgeschmackt wäre. Dennoch ist es mir unbegreiflich, daß jemahls ein Mädchen auf solch ein Gesuch eingehen sollte, daß eine Jungfrau hoffen könnte, hinter einer solchen abgeschmackten Freywerberey ein liebenswürdiges Schätzchen zu finden. Die arme einsame Seele wird lange warten müssen, ehe ein mitleidiges Wesen sich ihrer erbarmt." Clärchen stimmte lachend ein: „Das möchte mir auch ein schöner Freyer seyn, der mich ungesehen aufriefe aus der Schaar aller deutschen

Jungfranen; einiges Geld zur Bestreitung der vermehrten Haushaltungskosten soll gewöhulich auch nicht fehlen und das ungefähre Alter wird wohl auch um zehn Jahre zurückdatirt." — „Das Gesuch," bemerkte Eugenie, „scheint sich doch von andern ähnlichen Inhalts bedeutend zu unterscheiden: es scheint von einer wahren Sehnsucht und einem tiefen Gefühl eingegeben zu seyn." — „Ey, ey, sprichst du doch," entgegnete Clärchen, „als hättest du selbst nicht übel Lust, deine schöne Hand in eine so bittend ausgestreckte zu legen, und die glühende Sehnsucht eines schwärmerischen Jünglings zu stillen, dessen Herz der Geliebten entgegenschmachtete." Eugenie lächelte und setzte sich, um das Gespräch abzubrechen, an den Flügel.

(Der Beschluß folgt.)

Die Resignation.

„Laß den Menschen ihre lauten Freuden,
Größer ist, wer Menschen nicht bedarf;
Größer, wer vor Wonnen, wie vor Leiden
Nie die Stirn zum Staube kehren darf.
Fest dich haltend an den Idealen
Ford're nicht, daß sie die Welt dir gibt;
Ruf' sie nicht aus ihren heil'gen Hallen,
Wo dein Herz sie ewig — ewig liebt."

„Unbedürftig dieser Erde Gaben,
Wandle du in deiner Freyheit Au'n;
Kann die Welt dich denn mit Quellen laben,
Die durch halberstorb'ne Ufer thau'n?
Such' in ihr nichts — und du wirst nicht fühlen,
Daß sie ausgesetzte Kinder trägt,
Daß die Wünsche nie sich hier erfüllen,
Die der Geist aus ihrem Schlummer weckt."

„Komm', ich will an meine Brust dich legen,
Ist sie gleich verarmt und todtenkalt;
Sie ertheilt dem Herzen einen Segen
Gegen jede irdische Gewalt.
Kurzen Kampf nur kostet das Entsagen,
Fasse ernst und stark die beß're Wahl!
Ewig blüht in hellen Liedertagen,
Ewig dir das hohe Ideal!"

Prechtler.

Russische Verwegenheit.

An der Stelle der jetzigen Kathedrale der heiligen Mutter von Kasan in Petersburg stand eine alte Kirche mit einem entsetzlich hohen Thurme, und oben auf dem Thurme stand wieder ein sechs Ellen hohes metallenes Kreuz. Alexander I. ließ die Kirche niederreißen, um die jetzige nach dem Modell der Peterskirche gebaut aufführen lassen zu können. Allein vor dem Einreißen mußte das hohe Kreuz abgenommen werden, da es zu den heiligen Dingen gehört, und nicht durch Herabstürzen entweiht werden durfte. Wie war dieß zu bewerkstelligen? Ein Gerüste bis da hinauf zu führen, hätte sehr große Kosten gemacht. Man forderte daher Zimmerleute auf, es gegen eine gewisse Summe herunterzuhohlen. Es fanden sich drey Russen. Sie bekamen das heilige Abendmahl, stiegen nun muthig im Innern des Thurmes so hoch hinauf, als es die Weite zuließ, schlugen dann eine Öffnung hinaus und kletterten nun außen immer höher, indem der erste mit der Axt das Blech losriß und eine Stufe nach der andern in die Pfosten einhieb. Der Wind nahm ihm in der schrecklichen Höhe den Hut vom Kopfe, aber das kümmerte ihn nicht. Schlapa upata (ich habe den Hut verloren)! rief er. — Nach mehreren Stunden war die Spitze erklimmt. Der Eine, der Vorderste, schwang sich auf's Kreuz und die Andern arbeiteten am Fuße, daß es Nachmittags um vier Uhr unter den Augen von vielen Tausenden, die bebende Zuschauer gewesen waren, an Seilen heruntergelassen werden konnte. — Darauf strichen die kühnen Russen ihr Geld ein und bekamen noch ihren Freybrief als außerordentliche Belohnung. — Der neue Kirchthurm ist indessen minder hoch, um nicht den späten Nachkommen eine gleiche gefährliche Aufgabe zu hinterlassen.

*r.

Miscelle.

Ein Hr. Schmitz, der früher schon einige literarische Curiositäten zum Licht gefördert, gibt uns eine neue Theorie des Lichts und der Farben. Er sagt, das Licht sey mit seinen Farben nur eine Scala des Druckes der Luft, für dessen Empfindung wir den Sinn des Auges hätten. Das kann ein Hauptsatz der neuesten Naturphilosophie werden, in so fern er durch seine eminente Undeutlichkeit noch vieles Andere undeutlich machen würde.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Sonnabend den 26. October d. J. hatte der Pantomimenmeister und Darsteller des Harlekins Hr. Johann Fenzl seine jährliche Einnahme. Es wurde zum ersten Mahle gegeben: „Mirina's Zauberschlaf oder treue Liebe siegt," große komische Zauberpantomime in zwey Acten vom Beneficianten, mit Musik von Limbayer, neuen Decorationen von Dolliner und Mayr, Maschinen von Simonel. Das Costüm durchaus ganz neu. —

Diese chorrographische Novität hatte bey dem Umstande, daß schon eine geraume Zeit in der Pantomime nichts Großartiges zur

Schau gebracht wurde, dem Beneficianten eine zahlreiche Menge Zuschauer herbeygeführt. Kein Posaunenschall verkündete eine außerordentliche Vorstellung, darum betrat auch das Publicum mit sehr gemäßigten Wünschen das Schauspielhaus und fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Es herrscht in der Erfindung und Durchführung mancher Reiz der Neuheit, die Tänze sind mit Geschmack geordnet, werden auch mit einer besonderen Präcision ausgeführt; vorzüglich lobenswerth erscheint aber die durchaus solide Behandlung, eine wesentliche Eigenschaft, um sich mit dem gebildetern Theile des Publicums zu befreunden. Ohnerachtet aller jener Vorzüge, welche diese Pantomime in sich faßt, erging es uns doch am Schlusse derselben, wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Magd vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. In diese ähnlich peinliche Lage versetzten uns die episodischen Scenen, welche wohl meistens trefflich, nur an dem Übelstande leiden, daß sie in keiner besseren Verbindung stehen, wodurch die Handlung verständlicher und interessanter herbeygeführt worden wäre. Wir erklärten uns endlich, daß selbe bloß der Decorationen und Maschinen wegen eingeschaltet, so mühsam ihr frisches Leben verkümmern müssen. So wie aber jede locale Posse, jedes Zauberstück durch Witz und Humor in immerwährender Regsamkeit erhalten wird, eben so muß die Pantomime durch komische Effectscenen gewürzt, die Lachlust des Zuschauers häufig in Anspruch nehmen, ohne jedoch durch niedrige Späße nur auf die obern Regionen einwirken zu wollen. Dieses pantomimische Erzeugniß fesselt wohl unausgesetzt das Auge durch geschmackvolle und glänzende Ausstattung in Decorationen und Costümes, durch überraschende Maschinen, pittoreske Gruppirungen; allein alles dieses ist nur vorübergleitend, da die seriösen Scenen das Übergewicht behaupten. Im ersten Acte sprach der zwar nicht neue karrikirte Tanz zwischen den HH. Fenzl Jos. und Schadetzky, dann der ungarische, ausgeführt von kleinen Automaten, ungemein an, die Schlußgruppirung wurde leider durch einen Unfall unvorsichtiger Werkleute gestört. Der zweyte Act biethet Gelegenheit zu effectreichen Groteskttänzen, einer Policinello-Scene, worin Hr. Fenzl Jos. sich die Ehre des Vorrufens erwarb. Der Gedanke, Pierot in Harlekin zu verwandeln, hätte im Verfolge zu einer äußerst komischen Situation Veranlassung gegeben. Diese kritische Ansicht sey übrigens ein Beleg, daß wir jedes Verdienst zu würdigen wissen, und daß wir durch unseren Tadel nie die Absicht haben, das wahrhaft Gute untergraben zu wollen. Die Musik von einem in der musicalischen Welt unbekannten Compositeur, Limbayer, hat nur zum Theile angesprochen. Da die erste Vorstellung dieser Pantomime mit gutem Erfolge über die Breter ging, glauben wir, daß die Direction ein vortheilhaftes Repertoirstück gewonnen habe. — Vorher wurde zum zweyten Mahle das Lustspiel: „Frauenhaß“ gegeben; Mad. Scutta, Dlle. Schadetzky, die HH. Fermier und Brabbée spielten mit vielem Fleiße.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Ein Abend im Theater zu Olmütz.

Es war am 30. September in der zweyten Abonnements-Vorstellung, da war ich im Theater zu Olmütz und es gefiel mir überaus gut, das Schauspielhaus nähmlich selbst und auch die Schauspieler und was ich sonst an Garderobe und Decorationen zu sehen Gelegenheit hatte, und endlich auch die Fremde. Ich möchte mich nun gerne entblöden, hierüber etwas Umständlicheres zu äußern und fürchte nicht, daß es jetzt nach beynahe fünf Wochen schon zu spät sey; ein Lob kommt nie zu spät, besonders wenn es eine Sache betrifft, der nichts fehlt als ein wenig Geräusch und Lärm, um allgemeines Aufsehen, Anerkennen und Bewundern zu erregen. Man spielte das wunderhübsche Lustspiel von Albini, „Kunst und Natur,“ und zwar spielte man es recht natürlich und kunstlos, ohne viele Prätensionen, ohne schleppende Ziererey, gerade weg, wie es der Verfasser gedichtet hat und dargestellt haben will; aber hinter mir saß eine Fremde, eine Pohlinn, wie mir schien, eine Gestalt, wie ich noch keine sah. Die schwarzen glänzenden Locken, das glühende Auge, die edlen, geistvollen Züge, die zarten, dunkelrothen Lippen, das Ebenmaß des Körpers: alles vereinte sich zu einem Musterbilde, wie es die Meister der venetianischen Schule oder die alten Spanier hinzuzaubern verstanden. — Dlle. Caroline Müller vom ständischen Theater in Grätz debutirte als neu engagirtes Mitglied in der Rolle der Polyxena; ein liebliches Organ, eine schöne Gestalt, ein frohes lebendiges Spiel machen sie zu einer schätzenswerthen Acquisition dieser Bühne, eine geringe Übung wird ihr die fehlende Rundung, das nöthige Aplomb verleihen; ich aber saß eingeengt in einen Kreis von Freunden und Bekannten, ehrsamen Frauen, hochgeachteten Männern und konnte nicht hinüber zu der Fremden, zu der Pohlinn, zu dem edlen, erhabenen Gebilde, das leider so fern von mir saß. — Hr. Scotti gab die Rolle des Agamemnon Pünctlich so ergötzlich, als man sie nur immer spielen kann; die beschränkte Ängstlichkeit, Devotion, Unterthänigkeit neben dem Hange zur Wohlthätigkeit und Gemüthlichkeit konnte nicht besser ausgedrückt und wiedergegeben werden; aber neben der Fremden saß ein junger rothwangiger Mann, der sehr angelegentlich mit ihr conversirte; zwar eine gewisse Familienähnlichkeit schien mir einigen Trost einzuflößen, allein dessenungeachtet war der Fall bedenklich. — Der Rittmeister Graf Born wurde durch Hrn. Buel dargestellt; eine kräftige Männlichkeit zeichnete ihn aus, leichter, gesellschaftlicher Ton, Leben und Empfindung waren in keinem Momente zu vermissen, ja sogar Bühnengewandtheit und Routine mußten ihm zugesprochen werden. Hr. Scotti und er waren die Seele, die verbindenden Ringe und Glieder des Ganzen, so gut wußten sie die zerstreuten Bestrebungen zu verknüpfen und auf ein Ziel hinzulenken; ich war gesprächig, lebendig aufgeregt wie selten vorher, ich lachte, scherzte, wagte Bemerkungen, Gedanken, Einfälle, ich glaube, ich ward sogar manchmahl melancholisch und tiefsinnig, die Pohlinn horchte offenbar auf unser Gespräch herüber. Verstand sie vielleicht auch deutsch? — Auch Dlle. Horn (Gräfinn Aurora), Hr. Benisch (Baron Berger), Hr. Kneuer (Reitknecht, Teufel) spielten vortrefflich, und selbst die andern unbedeutenderen Rollen von der Gräfinn bis zum Kutscher herab wurden recht brav und gut ohne die mindeste Störung gegeben. Ich wüßte nicht, wie das Stück besser, wahrer, wohlgefälliger hätte dargestellt werden sollen. — Der Vorhang war gefallen, die fremde Schöne erhob sich, drückte den einfachen Strohhut auf die üppigen Locken und schickte sich an, das Theater zu verlassen, aber um mich drängte sich der schätzbare Kreis der Verwandten, meine Cousine hängte sich in meinen rechten, eine andere in meinen linken Arm, und mein Oheim, der Kunstkenner ist, fragte mich über den Eindruck dieser und jener Scenen und über den ästhetischen Werth des Stückes, der Aufführung, und indeß — war meine Unbekannte für immer entschwunden! Einige Stunden darauf saß ich schon im Postwagen und sie habe ich nimmer gesehen!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 134 — 7. November 1833.

Ein Bruchstück der Wirklichkeit, woraus eine Novelle hätte werden können.

(Beschluß.)

3.

Eines Tages kam der Assessor Wibald höchst aufgeräumt, was bey ihm jetzt selten der Fall war, aus dem Sonntagsclubb nach Hause. Die Ursache seiner freudigen Unruhe war eine Jungfrau, die erst vor wenigen Tagen angekommen, in der Gesellschaft erschienen war. Es war, wie die klatschfertigen Elsterwitzerinnen berichteten, eine arme Verwandte der Predigers Witwe Seebald, hatte nach dem Tode ihres Vaters als Gesellschafterinn eine Dame auf ihren Reisen begleitet und wollte jetzt einige Zeit bey dieser zubringen. Seine ganze Seele athmete Heiterkeit, er fühlte sich frey und leicht, die trübe Schwermuth, die seinen Geist sonst befangen hielt, war gewichen.

Amalie, so hieß jene Jungfrau, hatte ihn entzückt. Der geistreiche Ernst, der auf ihrem frischblühenden Gesichte wohnte, stach wunderbar ab gegen die langweiligen fadelachenden Gesichter der übrigen Frauen. Die freundliche Anmuth ihres Gesichts, der helle, klare Blick des blauen Auges zog ihn zu ihr hin, er hätte sein ganzes Herz vor ihr ausschütten mögen. Zum ersten Mahle seit langer Zeit fand er Anklänge zu der Stimmung, die in seinem Innern vorherrschte. Wibald sprach mit ihr über den geselligen Verkehr des Städtchens und ergoß sich in Klagen über die Armuth seines jetzigen Lebens, wie er, von jedem Kunstgenusse getrennt, sogar eines gebildeten Umgangs entbehre, wie er allein stehe und zuweilen in trüber Stimmung an dem Glücke der Zukunft verzweifelte. Sie schien ihm theilnehmend zuzuhören und der Blick, den sie bisweilen auf ihn heftete, traf wie ein Blitz sein Innerstes. Er hätte vor ihr alle Klagen seiner einsamen Stunden, jede Sehnsucht seines liebenden Herzens ausrufen mögen, allein ein Blick auf die übrigen Frauen, welche lauernde Blicke auf ihn hefteten, scheuchte jedes tiefere Gefühl in den Hintergrund seines Herzens zurück. Jetzt, in seinem Zimmer angekommen, umschwebte ihn ihre Gestalt, immer klarer ward es ihm, daß ein solches Mädchen ihn verstehen werde, daß ein solches fähig sey, die Ideale einer schönen Häuslichkeit, die seine Phantasie in begeisterten Stunden erschuf, zu verwirklichen. Am nächsten Sonntage kleidete er sich sorgfältiger als bisher und war einer der ersten in der Gesellschaft. Die Erwartete erschien nicht. Er vermochte kaum seine Unruhe zu bergen. Die Augen auf die Thüre geheftet, aus der so manche rosige Schöne, die dunkle Hülle draußen abstreifend, in hellem Gewande mit angenehmer Verbeugung in den Kreis eintrat, saß er in höchster Verstimmtheit über seine fehlgeschlagene Hoff-

nung da. Des andern Abends irrte er gedankenvoll umher in den Gefilden von Elsterwitz. Der Winter begann allmählig sich zurückzuziehen, die starre Bedeckung der Erde fing an sich zu lösen und einzelne Bächlein, aus dem Schnee hervorsickernd, strömten dem Flusse zu, ein Bild seines Innern, worin eine gewaltige Empfindung die erstarrten Gefühle in Thränen aufzulösen drohte. Bald wird der Frühling kommen, sprach er zu sich; wo jetzt schon die eintretende Dämmerung die dunkle Natur noch düsterer macht, wo einsam und lautlos die nackten Gebüsche ihre verarmten Zweige in die neblige Luft emporstrecken, wird bald heller Sonnenschein in eine blüthenprangende Natur hineinstrahlen, frohe Menschen werden sich darin ergehen und sich an dem neuen Leben ergötzen, die Gebüsche, von befiederten Sängern bewohnt und mit Grün und Blüthen bekleidet, werden in Wonneschauern erzittern in der milden Frühlingsluft, Alles wird leben und Wonne athmen, aber was wird der Frühling dir bringen? In ewigem Einerley tönen mir die Stunden von jenem alten Thurme, unter dem schon manche Geschlechter in Freude und Trübsal vorbeygewandelt sind, wann wird die Stunde herabklingen, wo ich das Glück finde, nach dem mein Herz sich sehnt? Werde ich dem künftigen Winter heiterer entgegensehen, wird mir nicht wieder bangen vor seiner Öde und Einsamkeit? Im tiefsten Hintergrunde seines Herzens schimmerte das Bild einer Jungfrau und es war, als wollten aus ihm Farben emporblühen, die ihm das Leben bunter und lachender mahlten. Könnte sie es seyn, rief er aus, die meinen Wünschen entspräche? Noch hält mich die Hoffnung, daß ich nicht untergehe in der flachen Alltagswelt. Wenn auch sie mich täuscht, was bleibt mir dann? Aber wenn meine Hoffnung erfüllt wird, wenn ich eine Häuslichkeit gewinne, wie beglückende Träume sie mir mahlen? Welcher Wendepunct, welches Gewicht in dieser einen Minute des Wählens! Heil oder Verzweiflung für Zeit und Ewigkeit, denn nur in dem heiligen Kreise eines harmonischen Familienlebens können sich die ewigen Blüthen des Gemüths herrlich entwickeln, welche der Wurm des Grams und der Unlust zerstört, wo Zwiespalt herrscht und Verwirrung. So in Schwanken und zweifelnd irrte er umher in der abendlichen Natur. Nach und nach beruhigte sich sein Gemüth, immer heller fing das Bild in seinem Innern an zu strahlen. Es sah ihn an mit jenem sinnigen Ernste, mit jener holden Freundlichkeit, die sein Herz beym ersten Anblick gewonnen hatte. Nein, rief er aus, ihr könnt mich nicht täuschen, ihr seelenvollen Züge des schönen Angesichts, immerhin schlage es aus, wie es wolle, es sey gewagt.

4.

An jenem Abende saßen die Predigers Witwe Seebald und ihre vor einiger Zeit angekommene Verwandte in traulichem Zwiegespräch bey einander. Unvermerkt wußte diese das Gespräch auf den Assessor Wibald zu bringen, von dessen Lobe der Mund der Tante überströmte. „Ein vortrefflicher junger Mann,“ sagte sie, „mit dem einmahl eine Frau nicht übel fahren wird. Er ist gar nicht wie die andern jetzigen jungen Männer; während diese jedes junge Mädchen geckenhaft mit Schmeicheleyen umflattern, und jeden Abend für verloren achten, den sie nicht außer dem Hause zubringen können, sitzt er daheim und arbeitet still und emsig für sich und kümmert sich nicht um die süßlächelnden Töchter des Städtchens. Spräche nicht aus allen seinen Zügen eine so milde Freundlichkeit, leuchtete nicht aus seinen dunklen Augen ein so tiefes Gefühl, man wäre versucht ihn für einen Weiberfeind zu halten.“ Die junge Schöne lächelte, als wüßte sie besser, wie es um Wibald's Gemüth stehe. Da klopfte es an die Thür und herein trat dieser mit glühendem Gesichte. Er bath verlegen um Entschuldigung seines so späten Besuchs und suchte ein Gespräch über gleichgültige Dinge anzuknüpfen. Aber bald fielen seine Blicke verwirrt zu Boden, vor dem Klopfen seines Herzens hatte er kaum die Worte in seiner Gewalt. Wie hätte er ruhig bleiben können vor den strahlenden Augen, deren seelenvolle Blicke sein Innerstes entzündeten. Er konnte die Gefühle, die ihn bestürmten, nicht länger zurückdrängen. „Amalie,“ rief er, „Sie werden mich für einen Thoren halten, aber ich kann nicht anders, ich muß Ihnen offenbaren, was in mir vorgegangen, seit ich Sie zum ersten Mahle sah. Antworten sie mir so offen und redlich, wie ich Sie frage, wollen Sie die Meinige werden?“ Amaliens Wangen überstrahlte rosige Gluth, sie senkte die Augenlieder, welche wie weiße Blüthen die himmelblauen Augensterne bedeckten und lispelte leise: „Sie haben mich ja kaum einmahl gesehen, wie deut' ich mir diesen raschen Entschluß bey einer Wahl, die über ein ganzes Leben entscheidet.“ — „Ach Amalie,“ rief er, „kennten Sie die Qual meiner Sehnsucht, die unerträgliche Leere meines Lebens, wüßten Sie, wie seit dem Augenblick, wo ich Sie gesehen, ein neuer Stern mir aufgegangen ist, Sie würden mich nicht fragen, Sie würden das Überraschende natürlich finden.“ Amaliens Augen flossen jetzt über von Thränen der Empfindung, innig gerührt blickte sie Wibald an, aber sie drängte ihr Gefühl zurück und sprach mit erkün-

stelter Ruhe: „Sind Sie aber auch gewiß, daß dieser Rausch der Begeisterung nicht verfliegen wird? wird die Wirklichkeit Ihnen geben, was poetische Träume Ihnen vormahlen? Wenn Andere eine reiche Gattinn wählend, sich ein behagliches Leben schaffen und in der Fülle sinnlicher Genüsse die Träume der Jugend vergessen, wenn diese ein bequemes sorgenfreyes Leben, wie es der Reichthum gewährt, entschädigt für das Entschwinden der Ideale, die vor dem Manne in Nebelduft zerfallen, werden Sie Ersatz dafür finden in den Armen der Verwaisten, die Ihnen nichts bringt, als sich selbst, wird Ihre Wahl Sie nie gereuen?“ — „O Amalie, wie können Sie solchen Zweifel hegen, wie können Sie Ihre Anmuth, Ihre holde Schönheit, Ihren tiefen Geist, Ihr lebendiges Gefühl, alle diese unschätzbaren Vorzüge in die Wagschale legen mit flüchtigen Gütern, die nur flüchtige vergängliche Genüsse schaffen, deren Wiederhohlung ihr eigener Tod ist. Mir kann das Leben keinen Reiz gewinnen durch äußeren Schmuck. Sie ekelt mich an, jene philisterhafte Behaglichkeit, welche im weichen Lehnstuhle sich dehnend, die Leere des Herzens mit Genüssen auszufüllen glaubt, an der Mahnung des Besitzes sich freut, und in Plänen des Wohllebens den Zweck des Daseyns erzielt.“ — „Nun dann,“ entgegnete die Holde, ihm die Hand reichend, „ich vertraue Ihnen, ich will die Ihrige seyn, möge der Himmel Ihre und meine Wahl gelenkt haben!“ In jauchzendem Entzücken umschlang er sie, ein Blick zum Himmel dankte für die Seligkeit, die sein Herz berauschte, er hörte die seligste Stunde schlagen, die ihm hienieden zu Theil geworden. Spät riß er sich von der Geliebten los: sein sonst so düsterer einsamer Heimweg war überall beleuchtet von hellen Bildern einer glücklichen Zukunft.

Der erste Strahl der Morgensonne weckte ihn aus seinen frohen Träumen zu noch innigerem Bewußtseyn eines Glückes. Er konnte es kaum erwarten, daß die ersten Frühstunden verronnen, um sich in der Tageshelle des Anblicks seiner herrlichen Braut zu erfreuen, um ihr in das strahlende Auge zu schauen. Aber wer beschreibt sein staunendes Entzücken, als sie ihn begrüßte, in die feinsten Stoffe kostbar gekleidet, das reiche Haar von blitzenden Diamanten umfunkelt. Geblendet trat er zurück, aber die Holde flog in seine Arme und both den rosigen Mund seinem Kusse. „Wie soll ich mir diese Wandlung erklären, geliebte Amalie?“ frager überrascht. „Nicht mehr Amalie, sondern Eugenie,“ erwiederte sie lächelnd, „Tochter des verstorbenen Geheimenraths Logau. Ihr sehnsuchtsvoller Ausruf an die unbekannte Geliebte wurde von mir gelesen. Der Einfall schien mir originell und reizte meine Phantasie, den Mann kennen zu lernen, der sich so humoristisch um eine Gattinn bewarb. Es gelang mir, Ihren Nahmen und Aufenthalt zu erfahren, und es ward mir leicht, mich bey der guten Seebald, welche ich früher in Berlin kennen lernte, einzuführen, unter der Bedingung, mich für eine arme Verwandte von ihr auszugeben. Sie entsprachen meinen Erwartungen, das Übrige ist Ihnen bekannt. Werden Sie, da Sie die arme Amalie gewählt, auch die reiche Eugenie nicht verschmähen?“ Daß dieß nicht geschah, und daß Wibald jenen Abend pries, wo er den bekannten Einfall gehabt, können die Leser sich denken. Er lebt jetzt in der glücklichsten Ehe, und wünscht Jedem, der sein Liebchen im Anzeiger suchte, einen eben so unerwarteten Erfolg seiner schüchternen Bewerbung.

M i s c e l l e.

Die jetzigen Spanier haben einen Dramatiker, Martinez de Rosa, der noch dazu ein eben so großer Kritiker seyn und die ausländische Literatur, z. B. die deutsche, genau kennen soll. Er wiederhohlte die Behauptung, daß das spanische Theater ein Schacht sey, in welchem mancher Ausländer im Dunkeln gegraben habe. In seinen eigenen Stücken sieht man ihn mehr als Kritiker, als daß er große Dichtergaben offenbarte; doch hat er dramatisches Talent. Man rühmt besonders „die Verschwörung von Venedig 1310“ und „Aben Humeia,“ aus der maurischen Geschichte Spaniens.

N o t i z e n.

C o n c e r t.

Am 27. v. M. gaben die Herren Carl und Anton von K o n t s k i im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde um die Mittagsstunde ihr Abschiedsconcert. Eine Ouverture, von Anton K o n t s k i, eröffnete dasselbe, wobey wir, wie bey der Composition des Doppelconcerts von beyden Concertgebern, mit Vergnügen bemerkten, daß sie sich die Meister der älteren Schule zu Vorbildern erkoren und nicht den Tändeleyen der neueren Zeit huldigten. Die Motive der Ouverture sind eher antik als modern zu nennen, doch sehr effectvoll ohne nach Effect haschend. Sanfte, gefühlvolle Melodien wechseln darin mit hellen humoristischen Weisen wirksam und zweckmäßig ab; die Instrumentation ist zwar nicht ohne Manier, aber mit Verstand und Besonnenheit gehalten. Schade, daß das Orchester, auf welches wir nochmahls kommen werden, so Vieles, fast Alles verdarb. Das Doppelconcert ist eine nicht nur regel-

rechte, sondern auch brillante Composition. Der erste Satz zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die höchst mögliche Wirksamkeit der Violine und des Piano klug bedacht ist, so zwar, daß jeder Concertgeber im Stande ist, die Kunstkraft auf seinem Instrumente vollkommen zu äußern, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Diese Berücksichtigung setzt Phantasie und Verstand voraus, deren Besitz die beyden Concertanten dabey hinlänglich beurkundeten. Weniger sprach uns das Adagio an, wobey eine sclavische Nachahmung der Manier des unvergeßlichen Slawik den Effect aus zwey Gründen herabstimmte, nähmlich weil sie das davon erwählten, was selbst bey Slawik nicht für schön anerkannt worden ist, und weil zweytens die Virtuosität Slawik's ihnen natürlich noch mangelt, wodurch auch das minder Schöne als groß erscheinen mußte. Hinsichtlich des Vortrages können wir beyden Brüdern nur großes Lob zollen. Carl v. Kontski hat einen schönen, kräftigen, reinen Strich, eine sichere Intonation, Nettigkeit in den schwierigsten Passagen, bey deren schnellsten sich Klarheit und Deutlichkeit nicht verlieren, und einen Vortrag voll Leben und Feuer. Er spielte eine neue Violine von Sawicki *). Der Pianist Anton von Kontski hat das Prädicat eines Virtuosen bereits in allen Blättern, von allen Kunstrichtern erworben, und mit Recht. Sein Anschlag ist kräftig ohne schlagend zu seyn, die Triller sind nett und abgeschlossen, die Läufe voll Leben und Gleichheit, sowohl in Octavgängen als im Scalenlauf, beyde Hände führen Sprünge sowohl im gebundenen Style, als in gestoßenen Noten mit Kraft, Gleichheit und Reinheit aus, dabey weiß seine Phantasie im Vortrage Licht und Schatten gehörig zu vertheilen und dem Spiele jene Lebendigkeit und Sanftheit zu verleihen, aus deren geregelter Verbindung wahre Virtuosität hervorleuchtet. Eine Intervalle füllte Eugenie von Kontski mit dem Vortrage einer Arie aus. In ihrem Gesange vereint sich eine gute Schule mit gefälliger Manier, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie unter Cicimarra's, ihres jetzigen Meisters, Händen zu einem bedeutenden Grad von Vollkommenheit gelangen wird. Sie war sichtbar befangen, allein das ist doppelt begreiflich, erwägt man, wie das Orchester accompagnirte und, fürwahr, man muß die Kraft ihrer Sicherheit und ihrer Nerven zugleich anerkennen, da sie bey solcher Begleitung sich künstlerisch und physisch aufrecht zu halten wußte. Darauf wagte sich ein Dilettant, Hr. Gottfried, an eine Arie aus der Oper: „Joseph und seine Brüder." Eine unglückliche Wahl. Der Vortrag dieses Gesangstückes fordert Einfachheit, Natürlichkeit und Gemüth, nur dadurch wird er schön und ergreifend. Am überraschendsten war das Spiel des kleinen Apollinar von Kontski, welcher eine Polonaise concertante für die Violine von Benesch vortrug. Dieser siebenjährige Knabe zwang uns zur Bewunderung; die Leistung überflügelte sein Alter um das Dreyfache. Der junge Virtuose genügt jetzt schon strengen Anforderungen der Kunst. Mit Phantasie faßt er den Geist der Composition auf, und gibt ihn wieder, dazu gesellt sich große Fertigkeit in der Mechanik, Reinheit und Sicherheit in allen Stricharten, als Staccati, Triller, Doppelgriffe u. s. w. Vorzügliches Lob verdient das Gefühl des Vortrages, so wie der kräftige, volle, präcis markirte Ton, den dieser kleine Virtuose auf einer Halbgeige hervorzubringen weiß, so wie die Besonnenheit in seinem Spiele die höchste Anerkennung verdient. Wir können mit Fug und Recht diesem talentreichen Knaben eine Stufe der Vollendung voraussagen, wie es nur ein Liebling der Muse, dem sie frühe schon die schöne Weihe ertheilt, erklimmen kann. Die Familie Kontski bewies hiermit in diesem ihrem Abschiedsconcerte die Tüchtigkeit und den Gehalt ihrer Kunstleistungen in einem Glanze, der sie überall umstrahlen und ihr überall den günstigsten Erfolg sichern muß. Wir zollen ihr zum Schlusse unsern aufrichtigsten Dank für den durch sie gewährten Kunstgenuß und wünschen dem Vater dieser Kunstjünger von Herzen Glück. Das Orchester war in keinen Einklang zu bringen und that Mißgriffe, die ans Unbegreifliche gränzen, so z. B. fiel der Triangel statt im Rondo im Adagio mit lustigen Klängen ein u. s. w. Statt aller Kritik nur so viel, daß wir der Meinung sind, es hätte sich manches Orchesterpersonale eines Tanzsaales vielleicht besser gehalten.

Joh. Nep. Hofzinser.

*) Es dürfte alle Violinspieler wohl interessiren zu erfahren, daß Sawicki nicht nur in der äußeren Gestaltung seiner Violinen ganz die Form der Straduari'schen beybehielt, sondern auch durch Studium und Forschen sie so zu bauen verstand, daß sie hinsichtlich des Tones den besten Instrumenten dieses berühmten Meisters an die Seite gestellt werden können, dergestalt, daß schon mancher tüchtige Kenner beym Anschauen und Anhören einer Geige von Sawicki sich täuschte und sie für eine italienische bester Gattung hielt. Sawicki's Violinen zeichnen sich durch die Stärke und Gleichheit der Töne in den verschiedenen Applicaturen besonders aus. Diese neueste, worauf Kontski spielte, liefert den bündigsten Beweis für die Geschicklichkeit des Verfertigers. Er hat seine Absicht erreicht, nähmlich die alten Meister in der exactesten Ausarbeitung aller Theile und ihrer Verhältnisse zu erreichen, und bringt auf diese Art Violinen zu Stande, die den hundertjährigen Violinen berühmter Meister wenig nachgeben. —

Abfertigung *).

Hr. W... Ich habe durchaus nicht Zeit, Ihnen ein Langes und Breites auf Ihre lange und breite Einwendung zu entgegnen; auch mag ich Ihnen nicht die kostbare Zeit rauben, die Sie gegenwärtig vermuthlich zu einer zweyten und dritten Einwendung gegen Hrn. Emin's Meinung und die eines sonst strengen Recensenten einer anderen hiesigen Zeitschrift über Nestroy's „Teufel" benützen werden. Wenn Sie jederzeit den kurzen Sinn Ihrer Einwendungen so lange ausspinnen, da werden Ihnen die folgenden Einsprüche eine große Schreiberey verursachen. Ich bitte Sie also höflichst, mir auf diese Abfertigung keine neue Einwendung zu machen, damit Sie keine Minute verlieren, denn ich kann Ihren Einwendungen durchaus kein Gehör geben, da Sie bey der Streitfrage nicht indifferent zu seyn scheinen. Wollen Sie sich aber durch meine Aufsätze nicht langweilen lassen, so wüßte ich Ihnen einen herrlichen Rath, nähmlich: daß Sie dieselben gar nicht lesen; dadurch ersparen Sie sich und mir das unnütze Schreiben und dem Leser die Langeweile an derley komischem Federstreite, zu dem Sie nicht zu passen scheinen, da Sie nicht einmahl den Muth haben, Ihr Visier zu öffnen. Indessen „cantu dignoscitur ales!" Noch einmahl beherzigen Sie meinen Rath! Sie haben dann weniger Galle; ich weniger Stoff zum Lachen! Sie werden den Teufel nicht schwärzer machen, als er es schon ist; und mir kommt es nicht in den Sinn, ihn weiß zu waschen!

Wien am 1. November 1833.

Gustav Pabst.

*) Sammler Nr. 131.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 135 — 9. November 1833.

Napoleon und der Ocean.

Bey einem Manne, wie Napoleon war, mußte man oft in einer Bewegung, in einem Worte eine ganze Gedankenreihe erfassen, denn er nahm sich nur selten die Mühe, sich ausführlicher zu erklären. Man hat oft gefragt, warum er seinen Plan einer englischen Landung aufgegeben habe. Vielleicht wäre es nicht zu gewagt, die ersten Symptome dieses Entschlusses in folgendem Abenteuer zu suchen, dessen Zeuge ich in Boulogne war.

Wir befanden uns eines Abends mit einigen Officieren bey dem Kaiser, als ein Adjutant plötzlich hereintrat und meldete, daß ein heftiger Sturm ausgebrochen und ein Kanonenboot mit fortgerissen worden sey. Napoleon nahm seinen Hut und stürzte, ohne weiter uns ein Wort zu sagen, aus seinem Zimmer, zwischen den Zähnen zornig murmelnd: „Wieder der Sturm!“

Wir folgten ihm und gelangten mit ihm an den Strand. Die Nacht war dunkel, der Wind heulte gewaltig. Man vernahm das Geschrey der Matrosen, die sich einander zuriefen, und von Zeit zu Zeit ein Nothsignal des verunglückten Schiffes.

„Fort! Euren Cameraden zu Hülfe!“ rief der Kaiser.

Man antwortete nicht; aber als in diesem Augenblicke der Mond hinter den Wolken hervortrat, konnte der Kaiser sehen, daß man kaum erst einige Boote in's Meer gebracht habe. Als er dieß sah und die Unentschlossenheit um sich her bemerkte, ward er böse und rief höhnend: „Haha! die Matrosen hier fürchten sich vor dem Meere! Nun gut, so will ich meine Grenadiere hohlen lassen.“

Nun beeilt sich Alles. Der Kaiser reizt die Einschiffung durch Wort und Miene noch mehr an, und nicht lange, so steht er fast allein am Ufer. Einige Zeit lang verfolgt er die Schiffe, die durch Kraft der Ruder sich entfernten, mit den Augen, bald aber verschwinden sie in der Dunkelheit und den hohen Wellen. Während der Zeit kamen am Strande eine Menge Neugieriger aller Classen zusammen, darunter viele Einwohner von Boulogne. Man hörte das Gemurmel ihrer Gespräche neben dem dumpfen Brausen des Meeres. Nur die einzelnen Nothschüsse unterbrachen wie ein heftiger Schrey dieses monotone Geräusch. Bey jedem Schusse blickte der Kaiser ungeduldig nach dem Meere aus, sich dann wieder zu den Umstehenden wendend, deren Reden er aufzufassen suchte. Mehrere Mahl glaubte er die laut wiederholten Worte zu hören: „Welche Tollheit! Sie können das Meer nicht halten! Sie müssen Alle zu Grunde gehen! Man hätte lieber das Kanonenboot seinem Schicksale überlassen sollen. Das kommt daraus, wenn man sich in Dinge mischt, die man nicht versteht!“

Die Nothschüsse folgten sich indeß ohne Unterlaß. Plötzlich blieb der Kaiser stehen. Er schien seinen Blick in das unendliche Meer versenken zu wollen, das sich vor

ihm ausbreitete. Da blitzte es von weitem hell auf. Es war noch ein Kanonenschuß.

„Sie sind mehr als eine halbe Meile abwärts getrieben worden!“ rief er aus. „Sie werden an den Klippen der Küste zerschellen. Wo sind die Fahrzeuge? Sehen Sie nichts?“

„Nichts, Sire!“ antwortete ich.

„Man muß dahin! — Geschwind einen Kahn! Geschwind!“

Ein Officier der Marine glaubt eine Gegenbemerkung wegen des Zustandes des Meeres machen zu dürfen. Napoleon sieht ihn an und sagt in strengem Tone zu ihm: „Haben Sie denn keine Ohren? Hören Sie denn nicht das Schiff, das dort mit dem Untergange kämpft?“

Ein abermahliger Schuß.

„Es ist vielleicht sein letzter Seufzer!“

Der Kahn wird herbeygebracht, der Kaiser springt hinein, ich ihm nach. Wir haben vier Ruderer und den Marine-Officier, von dem ich eben sprach.

„Zum Kanonenboote!“ sagte der Kaiser.

Sogleich legten die Ruderer Hand ans Werk und kämpften kräftig gegen die Wellen. Der Kaiser stand am Vordertheil, mit einem Fuße auf dem Rande des Kahnes, so daß die Wellen, die uns manchmahl überschwemmten, sich an seinem Knie brachen. Er sah starr vor sich hin.

„Kommen wir vorwärts?“ fragte er ein paar Mahl.

„Wenig, Sire!“ entgegnete der Officier.

„Ihren Ruderern fehlt's an Kraft und Muth!“ rief Napoleon.

„Man kann nicht mehr von ihnen verlangen, als sie leisten, aber das Meer ist so bös!“

„Das Meer, das Meer!“ rief der Kaiser und sah in die Wogen, die uns emporhoben; „es empört sich, aber man kann es besiegen!“

Bey diesen Worten wurden wir von einer Welle zurückgeschleudert, die uns wieder auf die Stelle brachte, von welcher wir ausgefahren. Es war gleichsam eine Antwort des Oceans. Der Kaiser stampfte mit dem Fuße, die Ruderer arbeiteten wieder frisch und es ging vorwärts. Ein abermahliger Mondblick beleuchtete die Scene. Bey seinem Scheine erblickten wir mehrere Fahrzeuge.

„Sie fahren unrecht!“ rief der Kaiser; „das Kanonenboot ist dort unten links! Wie ungeschickt! Sie werden unter die englischen Kreuzer gerathen! Man muß sie warnen. Heda! sagt einmahl .....“

Er wandte sich um und bemerkte, daß seine Gewohnheit, zu commandiren, ihn hingerissen hatte. Es war weder Generalstab noch Adjutant bey ihm. Sein Wille, sein Befehl konnten aus diesem Kahne nicht hinaus, sie blieben gefangen durch das Meer. Napoleon hatte seine Tabakdose in der Hand. Er warf sie zornig gegen eine Welle, die sich auf uns zuwälzte. Man konnte sagen, er wollte den Sturm beschwören. Dieß hinderte jedoch nicht, daß das Meer uns über und über durchnäßte. Der Kahn war fast ganz voll, die Gefahr dringend. Der Marine-Officier wagte es, dieß bemerklich zu machen. „Das Meer ist schrecklich, Sire!“ sagte er; „wir werden bald nicht mehr im Stande seyn, den Kahn zu lenken.“

„So sollen wir also diese Unglücklichen umkommen lassen?“ fragte der Kaiser.

„Sire,“ entgegnete der Officier; „unser Tod würde Jene doch nicht retten.“

Der Kaiser antwortete nicht. Ich gab dem Officier ein Zeichen, an's Land zurückzukehren. In diesem Augenblicke setzte sich Napoleon im Vordertheile nieder und blieb in das tiefste Nachdenken verloren. Endlich kamen wir wieder an's Land. Wir stiegen aus. Der Kaiser drückte mir im Herausspringen den Arm und sagte: „Das Land! ja, ja, das Land, das hat doch der Soldat immer fest unter sich; es bäumt sich nicht und öffnet sich nicht! Es ist folgsam, es hat immer ein Schlachtfeld für den Sieg in Bereitschaft. O, das Land, das Land!“ — Und indem er dieses sagte, stampfte er enthusiastisch mit dem Fuße darauf.

Die Nacht war vorüber und man meldete uns, daß das Kanonenboot von den zuerst ausgelaufenen Fahrzeugen zurückgebracht worden sey. Der Kaiser trat ein, ich hinter ihm. Er fing an zu schreiben und gab mir den Brief. Er war an Josephinen. Ich vermuthete, daß er ihr darin unstreitig die Gedanken ausgedrückt und entwickelt habe, die ich aus den wenigen Worten, die er mir gesagt, zu errathen geglaubt hatte. Ich reiste am folgenden Tage ab und übergab der Kaiserinn selbst den Brief. Sie las ihn in meiner Gegenwart und sagte mir sogleich: „Sie haben eine furchtbare Nacht zugebracht.“

„Der Kaiser hat Ihnen das ohne Zweifel geschildert,“ entgegnete ich; „ein Sturm von des Kaisers Hand gemahlt, muß ein außerordentliches Gemählde seyn.“

„Je nun ja,“ erwiederte Josephine; „er wird etwas zum Dichter dabey. Da lesen Sie.“

Sie gab mir den Brief und ich las Folgendes:

Hafen von Boulogne, am 2. Thermidor.

„Geliebtes Weib! Seit vier Tagen, wo ich Dich

verließ, bin ich immer zu Pferde und in Bewegung gewesen, ohne daß es meiner Gesundheit im geringsten nachtheilig war. — Maret hat mir Deinen Plan mitgetheilt, nächsten Montag abzureisen. Machst Du dann kurze Tagreisen, so kannst du noch bey Zeiten im Bade ankommen, ohne Dich zu sehr zu ermüden."

„Da der Wind diese Nacht sehr heftig war, so hat er eins unserer Kanonenböte von der Rhede zwischen die Felsen eine halbe Meile von Boulogne in's Meer getrieben. Ich hielt schon alles für verloren, Mann und Maus, aber es ist uns doch noch gelungen, alles zu retten. Es war ein erhabenes Schauspiel: Nothschüsse, das Ufer mit Feuern bedeckt, das Meer brüllend und in Wuth, die ganze Nacht voll Angst über Leben oder Tod jener Unglücklichen. Die Seele schwebte zwischen der Ewigkeit, dem Ocean und der Nacht. Um fünf Uhr früh hatte sich alles aufgehellt und alles war gerettet. Da legte ich mich mit dem Gefühle eines romantischen oder epischen Traumes nieder, der mich zu dem Gedanken hätte bringen können, ich sey noch da, wenn die Ermüdung meines durchnäßten Leichnams mir noch ein anderes Bedürfniß übrig gelassen hätte als das des Schlafes.

Tausend Herzliches. Ganz der Deine:
Napoleon Buonaparte."

Ich behielt diesen Brief, den mir Josephine überließ. Es stand kein Wort von dem darin, was mir aufgefallen war, und doch möchte ich, nachdem ich die Ungeduld des Kaisers gesehen hatte, wie sie gegen die Wellen ankämpfte, und den festen Ton seiner Stimme hörte, als er wieder auf dem Lande war, mich für überzeugt halten, daß er seit diesem Tage an dem glücklichen Erfolge einer Expedition, wo sein Wille nicht alles allein vermochte, gezweifelt habe. Zehn Jahre später sollte er in Rußland erfahren, daß das Land auch seine Hindernisse habe, Hindernisse, mächtiger als das mächtigste Genie.

(Aus dem Französischen des Herzogs von F.....)

H.

Logogryph.

In dreyzehn Zeichen will sich Euch enthüllen
Gar mancherley — o möget Ihr erfüllen
Den Wunsch des Räthselgebers, aufzulösen,
Was er zu biethen Euch so frey gewesen.

Wie glücklich, wenn nach langem Harr'n und Hoffen
„1 2 3 4 bin ich," spricht das Mädchen zart und offen
Zum Liebenden, der um ihr Herz gerungen,
Solch Wort ist in die Seele ihm gedrungen.
„Auf ewig 1 2 3 4." du wunderholde Braut!
Ruft überselig herzlich er, und laut.
Gar mannigfaltig wird der 9 10 11 12 13 gedeutet,
Der auf der ganzen Welt zerstreut verbreitet;
Im Reich der Mineralien raget er
Seit Welterschaffung vor, oft hoch und hehr,
Und doch pflegst du zu treten ihn mit Füßen,
Indeß der Dame Hand mit Lust zu küssen,
An der er strahlt, dein feuriges Begehren,
(Möcht' sie's zu deinem Glücke dir gewähren!)
Weil jene Hand durch ihn mehr Reiz erhält,
Und so dem Zärtlichen noch mehr gefällt,
Auch Instrumente, die an's Herz uns klingen,
Wußt' sein Erfindungsgeist hervorzubringen.
Mit Hellas Sprache inniglich vertraut,
Hat er manch würdig Denkmahl sich erbaut
In der Gelehrten Meinung, die geehrt
Den tücht'gen Lehrer, anerkennungswerth.
In Melpomenens und Thaliens Reichen
Gelang's ihm einen Nahmen zu erreichen;
Als Redner seiner Stimme schöner Klang
Auch hier uns einst an's Herz so rührend drang;
Doch in der Jugend Blüthe sank er hin,
Der für die Bühne war ein Hochgewinn.
Des Siegers von Marengo Übermuthe
Trat er entgegen einst mit kaltem Blute,
Zur Zeit, als Deutschland noch war unterjochet,
Und frech der Zwingherr auf sein Glück gepochet;
Ihm war in seines Glückes Glanz der Mann
Selbst furchtbar, der, was deutscher Sinn wohl kann,
Gezeigt durch sein so kräft'ges Widerstreben
In der Geschichte wird er ewig leben.
Heil dem, deß Herz, deß Liebe und Gewissen
Stets 7 11 12 13 ist! jedes Leiden zu versüßen
Weiß sein Bewußtseyn dann, und himmelwärts
Hebt hoffend sich, im höchsten Schmerz, das Herz.
Den Stand, der in den ält'sten grau'sten Zeiten
Den Menschen Unterhalt wußt' zu bereiten,
Zeigt nun der 5 3 7 10 dir, den so oft besang
Des wackern Geßner zarter Saitenklang.
Am Abend, wenn die Sonn' in's Bette sinket,
Ist es der 9 10 11 7 13, der dir entgegenblinket,
Der Allmacht hohes Werk, die nicht verhehlt,
Er sey ein Zwillingsbruder unsrer Welt.
So ist ein 9 10 11 7 13 in Gott Apollo's Reichen
Das Ganze, das besteht aus allen Zeichen.
Die Werke seines Geistes, hochgeachtet,
Der Deutsche stolz als Eigenthum betrachtet.
Ja, unsre Stadt gebar den Musensohn,
Den Deutschland schmückt mit des Verdienstes Kron'.
Nicht lange führet er mit Ruhm die Zügel
Des Reichs der Phantasie, das uns im Spiegel,
Im hellen, zeigt, was längst und heut gescheh'n,
Wo wir Natur und Kunst vereinet seh'n.

C. F. Müller.

Ein Thierkampf und indische Feste.

(Nach dem Englischen.)

Die Musiker der Lanciers gingen dem Zuge voran, der gravitätisch in guter Ordnung folgte. Neben einander ritten der Fürst von Puniab und der General-

Statthalter. Triumphbogen erhoben sich am Eingange des Lagers, welche zu den königlichen Zelten führten; der runde Platz war mit wunderschönen Teppichen bedeckt, und auf denselben waren die Zelte des indischen Fürsten errichtet. Durch einen langen, aus einer Menge in gerader Linie aufgeschlagener Zelte gebildeten Säulengang kam man zu dem königlichen Pavillon, und der General-Statthalter nebst dem Fürsten von Lahor nahmen Platz auf für sie bereiteten Sitzen; das Gefolge des indischen Fürsten und der Generalstab des General-Gouverneurs ließen sich auf Plätzen unter ihnen nieder; alsdann erfolgte das Zeichen zum Beginnen des Kampfes. — Zuerst wurden zwey Elephanten auf den Kampfplatz geführt, der eine kreisförmige Gestalt hatte und von Pallisaden umgeben war. Wie diese beyden Thiere, von seltener Größe und Stärke, sich einander gewahrten, stürzten sie mit solcher Wuth eins auf das andere, daß die Erde unter ihrem Tritte zu zittern schien, und ihr Stoß war so gewaltsam, daß beyde auf das Hintertheil niederglitten. Bald erhoben sie sich aber wieder und griffen sich von Neuem an. Es ist unmöglich sich einen Begriff von der Schnelligkeit zu machen, mit der sich ihr Rüssel bewegte. Die Schläge, welche sie auf einander führten, ertönten in weite Ferne; man hätte sie für das dumpfe Geräusch der Hammer einer Maschine halten können. Der Kampf dauerte einige Zeit, und da die beyden Elephanten gleiche Kraft zeigten, war es unmöglich zu bestimmen, auf welche Seite sich der Vortheil neigen würde. Man beschloß daher, die beyden Streitenden zu trennen, und, um dieß zu bewirken, nahm man seine Zuflucht zu Petarden und Schwärmern, welche, zwischen sie geschleudert und abgebrannt, sie in Schrecken setzten und also zurücktrieben. — So lange der Kampf währte, konnten wir uns nicht genug wundern über die Haltung der Elephantenführer (von den Eingebornen Mahouts oder Cornacs genannt), welche auf einem auf dem Rücken des Elephanten befestigten Sitze die Thiere aufreizten und anspornten. Es geschieht zuweilen, daß die Cornacs von einem Schlage des Rüssels bey einer solchen Gelegenheit verwundet und selbst getödtet werden; dießmahl aber begegnete beyden Führern, welche auf den furchtbaren Elephanten saßen, nicht der geringste Unfall. — Hierauf erschienen zwey Rhinozeros im Kreise, und beyde griffen sich mit so vieler Erbitterung und Wuth an, daß man nach einem sehr hartnäckigen Kampfe, in welchem eines von ihnen eine sehr schwere Wunde erhielt, die größten Schwierigkeiten hatte sie zu trennen. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 30. October d. J. wurde hier zum Vortheile der Dlle. Kondorussi gegeben: „Die Wanderung durch das Leben," Schauspiel in 4 Aufzügen, nach dem Französischen. Die Stickerinn Margaritta wird durch ihre leichtsinnige Freundinn Fanny und Guillaume, der ihren Bruder, verleitet, den Bewerbungen eines angeblichen Marquis Leroux Gehör zu geben. Dadurch verscherzt sich das Mädchen die Liebe ihres Bräutigams August Bardeau, eines Tapezierers, der nach einem ernsthaften Wortwechsel an einem Abende Margaritta ihren Betrachtungen überläßt. Margaritta, durch die ernsten Scenen des Tages ergriffen, von ihren eigenen und Augusts Vorwürfen beunruhigt, kniet vor dem Bilde ihrer Mutter nieder, fleht um den Schutz der Verklärten auf den Irrwegen des Lebens und begibt sich zur Ruhe. Die folgenden drey Acte stellen die Bilder eines Traumes vor, deren Zeichnung in der That gelungen ist. Wir enthalten uns hier der Details, und fügen nur dem Hauptinhalte bey, daß Margaritta durch den Traum über ihre Zukunft belehrt, ihre Gesinnungen ändert, und dem verstoßenen August ihre Hand reicht.

Wenn auch das Stück in seinen Abtheilungen an viele in der Art geschriebene französische Volksgemählde erinnert, so ist dennoch die Grundidee originell, und die Charakterzeichnung aus dem Pariser oder überhaupt aus dem großen städtischen Leben geschöpft. Margaritta, Fanny, August und Guillaume sind trefflich geschildert; wir denken uns diese Personen leibhaftig in dem Gewühl der Bevölkerung von Paris, und können den einen nicht unser Mitleiden, den andern unsere Verachtung versagen. Der unbekannte Übersetzer hat an dem Originale eine nützliche Abänderung getroffen, um das Gefühl des Zuhörers nicht zu sehr zu verletzen, der auch, ungeachtet der Abbreviatur, sich an dem lebenswahren Gemählde spiegeln kann. Die Aufnahme war günstig, die Darstellung vortrefflich. Mad. Pann (Margaritta) und Dlle. Kondorussi (Fanny) trafen beyde den echten Ton ihrer Charaktere, eben so Hr. Henkel (August), und Hr. Spielberger (Guillaume). Ersterer, seit Kurzem engagirt, entwickelte einen großen Reichthum von Gefühl, und erhielt die lebhaftesten Beweise von Aufmunterung, letzterer war in seinen Masken höchst originell. Das Publicum belohnte die vier erwähnten Künstler mit der Ehre des Hervorrufens.

G. P.

Nachricht.

Das früher in diesen Blättern angekündigte Buch unter dem Titel: „Launen des Schicksals, oder Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut," mit dessen Bildniß und einem illuminirten Kupfer wird am 16. November sicher im Druck erscheinen und bey Franz Ludwig, priv. Buchdrucker in der Singerstraße im deutschen Hause, zu haben seyn.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 136 — 12. November 1833.

Fernow und Zoega.

Laß mich dir in wenigen Zügen das nur zu schnell entschwindende Bild von zwey geliebten Todten im leichten Umrisse darstellen; denn die Umgebung, in welcher dieser unvergeßliche Winter uns nur zu schnell entfloh, war an tiefem Interesse vielleicht einzig zu nennen. Fernow war kraftvoll und männlich gebildet; etwas scharf von Zügen und Blicken und sehr geradezu, ohne je die gute Sitte zu verletzen. Die treueste Wahrheitsliebe, tiefdringender und genau sammelnder Scharfsinn, Klarheit der Begriffe und eine große Umsicht bezeichneten und umschrieben sein geistiges Vermögen, die treueste Anhänglichkeit an die erprobten Freunde, reine Gerechtigkeitsliebe, willig frohe Anerkennung des Guten und des Schönen, wo er es fand, und gränzenlos treue Ergebung an die, so er liebte, seinen Charakter. Allein einen größern Feind alles Unberechenbaren, alles dessen, was er nicht definiren oder durch die ästhetische Zerlegungsmethode in seine Bestandtheile auflösen konnte, gab es nie. Er mußte das Wie und Was und Wozu eines jeden Dinges genau einsehen und begreifen, sonst war es für ihn nicht da; daher ihm das ganze holde Bild der Grazie, welche gerade im Unberechenbaren besteht und vor jeder Analyse in Duft zerfließt, immer fremd und unerreichbar blieb. Ja, es war in seinem Innern eine Art Widerwillen gegen diese Himmelsblüthen, deren Duft und Farbe, Gestalt und leises Wirken von seinem äußern und innern Sinne nicht aufgefaßt werden konnte; auch war des Streites zwischen ihm und mir über Guido Reni's, Albano's, Claude Lorrain's und unter den Neuern über Canova's und der Angelica Werke kein Ende. Er sah nur ihre Mängel und konnte ihren unaussprechlichen Zauber nicht empfinden. Ihm war die Form (freylich in so weit sie auch den Geist ausspricht) Alles, Colorit und Behandlung Nebensache, und seine Intoleranz hierin kannte keine Gränzen. Die Kunst selbst sollte nach den Grundsätzen der Kant'schen Vernunftkritik neu geboren werden, und selbst das seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden Vorhandene sich unter dieses Strichbret schmiegen.

Allein nicht nur über die Kunst zog er dieses strenge Richtseil; auch die Menschen sollten sich unter dasselbe hinstellen, einer neben den andern. Da war er nun besonders mit Bonstetten und mit dir, meine Ida (den beyden unerforschlichsten Wesen, die ich je gekannt), sehr übel daran. Bonstetten's hoher Geist und tiefer Scharfblick fesselten ihn so sehr, als seine Grazie, sein leichter Sinn und die ihm immer aufs Neue entschlüpfende Beweglichkeit seines Wesens ihn abschrecken!

Daß du aber in einer Viertelstunde die Elektra, sich mit Orest am Grabe Agamemnon's wiedererkennend, treu nach Sophokles und herzergreifend darstelltest, und bald nachher mit deiner Puppe, einer schönen albanischen

Bäuerinn, von der du dich weder Tag noch Nacht trenntest, am Boden sitzend spieltest, das war zu unverzeihlich, nicht zu ertragen. Euer wirklich erklärter, gegenseitiger Widerwille gegen einander aber war Zoega's unendliche Belustigung. Ich hingegen liebte (die Dispatata abgerechnet) den wackern treuen Fernow herzlich und ward so von ihm wieder geliebt. Auch begegneten wir, welche sich so oft vor den Werken der Kunst entzweyten, uns einträchtig im Schooße der Natur und selbst in der Kunst da, wo es um das Höchste galt, so wie in der Welt der Ideen, wenn die höhere Charites, die Grazie aller edlen Menschen, uns erschien.

Zoega, wie er war? Ein Sokratischer Cyniker, gerade aus Athen mitten unter uns versetzt. Selbst der Mantel fehlte nicht, in welchen er sich knapp und eng bey unsern gemeinschaftlichen (ach, unvergeßlichen, ach, wie sie nur mit ihm seyn konnten!) Wanderungen einwickelte, wo er denn selbst aussah wie der verhüllte Mythus. Nichts, durchaus nichts an ihm war geliehen, Alles eigen, Alles naturnothwendige Wahrheit, und unter dem Mantel des Cynikers strahlten oft Sokratische Ironie und der reinste Atticismus hervor. Zoega war eher spärlich gebildet als klein, schmächtig und schwächlich gebaut. Die Gesichtszüge eigentlich fein, aber etwas grämlich, verbunden mit einem steten Unbehagen, welches ihn in seinem Hauswesen umgab. Eine Constitution so zart, Nerven, so reizbar, daß kein Klima unter dem Monde denselben eigentlich zusagte, gaben immer seiner ersten Erscheinung etwas Peinliches. Sein wahrhaft cimbrisches grünlichblaues Auge aber strahlte von innerm Feuer, und um den Mund spielten Züge des feinsten Witzes.

Nachlässig in allem Äußern, war Zoega doch voller Grazie, und der Beweis hievon war, daß man nie ermüdete, mit und um ihn zu seyn; er mochte nun, gütig sich herablassend, als treuer und faßlicher Lehrer unter uns wandeln, mit ihm gewichtigem Wort und hochgefühlvollem Sinn für das ganze Reich des Schönen uns belehren oder die tiefe Weisheit mit heiterem Dichtergeiste in den Symbolen der Natur und Kunst und den Mythen des Alterthums zu unsterblichen Kränzen vereinen, immer war er neu, tief, überraschend und des höchsten Geistes voll.

Oft aber krank, grämlich (und es unter uns, den Seinen, unverhohlen äußernd), wandte er sich spröde der Kunst und Geschichte ab, wollte sich im Sonnenlicht baden wie Diogenes. Und wenn er nun auf unsere Frage: wohin? geantwortet hatte: „Ich will heute nur athmen. Lassen Sie uns ins Freye gehen; ich mag heute nichts Altes sehen; die Sonne scheint ja so schön!" wenn wir ihm Alle dann so gern den Willen thaten und ihm in irgend eine romantische Wildniß von Rom folgten, und er sich mit uns, Blumen und zuweilen wilde Kräuter zum Salat, den er sehr liebte und die er dich kennen gelehrt, sammelnd und unbemerkt weiter schlendernd, an abgelegenen Orten verlor und irgend ein halbvergessenes altes Monument, von Gebüsch umwildert oder im hohen Frühlingsgrase halb versteckt, ansichtig ward, dann umfaßte er, Alles vergessend, ganz Geist und Leben, die Braut seiner Seele: lehrend dichtete er dann, er, der Seher, dessen Falkenblick die verdämmernde Klarheit der Vergangenheit am tiefsten durchdrang.

Wie er dich liebte, meine Ida! Er, dem keine eingeborene Grazie fremd war und den keine angebildete halbwahre täuschte; er, der liebendste Vater und Freund aller Kinder, wie liebte er dich, meine Ida, wie hat er dich auch später geliebt! wie weich und oft zitternd war seine Sorge, als ich dich, nur drey Jahre später, halb sterbend nach Rom zurückbrachte. Vergiß es nie, Geliebteste, wie die Besten dich von zarter Kindheit an geliebt; denn in dieser liebevollen Erinnerung ist die heilige Verpflichtung zur Erfüllung dessen, was die Besten von uns mit liebendem Vorurtheil erwarteten, mit einbedungen. Aber auch du hingst an ihm, wie früher deine ältern Geschwister Carl und Charlotte, mit innigster Liebe, und lauschtest auf manches von den meisten Kindern deines Alters unverstandene Wort; zumahl war die Erklärung der holden und tiefgedankenreichen Mythen von Ceres und Proserpina, von Amor und Psyche, u. s. w. dir ein wahres Fest, und du hast Letztere im Frühling 1804 einst in Sophienholm so dargestellt, daß ich mit Freudenthränen in dir Zoega's sicher jüngste Schülerinn erkannte.

Nie wird mir sein rührendes Bild aus der Seele kommen, wie er mit seinen beynahe immer kränkelnden Kindern (nachdem er acht derselben bis zu ihrem Tode gepflegt, hat er nicht die Freude erlebt, die zwey jüngern, den hoffnungsvollen Sohn Federico und die so sehr geliebte jüngste Tochter Minna, in blühender Jugend zu erblicken) in seinem Diogenesmantel oft das eine verhüllt, während er das andere an der Hand führte, treu wie eine Amme auf dem schönen Spaziergange von Trinita del Monte herumwandelte, nachdem er, der große Gelehrte, oft die Nacht, sie pflegend, durchwacht; denn er sonderte sich von keinem Familienleiden

ab, trug, duldete, theilte Alles mit unerschöpflicher Geduld und der aufopferndsten Liebe.

Nichts hat mir mehr den physiognomischen Instinct der Kinder bewiesen als die Art, wie ihr, meine Geliebten, Carl, Lotte und du, in Zoega's nicht anmuthiger Hülle den Geist, der sie belebte, ahntet. Ihr behauptetet nähmlich jedes bey seinem Aufenthalte in Rom: Zoega sey schön, und seine so sehr schöne, aber nicht Güte, noch weniger Verstand blickende Frau sey häßlich.

Als ich im Februar 1809, an sein Krankenlager tretend, ihn eben erblaßt, aber noch nicht erkaltet fand, war die Seele, als Siegerinn die bey seinem Leben immer kummerdurchfurchte Stirn glättend, eingegangen ins ewige Morgenroth. Keine Kummerspur war mehr sichtbar; heiter und eben, wie die nach vorübergegangenen Winterstürmen wieder beruhigte Meeresfluth, glänzte diese hohe gedankenvolle Stirn, wie wir sie nie im Leben erblickten. Solch ein Vollender ist der Tod.

Thorwaldsen, von dieser wunderbaren Wandlung ergriffen wie ich, zeichnete den Todten. Es ward ein schönes edles Profil, und um den Mund spielte die sanfte Ironie, mit welcher der Unsterbliche, obwohl noch in den engen Schranken desselben befangen, schon oft das Leben belächelte.

Friederike Brun.

Schaukellied.

Einmahl hoch und einmahl nieder,
Ach! das Schaukeln ist so lieb;
Seht! schon schwinge ich mich wieder,
Vor dem Aug' wird's mir fast trüb.

Das gerade ist das Wahre,
Wenn man schnell die Luft durchfliegt;
Ruhe winkt uns auf der Bahre,
Wenn der Tod in Schlaf uns wiegt.

Ruhen will ich d'rum jetzt nimmer,
Schaukeln ist mir Götterlust;
Hoch und nieder, so geht's immer,
Freudetrunken schlägt die Brust.

Schaukeln, glaubet meinen Worten,
Ist ein Bild vom Leben auch,
Und es ist wohl aller Orten
Gar ein alter, alter Brauch.

Und so schaukeln sie sich immer,
Bis den Hals dann einer bricht,
Dem zu wenig noch der Schimmer,
Dem zu dunkel noch das Licht.

Der noch höher wollte streben,
Sich den letzten Schwung noch gab
Doch er büßte mit dem Leben,
Und lebendig sank in's Grab.

Gebt d'rum Acht beym Schaukeln immer,
Daß Ihr Euch zu hoch nicht schwingt;
Gar zu hoch erfreuet nimmer,
Da's wohl stets Gefahr uns bringt.

Mäßig immer auf und nieder,
Dann brecht Ihr den Hals Euch nicht;
Immer ehrlich, schlicht und bieder,
Dann tauscht mit dem Reichsten nicht!

Heinrich Proch.

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Deinhardstein

Stein, königl. preussischer Staatsminister.
Stein, berühmter Forteplano = Fabrikant in Wien.
Stein, Professor der Ästhetik.
Stein, Schauspieler.

Notizen.

Tonkunst.

Das eifrige Bestreben der Gesellschaft der Musikfreunde unserer Kaiserstadt nimmt mit jedem Jahre zu, und bringt, in gleichem Verhältniß ihres vielseitigen Kunsteifers, die erfreulichsten Folgen an den Tag. Schon hat sich manche Blüthe, in diesem Kunstinstitute gepflegt und gefördert, zur gedeihlichen merklich reifenden Frucht herangebildet, und einige Zöglinge haben bereits im Auslande anerkennende Theilnahme, ja Bewunderung sich errungen. Da aber die Kunst, wie das Leben, welches sie idealisirend repräsentirt, im ewigen Fortschreiten, in nie rastender Bewegung, ihr Daseyn erhält und ernährt, so ist auch die Gesellschaft der Musikfreunde bedacht, in jeder Beziehung die Fortschritte der Anstalt zu fördern. So sind anerkannte Künstler, sowohl für die Vocal- als Instrumental-Musik, als Professoren gewonnen. Zu den bereits Angestellten ist kürzlich noch der rühmlich bekannte Virtuose und Clavierlehrer Hr. Fischhof hinzugekommen, der, von ächter Kunstliebe beseelt, sich anboth, unentgeltlich die Professur auf dem Clavier zu übernehmen. Die ausgezeichneten Schüler, die Hr. Fischhof in Wien gebildet, lassen schönen Früchten von dieser neuen Acquisition entgegen sehen. Wir behalten uns vor, in diesen Blättern in Zukunft dieser Kunstanstalt eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

L — s.

Correspondenz-Nachrichten.

Breslau, den 28. October 1833.

Wenn Sie, mein verehrter Freund und Redacteur, ein gelinder Schrecken anwandelt ob der Länge dieses Schreibens, so hören Sie auch gleich zum Eingang die tröstliche Kunde, daß diese endlosen Zeilen keine Correspondenz-Artikel, d. h. keine süße Bitte um irgend ein Honorar, enthalten, sondern lediglich amicale Worte über mancherley, was Sie interessiren wird, oder auch nicht.

Wir haben uns so lange nicht gesehen, nicht gesprochen und nicht geschrieben, daß wir am Ende uns beyderseitig etwas fremdartig vorkommen werden. Um so besser, so wiederhohlen wir alle Annehmlichkeiten des ersten Bekanntwerdens und genießen die Freuden der Freundschaft doppelt.

Welche Ereignisse welthistorischer Bedeutsamkeit rauschten an

uns vorüber, seitdem wir uns nicht sahen! Welche Veränderungen im Kleinen streuten ihre Rosen oder übten ihre Tücke aus an uns und manchen unsrer Freunde! Wie erfreulich und betrübend, wie wunderlich und bewundernswerth zeigten sich die Ergebnisse der Kunst und der Kunstwelt! Diese öffentliche Stimme preist ihr lebendiges Vorwärtsschreiten, ihren neuen kühnen Aufschwung, ihren goldenen Frühling. Jene Stimme schilt und beweint ihr sichtbares Altern, ihr betäubendes Hinwelken, ein bis zum verzweifelten Zustand ausartendes Verderbniß im Ultrawesen, welches dem Verstand, dem Geschmack und Gefühl auf gleich derbe Weise Hohn spricht. Ich mag die juste milieu nicht sonderlich, aber in den Ansichten über unser Kunstthum scheint sie doch zuweilen das richtige Maß zu treffen.

Die Kunst sowohl als die Literatur scheinen mit raschen Schritten einer mächtigen Katastrophe entgegenzugehen. Alles Einzelne, Nationale, Relative schwindet mehr und mehr, und Eine Ansicht über Alles scheint täglich entscheidender die Herrschaft bey den Gebildeten aller Völker zu gewinnen.

Nirgends spricht diese Erscheinung auffallender sich aus, als bey unsern beyderseitigen Steckenpferdchen — dem Theater. Wie laut schallt aus England die Klage herüber, daß es mit dem Geschmacke des Publicums am Classischen vorüber sey. Wir Deutsche lachen, daß dasselbe Wehe, welches seit einigen Olympiaden uns quält, auch dort verspürt werde; während der lustige Franzmann sein Théâtre français am Hungertuch nagen läßt, der Spanier und Portugiese seinen alten Matadoren kaum noch einen Succès d'estime zugesteht, und Italien alle seine Bühnen mit Übersetzungen überschwemmt. Überall dieselbe Klage und überall die hochkomische Vornehmthuerey der Recensenten und Correspondenten, welche die ganze Welt für geschmacklos und albern erklärt, und niemahls zugestehen will, daß der Mensch in seinem Studierzimmer und Lesecabinet ein ganz anderes Wesen ist, als er es im Parterre, in den Sperrsitzen, in den Logen oder auf dem Paradies irgend eines Theaters seyn kann und will. Mir machen solche Jeremiaden der Blinden über die Blindheit Anderer unendlichen Spaß. Ist auch ihr Vortheil für die Welt sehr problematisch, so scheint doch ihre Unschädlichkeit außer allem Zweifel zu seyn. Nein, Herr Gevatter, die Rumford'sche Suppenanstalt des Recensionswesens hilft der Armuth an durchgreifenden Genies eben so wenig auf die Beine, als die oft burleske Mittelmäßigkeit der meisten Schauspieler ersten Ranges die Freude am Theater vergällt, dem Geschmack für das Classische eine Ohrfeige gegeben hat. Die Poesie selbst und die Poeten wollen oder können nicht mit der Zeit fortgehen, oder können wenigstens in die völlig veränderte Zeit sich nicht finden und schicken, noch weniger ihr voranschreiten und ihre Oriflamme tragen wie Shakespeare, Calderon, Gozzi, Lope, Corneille, Racine, Molière, Goldoni, Schiller, Goethe und Holbein sie trugen. Die Theater selbst sind zum größten Theil durch Verpachtung etc. etc. zu gewöhnlichen Restaurationen geworden, in welchen der Restaurateur sich restauriren will, wenn er nicht Lust hat mit der Kunst Bankerott zu machen. In Deutschland nahmentlich sind der Theater so viele geworden, daß bald ein honetter Hausvater nichts eifriger zu thun haben wird, als Hals über Kopf ein Genie zu erziehen, damit die Garriks, Ifflande, Devrients und Schröder bey keinem Theater aussterben.

Das Ballet ist nicht viel besser daran und wird nach wenigen Jahren wohl nur noch dazu taugen, um sich selbst todt zu tanzen, wie es längst die Grazie, die Sittlichkeit, die dramatische Bedeutung mit seiner sündhaften Bravour niedergetanzt hat. Ballete, in welchen die Musik zur Parodie, die Pantomime zum faden Lückenbüßer, die Mimik zur Fratze geworden ist; Schneiderballete, Decorationsballete, Maschinenballete.

Die Musik allein hat in wunderbarer Einheit durch die drey Hauptvölker mit der Zeit gleichen Schritt gehalten, und gleichzeitig allbelebende Genies gefunden, welche durch ihr völlig divergirendes Streben und ganz heterogene Tugenden alles zu verwirren schienen, aber alle Welt eigentlich aufklärten und beynahe jetzt schon zur Einheit des Geschmackes und der Ansicht allmächtig hintrieben. Eine Menge altehrwürdiger Regeln haben ihr lustiges Grab in den modernen Partituren gefunden, aber die Eine, lebendige Regel stieg wie ein Phönix empor: daß Schulqualm, Gelehrtthun, in verba magistri schwören, der dramatischen Musik fremd bleiben müssen, wenn sie lebendig werden und lebendig machen soll.

Wie ein Zauber fuhr es durch alle Ohren und Herzen, selbst der Sänger und Sängerinnen, welche sonst gar harthörig und zähfühlend seyn sollen, wenn Fama nicht irrt. Der Bombast des Dramatisch-singen (d. h. Noten nach Quantität und Qualität tactfest herunterkrähen) und die jämmerliche Windbeuteley des fälschlich sogenannten italienischen Coloraturgewimmers und Concertgedudels hat ein eben so schmachvolles als komisches Ende genommen. Wie viele Herren und Damen werden jetzt von Jedermänniglich als Pfuscher erkannt, welche vor zehn Jahren noch für Heroen der Kunst galten!

Wie mächtig Ihr Wien zu dieser Umstimmung mitwirkte, wie sehr Wien fast verarmte, um das ganze übrige Deutschland mit Kunst und Künstlern zu bereichern, wissen Sie selbst, das Theater der Königstadt in Berlin hat eben so kräftig entschieden, wie das Verpflanzen der deutschen Oper und Operisten nach London und Paris, das ungemeine Erleichtern und Vervielfältigen der Gastspiele, das allmählige Verschwinden der absoluten Vorliebe für einen oder den andern Meister und seine Affen der neuesten Zeit. Überall werden Rossini, Auber und Weber mit gleicher Liebe empfangen, mit wahrer Freude den älteren Meistern aller Schulen angereiht. Nur Don Juan gilt noch für einzig in der ganzen gebildeten Welt, für die Sonne, unter welcher eine reiche Welt voll Bergen und Thälern und Fluren und Auen in ewigem Frühling blüht, die alten Planeten in schönem Reigen sich schimmernd und strahlend drehen und neue Sterne sich anschließen dem Tanze der Sphären.

Die Musik wird mehr und mehr zum allempfundenen und täglich reiner verstandenen Gemeingut und die Oper ist fast das einzige Vergnügen, in welchem die Welt sich wiedererkennt mit all ihrem ewig jugendlichen Streben und Ringen, mit allen Tugenden und Vorzügen der Gottheit im Menschen, mit allen Fehlern und Irrthümern der Erbsünde; mit allem Sichten und Sondern des Verstandes und mit allen Schnippchen, welche Phantasie und Gefühl behaglich dem Verstand schlagen; mit allen Neckereyen und Launen des kindlichen und kindischen Humors.

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 137 — 14. November 1833.

Ein Tag auf dem Rigi.

Die Schweiz war acht Tage hindurch verschwunden, wenn man nähmlich ihre Existenz in ihren Bergen sucht. Die Fremden irrten umher und suchten in den Wolken nach einer Felsspitze, und hielten sich für außerordentlich belohnt, wenn nur ein Schneestreif vorblickte. Die Wirthe wurden bedenklich, ob nicht ein solcher Herbst nach einem solchen Sommer eben so schlimm sey, als eine solche Revolution; denn so eben wie die Berge verloren sich die Reisenden im Nebel, wobey ich jedoch die Engländer ausnehme. Diesen erfahrnen Reisenden kann es gleichgültig seyn, ob sie den Montblanc sehen oder nicht, wenn sie ihren Nahmen ins Fremdenbuch schreiben, sind sie dagewesen, und das ist es, warum man reiset.

Aber seltsam! die Schweizerwirthe behandeln, bey aller Auszeichnung, der dem reellen Werthe der Briten gebührt, die Deutschen doch eben so artig. Jeder Student zahlt dasselbe, was ein Engländer zahlt, vorausgesetzt, daß dieser nicht als Lord reisen will. Solche Fortschritte hat die allgemeine Gleichheit jetzt gemacht. Nur Wetterpropheten sind die Schweizer noch nicht. Man muß auch nicht zu viel von einer Revolution erwarten.

Acht Tage hatte es geregnet und genebelt, der Sonnenblick des Friedens, der die zaudernden Gäste endlich in Helvetiens Berge gelockt, hatte umsonst geschienen für die biedern Wirthe und Kutscher und Führer. Es war aus, es war wieder Nacht, als die Sonne noch einmahl aufging, nähmlich die wirkliche, in Mitte September, und die starren Massen des Rigi über den Zugersee und den Vierwaldstädtersee deutlich blickten und lockten.

Die Sonne in Aart war ohne Wolken untergegangen, und der Kellner im Adler, der alles weiß, zum Beyspiel auch das, daß man ein Goldstück in der Schweiz so lange umwechseln kann, bis man gar nichts hat, wußte wirklich schon am Abend, daß es morgen ganz gutes Wetter würde. Er schrieb uns das natürlich am Morgen mit auf die Rechnung. Wenn man nichts anderes in der Schweiz mit zu bezahlen brauchte, wäre die Schweiz ein wohlfeiles Land.

Wer hat Worte, um die Schönheiten der Schweiz zu beschreiben! Ich nicht. Wenn ich meinen Vorrath von Ausdrücken überzähle, sehe ich, wie ein schlechter Wirth ich gewesen. Das „Sammetgrün," die „duftige Waldnacht," das „Sommergrün der Wiesen," ich habe es alles schon für minder bedeutende Gegenden ausgegeben; und womit nun soll ich den Aufgang auf den Rigi durch die sonnedurchschienenen Wiesen und Obstgärten schildern, wie hinter uns der Zugersee ein blauer Stahlspiegel wurde, und der Lauwerzer auftauchte, und Aart, das Dorf, dazwischen lag wie zierliche Bausteine auf einem grünen Teppich, und dahinten

sich der Roßberg erhob und der Goldauer Bergsturz, und Alles so groß und so zierlich, so majestätisch das Ganze und so künstlich abgezirkelt jedes Einzelne, alles Farbe und Glanz, daß man meint, das sey das Schöne, und es war doch wieder die correcte Zeichnung. Es war ein grüner, goldener Sonnen-Sommermorgen, aber ich hüte mich ihn zu schildern.

Vom Rigi sieht man nichts, bis man oben ist. Wenige, die herabkamen, blickten uns neidisch an. Sie hatten nur die Dämmerung eines schönen Tages erlebt; uns sollte der schöne Tag selbst werden. Kalte, eisige Lüfte, nackte Bergwände, Schnee zwischen dem Heidekraut wie Salzkörner eingestreut, sagten uns, daß wir uns der Spitze näherten. Außerdem sagte es der Mann mit der Büchse, welcher, ich glaube für die Armen, — sagte er — einen Zoll forderte.

Der erste Blick — wer enthält sich dessen, wenn man ihm auch noch so oft sagt, er solle sich die Lust sparen, erhöhen, sie potenziren, dadurch daß er sich die Augen verschließt, bis er Alles mit einem Mahle zu sehen bekommt, — der erste Blick rückwärts zeigte uns weite Reihen Schneeberge, und darüber hin jagten Nebelstreifen und Wolken, und wir blieben stehen und rissen die Augen auf und hofften, weil wir meinten, der nächste Moment könne uns Alles wieder rauben, und der saure Schweiß sey umsonst — und nun sahen wir doch, was Schweiz war. Die Schweiz ist ganz weiß, dachte ich als Knabe, und nun war sie bisher ganz grün gewesen, wo sie nicht grau war. Dieß war weiß, Berg über, Nebel dazwischen und darüber, Felsspitzen, Glanz und Schatten. Und es war doch noch nicht die Schweiz, die ich meinte, die ewige, die mit dem glänzenden Schneeband umkrönte, ein Diadem, das ihr keine Revolution raubt, bis auf die, welche die alte Erde in Staub und Kies auflöst.

Das war der erste Blick, aber es war ein langer Blick. Erst ein Freudenschrey von der andern Seite riß uns fort. Über den andern Rand des Rigi, wo er sich schroff senkt gegen den Zugersee, erblickten sie weit hingegossen die nördliche Schweiz, ein großes grünes Moosbild, mit ihren Seen, Flüssen, Straßen, Wäldern, Städten, mit Licht und Schatten. Licht und Schatten, das war alles, was, von dieser Höhe aus, die gewaltigen Berge und die tiefen Thäler schienen, über die wir bis da im Schweiß des Angesichts geklettert. Das war ein unermeßliches Panorama, eine liebliche Erinnerung der durchlebten Vergangenheit, indeß das Schauspiel vorhin nur Blicke waren in ein phantasmagorisches Zauberspiel. Wir ahneten die Zukunft, und sahen sie doch noch nicht.

Doch — ich will nicht beschreiben, was ich vom Rigi aus sah! Wenn ich noch einmahl unwillkührlich ins Beschreiben komme, so ist es ein Fehler, — ich sage es im voraus, — und es gilt nicht. Die Aussicht vom Rigi läßt sich nicht beschreiben, so wenig als die Schweiz, auch wäre es Lüge, sagte ich, daß ich oben vor Staunen Aug und Ohr und Mund aufgerissen und nichts gethan und an nichts gedacht als an das ungeheure Schauspiel. Gelaufen bin ich vielmehr von einer Seite zur andern, weil mich fror, und die Hände habe ich mir gerieben, und die Arme zusammengeschlagen. Und das thaten alle Andern auch, und Deutsche, Schweizer, Dänen, Engländer, Franzosen liefen auch mit einander und durch einander auf dem Kulm des Rigi, und es war Friede zwischen ihnen, und jeder wußte, was der andere meinte, indem er sich die Hände rieb und mit den Armen zusammenschlug. Wäre es nicht auf dem Rigi gewesen, es hätte jeder den andern, und die andern Alle uns Alle für närrisch gehalten.

So aber gingen wir ins Rigihaus, was ungefähr so eingerichtet ist, wie ein großes Schiff mit kleinen Kajüten und niedrigen Sälen, und wärmten uns, so gut es ging, an einem Frühstück. Aber der rothe Wein war eiskalt. Ich weiß nicht, ob dieß Rigisitte ist.

Nur der eine Engländer ging nicht hinein. Er stieg spornstracks, triefend noch vom Schweiß des Kletterns (denn der Rigi ist, man sage, was man will, kein Spaß) auf das hohe Gerüste, zählte an den Fingern die zwey und zwanzig Seen heraus, die man vom Rigi aus soll zählen können, war nun seelenfroh, daß die Arbeit abgethan, und — kehrte um. Er hatte den Rigi gesehen. — Ich verfahre nicht ganz historisch, aber doch systematisch richtig, wenn ich hier gleich den andern Engländer nenne, welcher gegen neun Uhr Abends, auch schweißtriefend, kam, ins Haus stürzte, seinen Nahmen ins Fremdenbuch eintrug und darauf eben so schnell wieder hinunterstieg. Sein Vater und sein Vormund, es kann ihm Niemand vorwerfen, daß er nicht auf dem Rigi war.

Wie anders verfuhr jener Lord, der seine Lady und ihr Kammermädchen in einer glänzenden Equipage über die Alpen führte und nun auf den Rigi stieg. Dem war es um Menschenkenntniß zu thun. Denn während wir Mittags zu Tische saßen, kam er drey- oder viermahl herein, und stellte sich breitbeinig, die Mütze auf dem Kopf, mitten ins Zimmer und lorgnettirte einen nach

dem andern und lächelte dazu und sprach kein Wort, und lächelte noch mehr, als Einige ihre Fernröhre heraus-hohlten und ihn auch ansahen vom Kopf bis Fuß, als wenn er ein ferner Gletscher wäre.

Anführen muß ich, daß einige Engländer, die mit uns zu Tische saßen, noch mehr darüber errötheten als die Deutschen. Sonst hatte dieser Lord eine Lady, welche erstens die einzige Dame auf dem Rigi war, und zweytens eine Dame, die es sich wohl verlohnte mit dem Tubus und der Lorgnette anzusehen. Auch der Lord hat sich vielleicht in seinen Sitten über Nacht auf dem Rigi gebessert, denn als ihn Morgens darauf ein deutscher Student eben so scharf ansah, als der Lord gestern uns, zog er sehr freundlich zuerst die Mütze und rief ihm einen deutschen: „Guten Morgen" zu.

Auch nenne ich einen vierten Engländer, welcher mit großer Bereitwilligkeit den Cicerone machte und mir zeigte, wie jetzt das Schreckhorn, jetzt das Finster-Ahorn, die Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau auftauchten.

(Der Beschluß folgt.)

An die Göttliche.

Soll ich Staubgeborner aus den Tiefen
Schwingen mich zu deines Lichtes Höh'n?
Soll ich Sphären fliegend überschiffen,
Hochgebenedeyte! dich zu seh'n?
Ach! zu schwach sind meines Geistes Schwingen,
Mutter sieh! es will mir nicht gelingen! —

Heil'ge Jungfrau! darum aus dem Dunkel
Nimm mein Preisen gnädig auf und mild!
In der Sterne leuchtendem Gefunkel
Lächelt mir dein göttlich' Mutterbild;
Denn zu deinem Throne hinzudringen,
Mutter sieh! es will mir nicht gelingen! —

Ein Verehrer bin durch's ganze Leben,
Himmelsfürstinn! bleib' ich dir getreu;
Wird mein Geist von hinnen einst entschweben,
Und ich so von Erdenfesseln frey,
O so laß das Hinderniß bezwingen,
Dich zu sehen laß mir dann gelingen!

L. Kordesch.

Ein Thierkampf und indische Feste.

(Beschluß.)

Sechs wilde Büffel, drey Tieger, zwey Wölfe, ein Bär und eine Hyäne nahmen nun den Platz ein. Den Büffeln blieb die Ehre des Kampfes; einer derselben versetzte einem Tieger eine tödtliche Wunde; dieser mochte ungefähr fünf Fuß lang seyn und war mit einer wunderbaren Kraft begabt. Der Büffel durchbohrte den Tieger durch und durch mit seinen ungeheuren Hörnern. — Jetzt wurden alle Blicke auf einen glänzenden Auftritt gerichtet, welcher zwischen einem Tieger und dem Bären Statt fand. Der erste nähmlich, nachdem er sich von dem Wagestück überzeugt hatte, mit einem der Büffel zu kämpfen, suchte Zuflucht in einer Ecke der Arena, die ihn vor den Hörnern seines furchtbaren Feindes barg. Der Bär, welcher sich dieses Schlupfwinkels bemeistern wollte, stürzte auf den Tieger los, faßte ihn mit seinen Vorderpfoten und drückte ihn aus allen Kräften an sich. Durch dieses Würgen wurde der Tieger in Wuth gebracht; er öffnete seinen ungeheuren Rachen, und faßte mit demselben die Hälfte des Kopfes des Bären, welcher nach unsäglichen Anstrengungen und furchtbarem Geschrey ihn endlich, aber ganz blutig und verstümmelt, wieder herauszog. — Man sprach auch von einem Kampf zwischen einem Tieger und einem wilden Pferde; allein die Gemahlinn des General-Statthalters äußerte den Wunsch, sich zurückzuziehen, und so wurde dieser Unterhaltung, welche das größte Vergnügen der Indier ist, ein Ende gemacht. Man versicherte, daß dieß Pferd bereits zweymahl gegen einen Tieger gekämpft und — was kaum glaublich erscheint — zweymahl seinen Gegner bezwungen und getödtet habe. — Wir besuchten es in seinem Stalle; es war von hohem Wuchse und seine Formen waren schön und elegant, aber es schien scheu und wild. Man konnte bey seinem Anblick seinen unbezähmbaren Muth leicht errathen. — Man gab uns hierauf ein glänzendes Mittagmahl, welches auf Gefäßen von massivem Silber, und an dem Theile des Tisches, wo der Monarch von Punjale, der General-Statthalter und seine Gemahlinn saßen, sogar auf Gefäßen von reinem Golde servirt wurde. Die Weine waren ausgesucht und wurden mit wahrhaft königlicher Freygebigkeit herumgereicht. Bey dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Mahl die Eingebornen mit den ungläubigen Europäern, denn so nennen sie uns, an einem Tische sitzen und essen. Die Indier zeigten einen erstaunlichen Appetit; sie ließen keine Schüssel unberührt vorübergehen. Man muß auch sagen, daß man auf dem Tisch kein unreines Fleisch, z. B. vom Schwein, und kein anderes von ihrer Religion verbothenes sah. Ich bemerkte, daß kein Indier Wein trank. Was uns sehr ergötzte, war die Verlegenheit und die linkische Manier, mit welcher die Mauren Messer und Gabel handhabten. Es war ihnen sehr ungewohnt, diese beyden Werkzeuge in der Hand zu halten, vor Allem wurde ihnen

die Gabel beschwerlich; oft wenn sie solche zum Munde führten, stachen sie sich in die Lippen oder das Zahnfleisch, und im Schmerz schnitten sie dann seltsame Gesichter. — Nach Aufhebung der Tafel wurde ein Feuerwerk abgebrannt, eine Gattung von Schauspiel, in welchem die Indier sich sehr geschickt zeigen; dann wurde Rosenessenz herumgereicht und zuletzt machte unser königlicher Wirth dem General-Statthalter, seiner Gemahlinn und seiner Begleitung kostbare Geschenke, die in goldenen und silbernen Halsbändern, Agraffen u. s. w. bestanden, worauf wir uns beurlaubten.

Bas.

Anekdote.

Ein Einwohner in Neuchatel hatte eine sehr störrische Gattinn. Diese fragte ihn einst: was die Oppositionsparthey in England eigentlich sey, wovon die Zeitungen so häufig sprächen?

„Es ist eben das, was du in der Haushaltung bist,“ erwiederte er lakonisch.

Notizen.

Taschenbuch-Literatur.

Aurora. Taschenbuch für 1834. Zehnter Jahrgang.

Das Veilchen. Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectuee. Siebenzehnter Jahrgang. 1834.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für 1834.

(Wien, bey H. Buchholz, k. k. Hofbuchbinder.)

Sämmtliche drey Almanache erscheinen seit einer Reihe von Jahren unter der Firma des bekannten, in der letzteren Zeit mit seinen Producten ziemlich zurückhaltenden, vaterländischen Dichters, Johann Gabriel Seidl, und zeigen mit jedem Jahrgange, durch geschmackvollere Ausstattung und sorgfältigere Wahl des Inhaltes, das thätige Streben nach Besserem sichtbarer. Die Aurora hat dießmahl so schöne Kupfer, daß sie gewiß den strengsten Anforderungen genügen. Der Inhalt steht der Form in keiner Hinsicht nach. Adelmi's Standesverhältnisse werden Freunde des Conversationellen, Rosalia von Domaso, von Schmid, wird die Liebhaber des Romantischen befriedigen. Das Testament, von J. G. Seidl, ist ein lebendiges Bild aus dem Dichterleben, und der Kampf um die Braut von eben demselben führt uns den Günstling Kaisers Maximilian des Zweyten, den kräftigen, langbärtigen Andreas Rauber, in einer ächt komischen Situation vor Augen. Der Theaterfeind von Meta Communis enthält ergreifende Schilderungen. Ein ergötzlicher Scherz ist die, in der österreichischen Mundart geschriebene, Scene aus dem Volksleben: Der Bawladschenheâr, mit der Chiffer S. bezeichnet. Außer mehreren Gedichten von renommirten Verfassern, welche durchgehends nichts ihres Nahmens Unwürdiges beysteuerten, bringt der Almanach noch ein dramatisches Fragment aus dem Nachlasse des Professors Eug. Weßely, und ein Lustspiel in 1 Act und Alexandrinern: Dichterleiden, von dem pseudonymen H. W. Adelmi, welches bereits über die Bretter der Gränzbühne ging, und eine verständige Durchführung mit leichter Versification verbindet.

Das Veilchen und der Freund des schönen Geschlechtes erheben sich durch ihren wohlgewählten Inhalt weit über die gewöhnliche Sphäre solcher Modekinder. Daß sie, als Damenspenden, nett und gefällig ausgestattet seyen, kann man mit Recht von ihnen fordern, und sie sind es auch wirklich in hohem Grade. Daß sie aber auch so gediegene Beyträge von den beliebtesten vaterländischen Dichtern enthalten, zeugt sowohl von dem Geschmacke des Verlegers, als auch von der Thätigkeit des Herausgebers.

Lobenswerth ist es, daß dieses Almanach-Kleeblatt wieder ganz aus Producten inländischer Schriftsteller besteht, und mithin seinen eigenthümlichen Character, welchem zu Folge es sich seit Jahren als ein rein patriotisches Unternehmen kund zu geben bestrebte, mit Ehren behauptet. Möge es diesem Zwecke treu bleiben, und, während andere, ergiebigerer Mittel sich erfreuende, Sammlungen dieser Art, wo möglich, vom Auslande borgen oder ihm ängstlich zu Danke leben, nach Kräften einen Vereinigungspunct bescheidener Talente des Inlandes zu bilden fortfahren.

Ausstattung, Druck, Papier, Kupfer und Preise bezeichnen Herrn H. Buchholz als einen soliden Verleger. Die Aurora ist der Gattinn des Gouverneurs von Illyrien, der Frau Baroninn von Schmidburg dedicirt.

Hyacinthus.

Literarisches.

Im Verlage der Carl Gerold'schen Buchhandlung ist von Ritter Braun von Braunthal eine humoristische Schrift erschienen, unter dem Titel: „Antithesen, oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin,“ welche durch ihren geistreichen pikanten Inhalt Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vollkommen geeignet ist. Wenn es überhaupt nicht leicht Jemanden gab, der an des Verfassers reichen Geistesgaben, die eben so Gemüth und Phantasie als Scharfsinn, Witz und Laune in sich vereinigen, Zweifel hegte, so waren doch Manche um das Zersplittern dieses schönen Talentes in allzu verschiedenen Richtungen und Wegen nicht mit Unrecht besorgt. Die Crisis scheint für unsern Verfasser aber glücklich vorüber, und wir sehen ihn in allen neuesten Leistungen mit einer so sicheren Klarheit auftreten, die nur dem Gährungsprozesse folgt. Worin Hr. von Braunthal den meisten deutschen Belletristen voransteht, das ist die immerwährende Frische, Neuheit und Gefälligkeit der Form, worin er seine Aufsätze kleidet. Dieser Geschmack im Vortrage gibt seinen Schriften einen so anlockenden Reiz, wie sie das gründliche Einerley der gediegensten Feder nicht zu gewähren vermag. In vorliegender Schrift hat der Verfasser mit ächt geistreichem Humor seine Wanderungen durch Wien, Stadt und Vorstädte, Theater und Volksfeste, Kaffehhäuser rc. durchgemacht, und um das Bild desto anschaulicher zu machen, das Berliner Leben dem hiesigen an die Seite gestellt, wodurch das Büchlein eben so dem Norddeutschen wie dem Wiener interessant gemacht wird. Wir schließen diese kurze Anzeige mit der sichern Überzeugung, daß jeder, der die Schrift auf unsere Veranlassung in die Hand nimmt, unserem Fingerzeige es Dank wissen wird, eine Stunde mit geistreicher Lectüre gewonnen zu haben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 138 — 16. November 1833.

Die Rettungshäuser in den vereinigten Staaten *).

Der Gouverneur Clinton, dessen Nahme im Staate New-York im ruhmvollsten Andenken steht, sagte: „Die Rettungshäuser sind die besten Strafanstalten, die der menschliche Geist jemahls ersann und Wohlthätigkeit ausführte.“

Das erste Rettungshaus wurde in der Stadt New-York im Jahre 1825 gegründet; ähnliche Anstalten erhielten Boston im Jahre 1826 und Philadelphia im Jahre 1828. Gerührt von dem schrecklichen Schicksal junger Gefangener, die mit verhärteten Verbrechern zusammengesperrt in den Kerkern seufzten, faßten Privatmänner in New-York den Entschluß, diesem Übel abzuhelfen. Sie traten zusammen, arbeiteten zuvörderst darauf hin, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, und gaben dann durch bedeutende Geldbeyträge zur Gründung eines Rettungshauses ein edelmüthiges Beyspiel, dem eine Menge Unterzeichnungen folgten. Die auf solche Weise aus den milden Beyträgen Einzelner errichteten Rettungshäuser waren ursprünglich Privatanstalten, die jedoch später die Bestätigung des Staats erhielten. Alle in ihnen eingeschlossenen Individuen werden dort gesetzmäßig festgehalten; allein wenn auch die Rettungshäuser vom Gesetz anerkannt und bestätigt sind, so mischt dieses sich doch keineswegs in ihre Leitung und Beaufsichtigung, deren Besorgung den Privatpersonen überlassen bleibt, die diese Anstalten gründeten. Jedes Jahr entrichtet der Staat einen Beytrag zu ihrer Unterhaltung, und dennoch nimmt er keinen Theil an ihrer Verwaltung.

Das Recht die Rettungshäuser zu verwalten ruht in den Händen sämmtlicher Unterzeichner, die zu Errichtung der Gebäude beygesteuert haben oder zu den jährlichen Kosten ihrer Unterhaltung noch beysteuern. Die Unterzeichner versammeln sich und wählen Directoren (managers), denen sie die Macht übertragen, die Anstalt auf die ihnen am vortheilhaftesten scheinende Art zu verwalten, und diese Directoren wählen nun wieder ihre Unterbeamten, und treffen alle zur Leitung der Geschäfte nöthigen Anordnungen. Unter ihnen besteht ferner noch ein permanenter Ausschuß, der über Vollzug aller Beschlüsse zu wachen hat, und dieß ist die vollziehende Gewalt der Anstalt. Die Beamten des Rettungshauses sind die unmittelbaren Agenten des permanenten Ausschusses, dem alle ihre Verrichtungen unterworfen sind. Der Regierung haben sie durchaus keine Rechnung abzulegen. Unter den Beamten ist der Oberintendant derjenige, bey dessen Wahl die Directoren mit besonderer Aufmerksamkeit zu Werke gehen, weil er die Seele der Verwaltung ist.

*) Aus dem Système pénitentiaire des Etats-Unis, von de Beaumont und de Tocqueville.

Der Zweck der Rettungshäuser ist ein zweyfacher: man nimmt junge Leute beyderley Geschlechts, die noch unter zwanzig Jahren sind, auf, wenn sie für ein Vergehen oder Verbrechen verurtheilt worden sind; dann werden auch solche hier eingeschlossen, über die noch kein Urtheil gesprochen, deren man sich aber versichern will. Niemand wird wohl die Nothwendigkeit der Rettungshäuser für verurtheilte Personen jugendlichen Alters in Abrede stellen. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat man erkannt, wie zweckwidrig es sey, jugendliche Sträflinge mit alten verhärteten Verbrechern an einem und demselben Orte zusammenzusperren, und sie derselben Behandlung zu unterwerfen. Dieses Gebrechen ist so ernster Natur, daß die Magistrate Anstand nahmen, Verbrecher jugendlichen Alters zu verfolgen, und die Jury, sie zu verurtheilen. Allein hieraus entspringt ein anderer Nachtheil: durch Nachsicht der Strafe ermuthigt, überlassen sie sich neuen Ausschweifungen, von denen eine, ihnen gleich anfänglich ertheilte, angemessene Züchtigung sie vielleicht für immer abgeschreckt hätte. Das Rettungshaus, dessen Verwaltung weder zu streng für ein Kind, noch zu mild für einen Schuldigen ist, hat nun den Zweck, den jungen Verbrecher eben sowohl gegen eine strenge Züchtigung, als auch gegen die traurigen Folgen einer gänzlichen Nachsicht aller Strafe sicher zu stellen.

Die nicht verurtheilten Personen, die man in's Rettungshaus schickt, sind Jünglinge und Mädchen, die, ohne gerade ein Verbrechen begangen zu haben, sich in einer der Gesellschaft und für sie selbst Besorgniß erweckenden Lage befinden; Waisen, die ihr Elend zum Herumstreichen oder zum Betteln nöthigt; von ihren Ältern verlassene und ein unordentliches Leben führende Kinder; mit Einem Wort, alle Jene, die entweder durch eigene oder durch die Schuld ihrer Ältern, oder auch aus Mangel an Unterhalt in eine Lage versetzt sind, die sie, wenn sie ihre Freyheit behalten, nothwendig zu Verbrechern machen muß *). Man bestimmte also die Rettungshäuser zu gleicher Zeit für junge Verbrecher, und für solche, die auf dem Puncte standen, es zu werden; man erspart auf diese Weise den letztern die Schmach der Verurtheilung und allen den Schmutz des Kerkers.

Damit der Aufenthalt im Rettungshause dem jungen Verbrecher durchaus keine Schmach anhänge, hat man für diese Anstalt einen Nahmen gewählt, der zunächst den Gedanken an Unglück erregt. Obschon in seinem Innern eine gewisse Anzahl Verurtheilter verwahrt werden, so ist das Rettungshaus dennoch keineswegs ein Gefängniß, und die hieher Gebrachten haben keine Strafe zu erleiden. Die Entscheidung, kraft deren die Kinder dorthin gebracht werden, wird weder in gerichtlicher, noch in Form eines Urtheils erlassen, und die Art, wie man hiebey zu Werke geht, bezeichnet den Zweck der Anstalt. Die Behörden nähmlich, welche Kinder dahin senden, bestimmen nie die Dauer ihres Aufenthalts, sie beschränken sich einzig darauf, die Kinder dem Hause zuzuweisen, das mit dem Augenblick ihres Eintritts Vormundschaftsrechte über sie erhält. Dieses Vormundschaftsrecht erlischt, sobald das Kind das zwanzigste Jahr erreicht hat; indeß können es die Vorsteher der Anstalt auch schon vor dieser Zeit entlassen, wenn sein Interesse es erheischt. Das Rettungshaus ist ein Mittelding zwischen einer Kostschule und einem Gefängnisse; man nimmt junge Leute darin auf, nicht sowohl um sie zu strafen, sondern vielmehr, um ihnen die Erziehung zu geben, die sie von ihren Ältern oder ihrer Armuth wegen nicht erhalten konnten. Die Gerichte können also die Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt nicht bestimmen, weil sie nicht voraus wissen können, wie viele Zeit erforderlich ist, um die Kinder zu bessern und sie von ihren lasterhaften Neigungen zu entwöhnen *). Dieß zu bestimmen ist den Vorstehern der Anstalt überlassen, die, da sie die ihrer Aufsicht anvertrauten Kinder täglich vor Augen haben, ihre Fortschritte am besten beurtheilen und jene bezeichnen können, denen man ohne Gefahr die Freyheit wiedergeben kann. Selbst dann, wenn ein Kind in Folge seines guten Betragens aus der Anstalt entlassen wird, steht es doch bis zu seinem zwanzigsten Jahre unter der Aufsicht der Vorsteher; entspricht es den Erwartungen, zu

*) Wir haben uns bey einem Besuche des Rettungshauses zu New-York überzeugt, daß mehr als die Hälfte der bis jetzt dort aufgenommenen Kinder durch unverschuldetes Unglück in die Anstalt gekommen ist. So haben von 513 Kindern 135 ihre Vater, 40 ihre Mütter verloren; 67 waren Waisen; 51 waren durch offenkundigen, liederlichen Lebenswandel oder Mangel an Aufsicht von Seite ihrer Ältern zu Verbrechen getrieben worden. Von 4 Kindern hatten die Mütter sich wieder verheirathet.

Anm. d. Verf.

*) Die verschiedenen Behörden, welche Kinder in die Rettungshäuser senden können, sind folgende: 1) die Criminalgerichtshöfe, 2) die Polizey und 3) die Vorsteher der Armenanstalten. — §. 17 des 7. Abschnitts (Cap. 1) des 4. Theils der aufs Neue durchgesehenen Statuten des Staats New-York sagt hierüber: „Dafern ein Individuum von einem Alter von mindestens 16 Jahren der Veruntreuung überwiesen ist, so hat das Gericht, statt es zum Kerker in einem Centralgefängniß zu verurtheilen, seine Einschliessung in dem in der Stadt New-York von der Gesellschaft zur Besserung junger Verbrecher gegründeten Rettungshause zu verordnen, wofern nicht etwa dem Gericht von der genannten Gesellschaft kund gethan würde, daß in der Anstalt eben kein erledigter Platz sey.“

denen es Hoffnung gab, nicht, so haben diese das Recht es in das Haus zurückzunehmen, und können, um es hiezu zu zwingen, sich aller Rechtsmittel bedienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5.

In grauer Vorzeit blüht' ein Baum
Mit wundervollen Zweigen,
Und fast zu glauben ist es kaum,
Noch heut' sich Knospen zeigen
Von seinem alt ehrwürd'gen Stamm,
Er wuchert fort und grünt und blüht,
Obwohl manch tausend Jahr schon kam,
Und ewig sein Gedeih'n man sieht.

Zwölf Äste sproßten d'raus hervor,
Hieß keiner wie der And're;
Der Jüngsten Einer trieb empor,
Bis daß zur Kron' er wandre.
Der alt'ste Zweig jedoch, er hieß,
So wie mein Wort es hier erwies.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Und wieder blüht' in neu'rer Zeit
Ein Baum voll Wunderkraft,
Die Erde war der Kunst geweiht,
Aus der er sog die Säfte,
Die ihn mit Spenden hoher Art,
Mit schöpfrischen Gewalten
Begabt, womit Natur sich paart
Und Fantasiegestalten.
Er blüht' in bunter Farbenpracht,
Die ewig grünt und wahrret,
Und göttlich, hehr ist seine Macht
Und heut' noch hoch verehret.

F. W. Jaggl.

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

(Beschluß.)

Breslau, den 28. October 1833.

Aber — mit all' diesen vielen, mitunter recht hübschen Worten und zierlichen Betrachtnngen haben Sie, mein lieber Freund, noch immer keine Zeile Neues erfahren, nichts Thatsächliches vernommen, was Ihnen interessant seyn könnte. Soll ich Eulen nach Athen tragen und Ihnen erzählen, was Sie hundertfach anderwärts gelesen haben? Solches muthen Sie mir nicht zu.

Darum halte ich mich lediglich an einige Erscheinungen der jüngsten Zeit, um so lieber, als dieselben sämmtlich von der Kaiserstadt her uns zukamen und freundlich an dieselbe erinnern. Ich schweige von dem unbeschreiblichen Enthusiasmus, welchen das treffliche Anschütz'sche Paar durch seine Darstellungen hier erregte und in hohem Grade verdient. Es war ein Jubelfest der Erinnerung für Künstler und Publicum, eine schönere Vergegenwärtigung der Vergangenheit. Ergreifen Sie ja die erste Gelegenheit, um dem edlen Paare zu sagen, daß es recht bald wiederkommen solle, und neuer Freude gewiß seyn könne. Gewiß wird die mit 1. Jänner 1834 antretende neue Direction sich beeilen, mit solchen Gästen fruchtbringende Contracte abzuschließen.

Minder erfreulich, obgleich überaus belehrend in mancher Hinsicht, hatte fast gleichzeitig der hochberühmte Tenor Jäger einen Gastrollencyclus begonnen. Wohin ist der Zauber dieses mit Recht einst so beliebten Sängers? Entschwunden mit dem nie wiederkehrenden May des Lebens. Herr Jäger hat es offenbar nicht verstanden, auf dem Wege der Fortbildung rastlos und umsichtlich weiter zu schreiten; durch den Erwerb neuer Tugenden den unausbleiblichen Verlust manches Vorzugs zu maskiren, zu vergüten; ursprüngliche Fehler und Mängel abzulegen, wenigstens zu mildern. Diese traten nur schroffer und greller hervor; was früher im Glanz der Jugend als verzeihliche Caprice und Eigenheit erschien, zeigt sich nun störend, oft fast widerlich. Wie sehr auch seine wärmsten Anhänger sich bemühen mögen, ob der unverkennbaren Vorzüge die Fehler zu überhören und zu bemänteln — das Publicum richtet unbarmherzig nach dem, was im Augenblick ihm gebothen wird. Es glaubt wohl mitleidig den Erklärungen der Kenner, aber solcher Glaube wird nicht lebendig, höchstens negativ, indem er die Ausbrüche momentanen Unwillens unterdrückt. So gefiel Hr. Jäger in der Mehrzahl seiner Rollen wenig, in einigen gar nicht, nur in Boieldieu's „Weißer Dame“ und Rossini's „Wilhelm Tell“ sehr. — Nicht ungern wandte sich der Blick von der schönen und edlen Ruine zu der heiteren, blumigen Landschaft, zu dem jugendlichen Leben minder begabter, und weniger gebildeter Sänger zurück.

Zu gleicher Zeit hatte die Sängerinn Frau von Pfuhl, genannt Marra (Schülerinn der Schmalz) mit Anna in der weißen Dame ihre Gastrollen sehr unweise begonnen, mit Donna Anna, Desdemona, Elvira (Stumme von Portici) so glücklich fortgesetzt, daß sie ein Engagement mit 1800 Reichsthl. Gehalt erzielte. Die Natur verlieh dieser Sängerinn eine umfangsreiche, sehr biegsame Stimme, Verstand und regsame Phantasie. Ihr liebenswürdiger Charakter und eine wahre Herzensfreude an der Kunst machen sie zum Schatz für jede Direction. Ohne Jugend und äußere Schönheit hat sie sich zum entschiedenen Liebling des Publicums emporgeschwungen, obgleich zuweilen die Geschmacklosigkeit der ersten Lehrerinn, und einzelne Schwächen der Stimme (durch Forciren der Extreme erzeugt und genährt durch häufiges Singen der anstrengendsten und heterogensten Parten, wie „Tancred“ heute, morgen „Königinn der Nacht“) ihr zuweilen fatale Possen spielen. Daß sie mit der Wiener Schule vertraut ist, hat ihr manchen schönen Sieg verschafft und wenigstens alles Grelle der sogenannten Lutherischen Singweise abgeschliffen.

Später kam gleichfalls von Wien eine Dlle. Fürth mit frischem, kraftvollem Mezzo-Sopran, welcher jeder schönen Ausbildung fähig, aber auch noch sehr bedürftig ist. Die Vorzüge der Natur gefielen dem Publicum so sehr, daß die Direction Veranlassung nahm, auch sie zu engagiren, und damit secundäre Parthien mancher Oper wesentlich zu veredeln. Mit ihr trat eine hübsche Pohlinn und Schülerinn Ciccimarra's, Mad. Brodowitz, in Concertpiecen auf. Ein gewisses Ultrathum der Coloratur und welschen Zierrathenmanier abgerechnet (welche noch nicht immer volle Rundung und Gleichheit haben), sprach auch dieser sonore Sopran so freundlich an, daß ohne Zweifel die Direction auch ihr Beschäftigung in der Oper gern gönnen, und damit eine Abwechslung dem Publicum bereiten wird, wie solche in Breslau nie erlebt worden ist.

Eine Sgra. Marocchetti (erste Contre-Altistinn Sr. Maj. des Königs von Sardinien) hatte die Gnade von Petersburg direct hieher sich zu bemühen und in costumirten Scenen einiger Opern von Rossini, Celli, so stümperhaft zu singen, daß die große Menge in Verlegenheit gerieth, ob man eine eminente, unbegreiflich große Sängerinn vor sich habe, oder eine Signora und Prima Donna ultramontaner Arroganz und schaaler Seiltänzerey. Sie sputete sich fortzukommen und verdient dafür den allerherzlichsten Dank sämmtlicher Musikfreunde.

Durch diese bunte und erfreuliche Opernwelt bewegte sich anspruchslos und höchst ergötzlich — abermahls ein Wiener, le Sieur Heiling Jean, vulgo Johann Petzmeyer, mit seinen allerliebsten Potpourri's, Phantasien (?), Tänzen und Serenaden auf der gewöhnlichen und auf der Streichzither, von den HH. Senftner und Schmutzer sehr anmuthig accompagnirt, und vom

Publicum im Theater, im Concertsaal und in allen Gärten mit dem lautesten Beyfall belohnt. Welche Lebensfrische, welcher Frohsinn und welche Gemüthlichkeit athmen aber auch die Tänze eines Strauß, Lanner und Morelly! Es geht damit gerade, wie einst mit den W. Müller'schen Weisen. Jeder Narr schreyt: es ist nichts Rechtes dahinter! aber keiner bringt's so leicht und natürlich und anmuthig wieder heraus. Ist es etwa anders mit dem ganz gewöhnlich scheinenden Accompagnement dieser paar Instrumente? Die Natur selbst scheint sich einen musicalischen Spaß zu machen, einem einzigen Instrumente scheinen diese himmlischen Melodien zu entströmen, mit rein republicanischer Theilung der Gewalten. Daran scheitert alle gewöhnliche Schulmeisterey, und tröstet sich dann umsonst bey ihren unwirthlichen und unmusicalischen Musikproductionen mit dem vornehmen Waidsprüchlein: „Es ist gemeines Zeug, auf Effect berechnet!" ic. Göttliche Composition und göttliche Ausführung — welche nicht auf Effect berechnet sind! Gleichen sie nicht einer wunderschön geschliffenen Brille, durch welche kein Auge eines Sterblichen etwas sehen kann? Nein, meine Herren, die Zeiten der bocksledernen Mystificationen sind auch für die Kunstwelt vorüber. Erfindung will die Zeit, Phantasie, Leben; nicht schön gedrechselte mathematische Kunststückchen.

Da erschien Deutschlands erster Sänger, der bewundernswerthe Wild, der Alexander, der den gordischen Knoten der Streitfrage: was schön und recht sey im Gesang, mit dem ersten Recitativ schon siegreich durchhaut, und ein Publicum anschaulicher, lebendiger und überzeugender über die schöne Kunst belehrt, als Hunderte gelehrter Bände es vermögen. Alle Geister der Vergangenheit erwachen und umtanzen und umtönen mich in beseligendem Chor. Welche Herrlichkeit und Größe schoß in diesem Minnesänger auf zur Palme, welche alles Lebende hoch überragt! Brizzi, Siboni, Krebs, Nozzari, Donzelli höre ich vereint, verjüngt in ihm wieder; wie Schmetterlinge im Frühlinge ihren Puppen sich entschwingen und in reicher Farbenpracht sich sonnen und spiegeln, so tauchen sein Johann, Joconde, Fryburg, und alle jene wonnigen Gestalten vor der trunkenen Seele wieder auf.

Wild hat unbeschreiblichen Enthusiasmus hier erregt! Er hat die sonst ziemlich besonnenen Breslauer zu ächten Wienern gemacht, voll Genußlust und Jubel und Musicomanie. Er hat veraltete, tiefgewurzelte Vorurtheile ausgerottet, indem er bekundete, daß die Größe der Helden, die Kraft und die Gluth der Heroen nicht in äußerem Maß zu suchen sind, sondern unsichtbar in der Seele, in der Begeisterung ruhen und wie Himmelsblitze begeisternd und zündend aus ihr hervorbrechen. Er hat bethätigt, daß ächte Kunst und wahres Genie auch dann noch fortstudieren, der Vollkommenheit näher streben und näher rücken, wenn der May des Lebens vorüber ist. Er hat den allerbeharrlichsten Nordländer belehrt, daß Rossini's Compositionen mehr inwohne als süßes Geleyer und pikante Spielerey, wenn nur der Sänger selbst für Höheres Sinn, Gabe und Seele mitbringt. Wild macht im strengsten Sinn Epoche hier, und wird noch lange Zeit nachgehört und nachempfunden werden. Er trat bis jetzt als Othello, Zampa und Masaniello auf. Der erste Satz des Mohren war schon der unzweydeutigste Victoria-Ruf, jede Nummer steigerte den Enthusiasmus. Trotz der hohen Preise füllte sich das Haus mit jeder Vorstellung mehr. Ich darf hiebey nicht unbemerkt lassen, daß der Triumph kein so leichter war, als man bey Ihnen vielleicht glauben mag. Othello ist seit vielen Jahren sehr oft wiederhohlt worden. Keiner der wackern Gäste hat unsern Wiedermann bis dahin erreicht. Fast funfzig Mahl schon hörten wir das Glückskind Zampa, und keiner Seele wäre es in den Sinn gekommen, daß irgend einer der deutschen Sänger darin etwas Vorzüglicheres leisten könne. Über hundert Mahl erklang die „Stumme von Portici" vor unsern Ohren, und Wiedermann-Masaniello blieb Sieger über die allergefeyertsten Rivalen; nicht etwa aus Kleinstädterey und Dünkel, sondern — weil er der wirklich Bessere stets noch war. Schwerlich dürfte auch von allen jetzt lebenden deutschen Sängern Einer an dramatischer Haltung, an Innigkeit und Gluth des Vortrags dieser Parthien ihn übertreffen, nur sehr wenige in Einzelnem ihn erreichen *). Wild vermag in keiner Hinsicht ein so treffliches, gerundetes, majestätisches Heldenbild vor unsere Seele zu führen. Aber Wild, der Gesangsheros, entreißt uns auf den Wogen seiner Melodien dem irdischen Anblick der Außenwelt, und führt uns unwiderstehlich in die Regionen der Phantasie eines Genies, in die Gebiethe des Unendlichen. Wer ihn von früherhin kennt, den überwältigt zuweilen ein banger Zweifel: ob bey seiner jetzigen heroischen Wirksamkeit auch das frühere unübertreffliche Romanzo seines Vortrags, die schmelzende Zartheit und herzinnige Wärme bestehen könne? Sein Murnay, Nadori, Johann von Paris werden hoffentlich recht bald diesen Zweifel lösen. Gewiß werden Sie bald aufrichtigen Bericht über den Erfolg erhalten. Ich will nicht scheiden von dem Herrlichen, ohne mein Opfer auf den Altar der Gerechtigkeit zu legen. Bedeutender erscheint Jäger im Arabeskengebiet des figurenblühenden Gesangs, und in der Kunst: das Falset mit der Brustſtimme zu verschmelzen. Non omnia possumus omnes!

Glauben Sie, mein lieber Freund, damit nicht genug erfahren zu haben, so bitte ich mit dem alten Satz: „Nemo ultra posse" mich zu entschuldigen, und in gewohnter Geduld einen zweyten Brief abzuwarten, der nicht ausbleiben wird, da ich einmahl wieder im Zuge bin. Wir Breslauer sind ja in mancher Hinsicht noch immer halbe Wiener, und blicken, wenigstens was Kunst betrifft, stets begieriger nach Süden, denn nach Norden. Dennoch halten wir uns nicht für Böotier, weil „Robert der Teufel" in Wien Furore gemacht hat und hier mit Pauken und Trompeten durchgefallen ist. Wir meinen: dieselben Costümes, Decorationen, Ballete wären in mancher andern Oper weit hübscher angebracht; das Buch sehr vieler andern Opern wäre klüger und weit höhere, edlere, innigere und sinnigere Musik hätten Gluck, Mozart, Cimarosa, Paisiello, Weigl, Weber, Spohr, Spontini, Rossini, Cherubini, Bellini, Mehul, Boieldieu, Gyrowetz, D'Allayrac, Auber und selbst Herr Meyerbeer in andern Opern schon längst geschrieben. Übrigens zanken wir darüber auch nicht mit den Wienern, aber wohl darüber, daß mit solchem Orchester, solchem Chor und solcher Ausstattung nicht jede Oper Furore macht.

Auf Wiedersehen.

---

*) Die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß ich es nicht begreifen kann, wie die sonst so umsichtigen und speculativen Directoren Duport und Stöger noch gar keinen Versuch machten, unsern Wiedermann wieder für seine Vaterstadt Wien zu gewinnen. Der Mann ist wahrlich interessant genug geworden, um wenigstens ein Dutzendmahl in Wien wieder gehört und geprüft zu werden. Werden auch einzelne Stellen in einem Fra Diavolo, Zampa, Masaniello, Cleomenes von einem wirklichen Tenor lieblicher gesungen, so dürften doch gewiß manche nicht unrühmlich genannte Sänger schwerlich bey irgend einem deutschen Publicum einen ähnlichen Totaleindruck hervorbringen können, während Wiedermann's Don Juan, Figaro, Schlosser, Renburg, Vampyr, Bertram ic. überall als höchst respectable Darstellungen erscheinen werden. Nachdem Forti dieser Sphäre entzogen und Fischer abgegangen ist, würde ein solcher Versuch gewiß sich lohnen. Mancher hat klein angefangen und tüchtig geendet. So wäre der hiesige Tenorbuffo Meio gewiß ein Schauspieler, welchem Wien in diesem Augenblick schwerlich einen Rivalen entgegenstellen könnte, selbst wenn er in den Rollen Nr. 1 und 2 nicht gleich gefallen sollte oder vielmehr nicht Furore machte. Hört man hier außen, daß dort ein Börner auf solche Weise gefallen konnte, so glaubt man es kaum.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 139 — 19. November 1833.

Die Rettungshäuser in den vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Man hat in Pensylvanien gegen das den Rettungshäusern zugestandene Recht, Personen festzuhalten, die weder ein Verbrechen begangen haben, noch verurtheilt worden sind, einige Einwürfe erhoben. Eine solche Gewalt sey, sagte man, der Constitution der vereinigten Staaten entgegen, und die den Vorstehern der Anstalt ertheilte Vollmacht, die Dauer der Einschließung nach Gutdünken abzukürzen oder zu verlängern, gestatte eine Willkühr, die in einer freyen Gesellschaft nicht zu dulden sey. Diese Einwürfe theoretisch zu widerlegen, wäre schwer gewesen! Da indeß die Erfahrung zeigte, daß die Rettungshäuser, statt die Lage der jungen Verbrecher zu erschweren, sie vielmehr erleichterten, und daß die nicht verurtheilten Kinder, die man dort einschloß, keineswegs Opfer der Verfolgung würden, sondern daß man sie nur einer Freyheit beraube, die verderblich für sie werden könne, so spricht jetzt Niemand mehr gegen diese Anstalten. Man hat sich überzeugt, unter welchen Beschränkungen die Behörden von dem ihnen zustehenden Rechte, Kinder dorthin zu schicken, Gebrauch machen dürfen, und daß sie nur dann Kinder ihren Ältern entreißen und in der Anstalt unterbringen können, wenn es erwiesen ist, daß die letztern Schuld an den Ausschweifungen der erstern sind. Das Gesetz hat auch die Möglichkeit eines Mißbrauchs vorgesehen und durch Verordnungen vorgebeugt. Das Kind hat, dem Gesetz zufolge, das Recht, sich vor dem ordentlichen Richter gegen die Entscheidung des Beamten, der es ins Rettungshaus schicken will, zu verwahren. Die Ältern haben dasselbe Recht und man hat Beyspiele, daß es behauptet wurde; übrigens hat man in diesen Anstalten durchaus keine tyrannische Verfolgung zu fürchten. So nöthig es auf der einen Seite ist, daß die Verwaltung des Hauses durchaus nichts von der Härte und Strenge an sich trage, die an Kerker erinnert, so nachtheilig würde es auf der andern Seite seyn, wenn sie allzu mild und ganz intellectuell wie eine Schule wäre. Wenn diese Anstalten in Amerika sich von dem eigentlichen Zweck ihrer Errichtung entfernen, so ist dieß weniger, weil sie sich allzu sehr zur Strenge, sondern vielmehr weil sie sich zu sehr zur Milde neigen. Die Grundsätze, von denen die Verwaltung der Rettungshäuser ausgeht, sind ganz einfach: in New-York und in Philadelphia sind die Kinder während der Nacht in einsamen Zellen abgesondert, den Tag über ist ihnen gestattet zusammenzukommen. Die Trennung während der Nacht scheint im Interesse der Sitten dringend nöthig; am Tage hingegen ist sie nicht nur unnütz, sondern sie würde den Kindern sogar verderblich seyn. Sie des geselligen Umgangs berauben, ohne den ihre

geistigen Fähigkeiten sich nicht entwickeln könnten, würde die größten Nachtheile hervorrufen. Zu Boston sind sie weder bey Tage noch bey Nacht getrennt. Wir haben nicht bemerkt, daß das Zusammenseyn bey Nacht in diesem Rettungshause irgend einen Nachtheil veranlasse; indeß erscheint deßhalb die Gefahr nicht minder groß und wird in Boston nur durch einen außerordentlichen Eifer und durch eine Wachsamkeit vermieden, die man in der Regel selbst von Männern nicht erwarten darf, die ihrem Beruf mit ganzer Seele leben. Die Zeit der Kinder ist zwischen Unterricht und den Handarbeiten getheilt, mit denen sie beschäftigt werden. Man ertheilt ihnen den Elementarunterricht, der ihnen für ihr künftiges Leben von Nutzen seyn kann, und lehrt sie ein Handwerk, durch dessen Betrieb sie ihren Unterhalt verdienen können. Ihr geistiger Unterricht gibt der Anstalt das Ansehen einer Primärschule, und ihre Handarbeit ist dieselbe wie in einem Zuchthaus.

Die Ordnung wird im Rettungshause durch Disciplinarmittel aufrecht gehalten, die wir hier näher beleuchten wollen. Man wirkt auf die Gemüther durch Strafen und Belohnungen, indeß herrscht in den Rettungshäusern von New-York, Philadelphia und Boston ein Unterschied. In den beyden erstern Anstalten bestehen die über die Kinder, die sich gegen die Ordnung vergehen, verhängten Strafen 1) in Entziehung ihrer Erhohlung, 2) in Einkerkerung in einer Zelle, 3) in Beschränkung der Nahrung auf Wasser und Brot und 4) in schweren Fällen, in körperlicher Züchtigung, d. h. in Peitschenhieben. In New-York ist die Anwendung von Schlägen durch eine ausdrückliche Verordnung genehmigt. In Philadelphia hat man zwar nicht gewagt sie ausdrücklich zu gestatten, allein sie ist auch nicht untersagt; die Zuweisung von Strafen gehört in den Bereich des Oberintendanten, der in der Anstalt eine unumschränkte Macht übt.

So wie die Unartigen verschiedenen, dem Grade ihres Vergehens angemessenen Züchtigungen unterliegen, so werden auch denjenigen Kindern, die sich gut aufführen, Belohnungen zu Theil. Außer der Ehre den ersten Classen beygezählt zu werden, tragen jene, deren Betragen vorzüglich ausgezeichnet ist, ein Ehrenzeichen, das sie von allen übrigen unterscheidet. Endlich ernennt auch der Oberintendant unter den Besten der Kinder eine gewisse Anzahl von Aufsehern, denen er einen Theil der ihm selbst obliegenden Aufsicht überträgt, und dieser Beweis von Zutrauen ist für sie eine Auszeichnung, auf die die Erwählten den höchsten Werth legen.

In Boston sind die körperlichen Züchtigungen aus dem Rettungshause verbannt. Die Disciplin der Anstalt ist ganz moralisch und beruht auf höchst philosophischen Grundsätzen. Alles geht hier darauf aus, die Gemüther der jungen Verbrecher zu erheben, und sie für die Achtung ihrer selbst und die ihres Gleichen empfänglich zu machen. Um dieß zu erreichen, stellt man sich, als behandle man sie als Glieder einer freyen Gesellschaft. Wir betrachten diese Theorie aus dem Gesichtspunct der Disciplin, weil uns scheint, daß die hohe Meinung, die man einem Kinde von seiner Moralität und seiner gesellschaftlichen Stellung beybringt, nicht allein geeignet ist seine Besserung zu bewirken, sondern auch das zweckmäßigste Mittel ist, es zu einem unbedingten Gehorsam zu gewöhnen. Es ist einer der fest bestehenden Grundsätze des Hauses, daß Niemand wegen eines unvorsätzlichen Vergehens nach göttlichen, Landes- oder den Gesetzen der Anstalt gestraft werden könne. Dieß ist auch der erste Grundsatz, nach dem im Rettungshause Criminalfälle beurtheilt werden. Das Reglement der Anstalt enthält überdieß auch noch folgenden Satz: „Da es außer der Macht des Menschen liegt, Mangel an Achtung gegen die Gottheit zu bestrafen, so wird man sich darauf beschränken, Jedem, der eines solchen Vergehens sich schuldig gemacht, alle Theilnahme an gottesdienstlichen Handlungen zu untersagen, und so den Verbrecher der Gerechtigkeit Gottes überlassen, die ihn später finden wird. Ein Kind, das im Rettungshause zu Boston zu diesem Ausschluß von gottesdienstlichen Handlungen verurtheilt ist, erleidet in den Augen seiner Cameraden und seiner eigenen Überzeugung nach die härteste aller Züchtigungen. Überdieß ist den Kindern alle Angeberey durchaus verbothen, und durch einen Artikel des Reglements Jedem, der sein Vergehen von selbst aufrichtig bekennt, Erlaß der Strafe zugesichert.

(Der Beschluß folgt.)

Homonyme.

1.

Einer Schwelle zu vergleichen,
Gibt aus des Verstandes Reichen,
Aus des Herzens tiefstem Grund
Über mich sich Alles kund.

2.

Deutscher Fürsten Dynastie
Und des Landes Gränzenraum,
Wo gethront, geherrschet sie,
Nenn' ich, wie des Flusses Saum,
Der in ihrem Staat hinfließet
Und die Residenz umschließet.

F. W. Jaggi.

Ein Tag auf dem Rigi.

(Beschluß.)

Ich schildere nicht, was ich gesehen, wie eine Reihe weißer Berge über der andern aus dem Nebelmeere auftauchte. Nun, meinten wir, das sind die höchsten, und sie waren nur kleine Vorberge gegen die Riesen, die jetzt hinter ihnen aufstiegen. Hinter den Riesen wogte noch ein Dunstsee, und siehe, wieder ragten Spitzen, zackige deutliche Spitzen über dem See vor — unermeßlich weit, unermeßlich hoch. Der Nebelsee blieb den Tag über, er trotzte der Sonne, die uns so freundlich wärmte, und erst der heitere Abend zeigte uns die erhabene Kette des Berner Oberlandes unverschleyert. Wie verschwand dagegen im Panorama die Kette von Schneebergen, welche bis da denselben den höchsten Reiz geliehen.

Es war ein schöner, heiterer Tag, einer, wie man sich lange nicht entsann. Der zackige Pilatus, kein Schneeberg, aber doch mit Schnee bedeckt, jenseits des Vierwaldstädtersees, entwickelte sich allmählig, und dieß war das untrügliche Zeichen, daß ein solcher Tag werden mußte. Einer so auf dem Rigi verlebt, lohnt eine Reise nach der Schweiz, auch wenn man Wochen durch Regen und Wolken trostlos gewandert ist. Welcher Pinsel mahlt das Panorama? Nur kann es noch schöner werden, wenn die Vorberge, noch nicht mit Septemberschnee bedeckt, in ihrer natürlichen Farbe schärfer abschneiden gegen die Eisberge hinter ihnen.

Das schöne Wetter hatte von nah und fern gelockt. Man sah zu Fuß, zu Pferd, auf Tragesesseln, von allen Nationen der Welt, in allen möglichen Trachten Ankömmlinge heraufsteigen. Ein Student, der acht Tage in Zürich vergebens gewartet, lief von Nachmittag 2 Uhr in einem Tage, in einem Zuge bis auf den Rigi, natürlich kam er in der Nacht bey Laternenschein an, aber er blieb doch zum Sonnenaufgang, weil er ein Deutscher war. Von allen Nationen fehlten nur die Russen und — Portugiesen. Die Wirthe vermissen jene schmerzlich seit einigen Jahren. Und seltsam, daß kein Willkomm die Ankommenden begrüßte — und man blieb sich fremd in der Kühle des Morgens, beym freundlichen Mittagsschein, selbst beym Wein; kaum daß die Entzückungen bey der untergehenden Sonne die Nationen verbanden. Das ist anderwärts anders. Der Rigi ist zu sehr Wirthshaus.

Auch eine militärische Besatzung fehlte nicht, ächtes Schweizer-Militär. Von den eidgenossischen Executionstruppen aus Alt-Schwyz kamen stündlich Pelotons aus Aart herauf. Ordentlich hatte es den Anschein, als seyen sie commandirt; aber sie trieb nicht mehr und nicht weniger, als was manchen Engländer antreibt. Sie sahen sich um, schrieben Buchstab für Buchstab ihre Nahmen ein, und gingen wieder hinunter. Nur einige Officiere blieben über Nacht, und ließen dafür einige Verse im Buche zurück, welche gerade nicht für die neueste Schweizer-Poesie, aber doch für das patriotische Gefühl der Schriftsteller Zeugniß ablegten. Es waren gute ehrliche Gesichter. Keiner von ihnen macht eine Revolution; aber wo es gilt für ihr Vaterland sich zu schlagen, sind sie, dafür stehe ich, bereit, wenn sie gleich, wie mein Nachbar bey Tische, nicht wußten, daß Dänemark ein Land in Europa ist.

Der Rigi ist in der neuesten Revolutionsgeschichte berühmt geworden. Über seinen Fuß führte Oberst Abiberg die 600 Altschwyzer gen Küstnacht, und ein englischer Lord, der das Manöver von oben mit ansah, wollte über Hals und Kopf davon, weil er meinte, es könne um seinen gehen. Aber der Rigiwirth warf sich ihm zu Füßen und schwor bey Wilhelm Tell, daß kein Schweizer einem Fremden ein Haar krümme, so lange er Geld hätte. Alle Schweizer-Wirthe betheuerten uns, daß die Gastfreundschaft die erste Tugend der Schweizer sey.

Die Sonne ging unter. Der Ton eines Kuhreigens zeigte es den Gästen an. Die Sonne ging auf — nähmlich am andern Morgen — und der Ton eines Kuhreigens zeigte es den Gästen an. Wer kann es unbillig finden, daß die Gäste dafür bezahlen mußten? die Sonne wäre sonst vielleicht nicht unter- und nicht aufgegangen.

Der Untergang war ein schöneres Schauspiel als der Aufgang. Nur wollten die Schneeberge nicht recht glühen. Man soll auch nicht Alles von einem Tage auf dem Rigi fordern. Die Sterne flimmerten hell in der kalten Nacht. Am Morgen rötheten sich die Schneegipfel etwas; allein mit dem Auftauchen des Sonnenbildes verschwand das magische Licht, und die Beleuchtung wurde monoton. Desto wunderbarer war das Schauspiel, das wir gaben. Alle Männer fast kamen eingehüllt in die dicken weißen rothgeblümten Friesdecken ihrer Betten; ein Corps neu erstandener Tempelherren begrüßte die kommende Himmelsköniginn, und Alle schüttelten sich und zitterten. Die Lady des Lords hatte keine Friesdecken, aber zwey Pelze um. Das Kammermädchen mußte laufen und springen und der Lord lachte. — Die Seen unten aber lagen eingehüllt in gekräu-

selten Nebel, ein Bett von Flocken. Könnte ich dir das wenigstens mahlen, du stiegest darum allein schon auf den Rigi. W. Alexis.

Epigramme.

Die reiche Grabstätte.

Der reiche Geizhals Pilz geht aus der Welt,
Und hinterlaßt nicht einen Deut Vermögen,
Weil er im Testament bestellt:
In einen goldnen Sarg ihn in das Grab zu legen.

Warnung an Schatzgräber auf Pilzens Grabe.

Laßt euch hier nicht zum Suchen lüstern machen,
Sonst stoßt ihr zwar auf Geld, doch auch auf einen Drachen.

Adolph Wiesner.

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Ruben — Rubens.

Notizen.

Schauspiele.

Unter einer Reihe von Stücken, welche das k. k. Hofburgtheater, dessen Thätigkeit für Abwechslung im Repertoir unverkennbar, in letzterer Zeit neu in die Scene setzte, haben gewiß Marivaux' „falsche Vertraulichkeiten" die zustimmendste Freude beym Publicum erregt, wie dieß zwey volle Häuser bey nacheinanderfolgender Darstellung desselben bewiesen haben. In früherer Zeit, als Hr. Korn und Mad. Löwe mit unvergleichlicher Virtuosität in den Hauptparthien um den Preis rangen, war dieses Lustspiel mit dem: „Stille Wasser sind betrüglich" eine Zierde des Repertoirs und ein Lieblingsstuck der ganzen gebildeten Welt. Der Zahn der Zeit hat auch hierin eine Änderung nothwendig gemacht, und das Publicum hatte mit der neuen Besetzung Ursache zufrirden zu seyn, die in manchen Puncten den Verehrern früherer Zeit vielleicht weniger entsprach, dagegen im Ganzen jedem Unbefangenen genügen, ja ihn uberzeugen mußte, wie gegenwärtig selbst Nebenparthien ausgezeichneten Darstellern übertragen werden, und für die Ehre des Ganzen mit wahrhaft classischem Sinne das geschieht, was nur zu oft am künstlerischen Kastengeiste zu scheitern pflegte. An diese neue Besetzung schloß sich eine neue Übersetzung durch den Herrn Grafen Mailath an, von der im Wesentlichen wenig zu sagen ist, da sich bey einem Lustspiele, wie dieses anerkannte Meisterwerk Marivaux, wohl auch nichts Wesentliches ändern läßt ohne Nachtheil für das Ganze. Die Sprache scheint hie und da einen modernen Firniß erhalten zu haben. Unter den Anordnungen, wofür wir dem Herrn Grafen Dank wissen, ist wohl vorzüglich jene bessere Motivirung anzuführen, wornach das Kammermädchen der Frau von Grünau aus einem guten Hause und die Tochter eines Freundes vom Procurator Rasch selbst ist, wornach sein plötzlich aufkeimender und beynahe fixer Gedanke, dieselbe mit seinem Neffen Linden zu verheirathen, mehr Wahrscheinlichkeit erhalt. Weniger in der Nothwendigkeit begründet fanden wir jene Umgestaltungen, wornach der Bearbeiter das Dienstpersonale, gleichsam nach dem Zuschnitte unsrer Zeit, um eine Stufe höher erhob. Aus dem Freunde Linden's, welcher sich für ihn als Bedienter verkleidete, ward ein Kammerdiener, der auch nicht mehr verkleidet ist, sondern im eigenen, ganz eleganten Costüme erscheint. Wenn der Hr. Bearbeiter damit es wahrscheinlicher machen wollte, daß die Frau von Grünau so viel mit ihm conversirt, so ist dagegen einzuwenden, daß die Livree ihn früher unkenntlicher machte, daß es unwahrscheinlich, wie ein so eleganter Kammerdiener ehedem erst bey dem armen Schlucker Linden, gegenwärtig Secretär seiner Herrschaft, als Bedienter, wie er selbst sagt, in Diensten gestanden habe, u. dgl. Auch sehen wir nicht wohl ein, was der Dialog oder die Verfeinerung der Charaktere damit gewonnen haben soll, wenn die Frau zum Kammerdiener oder Kammermädchen Sie sagt. Uns scheint, daß eine solche Verwischung der Standesverhältnisse, selbst wenn sie im wirklichen Leben vorkommen sollte, auf der Bühne allmählig alles Colorit der Personen und Verhältnisse austilgen werde, so wie es die allzuviele Modernisirung des Costümes ohnedieß schon zum Theile gethan hat. — Das Lustspiel behauptete auch in dieser neuen Aufführung sein langjährig erworbenes Recht in der Gunst des Publicums; das Haus war bey der ersten Aufführung beynahe überfüllt, und die Zufriedenheit allgemein. — Unter den Darstellenden hatte Dlle. Müller als Frau von Grünau den schwierigsten Standpunct, den sie mit jener Sicherheit behauptete, der diese beliebte Künstlerinn nur in die Lage von mehr oder weniger Gefallen bringt. Ihre lieblichen, dabey picanten Wendungen in entscheidenden Momenten machen oft selbst den Mangel einer durchgehends gehaltenen Charakteristik leichter vergessen. Uns schien vorzugsweise jenes Aufkeimen von Gefühl und Liebe nicht genug ersichtlich ausgedrückt, die ganz allein ihren letzten Entschluß bestimmen, wiewohl Eitelkeit die erste Veranlasserinn dazu gewesen seyn mochte. — Mit wahrer künstlerischer Auffassung stellte Hr. Fichtner die, nach der Leistung des Hrn. Korn doppelt schwierige Parthie des Linden dar, und er bewies damit, daß er uns vollen Ersatz in Rollen der Art gewähren wird. Seine Darstellung ist so voll Delicatesse, dabey von warmem Gefühl für seine Angebethete begleitet, daß man dieses Motives willen den Betrug gerne zugibt. Eben so hat Hr. Herzfeld als verkleideter Kammerdiener seinem Humor eine wohlthuende Dosis Herzensgüte und hingebender Freundschaft, die auch der Beweggrund seines Handelns, beygemischt, und ein recht interessantes Charakterbild geliefert. Hr. Wilhelmi als Procurator Rasch, trat mit seiner gewohnten künstlerischen Entschiedenheit auf, und belebte alle Scenen, wo er mitwirkte. Mad. Poller als Tante der Frau von Grünau, ist ein wahrer Gewinn in dieser neuen Besetzung zu preisen. Die Art, womit diese Darstellerinn Charaktere solcher Art bey dem Zuseher gleichsam zu Ehren zu bringen versteht, verschafft ihr mit Recht einen Rang, worin sie schwer ihres Gleichen findet. Mad. Anschütz gab das Kammermädchen lieblich und zugleich warmfühlend, wie das ganze Wesen dieser Künstlerinn ist. Hr. Wothe stellte den Bedienten mit seiner sprudelnden Laune dar, und Hr. Weber als Graf verdient Lob wegen der zurückhaltenden Delicatesse in seinem Spiel.

Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Ric. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 140 — 21. November 1833.

Ausbruch des Aetna im Jahre 1832*).

Der Ausbruch, von dem hier die Rede ist, erfolgte höchst unerwartet. Obschon während der letzten zwey Jahre sich in der Nachbarschaft deutliche Anzeichen kund gaben, daß die vulkanischen Stoffe in Gährung seyen, so gingen doch keine solchen von dem Ätna aus, den man stets als den Mittelpunct dieser Erscheinungen angesehen hat. So z. B. ging dem neuerlichen Ausbruch des Vesuvs um einige Monathe ein furchtbares und verheerendes Erdbeben in Calabrien voraus, durch das in der Stadt Catanzara so viele Menschen und Eigenthum zu Grunde gingen. Vor diesem erschien und verschwand die Grahams-, wie die Engländer, oder die Ferdinands-Insel, wie die Neapolitaner sie nannten, die dem Streit über den ihr beyzulegenden Nahmen dadurch ein Ende machte, daß sie wieder untertauchte. Alle diese Erscheinungen bewiesen, daß die Elemente im Innern der Erde in Thätigkeit waren. In Messina wurden mehrere Erdstöße gefühlt, allein es schien, als ob in dieser Stadt sich nur die entferntern Wirkungen jenes unterirdischen Aufruhrs bemerkbar machten, weil in Folge später eingelaufener Nachrichten es sich zeigte, daß man sie in den nördlich gelegenen Gegenden stärker, in Catania und den Städten am Ätna aber gar nicht gefühlt hatte. Man kann sich demnach leicht denken, daß ganz Sicilien höchst erstaunt war, den Ätna im vergangenen November mit solcher Wuth ausbrechen zu sehen. Das Schauspiel begann am 31. October, wo sich, ungefähr drey (englische) Meilen unterhalb des großen Kraters oder Gipfels, in einer Valle del Serbo genannten Vertiefung, ein kleiner Vulkan öffnete, der jedoch nur einige Tage lang Rauch und Flammen ausströmte. Am 3. November nahm indeß die Erscheinung eine furchtbarere Gestalt an. Sieben kleine Krater hatten sich ungefähr drey Meilen unterhalb des erstern gebildet, aus denen, da sie dicht neben einander lagen, durch das Arbeiten der vulkanischen Stoffe im Innern des Berges, bald nur zwey oder drey wurden, aus deren einem, der jetzt von bedeutendem Umfange war, alle Lava sich ergoß. Die Seite des Berges, wo Valle del Serbo sich befindet, liegt beyläufig westsüdwestlich von dem großen Krater und gerade über der Stadt Bronte.

Die Explosionen bey diesem Ausbruch, so wie die Menge der ausgeworfenen Asche und Steine, waren nicht beunruhigend, um so mehr aber waren es die Fortschritte, welche die Lava machte. Von dem steilen Gipfel, auf dem der Krater sich befindet, strömte sie in den ersten paar Tagen mit furchtbarer Schnelligkeit den Berg herab; auf mehr ebenem Boden angelangt, floß

*) Mitgetheilt von einem Engländer, der den Ätna unmittelbar nach dem im Monath November vorigen Jahres erfolgten Ausbruch besuchte.

sie langsamer, der Strom begann sich auszubreiten und fügte nun den Grundeigenthümern großen Schaden zu. Die höhern Regionen des Ätna sind so kalt, daß sie sich kaum für den Anbau eignen; weiter abwärts fängt die Waldregion an, die große Bäume enthält, und unter dieser breiten sich die Ebenen aus, auf deren Abhang größtentheils Weingärten angelegt sind. Hier angelangt, verbreitete der Feuerstrom das größte Entsetzen.

Die Richtung, welche die Lava zuerst nahm, war in gerade abwärts laufender Linie; diese setzte sie ungefähr eine Meile weit fort, wo sie auf das Thal stieß, das den Monte Gitto und Monte Lepre von einander scheidet, sich hier in südlicher Richtung abtheilte und so ungefähr vier Meilen weit floß, wo sie Halt machte. Sie schlug nun, von der Stelle aus, wo sie zuerst von der geraden Linie abgewichen war, eine andere Richtung ein, und theilte sich auf's Neue zwischen Monte Gitto und Monte Malletta. Sich um den Fuß der Gebirge, auf die sie gestoßen war, krümmend, setzte sie ihren Lauf ununterbrochen fort, und rückte gerade auf Bronte los, das sie sicher erreicht hätte, wäre sie nicht von einem Thal aufgenommen worden, das so groß ist, daß der Lavastrom mindestens zwey Monathe lang in gleicher Masse sich ununterbrochen hätte ergießen müssen, um dieses Thal so zu überfüllen, daß die Stadt bedroht gewesen wäre. Bey einer ähnlichen frühern Gelegenheit lenkte dieses Thal, das die Stadt fast wie ein Festungsgraben umgibt, den Lauf des Lavastromes zu beyden Seiten so ab, daß die Stadt unberührt blieb, während eine Strecke Landes, mehrere Meilen unterhalb Bronte, verwüstet wurde. Jetzt reichte sie nicht einmahl so weit, sondern blieb 1½ Meilen von der Stadt, nachdem sie eine Strecke von zwölf Meilen von ihrem Ursprung an durchflossen hatte.

Die größte Breite des Lavastromes betrug 1½ Meilen; dieß war aber in den niedern Regionen, wo sie nicht zwischen den verschiedenen Gebirgen eingeschlossen war, sondern sich bedeutend ausgebreitet hatte. Dieser Anblick war allerdings geeignet Entsetzen einzuflößen, es kamen auch sogleich Ingenieurs von Catanea, um sich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, und Vorkehrungen zur Ableitung des Feuerstromes zu treffen, im Fall Bronte gefährdet seyn sollte. Ohne die natürlichen Hülfsmittel, welche die Lage der Stadt biethet, wäre dieß indeß ein lächerliches Unternehmen; denn einer so furchtbaren Masse einen Widerstand leisten wollen, ist Thorheit. Die Lava, welche so lange Zeit braucht, um abzukühlen, wird bald fest, wobey sie aber immer noch ihre Rothglühhitze behält. Brydone sagt, daß sie in großer Hitze geschmolzen werden könne; allein ich weiß kein Beyspiel, daß dieß geschehen wäre. Der Grad von Dichtigkeit, in dem die Masse nach einem Lauf von zwölf Meilen ankommt, muß, wie man leicht denken kann, größer seyn, als bey ihrem ersten Ausfluß; auch ist die Strömnng verhältnißmäßig langsamer. Dieß erklärt zum Theil die wenige Übereinstimmung, die sich in den Berichten über die Geschwindigkeit des Lavastromes findet, und das von Vielen als so furchtbar geschildert wird, daß mehrere Einwohner ihre Geräthschaften von Bronte wegbrachten, weil sie fürchteten, daß die feurige Masse ihren Lauf mit gleicher Geschwindigkeit fortsetzen werde.

Nichts vermag einen anschaulichern Begriff von der Ausdehnung dieser Feuermasse zu geben, als der Umstand, daß sie eine Strecke Weges von zwölf Meilen zurücklegen kann, ohne fest zu werden. Sie behält nicht nur ihre Hitze, sondern theilt sie auch den losgerissenen Steinen und den Lavaschichten früherer Ausbrüche in gleichem Grade mit. Während des größern Theils ihres Laufes hatte sie viele Jahrhunderte alte Lavaschichten zu durchschneiden. Die Steinblöcke, obschon losgerissen, hatte man dennoch liegen lassen, da deren Wegschaffen, ihrer Menge und Größe halber, eine Auslage verursacht hätte, die sich nicht bezahlt machen würde. Wie man mir sagte, liegt der Boden viele Klafter tief unter der Lava. Das Wegräumen derselben wäre also mit ungeheuern Kosten verknüpft.

Ich sah sie am 19. November; mehrere Tage vorher hatten die Explosionen schon aufgehört und es wurde keine Asche mehr ausgeworfen. Die Lava strömte damahls in das Thal hinter Bronte, wobey ein Theil ihres Laufes dem Blick durch die erwähnten Steinschichten entzogen wurde; denn da die Lava flüssig war, so sank sie natürlich auf den Grund, und ihre Oberfläche blieb auf eine bedeutende Strecke verdeckt. Dieß that der Schönheit des Anblicks Abbruch, da wir Alle eine vollkommen gleiche Masse von Feuer zu sehen erwartet hatten. Viele, die nur gekommen waren, um sich an dem Anblick zu ergötzen, hatten ihre Erwartungen auf einen Feuerstrom von zwölf Meilen Länge und 1½ Meilen Breite gespannt; allein des gekrümmten Laufes wegen war nicht mehr als eine Strecke von drey oder vier Meilen auf einmahl sichtbar, und die erwähnte Breite erreichte er nur auf den ebenern Stellen des Gebirges. Wenn der Strom, der hier seichter war als in den engen

tiefen Schluchten höher aufwärts, auf ein Felsenstück von gewöhnlicher Größe stieß, so machte dieß eine dem Auge bemerkbare Lücke in seiner Oberfläche. Es war indeß immer ein höchst großartiger Anblick.

(Der Beschluß folgt.)

Schwanengesänge.

Von August Schilling.

I.

Es rinnt in tausend Wellen
    Die Silberfluth hinab;
Sie trägt das Schneegefieder
    Des Schwanes in das Grab.

Es perlt von süßen Thränen
    Des Schwanes heißer Blick,
Gebrochen sieht das Auge
    Auf das vergang'ne Glück.

Und schneller rauscht die Woge
    Und kühlt des Todes Gluth,
Der Vogel taucht den Busen
    In ihre klare Fluth.

Der Hals wie Alabaster
    Sinkt müde auf die Brust;
Entflohen ist das Leben,
    Entfloh'n der Liebe Lust.

Und in den letzten Zügen
    Verborgen in dem Teich
Sieht man ihn traurig schwimmen,
    Sein Sang ist dumpf und weich.

Die Rettungshäuser in den vereinigten Staaten.

(Beschluß.)

Man hält in Boston auch ein Register über die Aufführung der Kinder, in dem der Nahme eines jeden mit guten oder schlechten Bemerkungen verzeichnet steht; was aber dieses Register vor allen andern dieser Art auszeichnet, ist, daß in Boston jedes Kind selbst die es betreffenden Bemerkungen angibt. Jeden Abend werden sie nach der Reihe aufgerufen, um ihre Aufführung den Tag über befragt, und nach der eigenen Erklärung jedes Kindes wird die selbst ausgesprochene Bemerkung seinem Nahmen beygefügt. Die Erfahrung zeigt, daß jedes über sich selbst weit strenger urtheilt, als dieß von andern geschehen würde; auch tritt oft der Fall ein, daß man sich veranlaßt sieht, die Strenge, ja oft Ungerechtigkeit, dieser eigenen Urtheile zu mildern

Erheben sich Schwierigkeiten über die Classification der Moralität, und haben etwa einige sich Vergehen gegen die Disciplin schuldig gemacht, so findet eine Aburtheilung Statt. Zwölf Kinder der Anstalt treten zusammen, und sprechen ihr „schuldig" oder „nicht schuldig" über den Angeklagten aus. So oft ein Aufseher oder ein Beamter unter den Kindern gewählt werden soll, versammelt sich Alles und schreitet zur Wahl; der Candidat der die meisten Stimmen erhält, wird dann vom Präsidenten ausgerufen. Nichts kann ernster seyn als die Weise, mit der diese Wähler und Gewählten von zehn Jahren ihre Verrichtungen üben.

Die Disciplin bedient sich indeß auch noch anderer Mittel, wenn die moralischen unwirksam sind. Die Kinder, die sich gut aufführen, genießen großer Vorrechte: sie allein haben Theil an den Wahlen und sind wählbar; die Stimmen jener, die zur ersten Classe gehören, zählen sogar für zwey, eine Doppelstimme, auf die die übrigen nicht eifersüchtig seyn können, weil es nur von ihnen abhängt deßselben Vorrechts theilhaft zu werden. Die guten Kinder sind die Bewahrer der wichtigsten Schlüssel des Hauses; sie gehen frey in der Anstalt aus und ein, und verlassen ihre Plätze in den Versammlungsorten, ohne einer Erlaubniß zu bedürfen; man glaubt ihnen bey jeder Gelegenheit auf ihr Wort und feyert ihre Geburtstage. Nicht alle guten Kinder genießen diese Vorrechte, doch hat jedes, das einer guten Classe angehört, das Recht eine dieser Auszeichnungen anzusprechen.

Die Strafen, die über die unartigen Kinder verhängt werden, sind: Entziehung des Wahlrechts und des Rechts der Wählbarkeit; ferner dürfen sie nicht zu dem Oberintendanten gehen, noch ohne seine Erlaubniß mit ihm sprechen, und es ist ihnen verbothen sich mit ihren Cameraden zu unterhalten; endlich belegt man, wenn es nöthig befunden wird, den Strafbaren auch mit einer körperlichen Strafe. Bald läßt man ihn Handschellen tragen, bald legt man eine Binde um seine Augen und sperrt ihn auch wohl in eine einsame Zelle.

Dieß ist das System, nach dem man im Rettungshause zu Boston verfährt; das der Anstalten zu New-York und Philadelphia ist, obschon bey weitem minder merkwürdig, doch vielleicht besser: nicht etwa als ob das Rettungshaus zu Boston nicht ausgezeichnet gut verwaltet würde und vorzüglicher als die beyden übrigen wäre, sondern weil seine Fortschritte, wie es scheint, weniger dem System selbst, als dem ausgezeichneten Manne, der es in Ausübung bringt, zuzuschreiben sind.

Auflösung

der Homonyme im vorigen Blatte:

Lippe.

Notizen.

Taschenbuch-Literatur.

„Österreichisches Wunderhorn, Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen,“ herausgegeben von Johann Nep. Vogl. Wien 1834. Druck und Verlag der Edlen von Ghelen'schen Erben. — Die Idee dieses Unternehmens gereicht dem als wackern Balladendichter bekannten Herausgeber zu wahrer Ehre, und es ist zu wundern, daß nicht schon längst Jemand auf den Gedanken gekommen ist, die poetischen Blüthen des an ächten Dichtern eben nicht unfruchtbaren Österreichs in einem duftenden Strauße zu vereinigen. Auf dem Titelblatte glänzen die Nahmen von Hammer, Deinhardstein, Zedlitz, neben andern tüchtigen, aber auch einigen noch ganz unbekannten Schriftstellern, welche einigen hier vermißten gefeyerten Nahmen füglich hätten den Platz räumen dürfen.

Was den Titel selbst betrifft, der vielleicht Manchem etwas anmaßend vorkommen dürfte, so wird derselbe im Vorworte vollkommen gerechtfertigt. Die Reichhaltigkeit der Sammlung gestattet nicht, jedes Einzelne besonders zu berühren, und diese flüchtigen Andeutungen sollen sich vorzugsweise auf die, hier zum ersten Mahle gedruckt erscheinenden Gedichte beziehen. — „Rudolph von Habsburg und der Kaufmann,“ von Dr. Fick, eröffnet würdig den Cyclus dieser Dichtungen. Form, Ton und Inhalt sind ächt deutsch, das Ganze musterhaft. „Der arme Sohn,“ von Vogl, voll tiefer Gemüthlichkeit, welche das Unwahrscheinliche entschuldigen mag. „Die Musicanten von Strathspey,“ von Castelli, reich an Humor, der Ton sehr gut getroffen. „Wehklage,“ von Straube, diese Dichtung des als Novellisten geachteten Schriftstellers ist ein anziehendes, elegisches Gemählde. „Die Mutter,“ in drey Romanzen, von Dr. Scherer, zeugt von wahrem Dichterberufe; eines der schönsten Gedichte im Taschenbuche.

„Bithon und Kleobis,“ von Freyh. von Feuchtersleben. Gut erzählt, die Sprache edel. „Der Zauberquell,“ von Christian Wilhelm Huber, wäre nicht ohne Interesse, wenn die Form weniger vernachlässigt wäre. „Frauentreue,“ nach dem Altdeutschen, von Demel, ist trefflich gehalten. „Zwey Wetterschläge,“ von Seidl, scheint doch zu sehr auf die Spitze gestellt. „Der Hirsch im Walde,“ von E. Veith, gut aufgefaßt und poetisch wiedergegeben.

„Der Reiter im Spittel,“ von Vogl, bleibt an Wärme der Darstellung hinter den besten Balladen des Verfassers keineswegs zurück. „Das Schloß Kadyow,“ nach W. Scott von Glöckner, eine recht gelungene Übertragung des meisterhaften Originals. „Schön Käthchen,“ von Fitzinger, unter den Hinrichtungsballaden, vor welchen uns Gott Apollo gnädiglich bewahren wolle, eine der gelungensten. „Hanns Baumann,“ von Vogl, lebendige Schilderung, poetische Auffassung, trägt den Stempel der hohen epischen Gewandtheit des Verfassers, und dürfte sich zum declamatorischen Vortrage besonders gut eignen. „Die Sternthaler,“ von Bauernfeld, fromm und einfach, wie ein Gemählde von Cranach, trotz der etwas prosaischen Metamorphose der Sterne des Himmels in „blanke Thaler.“ „Die Prophetensendung,“ arabische Legende von Feuchtersleben, etwas preciös im Ausdrucke, Göthe nachkünstelnd. „Die Hoffnungsmaske,“ von Fitzinger, nicht ohne komische Färbung. „Kaiser Maxens Abschied von Augsburg,“ von Hannusch, theilweise gelungen. „Der Wassermann,“ von Adami, und „Der Seefürst“ von Woeel, bestrebten sich ihren wässerigen Titeln Ehre zu machen, das Letztere leidet auch noch an zu großer Breite, mit zuweilen übergeschnappter Phantasie. L. Zach. Werner's eben so poetisches und gemüthliches, als barrockes „Ehestandslied: die drey Reiter,“ eine Reliquie des phantasiereichen Dichters, gewährt dem Taschenbuche hohes Interesse. „O'Donoghun,“ von Christian Wilhelm Huber. Ein gedehntes Product, welches seinen Schöpfer wahrlich nicht als Berufenen zu dieser Dichtungsart bewährt. Metaphern, wie: Der Degen reitet, — die Mähnen flattern ein leuchtend (!) Geschoß, — Winde mit dichten Zähnen, — des Lebens Erguß verhauchen, — oft nur des Reimes wegen da, deuten zu sehr auf die Unbeholfenheit des Anfängers. „Das Glöcklein des Glücks,“ von Seidl, hat einen guten Klang, und vergütet manchen Mißlaut, welcher diesem Wunderhorn entschlüpfte. „Der Bildstock,“ Allemanisch, von Bergmann, bildet einen guten Schlußstein des Ganzen, wobey wir nicht verhehlen können, daß im „österreichischen Wunderhorn“ wohl auch ein paar Gedichten, im österreichischen Volksidiome geschrieben, eine Stelle gebührt hätte, welchem Mangel der einsichtsvolle Herausgeber in einem zweyten Bändchen gewiß abhelfen wird. Die Ausstattung ist nett und anständig, der Satz sehr correct, besonders hübsch die Zeichnung auf dem Umschlage; der Preis mäßig.

A...z.

Ankündigung

von Concerten der Zöglinge des Wiener Conservatoriums.

Die Comité des Wiener Conservatoriums hat dem Vernehmen nach beschlossen, eine Anzahl von Concerten zu veranstalten, in denen von den Zöglingen seltene, große und classische Orchestersachen und Chöre, nach vorhergegangenen fleißigen Proben, aufgeführt werden sollen. Der Ertrag dieser Concerte, zu denen ein billiges Abonnement eröffnet wird, ist zur Gründung von Stipendien bestimmt, welche an mittellose, aber fleißige und talentvolle Schüler vertheilt werden sollen, damit dieselben in den Stand gesetzt werden, ihre Studien in der so nützlichen Lehranstalt gehörig fortsetzen zu können, und nicht etwa genöthigt werden, ihres Broterwerbs halber das Conservatorium zu früh zu verlassen.

Den Kunstliebenden und so menschenfreundlichen Bewohnern Wiens biethet sich hier nicht allein ein wahrer Kunstgenuß in Anhörung der fleißig eingeübten und präcisen Musikaufführungen an, sondern es eröffnet sich dem Wohlthätigkeitssinne derselben zugleich eine schöne Gelegenheit zur besseren Ausbildung der Jugend in der so nützlichen Musik-Lehranstalt beyzutragen, und die bessere Einrichtung derselben zu befördern. Die Concerte werden an gewissen, im großen Anschlagzettel zu bestimmenden Sonntagen, Nachmittags halb fünf Uhr, Statt finden. Das Eintrittsgeld für sechs Concerte ist 2 fl. C. M. — Für einen gesperrten Sitz ist 1 fl. C. M. mehr zu entrichten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 141 — 23. November 1833.

Margarethe.

Vor wenigen Jahren ward ein großer Theil Frankreichs von Feuersbrünsten heimgesucht. Einige schrieben diese Unglücksfälle, deren Entstehung von einem undurchdringlichen Schleyer verhüllt war, dem damahligen politischen Fanatismus, Andere der Privatrache, und noch Andere Banden von Verbrechern zu, die aus den Bagnos und Gefängnissen entflohen sind.

Man bemühte sich, die Schuldigen ausfindig zu machen und das Mißlingen dieser Bemühung steigerte den wohlbegründeten Zorn gegen die unsichtbaren Urheber so vieler Verbrechen. Ein Departement in der Nähe der Hauptstadt hatte sich damahls mehr als ein anderes zu beklagen; denn jeden Tag zehrten die von frevelnder Hand gelegten Flammen das Wohngebäude irgend einer Familie auf.

Ein junger reicher Mann, Nahmens Leonard ..., der auch in diesem Departement wohnte und allgemein geachtet wurde, hatte kürzlich seine Mutter verloren, die er außerordentlich liebte. Der über fünfzig Jahre alte Vater empfand lebhaft die Leere, welche dieser Verlust in dem Hause hervorgebracht und sprach oft mit seinem Sohne von der Nothwendigkeit, sich eine andere Hausfrau zu suchen. Leonard war stets gegen eine neue Verheirathung seines Vaters und verbarg es auch nicht, daß er sich nie daran gewöhnen könne, eine neue Gebietherinn im Hause zu sehen. Der Vater nahm anfänglich diese Vorstellungen wohl auf und versprach, sich nicht wieder zu verheirathen, wenn Leonard sich mit einem anständigen Mädchen, welches die große Wirthschaft zu führen verstehe, verbinden wolle. Leonard fühlte die Richtigkeit der Bemerkungen seines Vaters, aber seine Leidenschaft für ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, Margaretha, hinderte ihn, sich denselben zu fügen.

Margarethe, das Stubenmädchen des Hauses, hatte das Herz Leonards gefesselt. Sie war schön und hing mit so inniger, tiefgefühlter Liebe an dem Jünglinge, als man von einem Mädchen ihres Standes kaum erwarten konnte. Aber sie war arm und der Vater Leonards, der den Plan seiner Wiederverheirathung aufgeben wollte, sobald der Sohn eine wünschenswerthe Schwiegertochter in das Haus einführe, drängte ihn jeden Tag, sich zu entscheiden, und schlug ihm fortwährend irgend eine reiche Erbinn vor. Die Liebe Leonards zu Magarethen war aber so groß, daß er nur Augen und Sinn für sie hatte; der Gedanke an eine Heirath mit einer andern war ihm zuwider.

Der Vater Leonards glaubte, die Wirthschaft leide, wenn ihr noch länger eine die Aufsicht führende Hausfrau fehle und entschloß sich deßhalb, da sein Sohn sich zu nichts entschließen konnte, sich selbst eine Lebensgefährtinn wieder zu suchen und eine reiche Witwe in der Gegend

zu heirathen. Leonard vernahm diesen Beschluß mit so großem Unwillen, daß er augenblicklich das väterliche Haus verlassen haben würde, hätte ihn Margarethe nicht zurückgehalten. Er sah nicht ein, daß die Heirath seines Vaters ihm gar nicht nachtheilig sey; aber die Leidenschaft für Margarethe und der Gram über den Verlust seiner Mutter machten ihn fast unfähig zu zusammenhängendem Nachdenken.

Die Ehe seines Vaters war unwiderruflich beschlossen und der Tag der Hochzeit kam. Leonard wohnte derselben nicht bey, und der Vater, aufgebracht über diesen Mangel an Achtung, verboth ihm, je wieder einen Fuß über seine Schwelle zu setzen.

Leonard, schon durch die neue Ehe seines Vaters tief verletzt, ward durch jenes Verboth zu dem Äußersten getrieben und so entstand in ihm der Entschluß, sich zu rächen. Zu dieser eigentlich völlig materiellen Rache kam noch eine Art Fanatismus; er glaubte nähmlich, seine Mutter sähe vom Himmel mit Betrübniß, daß eine andere Frau ihren Platz in dem Hause eingenommen habe, und die Rache, die er an seinem Vater nähme, habe dieser an ihr und an ihm verschuldet.

Wenn Leonard die geliebte Margarethe besuchte, mußte er sich heimlich und ohne gesehen zu werden in das Haus seines Vaters schleichen. Dieß steigerte stets seine Wuth. Eines Abends verließ er in tiefen Gedanken Margarethen früher als gewöhnlich und stieg die Treppe hinab, ohne ihr Lebewohl zu sagen. Margarethe hatte seine Aufregung bemerkt und sah deßhalb, statt sich zur Ruhe zu begeben, fast gedankenlos durch die Fensterscheiben. Nach einiger Zeit schlich ein Mann über den Hof, drehte eine Diebslaterne, die er in der Hand trug, um, legte Feuer in die Scheune, schloß das Thor derselben und entfernte sich wieder. Dieser Mann war Leonard.

Margarethe hatte einige Minuten Zeit, einen festen Entschluß zu fassen. Sie ging hinab, rief, ehe das Feuer um sich greifen konnte, nach Hülfe und in wenigen Augenblicken war das ganze Dorf auf den Beinen. Das Feuer richtete dennoch große Verheerungen an und die Polizey befahl, dem Schuldigen nachzuforschen. Da entwickelte sich in Margarethen eine Hingebung, von der man wenige Beyspiele hat. Ihre Liebe zu Leonard war eine Mischung von Achtung und Erkenntlichkeit, denn ihre reine, edle Seele konnte nicht glauben, daß der Geliebte das Verbrechen nur aus roher Rache vollbracht habe. Sie wähnte, nur um sie noch länger sehen zu können, nur aus Liebe zu ihr habe er so viele vortheilhafte Heirathsanerbiethungen ausgeschlagen. Dafür liebte sie ihn mit aller Stärke ihres empfänglichen Gemüths.

Das ganze Dorf wußte, daß Leonard der Hochzeitfeyer seines Vaters nicht hatte beywohnen mögen. Alle hatten den Haß des Sohnes gegen das väterliche Haus, seit eine Stiefmutter darin schaltete, wohl bemerkt. Wegen seines düstern, barschen Wesens liebte ihn, außer Magarethen, keine Seele in der ganzen Gegend, und deßhalb sprach man überall laut: Leonard ist der Brandstifter!

Margarethe behielt ihre völlige Geistesgegenwart und beschloß, um jeden Preis, Leonard zu retten. Dieß war ihr erster Gedanke; auch hatte sie sich den Tag nach dem Brande, und ehe sie Jemand bemerken konnte, an den Unglücksort begeben, und bey dem noch rauchenden Schutte einen ihrer Schuhe und ein Feuerzeug mit Schwamm zurückgelassen.

Das von ihr gehoffte Resultat blieb nicht aus. Es wurden Nachforschungen angestellt, und Margarethens Schuh erregte den Verdacht, den sie auf sich zu ziehen angelegentlich wünschte. Sie wurde darüber befragt, nachdem man den andern Schuh, welchen sie absichtlich auf ihrer Stube gelassen hatte, mit jenem verglichen hatte.

„Haben Sie diese Brennmaterialien an die Scheune getragen?“ fragte der Richter, der die Untersuchung leitete.

„Ja, mein Herr,“ antwortete sie mit Bestimmtheit.

„Erkennen Sie diesen Schuh für den Ihrigen an?“

„Ja, mein Herr.“

„Haben Sie also das Feuer angelegt?“

„Ja, mein Herr.“

Diese Antworten stimmten mit dem Obigen überein.

Leonard wurde als Zeuge verhört, und alle Aussagen dieses entsetzlichen Scheusals liefen darauf hinaus, Margarethen als schuldig darzustellen.

Es kam zum Urtheil, das junge Mädchen beharrte auf ihrer Anklage gegen sich selbst, und da alle Beweise gegen sie sprachen, so wurde sie zum Tode verurtheilt und in das Gefängniß von *** gebracht.

Während ihres ganzen Prozesses verläugnete sie nicht einen Augenblick diese Aufopferung der Liebe, mit der sie Leonard ihr Leben und ihre Ergebenheit darbrachte.

Schon seit einiger Zeit sah sie in ihrem Gefängnisse dem Tode entgegen, als ein Mann, der von düstern Empfindungen bewegt zu seyn schien, zu mir kam

und mich zu sprechen verlangte. Ich nahm ihn an. Es war Leonard. Die Gewissensbisse hatten ihn vermuthlich zu diesem Schritte getrieben; aber er, der Verbrecher, hatte nicht Stärke genug, eine Unschuldige zu retten. Er hätte sie gern retten mögen, wenn es nur nicht auf seine Kosten hätte geschehen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Mensch und der Schmerz.

Der Ew'ge ließ den Menschen werden,
Sein war, wohin nur schaut' der Blick;
Sein Alles, was da ist auf Erden,
Und schier zu groß für ihn dieß Glück.
Da prüfte Gott des Menschen Herz,
Und schuf ihm liebevoll — den Schmerz.

Heinrich Proch.

Ausbruch des Aetna im Jahre 1832.

(Beschluß.)

Im Thale oberhalb Bronte erreichte die Eruption, so zu sagen, ihr Ziel. Mehrere Tage lang sah man nur noch eine matte, erlöschende Flamme am Krater, und die Lava floß nach und nach immer schwächer, so daß noch vor Ende des Monaths alle diese tobenden vulkanischen Stoffe, die so viel Neugier und Schrecken erregt hatten, sich zur Ruhe gaben. Noch ein kleiner Strom folgte einige Tage später dem Lauf des ersten, blieb aber, seiner geringen Masse wegen, nur auf eine Strecke von einer oder zwey Meilen in flüssigem Zustand. Noch vor Ende des Jahres 1832 war alles ruhig, die Lava aber dürfte sich schwerlich vor den nächsten zwölf Monathen abgekühlt haben; mit einem so unglaublich hohen Grad von Hitze ergießt sie sich aus dem Innern des Berges, und so lange hält sie sie fest. Noch bey keinem der Ausbrüche des Ätna ergoß sich, so weit die Erkundigungen reichen, die ich einzog, die Lava weiter als 12 bis 15 Meilen; es hängt Alles von der Neigung des Bodens, auf dem sie fließt, und von der Größe ihrer Masse ab. Die Eruption, die im Jahre 1669 Catania erreichte, allgemein als eine der furchtbarsten bezeichnet, kam vom Monte Rossi herab (Brydone nennt ihn, wenn ich nicht irre, Monpelieri) ungefähr 12 Meilen von der Stadt und 18 vom Hauptkrater auf dem Gipfel. Der Lavastrom stürzte sich in den See von Catania, und es ist fast unbegreiflich, wie er so lange in flüssigem Zustande bleiben kann. Die Hitze macht sich auf weite Entfernung hin fühlbar; wir fanden uns zuweilen in Dunst gehüllt und sahen die Lavamasse nur in Zwischenräumen, fühlten aber immer ihre Wärme.

Die von der Lava auf ihrem Wege angerichteten Verheerungen waren entsetzlich; kein, wenn auch noch so großer Gegenstand, entging ihrer Wuth. Ich beobachtete eine ganz ausgewachsene Ulme, und dachte mir, als der Feuerstrom ihr näher kam, wie lange Zeit es wohl brauchen dürfte, bis sie verzehrt sey; zu meinem großen Erstaunen sah ich sie plötzlich auflodern und eben so schnell wieder verlöschen, daß auch nicht eine Spur von ihr zurückblieb. Der ungeheuern Hitze wegen sollte man fast glauben, der Baum könne, einige Minuten bevor ihn der Feuerstrom erreichte, wenig mehr als Kohle gewesen seyn, weßhalb er auch so schnell aufzischte wie Schießpulver.

Der angerichtete Schaden ist jetzt genau erhoben worden. Der am meisten Betheiligte ist der Fürst Malletta, Eigenthümer des Waldes, in den das Feuer drang, Alles verbrannte und den Boden mit einer Steinmasse, härter als Granit, überzog, so daß Jahrhunderte vergehen können, bis er wieder zum Anbau tauglich ist; den Verlust an Bauholz, das vom Feuer verzehrt wurde, ungerechnet. Weingärten unterhalb des Waldes litten ebenfalls, und dieß sind die werthvollsten Grundstücke. Häuser und Menschen gingen nicht zu Grunde; der ganze Schaden ist auf ungefähr 5000 Pfund Sterling geschätzt worden, und ich habe Grund zu glauben, daß diese Schätzung den wahren Werth des Verlustes übersteigt. Höher als Bronte liegt weder Dorf noch Stadt, und folglich konnten auch keine Wohnungen beschädigt werden. Lord Nelson's Gut, das, wie man sagte, Schaden gelitten haben sollte, ist gar nicht berührt worden, denn es liegt unterhalb Bronte.

Dieser Ausbruch des Ätna war, wie gesagt, einer der unerwartetsten, einer der heftigsten hinsichtlich seiner Dauer, und, rücksichtlich der angerichteten Verheerungen, einer der unbedeutendsten, dessen man sich erinnert. Den meisten dieser Naturerscheinungen pflegen oft furchtbare elektrische Stöße vorauszugehen, die zuweilen größern Schaden anrichten als der darauf folgende Lavastrom. Hier ging weder eine solche Warnung voraus, noch konnte man bey dem mit solcher Wuth erfolgten Ausbruch ein so schnelles Ende erwarten. Alle, die keine Grundstücke auf dem Gebieth des Ätna besitzen, sehen ein solches Ereigniß nicht ungern, denn sie schließen mit Recht, daß sie nun von dem Schrecken eines Erdbebens verschont bleiben.

Notizen.

Der Wiener Strauß und die Leipziger Elegante, oder Sperl in Floribus.

Von Wiest.

Es war im August des Jahres 1833, an einem jener Abende, die mit ihrem dämmernden Zauberschmelze sich in die Herzen der Elster- und Donaustrandbewohner gleich wohlthuend einschleichen, als die Leipziger Elegante im blendend weißen Lenzgewande Arm in Arm mit dem bebrillten Fashionable, dem Gesellschafter, durch Leipzigs dunkelste Straßen wallte. Auf luftigen Schwingen gaukelte das liebenswürdige Paar von Gasse zu Gasse, selbst über die aromareichen Leipziger Höllenflüsse, die Parde, Elster, Pleiße und Luppe, schwebte es hin, nicht scheuend rheumatische und katharrhalische Leiden, bis es sich endlich in einer jener grünenden Leipziger Kartoffelfluren außerhalb der Grimmaischen Vorstadt niederließ, und mit aller Erbauung gähnte. Es war aber dieses Paar niemand anderer, als die Körper belebenden Principe zweyer Leipziger Journalisten, die von Langeweile erfaßt in die Mondnacht hinausschwärmten, um sich wenigstens im Grünen in den traulichen vaterländischen Weinlauben zu ennuyiren. Der Leipziger elegante Geist sprach wie ein zweyter Alamontade von Unsterblichkeit der Seele, von sentimentaler Langweiligkeit, von Rousseau'schen Ideen, von duftendem Leipziger Mokka-Kaffeh, und von Buffon's Naturgeschichte. Der Gesellschafter hörte, gähnte, schlief ein, und träumte von einem schönen Lande, wo Butterbrote auf den Grashalmen wuchsen, und der liebliche Leipziger Surrogattrank in Strömen dahinrauschte. Das elegante Gespenst blieb also allein mit seinem Ich, mit seiner marternden Langweile, und mit des ehrenwerthen Buffon's dickleibiger Naturgeschichte. Das Gespenst durchflog das unermeßliche Reich der Natur auf Sturmesfittigen vom Mammuth bis zum Colibri; endlich haftete es mit Bewunderung an der langhalsigen Kaste der Struthionen.

„Wunderthier," begann es, „wunderbarer denn das Eichhorn, die Sphinx und die liebenswürdige Chimäre, dich, du Thier, das die Wiener Tanz-Enthusiasten göttlich verehren, dich soll meine Feder verewigen; um deinen berühmten Nahmensbruder von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ob denn auch wirklich die entfernteste Ähnlichkeit zwischen euch beyden vorwaltet; dir zu Liebe will ich Leipzig mit seinen duftenden Strömen verlassen, mich auf den Pegasus schwingen, nach Wien galoppiren, wo heut dein gefeyerter Nahmensbruder in Floribus seine neuesten Walzer producirt!" So raisonirte das Körper belebende Laubische Princip, und aus der Kartoffellaube, unter deren schirmendem Dach der Gnome Gesellschafter laut schnarchte, kroch das Geistchen hervor, schwang sich behend auf einen Mondstrahl, der gerade nach Wien abging, und den luftigen Leipziger Passagier mitten auf dem Stephansplatze sanft auf's Wiener Granit nieder placirte. Der Laubische Genius beguckte neugierig den Großpapa der Thürme, bewunderte die aschgraue Couleur, besah sich verschlingend die Wiener Eleganten und trabte dann gemächlich zur Inselstadt hinaus. Da bekanntlich ein Geist gewöhnlich auch durch ein Schlüsselloch passirt, drehte auch unser Leipziger Genie dem wachenden Sperl-Cerberus eine tüchtige Nase, und befand sich bald, in einen Leipziger Modegecken metamorphosirt, mitten im Gewühl der bunten tanzenden Menge. Hier, an eine Säule gelehnt, von der Mondreise ausgehungert, von den Menschenwogen hin und her getrieben, die dünnen Spindelbeine schrecklich maltraitirt, von den neckischen Mädchen wegen seiner Blödigkeit verlacht, stand der arme Journalist und zog — Parallelen.

Viele Drangsale erlebte der elegante Redacteur in dieser einzigen Nacht, viel des gräßlichen Unheils stürmte auf den ruhigen Beschauer herein; gestoßen, getreten, von neugierigen Blicken der Kellner gemustert, von den Tanzenden als ein Marmorblock erklärt, weil er auch nicht ein Haar breit Terrain den Flehenden einräumte, von Basiliskenstichen einiger otellisirender Liebhaber gefoltert, von den Wiener Fashionablen wegen seines kleinstädtischen Anzuges ausgelacht: kurz, es war eine Nacht des Jammers, eine Nacht wahren Gräuels. Auf den ersten Strahlen des Morgensternes trat der Journalist seine gespenstische Rückreise an, halb gerädert, bleich, entstellt, kam er in Leipzig an. Wie doch Eine Nacht so viel des Schönen vernichten kann! Dieser nächtlichen Pilgerfahrt hat die Elegante Leipziger Zeitschrift einen höchst interessanten Aufsatz: „Sperl in Floribus," Wien aber wieder einen neuen triftigen Beweis zu danken, wie die ausländischen Blätter mit ihrer Schmähwuth auf Alles scandalisirend herfallen, was in Wien nur einigermaßen anspricht. Dießmahl hat der Neid wieder sein Gift auf den Wiener Tanz-Orpheus Strauß ausgespien, und doch können diese quackenden Frösche keinen Grund ihres ewigen Plärrens angeben; wie kleine Hunde belfern sie die Windmühle an, und wollen mit ihrem kleinen Gehirn die Riesenmaschine ins Stocken bringen. Armer Strauß! das ist der Fluch, der auf deinem Nahmen lastet; warum hat dich die Mutter Natur nicht weißer gemacht, zum Nutzen und Frommen aller Leipziger Eleganten! Warum hat dir deine gütige Amme dieses „afrikanisch-heißblutige, zappelnd-unruhige, unschön-leidenschaftliche, tobend-eifrige Betragen" eingeflößt, mit welchen Prädicaten dich ein galanter Redacteur beehrt; warum endlich lässest du dich nicht weißer machen von den berühmtesten Leipziger Bleichern?"

„Wenn der Magen leer, ist die Phantasie am geschäftigsten." Die elegante Phantasie sieht in dir den Sieger an der Katzbach, sie schaut eine Vendome-Säule dir zu Ehren beym Sperl errichtet, sie spricht wie eine gelehrte Dame, die einmahl in einem Spindler'schen Almanache etwas von dem großen Manne gelesen, wie ein heißhungriger Verschlinger der „Allgemeinen" von der Vendomesäule bey seinem Morgenkaffeh radotirt; endlich (hört hört!) horribile dictu, ihr zahllosen Verehrerinnen Straußischer Muse hört, — endlich, sieht sie in dir den Mohrenkönig Balthasarius, wie er leibt und lebt. Und doch, wenn man Hrn. Strauß fragen würde, ob er lieber ein Mohrenkönig mit krausem Haar und aufgestülpter Nase oder ein Leipziger Journalist mit nichtssagendem schalem Gesichte und vertrocknetem Gehirn seyn wollte, ich glaube er wählte die Mitra des Mohrenkönigs. Dann würde er vielleicht auch einen Mondabstecher nach der Elster machen, und die ganze dort hausende Journalisten-Kaste mit ächtem Mokka-Kaffeh regaliren, um den Schreyhälsen mit bunten Straußfedern die losen Mäuler zu stopfen. Dann könnte es sogar seyn, daß alle nach seiner Geige tanzten, und selber die Elegante den häßlichen Mohrenkönig recht interessant, recht liebenswürdig fände. Ja ich wette sogar, daß sie ihm selbst eine Ehrensäule errichteten, mit der Inschrift: „Dem großen Mohrenfürsten Strauß, der uns mit so herrlichem Kaffeh regalirt und unsere Häupter mit so schönen Straußfedern schmückte, zum Andenken erbaut von sämmtlicher Leipziger Journalisten-Zunft. — Aber das war nur Phantasie; so lange Strauß nur Tanzmusikdirector in Wien bleibt, so lange werden sie ihm nur Pamphlets in ihren Journalen gründen. Doch wir tanzen ganz lustig und entzückt nach seinen Walzern und rufen doch immer: Vivat Strauß!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 142 — 26. November 1833.

Margarethe.

(Beschluß.)

Nachdem ich das Geständniß von Leonards Verbrechen von ihm erhalten, und ihm dagegen mit meinem Ehrenworte das Versprechen gegeben hatte, es nicht zu mißbrauchen, beschwor er mich, alles anzuwenden, um Margarethens Hinrichtung zu verhindern. Ich antwortete ihm, daß er, wenn er keine Mühe scheuen und kein Mittel unbenutzt lassen würde, es ohne Zweifel dahin bringen könne, daß der Assisenhof das Urtheil moderire. Er besann sich einige Augenblicke, dann erwiederte er, er habe freylich sehr gewünscht, daß Margarethe nicht sterben möchte, aber die dazu nöthigen Schritte verlangten viel Zeit, und ein längerer Aufenthalt in Paris wäre ihm zu kostspielig. Man sieht daraus, bis zu welchem Grade Leonard verdorben war.

Ich begab mich in das Gefängniß von ***, um dieses unglückliche Mädchen zu sehen, und von ihr selbst zu erfahren, was sie zu dieser übertriebenen Hingebung bewogen habe.

Man ließ mich in ihr Gefängniß eintreten. Sie hatte ein edles Gesicht und empfing mich artig. Ich sprach anfangs mit ihr über ihre Lage und die Ursachen, weßhalb sie hieher gekommen wäre. Ich ließ ihr nach und nach merken, daß mir ihre Unschuld bekannt sey ... Sie schien Mißtrauen in mich zu setzen.

„Das ist falsch," sagte sie stolz zu mir. „Ich allein bin es gewesen, ich habe das Feuer an die Scheune gelegt. Wer hat Ihnen eine solche Unwahrheit sagen können?"

Ich antwortete ihr ganz leise: „Leonard, er hat mir alles vertraut."

„Oh! wäre es möglich, mein Herr? Welche Unklugheit! Aber sagen Sie nichts davon! Welche Thorheit! — Aber warum? in welcher Absicht hat er Ihnen dieß gesagt?"

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte; „um Sie zu retten," sagte ich zu ihr.

„O er ist so gut!" rief sie dann mit dem Tone eines Engels. „Er liebt mich so sehr! Aber mein Herr, sagen Sie nichts davon, ich beschwöre Sie! Ich will sterben. — Ich habe keine Ältern. — Mich wird Niemand bedauern, Niemand. Aber er, er hat eine Familie, ihr muß er sich und seine Ehre erhalten, deren Verlust mehrere betreffen würde. — O mein Herr, aus Mitleid bewahren Sie unser Geheimniß! Ein armes Mädchen wie ich mehr oder weniger auf der Erde, wen kümmert das? Und dann, was ist es auch Wichtiges, für ihn zu sterben? Er hat so viel für mich gethan!"

Ich stellte ihr so gut als möglich vor, daß man nichts unversucht lassen müsse, sie zu retten ...

Sie unterbrach mich.

„Nein," sagte sie, „wenn ich mich nicht für schuldig erklärte, so würde das Schaffot ein anderes Opfer, eine andere Person als mich fordern. Der Verdacht würde dann auf Leonard übergehen. Ach nein, mein Herr, lassen Sie den Verdacht, die Beweise gegen mich sprechen. Übrigens will ich sterben, ich habe es Ihnen schon gesagt, und besonders für ihn sterben!"

Ich verließ den Kerker, voll von lebhafter Bewunderung für Margarethen, und von Abscheu gegen Leonard.

Ich schrieb an den Siegelbewahrer, und beschwor ihn, die Hinrichtung Margarethens noch aufzuschieben. Er antwortete mir, daß sie aufgeschoben werden solle, aber daß der wirklich Schuldige genannt werden müsse.

Ich begab mich zu einem ehrwürdigen Mitgliede des Magistrats, dem ich alles vertraute, indem ich ihn um seinen Rath bat. — „Nennen Sie den Verbrecher nicht," sagte er mir, „denn statt eines Kopfes würden zwey unter dem Beile des Henkers fallen. Margarethe würde als Mitschuldige hingerichtet werden."

Alle Auswege waren also versperrt.

Margarethe bestieg das Schaffot. Das Volk, das sich stets von dem Ungewöhnlichen hinreißen läßt, und das über die vielen Feuersbrünste, welche die Provinzen verwüsteten, aufgebracht war, verfolgte die arme Unschuldige mit Schreyen und Verwünschungen, wie einst die Hexen, wenn sie zu dem Scheiterhaufen geführt wurden. — Mit aufgerichtetem Haupte schritt Margarethe einher, ihr Auge war ruhig, wie ihr Gewissen, und die Umstehenden hielten es für Frechheit und Unverschämtheit, was die Wirkung innerer Überzeugung von der Größe ihrer Handlung und eine Aufopferung war, die eines bessern Zweckes würdig gewesen wäre.

Ihre Festigkeit blieb unerschütterlich, und gewiß hat Margarethe noch auf dem Schaffote, das sie der Gerechtigkeit Gottes anheimgab, um die der Menschen ungültig zu machen, dem Andenken Leonards ein letztes freundschaftliches Wort zugerufen.

Logogryph.

Konnte nie mich wohl bequemen
Meines Wort's Arz'ney zu nehmen;
Blieb mir in den Zahnen stecken,
That wie pure Erde schmecken.
Doch seit Sie mir es gereicht,
Die, wenn ihr ein Zeichen streicht,
Euch im Rahmen hold erscheint,
Seh' in der Arz'ney vereint
Ich des Honigs süße Milde
Mit des holden Mädchens Bilde.

F. W. Jaggi.

Das jetzige Alba-Longa.

Friederike Brun, in den Darstellungen ihres römischen Lebens, erwähnt auch einer Wanderung nach dem alten Alba-Longa, dessen Bestimmung nicht allein zu so vielen gelehrten Streiten Veranlassung gegeben, sondern dessen Existenz sogar ganz bestritten wurde.

„Unsere theuern Freunde Zoega und Fernow kamen heute freudig unsern Berg herangestiegen, um uns zu verkünden, daß die gewünschte Wohnung in Rom gefunden sey, und zwar in der Villa di Malta auf der Stirne des pincianischen Hügels, in denselben Zimmern, welche einst Amalie Herzoginn von Weimar (die Mnemosyne des Musenchors, welches ihre Mutterpflege einst um sich versammelte) und Herder bewohnten, wo ich nun, wie sie, aus dem Gärtchen am Hause in Angelica Kaufmann's blumenduftendes Heiligthum hinabsehen und freundschaftlichen Gruß geben und empfangen kann; wo Zoega mir nahe wohnt, und von wo ich aus immergrünen Schatten und holder Einsamkeit den größten Theil der „ewigen Stadt" überblicke. — In unser Aller frohem Muthe beschlossen wir eine Wallfahrt nach dem jetzigen Capuzinerkloster Palazzola, welches nach der Meinung Zoega's (und welche andere wöge diese auf?) an der Stätte der alten lateinischen Bundesköniginn Alba-Longa liegt. Als ich vor sieben Jahren diesen mir unvergeßlichen Weg zurücklegte, war eben alles Nutzholz umher gehauen; dagegen war das ganze Amphitheater (dessen Arena der See ist) mit grünenden Blumenteppichen behangen; denn es war im May und Alles duftete ringsum. Jetzt schattete schon das hoch aufgeschossene Gebüsch und wölbte von dem einen sich verengenden Absatze des durch vulkanische Ausbrüche vertieften und gebildeten Seegestades sich in natürlichen Lauben herab auf den andern. Unter den frischen Schatten glänzte in einzelnen Sträußern das zierliche Ciclamen und einige Spätlinge von Sommergewächsen. Die vielen, theils von selbst entstandenen, theils durch das Ausfahren von Puzzalona und Peperino gewölbten Grotten enthüllten tausendfache Schönheiten; denn die kryptogamischen Pflanzen lieben diese feuchten Grotten, denen oft ein kleiner Silberfaden entrieselt, und schmücken und bekleiden solche von innen mit dem hellen Grün

ihrer phantastisch gestalteten Blätter, während von außen der Epheu, solche mit starken Armen umrankend, sie mit des ausgezackten Laubes Fülle üppig bekleidet. Wer weiß, ob nicht Numitor und Amulius diese Grotten höhlten, um aus dem Gestein ihre Wohnungen zu erbauen?

Der Hain duftet frisch. Die Eichen-, Kastanien-, Nuß- und Ulmenbäume sind noch sommergrün, allein die gleichsam in halber Trunkenheit reizend umherirrende wilde Rebe flicht schon Purpur- und Citronfarben des Herbstes in die dunkeln Schatten. Nie würde ich ermüden, unter diesen Laubgewölben zu wandeln und in diese geründete, von sanften Schauern umathmete Tiefe zu blicken. Ehe man die letzte Felsenjähe bis zum Kloster hinankommt, vertieft sich zur Rechten eine Grotte unter einer mächtigen, schroffen Felsenwand, die ein frisches Haingebüsch krönt. Sie ist hochgewölbt und geräumig. Schwere Pfeiler stützen und trennen die mächtigen Wölbungen. Nichts ist grandioser zu erdenken als ihre Öffnungen gegen Wald und See; nichts entzückender als die Ausblicke, wenn man darin ist. Wölbungen, Pfeiler und Boden sind mit dem Schleyer des leicht verwobenen Adiantums an der Sonnenseite geschmückt, an welcher der Schatten mit vielfarbigen Moosen wie angehaucht ist; an der Erde kehren die hellgrünen Pflanzen aus dem Dunkel die zarten Häupter schmachtend dem Lichte zu. Am Eingange der Grotte fängt ein weißer marmorner Kasten ein reich hervorsprudelndes, lufthelles Quellwasser auf. Sicher war diese Grotte einst der Nymphe des schönen Quells heilig. Hieher kamen die Töchter Alba-Longa's, die glänzenden Gewänder zu spühlen, oder in schön geformten Gefäßen Wasser zu schöpfen; Gesang und süßes Mädchengeschwätz umtonten einst diese schöne Stätte, welche nun Schauer der Erinnerung umgibt.

Bald war die letzte Höhe erreicht und wir vor dem Kloster, welches mit seinen Gebäuden, der Kirche und den Gartenmauern, lang und schmal sich auf engem Rande zwischen der übersteigenden Felswand und der stürzenden Tiefe des Sees hinzieht. Warum aber kommen mir der See, die Gestade, die Felsenwände, ja selbst der erhabene Gipfel des albanischen Berges, kurz Alles, was mich umgibt, kleiner und niederer vor? Wahrscheinlich, weil meine Phantasie sieben Jahre Zeit gehabt hat, Alles mit den dunkelklaren Schleyern der Vergangenheit vergrößernd zu umhüllen. Nur der Alpen heilig erhabene und schauervolle Größe erreichen ihre kühnsten Zaubergewebe nicht, die unendlich wogende Fülle des Meeres und des Sternenhimmels endlose Unumfaßbarkeit. Aus dem langen engen Garten, der zwischen dem steigenden Felsen und der sinkenden Tiefe sich hinzieht, blickt man, auf dem Gemäuer sitzend, in die grünende Spiegelfläche des Sees und über seinen Trichterrand hinweg zwischen Castel-Gandolfo's thürmenden Gipfeln und Marino's reizenden Hainen in die weit offene Campagna, und wir würden Rom gesehen haben, hätten nicht Dünste dort gewaltet.

In diesem Kloster möchte ich, wie die Künstler es so oft thun, eine Villeggiatura*) halten. An der schroffsteigenden Felsenwand des Gartens ist das Äußere vom Grabe eines römischen Consuls eingehauen, ein rohes Basrelief. Unseres Zoega geübter Falkenblick erkannte und ließ uns erkennen: sechs Fascesbündel zu jeder Seite, gleichsam als Frontispizcolonnade hingereiht; in der Mitte steht die Sella-Curulis und daneben der Scepter mit dem Adler.

*) So nennen die Italiener den Herbstaufenthalt auf dem Lande.

Notizen.

Schauspiele.

(Theater an der Wien.) Am 5. November schritt zum ersten Mahle: „Goldkönig, Vogelhändler und Pudelscheerer," oder „Prüfung durch die Elemente," große Local-Zauberposse mit Gesang in zwey Aufzügen, und zwar zur Brueſice des Hrn. Hopp über die Breter dieser Bühne. — Der Verfasser dieser ainsi dit localen Zauberposse hat seinen Nahmen nicht genannt, und Referent kann ihm für seine Bescheidenheit nur Dank wissen. Solche anonyme Producte können für den Kritiker nur angenehm, für das Publicum aber desto fatalere Erscheinungen seyn. Der Kritiker darf die Wahrheit, erscheint sie auch noch so nackt und grell, kühn aussprechen, ohne sich der Gefahr bloß zu stellen, eingebildeter Persönlichkeiten wegen zur Rechenschaft gezogen zu werden, das Publicum hingegen muß das vorgesetzte Gericht, sey es nun geschmackvoll oder fad, verschlucken, ohne die indignirende oder billigende Meinung über den Koch aussprechen zu können. Der Unbekannte dialogisirt einen unzusammenhängenden Zusammenhang, schmiedet einige witzig seyn' sollende Verse, die man Couplet nennt, mischt Teufeleyen und Hexenspuk hinein, und stellt dann das Ganze mit dem prunkenden Titel: „Locale Zauberposse" einem gebildeten Publicum zur Beschauung hin. Zu dieser unseligen Kaste gehört auch diese Zwittergeburt unserer heutigen Beurtheilung, zu jenen Machwerken ohne Nahmen, die kaum geboren schon wieder zum Frommen alles Besseren schnell verschwinden.

Es war eine Zeit, wo man mit dem Ausdrucke locale Posse eine ganz andere Idee verknüpfte; die feine Ironie nähmlich auf alle lächerliche Thorheiten der Zeit, die witzige Geiselung der menschlichen Verkehrtheiten, und das alles basirt auf eine rein moralische Tendenz. Die Zeit hat neue Menschen, neue Charaktere, neue Thorheiten und somit auch neue Lächerlichkeiten mit sich gebracht, doch Dank sey es der Zeit, solche Charaktere, wie sie in dieser Zauberposse spuken, hat sie uns nimmermehr vorgeführt.

Wien kennt keinen solchen träumerischen Vogelhändler, keine

solche interessante Vogelhändlersbehälfte, keinen so pudelnärrischen Pudelscherer, keinen so idealisch gehaltenen Mahler. Dieß sind Charaktere, die nie im großen Wien existirt haben; Gestalten, die alles andere mehr als Natur und Wahrheit besitzen. Der Verfasser hat sich zu viel bey der Wurzel aufgehalten, und ist darüber auf keinen grünen Zweig gekommen, die Prüfung aber durch die Elemente hätte zuerst den wohlthätigsten Einfluß auf die locale Zauberposse selbst ausgeübt, wenn der übertriefende Wassergehalt derselben durch das feurige Element nur einigermaßen getilgt worden wäre. Über die Darstellung selbst läßt sich zum Theile Genügendes sagen. Hr. Scholz (Pudelscherer Martin) war, wie immer, eine höchst ergötzliche zwerchfellerschütternde Erscheinung. Jedes Wort, jede Bewegung, jedes Nichtssagen reißt zum Gelächter hin, mag er von der mystischen Wurzel fabeln, oder tragische Gesangstellen parodiren, immer erreicht er seinen Zweck — einen Lachsturm.

Dlle. Zöllner gab die Babette auf eine entsprechend lebhafte, beynahe nur zu lebhafte Weise und gerne hätten wir ihr die bezeichnenden Schnupftüchel-Manövres geschenkt. Herr Zöllner als Vogelhändler Cyprian zeigte seine Verwendbarkeit in komischen Parthien auf ziemlich hervorstechende Weise — nur können wir über seine Gesangsmanier nicht lobend abstimmen. Sein Gesang ist ein studierter, unnatürlicher und darum minder ansprechender; Hrn. Scholz's Gesang ist ein parodierender, bizarrer, darum läßt jener kalt, dieser erschüttert und ergreift. Doch wird Hr. Zöllner, wenn er einmahl das Wiener-Publicum studiert hat, seine Stellung als Komiker, und zwar im Bunde der fünfte, genügend ausfüllen. Heinrich Froh war im Verlaufe der Posse niemahls Mahler, nur eines: Staberl, und zwar so grell, wie wir ihn nicht einmahl in den tollsten Carnevalszeiten zu sehen gewohnt waren, so derb und excentrisch gepinselt, daß wir wahrlich um den Ausdruck darüber verlegen sind. — Herr Director Carl hat durch schöne Decorationen und viel Schauwerk zur Erträglichmachung dieser localen Zauberposse sehr viel beygetragen, jedoch ist es ihm nicht gelungen, durch einzelne Schaustückchen die innern, verderbenden Gebrechen der Posse zu verdecken und die Gehaltlosigkeit dieses anonymen Productes zu bemänteln.

Die Musik tritt nur in der Ouvertüre und im Quintett mit Bedeutsamkeit hervor, aber um consequent zu bleiben, mußte auch der Popanz des Niedrigen im Gassenhauer uns entgegentreten, und so auch den letzten, vielleicht einzig versöhnenden Gedanken, entwürdigen.

Wiest.

Taschenbuch-Literatur.

Österreichisches Wunderhorn. Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen, herausgegeben von Joh. N. Vogl. Wien 1834 bey Ghelen's Erben.

Zweyter Artikel.

Ich muß mich bey der Recension dieses Buches auf die Würdigung des Einzelnen beschränken, denn das Ganze besteht aus so heterogenen Theilen, daß man es gar nicht als etwas, das Fleisch und Blut hat und einen compacten Stoff der Kritik gebe, betrachten und behandeln kann. Höchstens wäre dieß ein Einheitspunct, daß bloß österreichische Dichter an demselben mitgearbeitet haben; allein da entsteht wieder die Frage: Soll man die Sammlung etwa als einen Beleg betrachten, was unser Vaterland an epischer Poesie zu leisten vermöge? Und da müßte ich sagen: Nein! Denn wo ein Grillparzer, ein Ebert, ein Anastasius Grün und Nicolaus Lehner fehlen, und wo viele der genannten Dichter eben nicht das Beste und Vorzüglichste ihrer Poesien mitgetheilt haben, da kann man unmöglich den vaterländischen Parnaß für vollständig besetzt halten, so viel Gutes übrigens die Sammlung biethen mag.

Also das Einzelne will ich recensiren! Aber da muß ich von Neuem unterscheiden, ob dieses Einzelne ein bereits anderweitig Bekanntes, Beurtheiltes und Bekritteltes ist, oder ob es, so weit ich entscheiden kann, sich hier zum ersten Mahle dem zersetzenden Blicke der Kritik unterzieht, denn nur über das Letztere will ich mich des Weiteren aussprechen und selbst da nicht einmahl über Alles.

Vor Allem muß ich nun von dem umfangreichsten Stücke der Sammlung, von der poetischen Erzählung: Der Seefürst, von J. E. Woeel reden. Ich muß offen gestehen, daß ich lange Zeit nichts Ähnliches gelesen habe, es hat einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen. Reiche Erfindungsgabe, üppige Phantasie, Wohllaut der Sprache zeichnen es aus, und die eigenthümliche Scene unter den Wässern, im Pallaste des Herrschers der Meere, erhöhet den Eindruck bedeutend. Mit immer steigendem Interesse liest man, wie der Fürst in seinem Grimme die Feuerpuke zum Kampfe fordert, in Siegestrunkenheit die gesammte Unterwelt zur Verherrlichung seiner Feste ruft, wie er nach Liebe sucht und sie nirgens findet, nicht unter den hohlen, gemüthlosen Gestalten seines Reiches, nicht unter den Töchtern der Erde, wo die ersehnte Jungfrau bereits durch eine andere traulichere Liebe an die Heimathscholle gefesselt ist, wie er endlich in Liebeswuth die Schöne mit sich hinab in den krystallnen Pallast reißt, und als er sie erbleicht, todt an seiner Seite sieht, in wilder Verzweiflung Krone und Scepter bricht, an den sein und seiner Geister Bestand und Leben gebunden war, und sich und die Seinigen den Elementen zum willkommenen Raube hingibt.

Ein ähnliches Meisterwerk, jedoch ganz anders, mit der eben erwähnten Erzählung gar nicht vergleichbar, schroff, grell, hart, eckig, jedoch erhaben und tiefsinnig, das ganze Leben in den Raum weniger Verse pressend, ist die Ballade aus F. L. Z. Werner's Nachlaß: Die drey Reiter, ein Ehestandslied, ein Gedicht, das, wie uns eine belehrende Note am Ende lehrt, zum Theile unter Göthe's Augen entstanden, von ihm gebilliget, auf seinen Antrieb vollendet worden ist.

Von Braunthal hat sich durch ein recht launiges Gedicht: Der Diamant des Troubadours, ausgezeichnet, gleiches Lob können wir dem Wunderkeller von J. F. Weigl spenden. Unter denjenigen, die Stoffe fremder Länder und Völker wiedergegeben haben, verdienen v. Bauernfeld, v. Feuchtersleben und Ch. W. Huber den ersten Rang. Wegen der trefflichen Haltung, der Einfachheit der Sprache, der Innigkeit des Gefühls, verdienen die Balladen von Fick und Duller besondere Anerkennung.

Geradezu tadelnd wäre nur Weniges zu erwähnen, Mittelgut hingegen gibt es mehr als löblich. — Die Ausstattung des Buches könnte eleganter, schöner, geschmackvoller seyn, besonders ist der Druck viel zu gedrängt und enge.

C. F.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 143 — 28. November 1833.

Englische Sitten im XV. Jahrhundert.

Aus dem Tagebuche eines jungen Fräuleins.

Folgendes Bruchstück aus Fräulein Elise Woodwike's Tagebuch, welches sie vor ihrer Vermählung mit Sir John Grey schrieb, ist einem alten Manuscripte entlehnt, welches in dem Schlosse Drummond gefunden wurde. Es biethet eine sonderbare Schilderung jener finstern Zeit, und des grellen Contrastes mit der Gegenwart halber scheint es der Mittheilung werth.

Fräulein Elise Woodwike heirathete nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Herrn John Grey, im Jahre 1465 König Eduard IV., und als Heinrich VII. den Thron Englands bestiegen und sich ihre Tochter zur Gemahlinn erwählt hatte, ward sie in das Kloster von Bermondup verwiesen, wo sie ihre Laufbahn beschloß; ihre irdischen Überreste jedoch wurden in Windsor beygesetzt.

Montag den 9. März. — Um 4 Uhr Morgens aufgestanden und Katharinen geholfen die Kühe melken, da Rachel, die zweyte Kuhmagd, sich Abends zuvor die rechte Hand verstaucht hatte. Hierauf ein Pflaster für dieselbe bereitet, und Robin einen Penny geschenkt, um Salbe für das arme Mädchen aus der Apotheke zu hohlen.

Sechs Uhr. — Die Ochsenkeule war zu stark versotten, und das Bier hatte einen abscheulichen Geschmack. (NB.) Dem Koche anzuempfehlen, daß er nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen, und ein Fäßchen frisches Bier mit dem alten vermengen möge.

Sieben Uhr. — Ich ging mit meiner Frau Mutter auf dem Hofe des Hauses spazieren, wo wir an zwanzig Menschen beyderley Geschlechtes Essen vertheilten. Roger derb gescholten, daß er seinen Dienst schlecht verrichtet.

Acht Uhr. — Mit der Magd Dorothea in den Stall hinabgegangen und mein Lieblingspferd, den Thump, bestiegen, jedoch ohne Zaum noch Sattel, und ungefähr 6 Meilen weit auf demselben umhergeritten. —

Zehn Uhr. — Mittagessen. John Grey, ein junger sehr liebenswürdiger Edelmann speiste mit uns, aber .... was geht er mich an? — Ein tugendhaftes Mädchen muß nur den Ältern ihr ganzes Vertrauen schenken und ihnen unbedingt in Allem Gehorsam leisten. John hat wenig gegessen, mir aber desto häufiger zärtliche Blicke zugeworfen und gesagt: „Weiber, die kein gutes Gemüth haben, sollten auch nie schön seyn!" — Ich will doch hoffen, daß mein Charakter eben nicht zu den unerträglichen gehöre, wenigstens klagt Niemand darüber, als höchstens Roger, und das ist der faulste Diener im ganzen Hause. — John Grey sieht die weißen Zähne gern, und die meinen haben eine ganz artige Farbe, wie ich hoffe; auch meine Haare sind ra-

benschwarz, und irre ich mich nicht, ist John darüber einerley Meinung mit mir.

Eilf Uhr. — Die Tafel ward aufgehoben und die Gesellschaft wünschte einen Gang durch die Felder zu machen. — John Grey ging immer ganz dicht neben mir und zweymahl hat er mir die Hand gewaltig stark gedrückt. — Ich kann nicht läugnen, daß ich John gern sehe; er übt die ritterlichen Spiele trotz jedem andern Edelmanne der Grafschaft und versäumt keinen Sonntag die Kirche.

Drey Uhr. — Durch Unvorsichtigkeit brach in des Pächters Robinson Hause Feuer aus. John Grey hat zu Gunsten dieses Mannes eine Collecte veranstaltet und sich derselben großmüthigst mit 4 Pfund an die Spitze gestellt. (NB.) Nie stellte er sich mir so günstig noch dar als in diesem Augenblicke!

Vier Uhr. — Mein Gebeth verrichtet.

Sechs Uhr. — Den Kühen und dem Federvieh zu fressen gegeben.

Sieben Uhr. — Das Nachtmahl ward aufgetragen, allein Pächter Robinsons Unglück machte, daß man sich erst später zu Tische verfügte. (NB.) Die Gänsepastete war zu weich gebacken und das Schweinefleisch ein wenig angebrannt.

Neun Uhr. — Man schläft allmählig rings um mich ein, überhaupt waren die letzten Stunden des Tages ziemlich langweilig. Ich mußte mein Abendgebeth zweymahl sagen, denn das erste Mahl war ich zu zerstreut, ich dachte zu viel an John Grey. — Als ich einschlief, träumte ich sogar von dem guten Menschen.

Dem Übersetzer dieses Tagebuchfragmentes sey es erlaubt als Gegensatz das Tagebuch eines jungen Mädchens unserer Zeit beyzufügen; wobey er sich keineswegs in der gleichen Sphäre des Standes halten und sich zur Thatenschilderung eines adeligen Fräuleins solchen Ranges versteigen wird, wie Elise Woodwike gewesen, die an eines Königs Seite den Thron bestiegen, sondern er will sich auf den Stand der vornehmeren Bürgerclasse beschränken, und — was gilt die Wette? — wenig Beyspiele werden die Fortschritte der Cultur so evident erweisen als folgende:

Tagebuchskizze eines jungen Mädchens von 1833.

Sonnabend den 9. März. — Um 8 Uhr Morgens 2 Schalen Kaffeh im Bette getrunken, dann die Modejournale gelesen und das Stubenmädchen zur Putzhändlerinn gesandt, zu fragen, ob der neue Hut noch nicht fertig sey. —

Neun Uhr. — Aufgestanden und mit Hülfe meines Mädchens Morgentoilette gemacht. Beym Coeffiren erzählte mir Lisette, daß sie morgen mit ihrem Geliebten auf einen Hausball gehen werde und wies mir das Billet doux, worin er sie dazu einlud. — Der Styl des jungen Menschen ist besser, als ich gedacht, ich bin recht neugierig ihn zu sehen, wenn er Lisette morgen abhohlen wird.

Zehn Uhr. — Clavierlection. Die vierhändigen Variationen von Czerny wollten nicht recht gerundet von Statten gehen, ich hatte sie zu üben vergessen, und wir nahmen Strauß's „Frohsinn mein Ziel" vor. — Mein Lehrer fand meinen Teint heute etwas brouillirt und die Augen voilirt; ich mußte die Stunde daher abkürzen, den Spiegel zu Rathe ziehen und die Flacons zu Hülfe rufen. Ich gab ihm ein Billet für übermorgen, weil ich da einer Militärparade halber keine Zeit zu spielen habe.

Eilf Uhr. — Englische Lection. Master Wakefield war heute sehr unartig, er nannte mich faul, und ich habe doch das ganze Recept vom Plumpudding aus Mama's englischem Kochbuche übersetzt. Ich will ihn verklagen, und sandte ihn fort, weil die Marchande de mode den ersehnten Hut brachte. Lisette sagt, er kleide mich zum Entzücken. — Fräulein Marie von N.... brachte mir einen Roman von Spindler, ich las während ihres Besuches sogleich darin und hörte den größten Theil ihres Geschwätzes nicht, nur die Hiobspost allein traf meine Ohren, daß die übermorgige Parade abgesagt worden, j'en fus en désespoir!

Zwölf Uhr. — Physikalische Lection. Dieß Studium gewährte mir noch nie so viel Interesse als heute, und zwar durch einen Versuch mit der aërostatischen Pumpe. Mein Canarienvogel ward darin dreymahl bis zum Ersticken gebracht, und langsam wieder in's Leben zurückgerufen, es war herrlich anzusehen. — Ich bath Mama den Herrn Professor für morgen zum Speisen einzuladen.

Ein Uhr. — Lisette zog mich an, ich durchflog die Affichen. — Neues Ballet, also gehen wir Abends in's Theater. — Johann hat die Sitze bereits gehohlt, aber Moritz von Thalersleben weiß noch nichts davon; ich schrieb ihm einige Zeilen, damit er sich hinter den Sperrsitzen einfände. — Der Schneider brachte meinen neuen Überrock, er ist ravissant; mein Teint hat sich auch calmirt, ich sah wirklich reizend aus.

Drey Uhr. — Tafel. — Man sprach sehr viel von der heutigen Mittagpromenade auf der Bastey und im Prater, aber ich suchte die Conversation bald auf etwas Anderes zu lenken, denn Papa hatte ja heute den alten gelben Bastard müssen anspannen lassen, weil der Carricle beym Sattler ist; ich habe mich recht in der Seele geschämt, in der geschmacklosen Karrete zu sitzen. — Von B... war heute sehr wortkarg und wollte nicht einmahl die Sprache meiner Blicke verstehen, weil ich mich auf der Bastey mit dem Baron M. unterhalten. Dèlicieuse jalousie! Er soll mir dafür büßen! — Das Gefrorne war heute besonders gut, aber den non mousseux mag ich durchaus nicht leiden, Papa darf mir keinen mehr bestellen.

Fünf Uhr. — Ich ging mit Schwester Rosalie Einkäufe machen und verlor die Brieftasche. Äußerst fataler Zufall! Gerne hätte ich noch andere hundert Gulden Münze darum gegeben, um es zu verhüten, denn es befanden sich ein Brief und ein Gedicht von dem Rittmeister Baron Th. darin, welche mir von unermeßlichem Werthe sind. Zum Glücke weiß ich letzteres auswendig und um es meinem Gedächtnisse auf immer zu verewigen, will ich es diesen Blättern einverleiben:

> Rose! erblüht in Amors Gefilden!
> Mit den Äuglein, den feurigen, milden,
> Bey dir wird dem Herzen kein schonend Pardon,
> Du mäh'st mit den Blicken 'ne ganze Schwadron!
>
> Mag mich der Schlachten Gefahr auch umfassen,
> Mag ich im Tode des Helden erblassen',
> Sterbend noch küß' ich die Locke, gesandt
> Mir von der liebenden, schneeweißen Hand.
>
> Und bin ich einstens Major geworden,
> Schmückt mich des Muthes, der Tapferkeit Orden,
> Führ' ich dich Holde zum Traualtar,
> Soll mir Jott strafen! ist es nicht wahr!

Ewig theure Schwüre, nie verklingt ihr meinem liebenden Herzen! So eben bringt man ein Cadeau, 4 prächtige steyrische Kapaune, ich freue mich schon auf den morgigen Schmaus.

Sechs Uhr. — Vor dem Theater habe ich noch die Eskimo besucht. Es ist ein Frauenzimmer wie jedes andere, nicht einmahl lebende Hühner hat sie verzehrt wie andere Buschmenschen, die ich sah. Die Melodie ihres Gesanges habe ich mir gemerkt und will damit viel Spaß haben in Gesellschaft, denn das Imitiren gehört zu meinen eminentesten Talenten. Papa hat dem wilden Frauenzimmer 5 fl. geschenkt, als man die Collecte für sie machte, wie viel möchte er erst gegeben haben, wenn sie nur ein bischen schöner wäre! Papa lachte, als ich ihm diese Bemerkung machte und nannte mich sein liebes Tschapperl. C'est ce que je ne suis pas!

Zehn Uhr. — Das Ballet war superb! Auf die Tänze gab ich minder Acht, weil es doch immer dasselbe ist, aber die Garderobe und die Decorationen waren herrlich; das Sujet dolmetschte mir von Thalersleben, der schon hinter den Sperrsitzen saß, als wir kamen. Er ärgerte sich gewaltig über zwey Herren neben ihm, die fortwährend über die Schöngeister schimpften und ihn dabey so höhnisch ansahen; der edle Mensch! Alle Welt nimmt er in Schutz und doch mied er großmüthig die beschämende Zurechtweisung der arroganten Spötter und begnügte sich mir in's Ohr zu flüstern: „In's Theater werde ich mein Lebtag nicht Händel anfangen, seyn Sie ganz ruhig mein Fräulein, aber ich treff' die Herren schon anderwärts." — Mein Gott! wenn er sich nur nicht duellirt!

Unser Souper war sehr ennuyant. Mama hatte Krämpfe und war schon im Bette, als wir vom Ballet nach Hause kamen, und Papa gähnte beständig. Ja, du lieber Himmel, mit seinen Schwestern kann man doch von nichts Interessanten reden.

Zwölf Uhr. — Ich habe noch in Spindler's Roman gelesen; es ist eine sehr anziehende Lecture und schildert die alten guten Zeiten harmloser Liebe mit einer Wahrheit, die mich fast davon träumen machen wird. Dieß Buch soll mir den faden morgigen Sonntag verkürzen helfen, wo außer den steyrischen Kapaunen und der Reunion im Augarten wenig Erfreuliches immer wartet, denn die Jungfrau von Orleans ist doch, weiß Gott, nicht anzusehen vor langer Weile. —

F. W. Jaggi.

Zweysylbige Charade.

Die Erste.

> Ich bin die Quelle heitrer Freuden,
> Der Born, dec Jung und Alt erquickt;
> Doch auch der Ursprung herber Leiden,
> Dec Kummer beut und — ihn erstickt.
> Mich findet ihr in niedrer Schenke
> Wie bey Lucullus Gasterey'n.
> Den Einen ich in Unmuth senke,
> Den Andern mach' ich jubelnd schrey'n.
> Ich breite meinen Stammbaum aus
> Durch Frankreich, Spanien, Schwaben,
> Bin überall beynah' zu Haus,
> Wo man mich gern will haben;
> Ja selbst, wenn ich verdorben bin,
> Werd' ich nicht nutzlos liegen,
> Der Hausfrau ökonom'schem Sinn
> Weiß wohl ich zu genügen.

Die Zweyte.

Ich bin des Auges Weide bald
Früh in des Lenzes Maien,
Und weht des Herbstes Nordluft kalt,
Tausch' Farb' ich und Gestalten.
Ich zier' des Helden Siegeshaupt,
Dien' Königen zur Krone,
Doch ist's dem Koch wohl auch erlaubt,
Daß er, gleich der Citrone,
Mich pflanze auf des Bratens Kopf,
In Brühen mich verwende;
Am Säulenbau, wie in dem Topf,
Find'st du mich ohne Ende.

Das Ganze.

Nur wo die erste Sylbe blüht,
Bin ich als zweyt' zu schauen.
Ihr Schutz, wenn Hagelwetter zieht,
Ihr Schirm, wenn Froste thauen.
Zwar ohne Werth für leckern Gaum,
Dem Aug' nur hold zu blicken,
Wird besser wohl kein ander's kaum
Als Nachtischzier sich schicken.
Und wenn auch nur der Teller Rand
Mein schlängelnd Grün umschlinget,
Einst Götterstäbe ich umwand,
Hab' Götterstirn umringet.

J. W. Jaggi.

Miscelle.

Ein Beamter in Calcutta lud einen vornehmen Indianer zu Tische. Er setzte seinem Gaste als eine diesem unbekannte Seltenheit eine Flasche Porterbier vor.

Während der Mahlzeit sprang der Stöpsel von der Flasche, traf das Gesicht des Indianers, und das Bier überströmte ihn und die Speisen auf seinem Teller.

Während sich der Wirth über dieß Ereigniß höchlich ärgerte, klatschte der Indianer freudig in die Hände und bedankte sich höflichst für diese Überraschung.

„Herr!" sprach er, „Sie sind zu reich und zu vornehm, um Ihnen für dieses Kunststück Geld zu biethen. Aber um jeden Preis möcht' ich das Geheimniß erkaufen, diese gewaltigen Wolken in einen so kleinen Raum einzuschließen, und sie nach Gefallen unvermerkt in die Luft steigen zu lassen, wenn man Jemanden eine Artigkeit erweisen will."

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Magnesia — Agnesia.

Notizen.

Correspondenz-Nachricht.

Grätz.

Ein wichtiges, ein unentbehrliches Bedürfniß im Leben ist uns ein Theater; für das Theater hinwieder ist das Nothwendigste ein guter Director; für den Director ist oder sind das Unentbehrlichste: Schauspieler und Sänger; und für diese Letzteren ist wieder ganz unentbehrlich ein Recensent, ein bescheidener, anspruchsloser, gründlicher, ausgezeichneter Recensent.

Dem Himmel sey Dank! Grätz entbehrt keine einzige dieser Unentbehrlichkeiten und besonders ist das Fach des Recensenten durch mich aufs entsprechendste ausgefüllt. — Ich bitte dich, lieber Leser, lasse dich nicht irre machen, wenn irgend Jemand das Gegentheil behaupten wollte, lache ihm geradezu ins Gesicht und vermeide hinfort seinen Umgang! Ich mache es ebenfalls so.

Was nun unser Theater betrifft, so stand dieses früher unter der Direction des Herrn Directors Stöger und steht nunmehr unter jener des Herrn Directors Pellet.

Das müßte ein ganz undankbarer Mensch seyn, welcher nicht gestehen wollte, daß wir Grätzer unter Stöger's Direction hohe Kunstgenüsse genossen; Genüsse, wie vielleicht keine Zukunft sie uns wieder bringt, und unvergeßlich wird uns seine Operngesellschaft bleiben, in Rücksicht welcher Herrn Stöger kein and'rer Vorwurf treffen kann, als daß er sie uns Grätzern so häufig entführte, und, andere Städte mit ihr besuchend, der unsern ihren Genuß auf halbe Jahre raubte. Auch jene Mitglieder seines Schauspieles werden uns stets in freundlicher Erinnerung bleiben, welche, genial wie ein Fischer, gediegen wie ein Korner, unsere vollste Würdigung häufig in Anspruch nahmen.

Unter unserer gegenwärtigen Bühnendirection zeichnen sich einige sehr lächerliche Bühnenmitglieder aus. Das erste derselben ist der Herr Remack, denn er ist Komiker und ist sehr lächerlich, in so ferne man nähmlich denjenigen lächerlich nennen darf, über welchen man lachen muß. Ich weiß nicht, ob man das darf? aber mir selbst ist's letzthin begegnet, daß mich Jemand in einer Zeitschrift lächerlich nannte, der gewiß nur über mich hat lachen müssen. Auch Herr Grois ist zuweilen solch ein lächerlicher Mensch, und Mad. Huth, welche alle für unser Locallustspiel recht glückliche Acquisitionen genannt werden dürfen.

Im höhern Schauspiele ist ausgezeichnet Hr. Höckel, Hr. Dietz, Hr. Thauer, Dlle. Bervison und nicht selten die liebenswürdige Leinsytt. Die Dlles. Schneider und Emilie Müller so wie die Herren Eigenwahl und Woller leisten oft höchst Beyfallswerthes. — Die Oper besitzt an Mad. Laroche und den Dlles. Schnidt, Wachmann, Schrottmüller so wie an den Herren Bußmeyer, Jaskewitz, Pichler, Draxler sehr anerkennenswerthe Mitglieder. Doch erscheinen sie für die Wünsche unseres Publicums nicht genügend und nicht immer durchaus zweckmäßig verwendet und in dieser Beziehung trifft uns're sonst so achtbare Direction einiger Tadel, welchen wir ihr nicht verhehlen dürfen. Wir Grätzer wünschen in Bezug der Oper mehr und endlich einmahl doch auch etwas Neues zu hören. Soll diesem Publicum denn „Robert der Teufel" immer nur ein Mährchen vom Hörensagen bleiben?

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den —— 144 —— 30. November 1833.

Die Empfindsamkeit.

(Bruchstück aus den Bekenntnissen eines Mörders.)

Der Arzt eines französischen Tribunals berichtet in seinen Memoiren folgende Scene in dem Kerker eines zum Tode verurtheilten Mörders, welche ich hier im Deutschen überliefere.

Man hatte ihm eben die Haare abgeschnitten und ich fand ihn traurig und nachdenkend. Die Gensdarmen plauderten in einiger Entfernung mit dem Kerkermeister und der Scharfrichter trank ein Glas Wein. Ich näherte mich dem Kranken, um seinen Zustand zu untersuchen und darnach den Bericht an das Tribunal abzufassen; er lächelte freundlich bey meinem Anblicke, und sagte in einem sanften Tone rührender Bewegung:

„Glauben Sie wohl, mein Herr, daß Empfindsamkeit mich zum Mörder werden ließ?“

Ich prallte bey diesem mir untrüglichen Symptome des Wahnsinns drey Schritte zurück, doch er hieß mich bleiben und fuhr also fort:

„Ich will Ihnen meine Leidensgeschichte erzählen, obwohl sie so voll des Unwahrscheinlichen ist, daß ich nicht einmahl meinen Richtern die nackte Wahrheit sagen wollte. Zu Ihnen reißt mich die Gewalt eines Zutrauens hin, die ich mir nicht erklären kann, der ich aber auch nicht zu widerstehen vermag. Setzen Sie sich hier ganz nahe zu mir, mein Herr, damit jene Leute nicht hören, was ich Ihnen nun vertrauen werde.“

Ich setzte mich auf das entgegengesetzte Ende der mir bezeichneten Bank, er lächelte fortwährend mit heiterer Ruhe. — Ich weiß nicht, wie es kam, aber er verlor mit einem Mahle jenes Aussehen eines Mörders, diese Verbrecherzüge, welche ich sonst an ihm zu gewahren glaubte. — Das Vorurtheil hat sein eigenes Auge, dessen Blick von der moralischen Kraft des Gehirns geleitet wird; selbst von rückwärts einen Menschen betrachtet, den man Verbrecher nennen hört, mißt man seinem Antlitz schon eine gewisse Wildheit und Tücke bey.

„Wenn ich vor den Assisen nichts sagte,“ nahm der Erzählende wieder das Wort, „so geschah es, weil es gewisse Dinge gibt, welche augenblicklich das Lachen erregen und dadurch den Hörenden abgeneigt machen. — Die Wahrheit darf kein linkisch lächerliches Ansehen haben, und doch ist dieß so oft der Fall! — Was aber anfangen, wenn man das weiß und sich in einer Lage wie die meinige befindet? das Schaffot besteigen; — ich werde es!“

„Ich habe einen Mord begangen, es ist wahr, aber man beschuldigt mich sogar noch anderer. — Sie sagen, ich hätte einen Mann, ein Kind und einen Hund getödtet und nach meinen Verhören ist dieß Alles auch klar und deutlich erwiesen, ja sogar absichtlich und nach lang gehegtem Vorsatze soll ich all diese Gräuel verübt haben, folgern meine Richter. — Ich kann darüber nur die Achsel zucken, mein Herr, denn ich bin mir keines andern Mordes bewußt als desjenigen des Mannes.“

„Ich sollte meinen, das sey genug,“ fiel ich ihm in die Rede.

„Ja selbst zu viel,“ erwiederte der Verbrecher. — „Der Teufel hohle den Zufall, welcher gerade wollte, daß ich der Erbe des Gemordeten geworden wäre, wenn er ohne Nachkommen gestorben, und daß ich ihn gerade in dem Augenblicke erschoß, als er seinen Sohn selbst tödtete.“

„Großer Gott, ein Kindermord!“

„Je nun, mein Herr, ich machte es wie meine Richter, ich beging eine Übereilung, ohne der That bis auf den Grund nachzuforschen!“

„Ich sah den Vater in einem Anfalle von Wuth sein Kind mißhandeln, sah den armen Kleinen blaugeschlagen, dem Ersticken nahe und in convulsivischen Zuckungen, er fiel leblos scheinend zu Boden, eben als ich nahte. Ich war gerade von der Jagd heimgekehrt, ohne auch nur ein einziges Repphuhn erlegt zu haben, und doch hätte Eins genügt mich zu retten, denn ich hatte nur eine einfache Ladung in der Flinte. — Gleichviel! es ist nun geschehen! — Ich rief dem Unmenschen zu, ob er toll sey, sein eigenes Kind so barbarisch zu morden, beschwor ihn seinen Mißhandlungen Einhalt zu thun; umsonst, er hörte nicht, oder wollte mich nicht hören. Da bemeisterte sich die heftigste Empörung meiner Seele, ich schlug, ohne es zu wissen noch zu wollen, mein Gewehr auf ihn maschinenmäßig an, kein Vorsatz lenkte meine Hand. Absichtslos geschah es, aber es geschah! dieß genügt! — Noch dröhnt der furchtbare Schuß in dem Echo meiner Seele wieder! — Mein Opfer erklärte mir sterbend, daß sein grausamer Sohn den Haushund mit dem Beile erschlagen habe, und es war wahr, daß er es gethan. Aus mitleidvoller Empfindsamkeit tödtete ich den Vater! aus Empfindsamkeit hatte er sein Kind ermordet! — Nicht genug; — das Kind hatte den Hund aus gleichem Gefühle erschlagen!“

„Das ist denn aber doch eine gräßlich furchtbare Empfindsamkeit, mein Sohn,“ bemerkte ich.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ fuhr der Mörder fort, „es ist wahr! — Ich frottirte das Kind und wandte Alles an, es wieder ins Leben zurückzurufen und es gelang. — Der Knabe erzählte mir, daß er Cäsar (so hieß der Hund) erschlagen, weil er eine Henne erwürgt habe und das war gleichfalls wahr! — Das arme Kind starb kurz nach dieser Mittheilung und ich ging in den Hof, wo die erwürgte Henne neben dem getödteten Hunde lag, — Cäsar hatte die Henne gleichfalls aus Empfindsamkeit erwürgt.“

„Das ist ja eine wahrhaft epidemische Empfindsamkeit!“ rief ich aus. „Beynahe,“ sprach der Verbrecher. — „Cäsar war ein Hühnerhund, den ich selbst auferzogen und abgerichtet hatte. Er war als Hüter des Hühnerhofes aufgestellt und verwaltete sein Amt mit tadellosem Eifer. — Als die Henne den Frevel beging, ihre eigenen Eyer mit dem Schnabel zu zerschlagen, verjagte er sie davon, da sie aber den Versuch aufs Neue wagte, drehte er ihr den Hals um. — Der Knabe kam dazu, erschlug Cäsar, der Vater lief herbey und prügelte das Kind zu Tode, und ich goß das Bad vollends aus. — Nun ist gegen mich die Empfindsamkeit des Publicums mit Recht in Aufruhr und nichts rettet mich vom Schaffotte. Das nenne ich eine garstige Entwicklungsscene! Hüten Sie sich vor Empfindsamkeit, mein Herr Doctor!“

„Ich gebe euch mein Wort darauf,“ erwiederte ich.

F. W. Jaggi.

Die ungleichen Schwestern.

Reisescene von St. Schütze.

Als Hauslehrer bey dem Oberamtmann L. in S. machte ich manche Lustfahrt mit, wovon mir besonders eine merkwürdig geblieben ist.

Es ging nach einer kleinen Stadt, in deren Nähe eine Hirschjagd gehalten werden sollte. Nachmittags auf einem offenen Wagen von einem ergiebigen Regen reichlich durchnäßt sprach ich meine fortdauernde muntere Laune durch Declamation Hölty'scher Gedichte aus, als ich aber von einem Strohnachtlager auf dem Dorfe hörte, verspürte ich zur großen Hirschjagd in mir keine Lust, und ließ mich von einem Freunde des Oberamtmanns bey einem seiner Verwandten in der Stadt einquartieren. Es traf sich aber, daß hier die Ältern eben verreist waren und eine Tochter von 18 Jahren allein die Wirthschaft führte. Ich sah ein Mädchen von wohlanständigem, gefälligem Äußern vor mir. Nachdem ich die gehörigen Entschuldigungen vorgebracht und demnächst meine nassen Kleider mit einem warmen Schlafrocke vertauscht hatte, eröffnete ich ein Gespräch mit ihr. „Fürchten Sie sich nicht, einen Fremden aufzunehmen?“ fragte ich.

„Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete sie, indem sie die Hand auf meine Schulter legte.

Dieß Zeichen von Zutrauen überraschte mich sehr. Ich fand darin zur Eröffnung unserer Bekanntschaft eine größere Ermuthigung, als ich sonst bey den ersten

Annäherungen einer Gunstbewerbung für meine Schüchternheit nöthig hatte. Jede Berührung aber kann leicht der Anfang einer Vertraulichkeit werden, selbst den Handkuß nicht ausgenommen. Es war also natürlich, daß ohne viele Worte ihre Freundschaft nicht ohne Erwiederung blieb. Welch ein angenehmer Contrast zwischen Regen und Sturm draußen, und diesem liebreichen Empfang! Nun der Gedanke dazu: wir sind allein, denn die kleinen Geschwister waren zeitig zu Bette gebracht — was Wunder, wenn da ohne Einleitung, rasch zu einem zärtlichen Romane vorgeschritten wurde! Indeß, so willkommen mir auch ein solches Unterkommen bey schlechtem Wetter seyn mußte, so erhielt das Befremden, das der Auftritt einflößte, mir denn doch einigermaßen den Kopf über dem Wasser, das heißt: ich hatte noch eben Besinnung genug, um zu merken, daß dieß über alle romantische Liebe hinausging, die doch bisher mein Ziel gewesen war.

Den andern Tag war es mir sehr lieb, daß die Stunde der Versuchung so glücklich vorübergegangen war, denn die Schöne zeigte sich mir bald von einer ganz mißfälligen Seite. Für eine Gunst, die uns selbst zugewendet wird, findet unsere Eitelkeit gar leicht noch eine Entschuldigung, widerfährt sie aber einem Andern, so erscheint sie uns erst recht in ihrer verwerflichen Gestalt. Bey Tage umspielten mich zwey Kinder im Garten, welche wünschten, daß ich hundert Jahre, dann wieder, so lange ich lebte, bey ihnen bleiben möchte. Aber am Abende folgte dem Besuche des jungen Rectors der Stadtschule ein Student, der sich in seinem Gespräch mit der Mamsell nicht den geringsten Zwang anthat. Endlich, da dem Scherze so ganz und gar alle geistige Bestandtheile fehlten, wurde [illegible] Rector doch zu arg, und er erhob sich gegen das Mädchen und sagte: „Nun muß ich Ihres Vaters Stimme annehmen!" Er schien seine Nähe geahnt zu haben, denn indem [illegible] noch darüber lachten, kam der Vater wirklich mit [illegible] andern Tochter vor dem Hause angefahren. Alle geriethen in Angst und Verwirrung. Die Eintretenden sahen die verstörte Gesellschaft mit Verwunderung an. Der Rector verbeugte sich und sagte: „Ich bin gekommen, dem fremden Herrn Gesellschaft zu leisten." Der Student: „Ich bin mit dem Herrn Rector gekommen." „Was soll ich nun sagen, — fuhr ich fort, — der ich ganz fremd bin?" Ich brachte in Eile die Grüße des Verwandten, der mich hier abgesetzt hatte, benannte aber die Personen falsch, weil ich in die Verwandtschaft nicht genug eingeweiht war. Mit einem Gemisch von Freundlichkeit und Verdacht nahm man die Grüße hin. „Caroline," sagte der Vater zur bessern Tochter, indem er einen Blick auf das Zimmer warf, „das sieht hier sehr wüste aus."—„Ja," entgegnete diese, „wenn es nur erst Tag wäre, daß man sehen könnte!" Ohne weiter ein Wort zu sprechen, stellte sich der Vater an das Fortepiano und phantasirte. — Rector und Student schlichen davon.

Den nächsten Tag gewann es im Hause ein ganz anderes Anseh[en]. Die gestern mitgekommene Tochter, von Gesundhei[t] [stra]hlend wie die Morgenröthe, und mit jedem Zuge jungfräulicher Sittsamkeit geschmückt, hatte das Zimmer zur reizendsten Ordnung umgeschaffen und bewies sich in der Bewirthung eben so anständig-gefällig, in der Unterhaltung eben so geistreich-vernünftig, als geschickt vor dem Instrumente, das sie mit vielem Ausdruck spielte. Die unedlen Gefühle schämten sich bey ihrem Anblicke, und die bessern traten wieder hervor. Ihre Schwester war durch sie nicht nur geistig ausgelöscht, sondern kam auch nun gar nicht mehr zum Vorschein.

Wie ist es möglich, fragte ich mich in der Stille, daß zwey leibliche Töchter, von denselben Ältern erzogen, so verschieden geartet, so von einander abweichen konnten! Aber daran erkennt man eben die Gewalt der Natur, die schon selbst in den Menschen Licht und Schatten hervorbringt und den Maßregeln auch der besten Erziehung oft gar keine oder nur sehr wenig Einwirkung gestattet.

Ein reichlich versorgtes Mittagmahl empfing darauf den Verwandten des Hauses von der Hirschjagd, und mit dem erneuerten Frieden in meiner Brust reiste ich in Gesellschaft des Oberamtmanns den Nachmittag wieder nach S. zurück.

Auflösung

der Charade im vorigen Blatte:

Weinlaub.

Notizen.

Schauspiele.

(Theater an der Wien.) Mittwoch den 20. November wurde in diesem Theater zum Vortheile des von Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Ferdinand von Palffy gegründeten und von einer hohen Landesstelle sanctionirten Pensions-Institutes zum ersten Mahle „der Tritschtratsch," locale Posse mit Gesang in 1 Aufzuge, gegeben. Vorher ward die „Wanderung durch

das Leben," Schauspiel in 3 Aufzügen nach dem Französischen, dargestellt. Da schon ein früherer Referent dieses Blattes über den innern Werth des Schauspieles an sich, so wie über den der Darstellung weitläufig gesprochen, halten wir es nicht für nöthig, neuerdings das Besprochene zu erläutern, sondern nur zu erwähnen, daß man im Allgemeinen diese Leistung eine gelungene nennen kann, und schreiten hiemit unverzüglich zur Beurtheilung des Tritschtratsch. Dieser Tritschtratsch ist aber nichts anders, als eine Umarbeitung des bekannten Angely'schen Singspieles „Klatschereyen," das in Berlin vor einiger Zeit zur Aufführung kam, aber nicht allgemein ansprach. Die Idee der Intrigue, die an einem losen Faden sich durch die Posse windet, ist alt und sehr verbraucht. Ein alter, aus Ostindien zurückkehrender, natürlich mit Diamanten beladener Vater, der soviel Vatergefühl besitzt, daß er seine Tochter nach fünfzehn Jahren nicht einmahl sehen will, eine gutherzige Tochter, der man aber absprechen will, daß sie einen Vater gehabt; ein am Puncte sie zu heirathen stehender Liebhaber, der sie aber doch nicht heirathen will, weil eine alte, vermuthlich auch sehr reiche Tante keine [illegible] Heirath will; ein Chor schnellzüngelnder, männerloser [illegible]handes de Mode-Heldinnen, und endlich der Dirigent der Intriguen, Tonangeber, ein äußerst spaßhafter, redseliger, tabakkäuender und essender Tabakkrämer, sind die lose skizzirten Charaktere, die im bunten Tritschtratsch leben, in dieser Conversations-Plappermühle sich herumdrehen. Der bühnengewandte Bearbeiter hat wohl eingesehen, daß aus diesen verbrauchten Elementen wenig Erhebliches und Unterhaltendes hervorgehen werde, er hat also den Berliner Sandwitz in einen kräftigen Wiener Granitspaß verwandelt, einige gefällige Liedchen, ein munteres Duett eingeflochten, und das Finale der Posse mit seiner tüchtigen Quodlibet-Cadenz geziert, und somit den Zweck der Bagatelle — Unterhaltung — erreicht. Es wurde über die Klatschereyen sehr viel geklatscht, und vorzüglich war die Stimme des Publicums wegen der Titelwahl einig, da man seit langer Zeit keinen, dem Geiste des Ganzen so entsprechenden wahrgenommen.

Die Darstellung selbst war äußerst gelungen, und wie aus Einem Gusse geformt.

Herr Nestroy gab den Tratschmiedl mit all der Virtuosität, welche ihn immer in chargirten Parthien so sehr auszeichnet; und wir müssen gestehen, daß wir in dieser Parthie neuerdings Gelegenheit gefunden, Hrn. Nestroy's drastisch-komisches Talent ehrenvoll anzuerkennen.

Ton, Haltung und Costüm waren so glücklich gewählt, daß man über den Werth der Darstellung die Gemeinheit der Charakteristik vergaß, und Hr. Nestroy sowohl nach dem Duette mit Dlle. Weiler als am Schlusse gerufen wurde.

Nach dem Helden der Posse müssen wir gleich der Heldinnen, das sind die fünf Putzhändlerinnen, lobend erwähnen, Dlles. Zöllner, Weiler, Condorussi, Planer und Bianchi, die sämmtlich durch die Ungebundenheit ihres Spieles, verbunden mit einer äußerst interessanten Zungenfertigkeit sowohl, als auch durch die gut vorgetragenen Gesangstellen im Quodlibet, in dem Alles singt was da Kehlen hat, den größern Theil des Publicums entzückten. Mit viel Delicatesse trug Dlle. Weiler im Quodlibet die Pizzicatostelle aus der Arie der Königinn der Nacht vor, so wie Dlle. Planer die Jodlerarie ächt im Geiste des Jodelns wiedergab. Die übrigen Nebenparthien waren glücklich besetzt, und lobend müssen wir noch des glücklich liebenden Paares, der Dlle. Frey und Hrn. Gämmerlee's erwähnen, die eben die Individuen darstellen, um die sich die Räder der Tritschtratsch-Mühle herumdrehen.

Die Musik, dem Tritschtratsch-Geiste angemessen, ist eine Bagatelle, die nur einigermaßen im Duett anspricht. — Das Haus war, obwohl der Ertrag einem wohlthätigen Zwecke gewidmet war — kaum halb voll.

Wiest.

Erdkunde.

Ein höchst empfehlenswerthes Werk erscheint jetzt im Wege der Pränumeration, und ist in Commission in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie zu erhalten. Es führt den Titel: „Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes." Das Abrégé de Géographie des A. Balbi, welches erst im Laufe dieses Jahres in Paris erschien, nachdem dieser Gelehrte sich durch volle zehn Jahre beynahe ausschließlich mit der Redaction und Ausführung dieses Buches beschäftigt hat, liegt dem neuen Hausbuch zum Grunde. Balbi hat darin einen staunenswerthen Sachreichthum, ein gründliches Sichten des Materials, eine mit unendlichem Fleiß durchgeführte Originalität in der Bearbeitung des Stoffes entwickelt. Zu der jetzt erscheinenden deutschen Bearbeitung haben sich fünf Männer vereinigt, deren Nahmen allein auf den Werth des Originals hindeuten, und zugleich Bürgschaft leisten, daß dasselbe unter ihrer Feder durch alle nöthigen Berichtigungen, durch werthvolle Zusätze und unausgesetzte Berücksichtigung der Bedürfnisse deutscher Leser zu einem Nationalwerke unserer Literatur ausgebildet werden wird. Hr. Professor Zeune nähmlich liefert die Vorerläuterungen aus den geographischen Hülfswissenschaften, und die Darstellung Asiens; Hr. Pastor Cannabich die Beschreibung Europens; Professor Sommer jene Amerika's; Pastor Wimmer die Gemählde Afrika's und Oceaniens (Australiens); Hr. Professor Littrow aber Thionville's Münz-, Maß- und Gewichtstabellen, welche eine sehr brauchbare Zugabe des Originals ausmachen. Das Werk erscheint in zwey Bänden, in acht Lieferungen; es wird mit vier schön in Kupfer gestochenen Tableau's ausgeschmückt, welche Ansichten der Hauptgebirgszüge mit ihrer stufenweisen Erhebung; des Laufes der vornehmsten Ströme, und die Umfangsgröße aller bedeutenden Binnenseen unserer Erde darstellen. [illegible] die Wahl des Titels zeigt, daß dieses interessante Werk [illegible] Bestimmung habe, als Haus- und Familienbuch [illegible] gebildeten Hausgenossen zu jeder Stunde des Tages zur Hand zu seyn, wo er über einen geographischen Gegenstand [illegible]zu belehren Veranlassung findet, oder auch nur Lust [illegible] eine müßige Zeit mit einer nützlichen Lectüre auszufüllen. [illegible] Lieferungen sind bereits erschienen, und berechtigen zu den [illegible]sten Erwartungen auf das Ganze. Jede Lieferung besteht aus 8 bis 12 Druckbogen (Druck bey A. Strauß's sel. Witwe), und der Pränumerationspreis einer solchen Lieferung ist 48 kr. C. M. Doch wird bey Empfang der ersten Lieferung die letzte voraus bezahlt. Bis Anfang des Jahres 1834 kann man auch auf das Ganze mit 5 fl. 36 kr. pränumeriren; später aber fällt diese Begünstigung weg.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

November.

Der Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1833.

December.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Ankündigung

die Pränumeration des Sammlers für das Jahr 1834 betreffend.

Dieses Blatt, welches mit dem Jahre 1834 seinen sechs und zwanzigsten Jahrgang eröffnet, dürfte schon dadurch den Beweis geführt haben, daß es den Bedürfnissen und dem Geschmacke seines zahlreichen Leserkreises zu entsprechen gewußt habe. Wenn die sich seit dessen Entstehung gleichbleibende Eleganz der Ausstattung, und die umsichtige Wahl des Besten im Fache der Erzählung, den Sammler vorzugsweise zu einer angenehmen Lectüre für das schöne Geschlecht gestalten, so glaubt doch die Redaction sich schmeicheln zu dürfen, daß sie besonders in den letzteren Jahrgängen beflissen war, selbst den strengsten Forderungen Genüge geleistet zu haben. Auch ist dieselbe bemüht, ihrem Blatte durch gediegene Originalaufsätze einen erhöhten und selbstständigen Werth zu verschaffen, und sie kann sich nur Glück wünschen, daß so viele verdienstvolle vaterländische Schriftsteller, diese neue Richtung wahrnehmend, ihr bereitwillig ihren Beystand angebothen haben. Durch diese Unterstützung gestärkt, kann sie die Ankündigung des neuen Jahrganges mit dem Versprechen begleiten, daß sie denselben, mit interessanten Materialien versehen, eröffne, und dem Geschmacke ihrer verehrten Leser vollkommen zu entsprechen sich bestreben wird.

Einträchtig mit dem Hauptblatte werden die Notizen des Sammlers in theatralischer und artistischer Hinsicht sich das bereits durch Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe gewonnene Vertrauen zu sichern wissen. Die Referate über die Bühnen Wiens sind bewährten Schriftstellern anvertraut, und eine ausgebreitete Correspondenz wird in dem Gebiethe der Kunst das Interessanteste, was in den übrigen Hauptstädten Europens sich ereignet, schnell und gründlich zur Kenntniß des Publicums bringen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinstag, Donnerstag und Sonnabend pünctlichst ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. und vierteljährig 6 fl.

Auswärtige Bestellungen nehmen das k. k. Oberſthof-Postamt in Wien, und die k. k. Postämter in den Provinzen zu wöchentlichen Versendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig.

Wien, im December 1833.

Die Redaction und der Verlag.

Der Sammler

Dinstag, den — 145 — 3. December 1833.

Vierteljähriger Pränumerationsbetrag 6 fl. Wiener-Währung, bey Anton Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Fischer von Calabrien.

Italienische Sage.

Erzählt von Sigmund Schlesinger.

1.

Die Einigung mehrerer Ströme von der Hügelkette unter Tropea bildet einen der reizendsten Seen des an Naturschönheiten so reichen Italiens. Während jedoch der unbedeutende Weiher bey Nemi, und hundert andere Armseligkeiten den Überschwenglichen zum unerschöpflichen Sündenbocke des Enthusiasmus dienen müssen und jene in Reisebeschreibungen paradiren, in allen Albums und Stammbüchern mit geziemend erbärmlichen Phrasen gemißhandelt, und von den Italienern selbst besonnetirt und bestegreifdichtert werden — hört man den Nahmen des anmuthigen Stillplätzchens Santa Rosa kaum außerhalb der freundlichen Dörfchen, welche seine blühenden Gestade bekränzen. Der Grund dieser glücklichen Vergessenheit liegt wahrscheinlich darin, daß die launische Göttinn Mode ihre Arme über dieß liebliche Fragment des Landes, „wo die Citronen blühen,“ noch nicht heißhungerig ausgestreckt hat. Was könnte es auch sonst für einen andern geben? Die Gefahr der Reise ist es nicht; denn die tyrannische Göttinn Mode darf nur ihr Commandowort aussprechen — und alle Räuber in den vielberüchtigten Abruzzen, sammt den Beduinen Arabiens und den Corsaren der Barbaresken, mit ihren Dolchen und Speeren, würden es nicht hindern, daß Reisekutschen, Phätons und Pritschka's voll lieblicher und zarter Gestalten über Hals und Kopf nach dem fraglichen Orte zustürzten. Der Mangel an Bequemlichkeiten ist es noch weniger; denn was sind die meisten Badeorte, als fashionable Beyträge zu Krämpfen, Rheumatismen, und die große Kunstschule, die Börsen der Badegäste durch eine Virtuosität im Plündern auf die möglichste Natureinfachheit zu reduciren? — Auch die Entlegenheit der Gegend möchten wir nicht als Ursache annehmen; denn die flatterhafte Göttinn lispelt nur ein Wörtchen — und die Phantasten spannen volle Segel auf, schiffen trotz Sturm und Brandung herum, machen dem Großherrn einen Morgenbesuch, streifen an den Gestaden der Krimm, um bey dem Pascha von Ägypten die Mittagstafel zu halten, nehmen das Dessert bey dem Sultan von Nubien ein, und soupiren mit den Nachkommen der Königinn Sheba oder den Leuten im Monde. Wie demnach der See von Santa Rosa dem Schicksal entgehen konnte, von den Tausenden und über Tausenden besucht zu werden, welche London allein jährlich nach dem gelobten Lande sendet, läßt sich nur daraus erklären, daß er bis jetzt noch nicht, einem sogenannten — Liebhaber in die Hände gefallen. Aber er möge darum die

Hoffnung nicht aufgeben! Ehe ein Dutzend Jahre über seinen stillen und klaren Spiegel dahinschweben, wird vielleicht eben dieser Spiegel, zu seiner eigenen Verwunderung, auf der einen Seite ein hôtel de quatre nations reflectiren, groß genug, um eine badende Armee einzuquartieren, auf der andern Seite ein paar Nußschalen, die man Badestuben titulirt, auf der dritten ein weitläufiges Fabriksgebäude mit Stühlen und Dampfmaschinen ohne Ende, und auf der vierten endlich, um die Ronde zu vollenden, einen sogenannten Ursprungsbrunnen von eleganten Herren und schmachtenden Damen umlagert, die mit gar merkwürdigen Mienen die Becher zum Munde führen. Eine Promenade von einem paar halbgrünender Bäumchen mit Elegants, Hagestolzen, Witwen, Blondspitzen und ächten Shawls, und — ein Armenhaus aus einigen Löchern bestehend, krönen dann das wundersprühende „Santa-Rosa-Bad!" Wenn die Seenixe davon träumt, wenigstens im Mittelpuncte ihres Teiches von dem Modetreiben verschont zu bleiben, so irrt sich die gute Dame gewaltig. Nicht Ein Fisch wird dann mehr eine ruhige Stunde haben, nicht Eine Woge des reizenden Santa Rosa je wieder im warmen Strahle der Mittagssonne sich spiegelnd Siesta halten. Ewige Wasserparthien werden sich kreuzen, und die Dampfboote unzählige Furchen in seine Fläche wühlen, um neue Gäste zu bringen, die eben so schnell gehen, als sie gekommen. Schlüßlich jedoch wird ein Projectenmacher kommen, der mit dem Finger an der Nase herausklügeln wird, die Gegend sey ohne See weit mehr werth; er wird eine Actiengesellschaft bilden, und darauf zu Jedermanns Verwunderung lostrocknen, bis er den reizenden Santa Rosa mit seinen reichen Gestaden und Lapis-Lazulibänken in einen gräulichen, stinkenden, verpesteten Morast verwandelt haben wird, bis endlich die Mode ihr Antlitz wendet, und ihre Schwingen nach Äthiopien breitet, Hospiz und Hotel dem Ruin preisgibt, den Badearzt an den Bettelstab bringt, den Projectenmacher ins Gefängniß und die verdorbene Bevölkerung als freylich etwas gesetzwidrige Tributnehmer an die Heerstraße versetzt, und endlich den kahlen bejammernswürdigen Seegrund dem Regen des Himmels, den Stürmen der Berge und dem Erbarmen der Natur überläßt, die seine Wunden liebend heilt, und ihn einst eben so prächtig und reizend als früher gestaltet.

Aber Calabrien, so verkannt es auch seyn mag, hat seine eigenthümlichen Erinnerungen, seine Sagen von Liebe, Haß, glücklichen und unglücklichen Abenteuern. Mögen auch einige Spuren ländlicher Rauhheit an diesen Traditionen des Volkes haften, so haben sie doch bey alle dem für den unverdorbenen Empfänglichen wenigstens eben so viel Reiz, als manche Novelle, die Signor Sgricci *) durch unendliche Stanzen in den Hallen Roms improvisirt, oder die Signora Serafina Taddei**), die zehnte Muse von Neapel, in einem glänzenden Salon zur Guitarre lispelt. Denn die wildromantischen Überlieferungen dieses Landstriches tragen meistens jenes originell schauerliche Gepräge, das den Zuhörer mit athemlosem Leben fesselt und ganz zu dem eigenthümlich ausgesprochenen Charakter jener schroffen Umgebungen geschaffen erscheinen.

2.

Vom Wirbel der Scylla bis zu dem fernsten Gipfel der Abruzzen flüstert der Landmann noch geheimnißvoll den Nahmen Cosmo Calderini, bekreuzt sich dabey, und sieht des Abends dann instinctmäßig nach seiner Lampe, ob kein falber Wiederschein im Lichte zu sehen.

Cosmo war der Sohn eines Fischers von Santa Rosa im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, und hatte sich durch seinen persönlichen Muth, durch eine Art natürlicher Überlegenheit bey allen Geschäften und kühnen Unternehmungen des Fischerdörfleins einen gewissen Ruf erworben. Er hatte eine der interessantesten italienischen Physiognomien, und obwohl seine Erziehung gänzlich vernachläßigt war, so wußte er selbe doch durch eine Art von natürlicher Gewandtheit zu ersetzen, die seinen Landsleuten eigenthümlich zu seyn scheint. Seine Geschicklichkeit aber erstreckte sich nur auf gewisse Zweige; so war er einer der besten Schützen im Dorfe, während er ein untauglich gewordenes Netz nicht wieder herzustellen wußte, und hatte auch wenig Glück im Fischfange. Doch war er immer geschäftig. Die einheimische Vorliebe für Musik herrschte ganz in ihm, und seine Guitarre wurde bey allen Heiligenfesten und Hochzeiten in Anspruch genommen. Er war der Barde, der Redner, der Kämpe des Dörfchens, doch durchaus kein Fischer. Er zerbrach sich schon seit langer Zeit den Kopf, wozu er eigentlich am besten tauge, als ihn die Feueraugen einer siebzehnjährigen Ragazza, schlank wie ein Reh und starkgeistig wie die Mutter der Gracchen, ihm glücklich auf die rechte Spur halfen.

Die liebliche Tacinta war eben aus einem Kloster

*) Ein bekannter Improvisator.

**) Gleichfalls als Stegreifdichterinn in Italien gefeyert, von deren Ruhme eben noch alle italienischen Blätter erfüllt waren.

in Lodi heimgekommen, wo sie Augenzeuge eines Sturmes von Catinat's berüchtigtem Regimente auf diese Stadt gewesen war. Sie floh weniger, als sie vom Wirbel der Fliehenden mit fortgerissen wurde.

Aber der Flitter der glänzenden Kriegsleute hatte dem Mädchen den Kopf verrückt, und ihr für immer den Geschmack für das ländliche Stillleben geraubt.

Kaum war sie drey Tage im Dorfe, so war Cosmo nicht mehr Herr seines Herzens. Vergebens spannte er alle Netze aus, um das Goldfischlein zu fangen; schon die nächste Woche wies sie ihn geradezu, entschieden, ja verächtlich zurück, und Cosmo war trostlos. Hätte ihm ein Mann diese Schmach angethan, er hätte es nicht geduldet; aber so knirschte er und schwieg.

Bald gesellten sich zu den Qualen verschmähter Liebe auch jene der Eifersucht. Ein Dragoner ritt mit Depeschen an den Gouverneur von Calabrien durchs Dörflein, und fing sich in Tacinta's Flammenaugen, während er sein erschöpftes Roß fütterte. Der Dragoner war ein Mailänder — eine stattliche Gestalt, und sein Helm, sein Säbel und seine Pistolen, alles blank geputzt und flimmernd, erweckten neuerdings in der feurigen Brünette die einmahl gefaßte Vorliebe für schmucke Soldaten. Er, seinerseits, brauchte nicht mehr Zeit, als nöthig war, seine Maccaroni zu verzehren, um über Hals und Kopf in das Mädchen verliebt zu seyn. Mochte der Kampf sich verzögern, oder der Krieg sich vor die Mauern Turins hinwälzen, mochte die französische Flotte landen oder scheitern — der Dragoner saß unbekümmert und fröhlich plaudernd unter der frischen Epheulaube vor dem Gasthause. Sein Herz brannte lichterloh. — Sicherer war seine Depesche bewahrt, denn diese schlummerte ruhig in seiner Tasche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Byron sul Lete.

(Übersetzung des Gedichtes: „Byron am Lethe," aus den episch-lyrischen Dichtungen von Ludwig Aug. Frankl.)

„Dov'è Lete torvo nocchier,
  Dell' obbliar porto beato?"
„„Là spuma essa in scuro rivier.""
  E l'ombre spariscon ratto.

I lassi di vital pena
  A beve la felice onda,
I desio caldo mena
  Che pace ed obbliar gronda.

Alla ripa va uno muto,
  Il ricordar degli affanni,
A scemar del lutto,
  E della vita gl' inganni.

Rege la mano alla bocca,
  È potator forte ladro, —
E dall' imo fondo scocca
  Di suo viver un quadro.

E dall' orlo delle labbra
  La mano cava ritira,
Chè al sorriso il misro l'apra
. E il terren mondo rimira.

„Tu solo, degli altri di più
  Biancheggiante scarne viso
Non bevi, non vuoi gir più
  Tu mesto nel paradiso?"

Byron.

„„Tutto che il cuor umano fende
  Muore nell' onda di quel rio,
Anche l'amor che in luce splende —
  Un momento — Non bevo io!""

Battista.

Byron am Lethe.

„Dunkler Fährmann, wo ist Lethe,
  Des Vergessens sel'ger Port?"
„„Dort schäumt sie im dunklen Beete!""
  Und die Schatten ziehen fort.

Sehnsucht treibt die Schmerzensmüden
  Zu des Hafens sel'ger Fluth,
Und Vergessenheit und Frieden
  Schlürfen sie mit gier'ger Gluth.

Einer nahet stumm dem Strande
  Zu vergessen Lebensqual,
Zu vergessen seine Bande,
  Was das Leben höhnend stahl.

Und er bringt die Hand zum Munde,
  Ist ein Zecher kühn und wild:
Da tritt aus dem Hintergrunde
  Seines Lebens ihm ein Bild.

Und die Hand, die tief gehöhlte',
  Sinkt ihm von der Lippe Rand,
Und es lächelt der Gequälte,
  Blickt zurück in's Erdenland.

„Du nur, bleicher als die Andern,
  Eingestürzter dein Gesicht,
Willst nicht nach Elysium wandern,
  Du, der Düsterste, trink'st nicht?"

Byron.

„„Alles stirbt in dieser Welle,
  Was das Herz des Menschen bricht,
Auch der Liebe Rosenhelle —
  Ein Moment — Ich trinke nicht!""

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Breslau, den 22. November 1833.

Ihr Wiener Liebling Wild ist die freundlich strahlende Abendsonne am Piehl'schen Theaterhimmel geworden. Bereits der dritte Cyclus seiner Gastspiele hat begonnen, und stets gleicher Erfolg läßt auch einen vierten hoffen und wünschen, wenn nicht das neidische Berlin früher ihn uns entreißt.

Manche der hiesigen Recensenten sind durch Wild's Auftreten in einen wirklich verzweifelten Zustand versetzt. Sollen sie dem gesammten Publicum, welches an ihm (salva venia) einen Narren gefressen hat, widersprechen? Oder, sollen sie einen Sänger loben, der kaum das Recrutenmaß eines Grenadiertambours mißt; nicht immer im Dialog seine südliche Herkunft zu verläugnen weiß, und sich erkühnt, manche Parthie so originell, gediegen und geistvoll zu singen, als wäre er kein Schüler einer hiesigen Musikschule; der noch weiter geht in der Anmaßung, indem er die Parthien individualisirt, und glücklich sich bestrebt, jeden Abend ein anderer zu erscheinen?

Man überzeugt sich immer mehr, mein theurer Freund, wie unendlich schwer es Vielen wird, Vorzüge, Verdienste, Schönheit, Tugend zu erkennen und der Eminenz zu huldigen; während jeder Schulknabe tausend Worte zum Tadel findet, und das Unschöne jedem Pinsel in die Augen springt.

Seit meinem letzten Schreiben trat Wild wieder auf: als Othello, Zampa, zweymahl als Fra Diavolo, Almaviva, Johann von Paris, Don Juan, Murney, Tamino, Hüon, Georg Brown, zweymahl als Licinius, Armand und zweymahl in einer Scene aus Auber's „Braut."

Derselbe Abderismus, welcher in dem trefflichen Jäger keinen Vorzug und keine Tugend erkennen wollte; der mit ächtem Krähwinkler Hochmuth dem Urtheile von Wien und Berlin Hohn sprach, findet jetzt Unendliches an Jäger zu loben, um an Wild tadeln zu können. Läsen mehr als 70 Personen eines dieser Journale, so thäte es wahrlich noth, einen Streifzug gegen diese Bönhasen zu beginnen. Allein Kampf gegen solche Journalistenspaßmachereyen wäre eine Sünde. Ist doch Einer derselben naiv genug zu bekennen, daß Wild's Fra Diavolo, Zampa, Almaviva, Don Juan etc. ihn nicht im mindesten gerührt habe. Will der Mensch gerührt seyn! Den rührte es gewiß, wenn Don Juan am Ende den steinernen Gast hübsch ordentlich um Verzeihung bäthe und bessern Lebenswandel verspräche. Für solche musikalische Recensenten gibt es eigentlich keine Oper außer die „Hussiten vor Naumburg" und „Herodes vor Bethlehem;" man wird selbst gerührt, wenn man solcher Rührung gedenkt.

Das edle Metall der Stimme, Feuer des Ausdrucks und intensive Lebendigkeit der Verbindung des Spiels mit dem Gesang erheben selbst jetzt noch seinen Almaviva, Murney, Tamino unter die merkwürdigen Theatererscheinungen, obgleich jeder Gesangskundige bemerkt, daß sie für ein anderes Diapason und für eine andere Weise ursprünglich berechnet sind. Das Genie überwindet alle Schwierigkeiten, und weiß das Feindlichste und Widerstrebendste zu verschmelzen, zu versöhnen, oder wenigstens mit seinem immer und überall unwillkührlich honorirten Stempel ihm Glauben und Bewunderung zu verschaffen. In der weißen Dame dürfte das Soldatenlied: Komm holde Dame, und das Avenel'sche Thema nicht wohl von irgend einem Sänger markiger, wärmer und pikanter vorgetragen werden können; dasselbe gilt von Johann von Paris. An einer gewissen sentimentalen, schmelzenden Concertvirtuosität überbiethen ihn manche Sänger, welche sonst nicht werth sind, die Schuhriemen ihm aufzulösen. Sein Licinius ist die Weihung des Liebesbundes zwischen Mars und Venus. Son Romano ed amante! tönt jeder Laut aus seiner Brust. Ein edles Meisterstück! Jedoch, damit das errare humanum nicht vergessen werde, ertönt zweymahl in der Oper ein unschönes Überschlagen in ein sehr heterogenes Falsett. Ein Meistersänger sollte billig solche Mittelchen den Diis minorum gentium überlassen, und mit Stolz aussprechen: non omnia possumus omnes. Die fatigantesten und barocken Sätze des Hrn. Hüon strömen voll und leicht und verständlich aus seiner Kehle, und so eindringlich, daß jeder merkt, sie kommen von tiefer Brust herauf. Ich kann trotz vieler traits de Génie niemahls mit diesem Weber'schen „Oberon" mich versöhnen und finde selbst in dem alten Wiener Oberon manches anmuthiger, natürlicher, romantischer, gesünder. — „Don Juan" hatte für die Breslauer einen eigenen Reiz dadurch gewonnen, daß der Liebling Wiedermann wegen plötzlicher Desertion des jungen Bassisten Dettmer den Leporello übernommen hatte. Er zog sich als Meister aus der Affaire, und Wild entzückte im Duett mit Zerline, im Champagnerlied und Ständchen in so hohem Grade, daß gewiß eine Repetition mit schönem Erfolge gegeben wird, wenn gleich der natürliche Bariton und Baßklang durch diese Besetzung in allen Ensembles verloren geht. Solche Erscheinungen machen auch den Laien auf den Unterschied der Qualität der Stimme aufmerksam und auf das Widersinnige in manchen Convenienze teatrali der deutschen Bühne, welche leider so oft noch den Vollgenuß mancher Composition stören, und nicht selten die schönsten Stimmen vorzeitig zu Grabe fördern.

Darüber ließe sich viel sagen, wenn etwas wesentlich Nützliches damit gesagt werden könnte, aber mit Worten kann dem deutschen Theaterjammer nicht abgeholfen werden.

Im Allgemeinen geht es bunt genug zu bey einer scheidenden Theaterdirection. Wild hat das Ganze bis jetzt ehrenvoll aufrecht erhalten. Für den Rest des Jahres werden hoffentlich die Alpensänger, der Tausendkünstler Alexandre, Hr. Kunst, und will das Glück gut, die Damen S. Heinefetter und Schröder-Devrient das Ihrige thun, damit Hr. Piehl so glänzend abtrete, wie er (dem hiesigen Publicum gegenüber) hier fünf Jahre unbestreitbar dirigirte. Der angehende Director (Hr. Haake) sitzt wahrlich nicht auf Rosen. Schwerlich wird das Publicum die Eleganz der Oper, die reizenden Occioni'schen und Kobler'schen Ballete, den Reichthum an Decorationen und Maschinerie vergessen. Indessen, nirgends ist mit dem Publicum besser auszukommen, als hier, so lange die 90,000 Menschen kein eigentliches Abendvergnügen haben, außer dieses Theater der Actionäre, welches die kleinste österreichische Provinzstadt nicht ein Jahr lang in ihrer Mitte dulden würde.

Dem ganzen herrlichen Österreich meine freundlichsten Grüße und Wünsche! Auf Wiedersehen!

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 146 — 5. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

Der Abend sank nieder, und goß alle seine südlichen Reize über die mahlerische Gegend, aber nichts störte die Aufmerksamkeit, womit das schwarzäugige Mädchen an der Suada des gewandten Mayländers hing. Wenn man ihm und seinen ächt militärischen Schwüren zuhörte, so hatte es seit Herkules Zeiten keinen größern Helden gegeben, als eben ihn. Er hatte mehr Feinde vernichtet, mehr Batterien erstürmt, und mehr Fahnen im Kugelregen erbeutet, als jemahls Einer, der geboren wurde, oder geboren werden wird. Doch während das Mädchen in höchster Verwunderung war, vernahm sie einen Laut mühsam unterdrückten Zornes in der Nähe. Cosmo war hier, er wollte zum Abendfischfang in's Boot steigen, als er diese Musterscene ländlicher Entzündbarkeit belauschte. Ein verächtlicher, niederschmetternder Blick, den Tacinta wie höhnisch von seiner mit groben Linnen bekleideten Gestalt auf die hellrothe mit goldenen Schnüren und Trodbeln verzierte Uniform des Dragoners gleiten ließ, steigerte seine Wuth noch mehr. Er warf seine Netze in's Gras, zog seinen Dolch, und würde wahrscheinlich die kriegerische Laufbahn des Reiters mit seinen Großthaten und seinem Leben zugleich geendet haben, hätte er seine Füße nicht in der Eile in's Netz verwickelt. Während er vergebens suchte, sich los zu machen, und indessen sein Feuer ein wenig verkühlte, hatte sein blitzender Stahl die Aufmerksamkeit des Dragoners erregt. Dieser zog seinen Säbel und schwur bey dem Barte Mahomets ihn in Stücke zu hauen, wenn er es wage, einen Schritt näher zu treten. Cosmo lächelte verächtlich, aber sein Zorn war verraucht, er steckte sein Messer ein, nahm seine Netze wieder auf die Schulter, wünschte dem Dragoner mit bitterem Spotte viel Glück zu seiner neuen Eroberung und entfernte sich. So ging er halb vernichtet gegen seine Hütte, die im vollen Mondesglanze da lag.

Es war eine schöne, balsamische Nacht, aber sie lösete nicht den ehernen Panzer der Scham und der Verzweiflung, der sein Herz umschloß. Er konnte sich nicht entschließen schlafen zu gehen, sondern blieb im Freyen am Ufer des Sees. Hier setzte er sich in seine Fischerbarke, und richtete seine Blicke auf den Flug der Falken und Geyer über seinem Haupte, und fragte den Himmel habernd, warum Geschöpfe, wie diese, frey durch die Welt schiffen dürften, während er an das Gestade Santa Rosa's gefesselt blieb. Er schaute dann nieder zum klaren Grund des spiegelglatten Sees, und wünschte tief unten zu ruhen, wie die Kieselsteine am Boden, und seines Bewußtseyns wie seines Kummers mit Einem Mahle enthoben zu seyn. Da zog an der nahen Heerstraße ein Häuflein Reiter vorüber, und

das Schmettern der Trompete goß neuen Fieberbrand in sein erhitztes Blut.

„Dieß sind Männer, wie sie seyn sollen," sprach er dumpf, „Männer, die für ihr Vaterland, für Ehre, Ruhm und Glück kämpfen — und ich soll in diesem elenden Winkel mein Leben hinbringen! Welch ungerechte Willkühr des Schöpfers, den Menschen mit eiserner Hand dorthin zu bannen, wo sein innerstes Gefühl widerstrebt!" Er war in Betrachtung der vollen Mondesscheibe versunken, die wie verklärend am tiefblauen Himmel stand. Gefühle einer ungemessenen Aufregung zuckten durch sein Gemüth und die Gestalten seiner unheimlichen Phantasie schienen sich zu verkörpern. Es zogen glänzende Heerschaaren an ihm vorüber, an deren Spitze er sich selbst im blanken Kriegerschmuck erblickte, er hörte Trompeteuschall, schaute Schlachten in all ihrer geträumten Großartigkeit und schwelgerische Siegesmahle in all' ihrer Üppigkeit, — kurz diese Erscheinungen umschwebten sein ganzes Bewußtseyn, und entrückten ihn auf einen Augenblick dem Gefühle seiner gegenwärtigen Lage.

Plötzlich schreckte ihn eine rauhe Stimme auf, die ihn anrief. Er blickte auf und vor ihm stand ein Reitersmann, der über den See geschifft seyn wollte. Cosmo wandte sich, und ein Mondesstrahl fiel auf des Reiters Antlitz — es war der Dragoner, sein Nebenbuhler. Rache war der erste Gedanke des Fischers. Er schlug sein Ruder in's Wasser, trieb an's Gestade, und die Hand an sein Messer gelegt, erwartete er nur den ersten Schritt des Dragoners in's Boot, um ihn zu durchbohren, und sich so von dem verhaßten Nebenbuhler mit Einem Mahle zu befreyen. Aber der Soldat hatte mit sich, seinem Gepäcke und seinem Pferde so viel zu schaffen, so viele Riemen zu binden und zu schnallen, ehe er das treue Thier in's Boot führte, und so viele Flüche auszustoßen, bis er es dahin brachte, daß Cosmo's neuentflammte Wuth wieder erkaltete. Sein Dolch durfte ruhig in der Scheide weilen, und das Einsteigen des Dragoners in das Boot wurde von keinem andern Ereignisse begleitet, als daß der Kahn ob der neuen schweren Last schwankte, und die klare Fläche des Sees zu unzähligen wie Phosphor leuchtenden Wellen reizte. Jedoch die gute Laune des Reiters hatte auch ihren Antheil dabey, wenn der Fischer und seine Waffe ruhig blieben. Jener sprudelte vor Lustigkeit über. „Diese Nacht," rief er, sich fröhlich die Hände reibend, „muß mich zum Officier befördern, wenn ich jemahls meinen Schnurbart gut soldatisch zu wichsen verstanden. Mit Hülfe meines wackern Rosses und eines tüchtigen Galoppes habe ich den Gouverneur noch vor dem Abendessen erreicht, ihm die Depesche übergeben, und bin nun um einen Beutel voll Pistolen mehr werth als jemahls, wenn ich in's Trinken kam. Sagt mir, wie weit ist von Ventilone hieher?"

„Ventilone," entgegnete sein Zuhörer, „wohl zwanzig Meilen für einen Fußgänger. Ihr werdet doch nicht dort mit dem Gouverneur gesprochen haben, ihr müßtet euch denn aus Zeitvertreib in einen Vogel oder in eine Kanonenkugel verwandelt haben!"

Der Dragoner brach in ein lautes Gelächter aus.

„Mein guter Fährmann," sagte er noch lachend, „wärest du etwas anderes als ein Fischer, ich würde mich gewaltig über dich ärgern. Wir Dragoner, und insbesondere wir, die wir die Ehre haben die Leibwache des Herzogs von Savoyen — den Gott beschützen möge — zu bilden, wir machen uns nichts daraus, in einer Nacht eine halbe Provinz zu durchreiten. Aber mein Geschäft für dieses Mahl soll erst jetzt beginnen. — Wie weit denkst du wohl, muß ich seyn, ehe der Tag anbricht?"

„Nachdem zu berechnen, wie Ihr zum Gouverneur geritten seyd," bemerkte Cosmo mit spötischem Lächeln, „müßt Ihr dann wenigstens in Neapel seyn!"

„Ha, ha! Signor Fischer!" rief der joviale Dragoner mit abermahligem brüllenden Gelächter, „du mußt die Welt erst ein wenig ansehen, denn jetzt hast du wahrlich noch sehr schwache Begriffe von ihr. Nach Neapel? — Ich wette diese Börse mit Goldfüchsen," — und er warf sie in die Höhe — „bis morgen früh muß diese Depesche auf des Generals Tische in Turin liegen!"

Es war nun an Cosmo in ein gewaltiges Gelächter auszubrechen, und er überließ sich diesem fröhlichen Hange nach Herzenslust. Aber der Dragoner ließ sich dadurch keineswegs irre machen, noch erzürnte er sich darüber, sondern er bestand ganz kaltblütig auf der Wette, und zum Zeichen, daß er es ernstlich damit meine, warf er die volle Börse zum Unterpfand in die Hand des Fischers. Mittlerweile war die Überfahrt zu Ende, der Hengst wieherte und stampfte bereits auf festem Boden, das Gepäck war aufgebunden und der schmucke Reiter saß einen Augenblick darauf im Sattel.

„Morgen Nachts um diese Zeit," fuhr er zuversichtlich fort, „siehst du mich wieder, vorausgesetzt, daß ich auf euern schlechten Wegen nicht den Hals breche, oder in einem eurer Sümpfe erstícke. Ihr Calabresen habt, dem Teufel sey's gedankt, Überfluß an dergleichen Vor-

trefflichkeiten. Lebe wohl!“ Er gab seinem Gaule die Sporne, hielt aber in demselben Augenblick das Pferd wieder an. „He,“ rief er, „da hätte ich bald das Beste vergessen! du warst, glaube ich, unwirsch über die schwarzäugige Dirne drüben in der Locanda. Mach dir deßwegen keinen Kummer. Du bist ein zu ehrlicher Junge, als daß ich dir das Forellchen aus dem Netze haschen sollte, obschon es ein höchst verdienstliches Werk wäre, einen hübschen Burschen wie dich, der einen stattlichen Leibgardisten vorstellen könnte, von einer Verplemperung abzuhalten, die ihn auf Lebenszeit, wie einen Kettenhund, an die Thüre einer Dorfschenke festnageln würde. Indessen meinetwegen sollst du das Mondgesicht besitzen, ich wünsche dir von Herzen Glück dazu. Addio.“ Hiemit schwenkte er seine Hand, setzte die Sporne tief ein, schnalzte fröhlich mit der Zunge, und flog dahin wie ein Pfeil vom Bogen.

(Die Fortsetzung folgt).

Grabschrift eines gallichten Recensenten.

(Von ihm selbst.)

Hier lieg' ich nun. Mein Handwerk war das Beißen,
Ich trieb es immerfort, und ruhte nie;
Jetzt werde ich von Würmern ganz zerbissen,
So gibt's im Tode noch Homöopathie!

C. F. Müller.

Die Jägerameisen

Das kürzlich in England herausgekommene Werk: **Domestic Manners and Society in the West-Indies**, theilt über diese Thiere Folgendes mit: Eines Morgens wurde meine Aufmerksamkeit in Laurell Hill (Trinidad) durch eine Schaar schwarzer, den Krähen, wiewohl kleiner als diese, nicht unähnlicher Vögel gefesselt, die auf einem Kalebassenbaum unfern der Küche saßen. Ich fragte einen eben aus dem Garten heraufkommenden Dienstbothen, was wohl die Ursache des Erscheinens so vieler schwarzer Vögel seyn könne, und erhielt die Antwort, daß dieß ein Anzeichen von Gottes Segen sey, und daß noch vor Mittag die Ameisen kommen und die Häuser säubern würden. Ich wurde in diesem Augenblick zum Frühstück gerufen, und da ich die erhaltene Auskunft für abergläubisch hielt, so achtete ich nicht weiter darauf. Ungefähr zwey Stunden später sah ich eine so ungewöhnliche Anzahl Ameisen auf dem Boden des Zimmers kriechen, daß meine Kinder davon belästigt wurden, und sich so auf den Tisch setzten, daß ihre Füße den Boden nicht berührten. Die Ameisen krochen zwar nicht an mir herauf, aber ich war ganz von ihnen umringt. Bald darauf waren auch die Wände von ihnen bedeckt, und dann fingen sie an von Tisch und Stühlen Besitz zu nehmen. Ich dachte, es sey nun Zeit, in ein anstoßendes Zimmer zu flüchten, das nur durch einige aufwärts führende Stufen von dem getrennt war, in dem ich mich befand, und dieß geschah mit der größten Vorsicht, denn hätten wir eine zertreten, so wären wir auf der Stelle bestraft worden. Es befanden sich bereits mehrere Ameisen auf den erwähnten Stufen, doch waren sie hier noch nicht so zahlreich als in dem Zimmer, das wir verlassen hatten; allein das Zimmer selbst, in das wir uns begeben wollten, both den seltsamsten Anblick, denn nicht nur Fußboden und Wände, sondern auch die Decke waren mit Ameisen bedeckt. Das schlecht zusammengefügte Gebälke eines westindischen Hauses biethet stets einer Unzahl von Insecten, besonders aber Kakerlaken, Schlupfwinkel, deren letzte Stunde jetzt gekommen war. Die Ameisen kletterten in dicht geschlossenen Reihen, als ob es in die Schlacht ginge, das Gebälk hinan und warfen die Kakerlaken ihren Cameraden auf den Boden herab, die eben so regelmäßig anrückten, und nun mit vereinten Kräften die todten Körper außerordentlich schnell fortschleppten. Die Kakerlaken wurden entweder von den Ameisen todtgestochen oder durch den Fall getödtet; die Ameisen hielten sich nicht auf, um ihre Beute zu verzehren, sondern schleppten sie in ihren Bau. Die Fenster des Zimmers nach der Windseite waren von Glas, und nun entspann sich ein Gefecht zwischen den Ameisen und den westindischen Wespen (jack-spaniards) auf den Glastafeln. Diese sind zweymahl so groß als eine gewöhnliche Wespe, und ihr Stich verhältnißmäßig schmerzhafter. Sie bauen ihr Nest in Bäumen, alten Gebäuden und zuweilen zwischen die Dachsparren. Diese waren indeß keine so leichte Beute, denn sie bedienten sich ihrer Flügel, was keiner der Kakerlaken versucht hatte. Zwey auf dem Fenster hart verfolgte Wespen flüchteten sich auf das Kleid eines meiner Kinder, dem ich zurief sich ruhig zu halten. In unglaublich kurzer Zeit waren mehrere Ameisen an dem Kinde emporgekrochen, umringten und bedeckten die beyden Wespen, und kletterten dann, ohne dem Kinde das mindeste Leid zuzufügen, ihre Beute nach sich ziehend, wieder herab.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

Nathan der Weise, von G. E. Lessing.

(Dargestellt im k. k. Hofburgtheater.)

Dieses didactisch-dramatische Gedicht, wie es Prof. Engel nennt, ist als der Brennpunct zu betrachten, der alle Strahlen der Verstandes- oder Reflexions-Poesie vereint, wie sie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, durch Leibnitzens Lehre angeregt und gepflegt, die philosophische Weltanschauung der damahligen Zeit repräsentirte. Lessing legte in diesem Gedichte die Resultate seines thatenreichen Lebens und seiner Forschungen, gedrängt und gesammelt, in kostbare Juwelen umgesetzt, in ein harmonisches Ganzes geordnet, nieder*)! — „Fontenelle sagt von Newton," schreibt Mendelssohn in einem wenig bekannten Briefe an den Münzdirector C. Lessing, „er machte sein Weltsystem bekannt, und — starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit ähnlichem Rechte von ihm sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und — starb." —

So wenig Lessing die Absicht hatte, dieses eine Welt von Ideen umfassende Gedicht den Schranken und Anforderungen der Bühne anzupassen, und so wenig Charaktere, die größtentheils meditirend sich aussprechen, weniger aber handelnd dem Auge sich darstellen, für die mimische Verkörperung geeignet zu seyn scheinen; so ist dennoch die Wirkung in der Darstellung groß und ergreifend. Wird das Herz auch nicht unmittelbar gerührt, so dringt doch der goldene Strahl durch den Kopf in das innerste Leben, um desto dauernder seine Wirkung hervorzubringen. Da die Dichtung selbst, Eigenthum der Deutschen, im buchstäblichen Verstande, die gleichsam ihren Ideen und Gedanken assimilirt wurde, keine nähere Beleuchtung erfordert; so beschränken wir uns bloß auf einige Andeutungen, die Darstellung betreffend.

Nathan ist für Hrn. Anschütz wie geschaffen. Wo könnte dieser große Künstler seine tiefe Einsicht, die Klarheit und Harmonie der Rede, und endlich die Würde der Haltung mehr geltend machen als im Nathan, der seine große Seele einzig und allein im Worte offenbart? Selbst seine großherzige Resignation und edle Handlungen erzählt er uns. — Meisterhaft wie der ganze Charakter war, darf der Vortrag der Erzählung von den drey Ringen unübertrefflich genannt werden. — Mit ungemein vieler Zartheit und Anmuth, gehoben durch die liebliche äußere Erscheinung, spielte Dlle. Peche die Recha, so wie Hr. Löwe mit begeisternder Wahrheit den Templer. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, Alles, was dieses einzige Wort enthält, aufzuzählen. — Mit vielem Adel stellte Hr. Korn den Saladin dar. Die Würde seines Vortrags wie seine harmonische Haltung waren gleich ausgezeichnet. — Unübertroffen steht Hr. Costenoble als Klosterbruder da. Wer diesen mit den zunehmenden Jahren an Vortrefflichkeit zunehmenden Künstler nur in dieser einzigen Rolle gesehen, kann den Kunstreichthum dieses Proteus genugsam ermessen. Höchst lobenswerth müssen endlich noch die Schauspielerinnen Lembert und Pelier, und die HH. Koberwein und Wilhelmi in ihren Rollen genannt werden.

Letteris.

(Theater in der Leopoldstadt.) Zur Einnahme der Dlle. Caroline Planer wurde Schadetzky's Pantomime: „Der Zauberzweig, oder Piccol der lebendig Todte" neu in die Scene gesetzt.

Sonnabend den 23. November ging eine neue Posse mit Gesang in 2 Acten, betitelt: „Die dreyfache Heirath durch eine Schneelawine," mit Musik vom Capellmeister Wenzel Müller, spurlos über die Breter. Wenn die in Rede stehende theatralische Erscheinung das Erstlingsproduct eines angehenden Bühnendichters wäre, hätte die Kritik die menschenfreundliche Verpflichtung auf sich, die Gebrechen zu rügen, dieselben durch Gründe zu unterstützen, um den Verfasser dadurch für die Zukunft vor gleichen Irrwegen zu warnen. Es würde sich nähmlich die Frage stellen, welch' sonderbare Begriffe der Dichter vom Komischen habe, und was er eigentlich unter der Benennung Posse verstünde? Denn, was soll wohl hier komisch seyn? das Sujet? der Dialog? die Situationen? die Charaktere der Personen? Wir haben den zureichendsten Grund, uns über getäuschte Erwartungen zu beklagen, da der Verfasser ein Veteran der localen Muse ist, welcher durch hundert von Erzeugnissen bewiesen hat, daß es ihm durchaus weder an Beruf noch an Geschicklichkeit fehlt, Genießbares zu liefern, in diesem Machwerke aber gewaltig unsere Discretion in Anspruch nimmt. Dieses Stück ist dermaßen fehlerhaft, daß es nur Ein Gebrechen genannt werden kann. Daher der mildesten Kritik nichts anderes erübrigt, als in generali den Stab zu brechen, um das Publicum mit Detaillirung eines uninteressanten Sujets und seiner flüchtigen Bearbeitung nicht zu ermüden. Da übrigens der Dialog mit dem Werthe dieses Stoffes Hand in Hand ging, die Musik eine eben so treue Begleiterinn war, so ist es wohl nicht zu wundern, wenn die Aufnahme dieser Ephemere ganz lau blieb, und das Publicum sich nur auf die Bemühung der wackern Darsteller beschränkt sah. Dieselben leisteten auch wirklich, was unter solchen Umständen zu leisten war, denn das Spiel der Dlle. Jäger (Gretli), Mad. Schack (Sabine), Mad. Forster (Ännerl), dann der HH. Srutta (Swendi), Fermier (Invalide), Brabbée (Arnold), die vorzugsweise beschäftiget wurden, war der einzige Anker, an dem sich das lecke Schifflein erhalten konnte. Die Übrigen traten minder in den Vordergrund. Die imposante Schlußdecoration des ersten Actes, eine beschneyte Gebirgsgegend vorstellend, fand allgemeinen Beyfall, und erwarb dem verdienstvollen Theatermahler, Hrn. Mich. Mayer, wegen Abwesenheit von dem Director Hrn. von Marinelli repräsentirt, die Ehre des Vorrufens. Der Besuch war nicht außerordentlich zahlreich.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Concert-Anzeige.

Der Flötenspieler des k. k. Hofburgtheaters und Professor am hiesigen Conservatorium, Hr. Aloys Khayll, wird künftigen Sonntag den 8. December um die Mittagsstunde im Saale der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates ein Concert veranstalten, welches aus nachfolgenden Nummern besteht: 1. Ouverture. 2. Erster Satz eines neuen Doppelconcertes für zwey Flöten, von Anton Pfeiffer, vorgetragen von Hrn. Scheibl und dem Concertgeber. 3. Declamation: „Heilung," Gedicht von Egon Ebert, gesprochen von Dlle. Fournier, k. k. Hofschauspielerinn. 4. Erster Satz des A-moll-Concertes von Hummel, vorgetragen von Hrn. Henselt. 5. Lied: „Die beyden Nachtigallen," in Musik gesetzt für zwey Baßstimmen von Hrn. Hackel, gesungen von Hrn. Pöck, Sänger des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, und Hrn. Borschitzky, Sänger der k. k. Hofcapelle, auf dem Pianoforte begleitet von dem Compositeur. 6. Variationen für Harfe, Violoncell und Flöte, von Stadermann vorgetragen von Mad. Lorenz, Hrn. Borzaga und dem Concertgeber. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in der Kunsthandlung des Hrn. Diabelli und Comp. am Graben, und am Tage des Concertes an der Casse zu haben.

*) Siehe Lessing's Schreiben an Mendelssohn am Ende der Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes. Berlin 1785.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 147 — 7. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

3.

Gar wunderlich war dem jungen Fischer in der Nacht nach diesen Vorgängen zu Muthe. Er hielt zwar noch immer die Wette des Dragoners, Turin, wohin er einen Monath zu reisen gehabt hätte, in einer Nacht erreichen zu wollen, für eine tolle Spiegelfechterey, aber schon der Nahme Turin, und Residenz, regte seine Einbildungskraft auf, und die sonderbarsten und verworrensten Scenen rauschten an ihm vorüber. So träumte er wachend bis zum hellen Morgen. Den Tag über streifte er im Walde umher, doch schon mit Sonnenuntergang zog es ihn wieder an das Seeufer, weniger aus Neugierde — denn er erwartete keineswegs den Dragoner da zu finden — sondern aus einem ihm selbst unerklärbaren Hange, von dem er sich auch keine Rechenschaft geben mochte. Als er an die Stelle kam, wo der Dragoner Abschied von ihm genommen hatte, lächelte er über seine eigene Einfalt, daß er die Prahlerey auch nur einen Augenblick für Ernst halten konnte. „Unmöglich!“ rief er aus, „nur der böse Feind selbst müßte ihm helfen!“ In dem Augenblicke war es ihm, als vernehme er von ferne Pferdegetrappel. Er täuschte sich nicht, es kam immer näher und näher, und jetzt hörte er auch Waffengerassel. Das mußte ein Soldat seyn. Einige Minuten darauf war seine Neugierde befriedigt, denn — der Dragoner stand vor ihm, streichelte seinem schäumenden Rosse die Mähnen, warf seinen Helm in's Gras, wischte sich den Schweiß vom erhitzten Gesichte und schwur bey dem Barte der Jeanne d'Arc (ein früher noch von den Engländern her spottweise sehr gebräuchlicher Schwur), so schnell wie dieses Mahl sey er wahrlich noch niemahls geritten, der heutige Ritt wäre sein Meisterritt. Der Fischer sah ihn mit großen Augen an.

„O, ich sehe schon, woran du denkst, mein Freund!“ rief der Dragoner, behend vom Pferde springend. „Du denkst an Etwas, das manches Menschengesicht sauer verzieht — an den Verlust deines Geldes. Ich habe meine Wette gewonnen.“ — Cosmo war starr vor Erstaunen. — „Zweifelst du vielleicht an meinen Worten,“ fuhr der Dragoner fort „so können wir es vermittelst meines Gefährten,“ er schlug an seinen Karabiner, „ohne weiters in's Reine bringen. — Doch nein! Du bist ein hübscher Bursche, und kannst noch etwas Gescheideres anfangen, als dich in einer Fischerjacke erschießen zu lassen. Nun, um dir einen Beweis zu geben, daß ich mein Wort ehrlich gelöst habe, sieh her!“ Er entfaltete vor dem erstaunten Fischer einen Empfangschein über den Brief des Gouverneurs, ausgestellt am Morgen desselben Tages in Turin und von der Hand des Herzogs selbst unterzeichnet. „Zweifelst du noch, so blicke

hieher!“ Hiemit knöpfte er sein Wamms auf, und zeigte den herzoglich savoyischen Adlerorden, sammt einem Belobungsdecrete der ausgezeichneten Dienste Gaspar Gasparoni's (dieß war sein Nahme), ebenfalls von diesem Morgen in Turin datirt. „Dieß Alles,“ sagte er nun triumphirend, „wird doch endlich hinreichen, um dich zu überzeugen, du ewiger Zweifler, und dir zugleich beweisen, daß in des Herzogs Diensten alles seinen gebührenden Lohn findet. Gestern war ich noch Gemeiner, heute bin ich Ritter, und morgen ein wohlbestallter Officier in der Armee.“

„Und was werde ich seyn?“ rief Cosmo unwillkührlich und schmerzlich aus.

„Ein prächtiger Fischer, ohne Zweifel!“ spottete der Reiter. „Je nun, es muß Menschen für alle Stände geben, eben so gut Aale zu fangen und Psalmen zu bethen, als Orden zu tragen und Heldenthaten zu verrichten. Und am Ende habt ihr friedlichen Leute noch den besten Theil. So wirst du, mein guter Fischer, noch in fünfzig Jahren ganz gemächlich hier sitzen und Forellen angeln, während ich dann entweder schon Herzog oder todt bin.“

Jedes Wort fiel wie glühende Lava in die Seele des jungen Mannes. „Eben fällt mir etwas bey,“ fuhr der Dragoner fort, „du bist mir noch einige Zechinen schuldig, es waren deren hundert und fünfzig in dem Beutel, den ich dir zurückließ. Wollen wir die ganze Schuld auf Einmahl ausgleichen?“ Cosmo hatte sowohl auf die Wette als auf die Börse ganz vergessen. Der Dragoner aber, sein Stillschweigen dem Umstande zuschreibend, daß er kein Geld bey sich habe, both ihm an, mit ihm nach Hause zu gehen. Cosmo erschrak, er schämte sich seiner dürftigen Behausung, und hätte den Besuch gerne abgelehnt; aber der Dragoner war bereits auf dem Wege, und ehe Cosmo noch einen Entschluß fassen konnte, hatte jener schon den Holzweg gefunden, die kleine Brücke überschritten, und saß unversehens an der Thüre der Hütte, mit dem alten Vater in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, indessen seine Augen eine Unterhaltung zärtlicherer Art mit Jacquelina, der reizenden Schwester Cosmo's, anknüpften. In bewunderungswürdig kurzer Zeit hatte er sich zum allseitigen Favoriten erhoben, und der alte Mann, verblüfft über die Menge von Sachen, die Jener gesehen, die Abenteuer, die er bestanden, die Feste und Feldzüge, bey denen er, nach seiner Aussage, eine Hauptrolle gespielt hatte, bestand darauf, daß er die Nacht unter seinem Dache zubringen solle. Der Diensteifer des Dragoners ließ etwas nach, und mit einem Blicke, der Jacquelina deutlich sagte, diese Herablassung sey bloß ihren Reizen zuzuschreiben, nahm er das Anerbiethen an. Aber um Mitternacht hörte Cosmo das Pferd des Fremden vor der Thüre. Er erhob sich schnell von seinem harten Lager und sah den Dragoner bereits im Sattel und auf dem Puncte wegzureiten.

„Woher diese Eile?“ rief Cosmo.

„Mein guter Junge!“ erwiederte Jener, „Essen und Trinken macht träge, und so hätte ich bald vergessen, daß ich um Mitternacht (hier flammten seine Augen höher) ein Geschäft habe, das kein Anderer für mich verrichten kann. — Was die Wette betrifft, so hast du sie verloren. Ich vermuthe auch beynahe, daß du meine Börse verloren hast. Nun so mag's drum seyn. Im Dienste gewöhnt man sich an so etwas. Wir verlieren heute Hunderte und gewinnen morgen Tausende. Das verschlägt nicht viel. Lebe wohl!“

Cosmo fiel ihm in die Zügel, und im edlen Selbstgefühl seiner Redlichkeit sagte er ihm, daß die Börse verschwunden sey, er wisse nicht wie. Aber er wolle sein Netz, sein Boot und alles, was er besäße, zu Gelde machen und ihm seinen Verlust ersetzen, nur möge er ihm eine Frist gewähren.

Jedoch der Krieger schüttelte ihm treuherzig die Hand, wie ein alter Camerad. „Da sehe ich nur Einen Weg,“ sagte er, „wie du mich bezahlen kannst. Unser Herzog will seine Leibwache vergrößern und sucht hübsche schmucke Recruten. Du bist ein ganzer Bursche, werde Soldat! denn, unter uns, ein Fischer ist ein Bettelhandwerk für einen Jungen von deinem Ansehen und deiner Gestalt.“

Cosmo's Herz schlug hoch auf. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz stürmten in ihm empor — aber was sollte aus seinem alten von Mühsal erschöpften Vater, was aus seiner Schwester werden, zu jung und zu reizend, um sich selbst überlassen zu werden!

Der Dragoner kam diesen Einwürfen zuvor. „Was deine Familie betrifft,“ sagte er hastig, „so mußt du dir deßwegen keine Scrupel machen. Denn erstlich: werden sie wahrscheinlich die Börse finden, deren Inhalt für sie jahrelang ausreicht. Und in einem oder in ein paar Jahren wirst du Officier seyn, und dann magst du sie mit dem Degen in Schutz nehmen, der ganz anders versorgt, als Netz und Fischangel.“

Nur zu bereitwillig horchte der Jüngling auf die sanften Reden des Verführers. Ein gesatteltes Roß stand — er wußte nicht durch welche Mittel — für ihn sogleich in Bereitschaft. Der Dragoner sagte, es gehöre

einem Capitän, der es in Turin zurückgelassen hätte. Unverzüglich hob er den beynahe träumenden Fischer in den Sattel, schnalzte mit der Zunge — und dahin flog das Thier mit einer Blitzesschnelle, die den armen Cosmo vollends verwirrte. So stürmten die beyden Reiter ohne Aufenthalt über Berg und Thal rastlos fort, ohne daß an den Rossen auch nur die mindeste Erschöpfung zu bemerken gewesen wäre. Nichts unterbrach ihren rasenden, beynahe beflügelten Lauf. Um des Fischers Haupt drehten sich die Sterne, die ferne Alpenkette, Dörfer und Städte im bleichen Mondeslichte mit fast gespenstigen Reigen, bis der erste rosige Morgenschleyer am fernen Horizont aufdämmerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Luise.

Mein Lied hast Du geküßt?
Ey, wie Du wunderlich bist!
Küsse mich; singst Du wieder,
In mir sind noch hundert Lieder.

Aug. Schilling.

Anekdote.

Bey einem Doctorschmaus ging es anfänglich sehr still und ernst zu. Hauptsächlich sprach ein Herr E... über Tafel, als wenn er auf dem Katheder stände, und unter andern äußerte er sich sehr pathetisch: „Die Vernunft ist das schönste Vorrecht des Menschen, es ist der Zügel, womit er seine Leidenschaften bändigen kann und soll.“

Nach und nach, als die Gläser oft gefüllt und wieder geleert wurden, verwandelte sich dieser ernste Ton in einen heitern und der Doctorschmaus in ein lustiges Mahl. Herr E... hatte sich den Wein so gut schmecken lassen, daß er nach seiner Wohnung geführt werden mußte.

Den Tag darauf begegnete ihm Jemand, der auch an dem Schmause Theil genommen, auf der Straße; er redete ihn an und fragte ihn: „Wie befinden Sie sich nach dem gestrigen Festmahl?“

„So ziemlich!“

„Aber,“ fuhr der Erstere sarkastisch fort, „wo haben Sie denn gestern Abend Ihren Zügel gelassen?“

„Lieber Freund! den legte ich bey Seite, um desto besser trinken zu können.“

Räthsel.

Wenn ich im Theater nächst dem Kärnthnerthore bin,
Ziehen Menschen stromweis zu Thaliens Tempel hin;
Bin ich aber im Theater nächst dem Kärnthnerthor',
Kommt kein Mensch dort hin, kein einz'ger Wagen fährt vor.

Heinrich Proch.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde zum ersten Mahle gegeben: „Der Buckelige,“ Schauspiel in fünf Aufzügen, nach Sheridan-Knowles bearbeitet von Joseph Wertheimer.

Wenn wir unsere Meinung später als gewöhnlich über dieses dramatische Product dem Publicum mittheilen, so geschieht dieß, weil wir uns durch mehrmahligen Besuch von seiner Wirksamkeit gerade auf das Publicum überzeugen wollten, nicht um eben auch unser Urtheil darnach einzurichten, sondern um eine Thatsache vor uns zu haben, die manche Bemerkung zur unläugbaren Wahrheit erheben dürfte. — Der Inhalt des Stückes läuft, wenn auch nicht eine Reihe von Jahren, doch eine weite Folge menschlicher Empfindungen und Umwandlungen durch, und gewinnt damit das Ansehen einer reichen Conturenzeichnung, wobey die Ausführung im Detail natürlicherweise nicht Statt findet, ja sogar die Harmonie einzelner Theile dem als verletzt erscheinen dürfte, der nicht das Ganze als solches recht ins Auge zu fassen, und sich auf jenen entfernteren Standpunct zu stellen versteht, welcher allein zur Beschauung von derley Gemählden als geeignet gewählt werden muß. — Miß Fanny ist die Pflegetochter des Sir Walter, welcher wegen seines natürlichen Gebrechens der Buckelige heißt, und als Anwalt die Geschäfte des Grafen von Rochdale besorgt, der plötzlich durch den Tod eines Vetters zu diesem Nahmen und einem unerhörten Vermögen gekommen ist. Walter erzieht seine Pflegetochter mit aller Sorgfalt, ja mit jener Art von System, welches bey späterer lebendigerer Erwachung von Gefühlen immer, bey guten Naturen nur für eine Zeit lang, bey schlimmer gearteten unwiederbringlich sich in seinen Lügen straft und als einseitig erweiset. Miß Fanny kennt nur das Land, nicht die Reizungen der Stadt; sie kennt nur die älterliche Liebe, nicht jene feurige des Temperamentes. Walter selbst hat ihr einen Gemahl ausgesucht, einen edlen Mann in gesetzteren jugendlichen Jahren. Baronet Clifford, den er auf frischer That seines vortrefflichen Charakters kennen gelernt. Fanny's unverdorbenes Gemüth fühlt sich zu ihm aus natürlichem Triebe gleich angezogen, ihr Herz liebt ihn. — Allein bald erwachen, indem der Zeitpunct der Reife nun herangekommen, wo auch das Unkraut im Sonnenstrahl der Liebe mit emporzuschießen pflegt, alle weiblichen Schwächen in ihrem begehrenden Gemüthe. Die Kunde, daß ihr Bräutigam unendlich reich sey, erweckt bey ihr erst die spielenden Wünsche, die sie, gleich Kindern, mit diesem Gelde befriedigen wolle, die Eitelkeit, die Putzsucht erwachen allmählig; und alle diese Keime eines vergnügungssüchtigen weiblichen Gemüthes wuchern üppig zum ästereichen Baume, als Fanny nun das Landleben verlassen, und die Stadt mit ihren tausend und tausend Reizen beziehen soll. Sie äußert ihre Vorsätze und Wünsche in etwas grellem, unbedachtsamen Ausdrucke zu ihrer Freundinn Helene, die Clifford zufälligerweise hört, und von dieser Stunde an seine Braut verläßt, sich also getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen wähnend. Allein wahre Liebe wurzelt tiefer, als die leichten Schwachheiten, die bisweilen auch das edelste Gemüth, gleich Wölkchen vor der immer siegreichen Sonne, zu trüben, zu verfinstern vermögen. Fanny fühlt sich durch diese

Verschmähung ihrer Person auf das äusserste gekränkt, sie stürzt sich nun erst recht in den Taumel der Vergnügungen, und als der Graf von Rochdale um ihre Hand anhält, und der durch Clifford's Zurücknahme seines Versprechens gleichfalls höchst aufgebrachte Sir Walter ihr zu dieser Verbindung räth, gibt sie ihre Einwilligung, mehr im Gefühle der ihr widerfahrnen und nun sich rächenden Kränkung, als auch nur der leisesten Liebe zu dem Grafen. — Clifford aber begegnet das Unglück, daß er durch das Wiedererscheinen eines todtgeglaubten Verwandten Rang und Reichthum vollends verliert, so daß er als Secretär in Dienste zu Rochdale treten muß, und dieser ihn als Abgesandten zu seiner Braut schickt, um einiges in Ordnung zu bringen. Diese Scene ist die meisterhafteste, grandioseste der ganzen Handlung. Wie Fanny ihren nie vergessenen Geliebten in der Erniedrigung erblickt, erwachen ihre edlen Gesinnungen um so mächtiger, jetzt will sie sein Weib werden, nach keinem Flitter mehr verlangend, der früher in allzuheftigen Wünschen ihre Sünde gewesen. Allein der erbitterte Sir Walter scheint unerbittlich. Die Stunde der Verlobung mit dem Grafen muß noch am selben Tage gefeyert werden. Als Fanny nun auch in feyerlicher Versammlung ihre Weigerung erklärt, ihr Herz dem armen Secretär Clifford anbiethet, beyde zermalmt in Seelenangst dastehen, geläutert in ihrer Liebe durch unendliche Leiden, glaubt es Sir Walter genug, insbesondere, da Rochdale, durch einen herzlosen Gecken geleitet, von der Verbindung nicht abstehen will, und er erklärt, daß er selbst der rechtmäßige Graf Rochdale und Besitzer aller Güter sey, daß sein Vater ihn wegen seiner Mißgestalt von der Erbschaft vorläufig ausgeschlossen, nun aber der Fall eingetreten sey, wo er seinem verstorbenen Verwandten rechtmäßig folge, und daß der arme Clifford jetzt die reiche Gräfinn zur Gattinn haben solle, um die er ihres und seines Fehlers halber so viel geduldet.

Das Publicum befand sich am ersten Abende der Vorstellung dieses Stückes beyläufig in demselben Falle, und auch in seiner Stimmung eben so geartet, wie ehemahls bey Raupach's „Vormund und Mündel." Es fühlte die überaus großen Schönheiten des Werkes, wurde aber durch einiges Fremdartige in diesem Vergnügen gestört, das nicht zum begeisterten Ausbruche, eben weil es nicht ganz ungetrübt war, kommen konnte. Die späteren Wiederhohlungen, wobey aber auch einige zweckdienliche Kürzungen vorgenommen worden sind, hatten alle ein günstigeres Geschick, und blieben bis zur neuesten Zeit fortwährend sehr besucht. Sollte bloß einiges Ungewöhnliche in der äußern Form, nur das etwa dem Engländer besonders Eigenthümliche diese erste Befremdung beym Publicum erregt haben? Wir glauben nicht. Der Grund liegt tiefer. Unser Publicum hat wahren Tact, ich möchte ihn Instinct nennen, für das eigentlich Dramatische, das ohne Zweifel nicht in kühnen Umrissen besteht, als vielmehr in jener innigen, recht eigentlich individuellen Entwicklung des Lebens und der Charaktere, wo alles in ursächlicher Verbindung nicht allein steht, sondern auch so erscheint, wo man nicht von einem erhabenen Standpuncte, wie etwa im Epos oder in der Weltgeschichte, einen weiten Horizont zu überblicken braucht, sondern lieber einen Faden, ein Gewebe, der sich vom menschlichen Herzen spinnt, mit dem Mikroskope mißt und betrachtet. Dieß ist aber in gegenwärtigem Schauspiele nur in einzelnen, zwar schönen, mit seltener Meisterschaft behandelten Scenen der Fall. Über den Eindruck des Ganzen scheint das Publicum bey ersten Vorstellungen richtiger, schärfer, strenger zu urtheilen, weil die Seelenkräfte da mehr in Spannung sind, mehr Zweck und Ursache in ihrer entwickelnden Thätigkeit verlangen, während man bey wiederhohlter Anschauung, darüber im Reinen, mehr die Einzelnheiten würdigen kann, und was man dem Ganzen nachgesehen, von dieser und jener herrlichen Scene einzubringen weiß. Unsere Meinung ist, daß Stücke dieser Art immer nur schöne Ausnahmen, nie die Norm und Regel in der dramatischen Form und Art bilden sollen, zumahl nicht als Conversationsstücke oder Lebensgemählde, wo selbst die Handlung der Entwicklung von Charakteren nachsteht und nicht nöthig ist, daß viel geschieht, wenn es nur recht anschaulich, recht begründet geschieht. Eine andere Licenz genießt der Bearbeiter eines großen historischen Stoffes, wo Raum und Zeit sich nicht immer fügen wollen, dem Höheren, der Idee des Ganzen. Die Bearbeitung trägt noch Spuren einiger Ungewandtheit, nahmentlich in der Sprache, die, wie man zu sagen pflegt, für den Schauspieler mundrecht seyn soll.

Die Darstellung des Stückes gehört zu den gelungensten. Dlle. Peche und Hr. La Roche, als Miß Fanny und Sir Walter, haben ihre in der That glänzenden Künstlergaben in diesen Parthien entwickelt. Wir bewunderten das reiche Gefühl und zugleich die liebliche Delicatesse dieser von Tag zu Tag höher sich schwingenden Künstlerinn, und waren recht eigentlich hingerissen in der großen schönen Scene, wo Clifford als Abgesandter bey ihr erscheint. Hr. La Roche stand als Walter auf gleicher Stufe von Vollkommenheit mit seinem bewunderten Pflegling. Ein so festes, markiges Colorit, als er seiner Rolle vom Anfange bis zum Ende gab, ein Interesse, das dieser geheimnißvollen Erscheinung, ohne eben bestechende Farben aufzutragen, durch bloße Natürlichkeit von ihm verliehen wurde, ist nur von einem Charakteristiker wie Hr. La Roche par excellence es ist, zu erreichen möglich. Da alle übrigen Parthien diesen beyden an Bedeutsamkeit weit nachstehen, außer die des Clifford, der von Hrn. Korn gegeben wurde, so führen wir ihre Nahmen als Lob der gelungenen Leistung an: Helene, Mad. Anschütz; Modus, Hr. Fichtner; Graf Rochdale, Hr. Weber; dessen Freund, Hr. Herzfeld; Franz, Hr. Wothe.

Cemin.

Concertanzeige.

Für morgen, den 8. December, veranstaltet der Capellmeister Hr. Franz Lachner um die Mittagsstunde im k. k. kleinen Redoutensaale eine musicalische Academie, worin er eine neue große Symphonie (in F) und den Schlußchor zum Oratorium: „Moses" zur Aufführung bringt. Hr. Lachner ist als gediegener und gründlicher Componist zu bekannt und beliebt, als daß es mehr als dieser Ankündigung bedurfte, um die Musikkenner und Freunde zum Besuch dieser interessanten Unterhaltung zu vermögen. Es wird nicht vielerley, aber hoffentlich viel gebothen. Eintritts-Billete zu 1 fl. 12 kr. C. M. erhält man in allen Kunsthandlungen und am Concerttage an der Casse.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 148 — 10. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

4.

Die reißend schnelle Bewegung, eine unter diesen Umständen so natürliche Angst und ein verworrenes Gefühl, von dem sich Cosmo keine Rechenschaft geben konnte, hatten ihn so betäubt, daß er, als er im Morgenschimmer die Hauptstadt Piemonts vor sich sah, alles Bewußtseyn seiner Reise verloren zu haben schien, und sich fragte, ob er Tage und Wochen, oder bloß einige Stunden auf dem Wege zugebracht habe. Es war ihm wie ein Fiebertraum entschwunden, und nur Beklemmung und ein unheimliches, nahmenloses Gefühl in ihm zurückgeblieben. Aber eine Ansicht eröffnete sich vor seinen entzückten Blicken, die all' seine schlummernden Empfindungen erweckte. Im Busen des reizendsten aller Thäler rang es sich los aus den Armen der Nacht, das glänzende Turin, dessen Schönheit in Italien sprichwörtlich geworden, die stolze Pallaststadt. Thürme schossen wie lichte Flammen liebend zur aufsteigenden Sonne, weite Dome dehnten ihre köstlichen Körper wie Goldgebirge empor, Marmorgebäude strahlten gleich dem Krystallschnee auf den Alpenketten, dazwischen schauten blühende Gärten wie verschämte Mädchenköpfe hervor — es war ein wunderbares, mährchenhaftes Bild. Ein ungeregelter Strom der reinsten Wonne drang aus des Jünglings Brust, und er faßte unwillkührlich die Hand seines Begleiters und drückte sie dankbar. In demselben Augenblicke zog ein interessanterer Gegenstand seine Aufmerksamkeit auf sich. Denn der Gipfel der Bergkette — worauf sich gegenwärtig das Meisterwerk der Alpenarchitektur, das Mausoleum der Könige von Sardinien erhebt, — begann sich zu verhüllen. Cosmo starrte den Horizont an, der sich wie mit Donner umwölkte, und sein Begleiter lächelte mit seinem gewohnten sarkastischen Ausdrucke, aus Humor und Anmaßung gewoben.

„Ho," rief er, „ihr Fischerleute guckt immer nach dem Wind. Aber die Wolke auf dem Alten drüben ist nicht so eine, die die Forellen schreckt. Es wird donnern, vielleicht auch blitzen, aber es ist ein Donner der Menschenmacht, ein Donner des Ruhmes, der Ehre und des Sieges. Er haucht die Narren und Faulen zu Tausenden hinweg von der Oberfläche der Erde, und macht für wackere Leute Platz. Schau' einmahl hin, Fischer, und errathe mir mit deiner Wetterweisheit, von welcher Seite der Sturm übers Gebirge kommt."

Der Hohn in des Dragoners Worten war so stechend, daß Cosmo sein Messer flammend aus der Scheide riß. „Hört," rief er höchst gereizt, „jetzt ist's genug! Warum muß ich mich immer und ewig einen Fischer schelten hören? Hab' ich nicht meinen See, meine Hütte, Vater, Liebchen und Heimath verlassen, um Euch zu fol-

gen, und bin nun bereit, alles zu unternehmen, was Ihr von mir begehrt!" —

Bey diesen Worten wurde des Reiters dunkles Antlitz geröthet, und sein kühnes Auge erglühte triumphirend. „Bravo, du bist ein ganzer Kerl!" rief er, und betrachtete wohlgefällig die athletischen Formen des jungen Calabresen, „aus dir kann man schon etwas machen! Aber ich kann nichts ohne deinen Willen thun," fügte er dumpf und beynahe tonlos hinzu, „mit uns muß der Mensch seinen eigenen Weg gehen, sey es zum Guten — oder zum Bösen!"

Der Jüngling horchte nicht viel auf ihn, und fuhr lebendig fort: „Ich bin hieher gekommen und will Soldat werden. Will man mich in die Garde des Herzogs aufnehmen, — gut, wo nicht, wende ich mich an den nächst besten Werber, der einen tüchtigen Burschen braucht."

„Bravissimo!" schrie Jener, „du sollst in meine Compagnie eintreten. Ich wäre nicht im mindesten verwundert, wenn ein so stattlicher Bursche die Augen des Herzogs oder seiner erlauchten Gemahlinn auf sich zöge, und wenn du am Ende als ein wohlbestellter Hauptmann einherstolzirtest, oder etwa gar ein Ehrenfräulein vom Hofe heimführen würdest!" —

Gewaltiger Kanonendonner unterbrach jedes weitere Gespräch. Wie das erderschütternde Krachen des tobenden Hecla brach er aus dem Thale herauf, und hallte in tausend entsprechenden Abstufungen von den Berggipfeln nach. Eine dichte Rauchwolke verhüllte zu gleicher Zeit den ganzen Umkreis der Stadt, und als sie sich nach und nach erhob, zeigte sich auf den Thürmen und Bastionen Turins das hochflatternde Banner des Herzogs von Savoyen.

Wieder schwoll die Wolke um die Mauern empor, wie eine frischgefallene Lawine von den Alpenhöhen, wieder rollte das Donnergebrause von Berg zu Berg, und brüllte ringsumher, bis der ganze Gesichtskreis in einem entsetzlichen Chaos von Feuer, Qualm und Finsterniß schwebte.

„Hier," rief jetzt der Krieger begeistert aus, „hier sieht man doch etwas, was der Mühe lohnt. Gerade recht bist du gekommen, Freund! Die Franzosen unter Catinat belagern die Stadt. Das sind wackere und tüchtige Leute im Gefechte, die keinen Pardon geben und nehmen; aber sie werden sich dennoch die Köpfe blutig rennen. Zehntausend von diesen prächtigen Jungen, die den Mond stürmen wollten, wenn sie nur Leitern dazu hätten, werden noch diese Nacht unter den Maulkörben unserer Kanonen ruhen, ihre nassen Betten für immer auf dem Rasen aufschlagen, und ihren großen Ludwig um keine Rationen mehr angehen. Recht so, und was denkt mein neugebackner Recrut vom Kriege?"

„Daß er die prächtigste Jagd und der ergiebigste Fang ist," erwiederte jener voll Feuer; „aber kommt, laßt uns eilen, sonst ist der Kampf vorüber, ehe wir das Thor erreichen." Der lustige Dragoner lächelte über den unmäßigen Enthusiasmus und galoppirte pfeilschnell über den Abhang hinab. So kamen sie wohlbehalten an das Stadtthor. Der Dragoner gab die Losung und wurde ohne Anstand sammt seinem Gefährten eingelassen. Sie passirten alle Wachen und alle die Vorsichtsposten einer belagerten Stadt. Sie eilten an patrouillirenden Truppen und Ordonanzen vorüber, stießen auf recognoscirende Generale und geschäftige Adjutanten. Endlich erreichten sie die große Casematte, wo der Commandant sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Sie stiegen von den Pferden, und nachdem sie sich ein wenig adjustirt hatten, saßen sie plötzlich wie durch einen Zauberschlag an einer langen wohlbesetzten und mit Officieren aller Waffengattungen umgebenen Tafel, wo Cosmo sich für die Mühseligkeiten der letzten zwölf Stunden reichlich entschädigt sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

G n o m e.

Rosig lächelt der Zukunft Bild,
Aber sie täuschet oft mächtig.
Hoffnung, die uns die Seele füllt,
Mahlt uns das W e r d e n d e prächtig;
Aber wie wenig entspricht oft der Schluß
Unserer Ahnung Vorgenuß.

Dennoch liegt Etwas im inneren Seyn,
Das nie den Sterblichen trüget,
S'ist nicht blendender Schimmer und Schein,
Der uns die Hoffnungen lüget.
Das ist der Glaube, den halten wie fest,
Der nie den Hoffenden trügen läßt.

August Schilling.

Die Jägerameisen.

(Beschluß.)

Aus diesem Zimmer ging ich in das anstoßende Schlaf- und Ankleidezimmer, das ich ebenfalls im Besitz der Ameisen fand. Ich öffnete hier eine große Kiste mit Wäsche, in der es ebenfalls vieles Ungeziefer gab, denn ich war entschlossen, die Anwesenheit so geschickter Jäger so viel als möglich zu benützen, fand aber die

Ameisen bereits darin, die, wie ich vermuthete, durch eine Öffnung an den Angeln eingedrungen seyn mußten. Ich warf das Leinenzeug heraus auf den Boden und mit ihm Hunderte von Kakerlaken, von denen nicht ein einziger entkam. Wir verließen nun das Haus und gingen in andere nicht weit entfernte Gemächer, allein auch diese waren in demselben Zustande. Ich wollte jetzt eine Vorrathskammer am andern Ende des Hauses öffnen, um dort eine Zuflucht zu suchen, mußte aber, um den Schlüssel zu hohlen, nach dem untern Zimmer zurückkehren, wo der Kampf hitziger als je war, denn die Ameisen hatten einen Angriff auf die Ratten und Mäuse unternommen, die, so unglaublich es auch scheinen mag, ihren dem Ansehen nach so unbedeutenden Feinden nicht gewachsen waren. Sie umringten sie eben so wie die Insecten, überdeckten sie ganz und schleppten sie mit vereinten Kräften mit einer Geschwindigkeit fort, von der Niemand, der einen solchen Auftritt nicht gesehen hat, sich einen Begriff machen kann. Ich sah auch nicht Eine Maus entkommen, und in sehr kurzer Zeit mindestens zwanzig fortschleppen. Wir flüchteten jetzt, da Vorrathskammer und Bedientenstube ebenfalls besetzt waren, nach der Küche, aber auch hier wurde den Ratten, Mäusen u. s. w. von den Ameisen eine Schlacht geliefert. Als ich die Ameisen zuerst erblickte, war es ungefähr zehn Uhr; um zwölf Uhr waren sie bereits in voller Arbeit; um ein Uhr wurde den Ratten und Mäusen eine große Schlacht geliefert, und gegen drey Uhr war das Haus gesäubert. Eine Viertelstunde später traten die Ameisen ihren Rückzug an, und bald war auch nicht Eine mehr im Hause; das Gras vor dem Hause aber war ganz von ihnen bedeckt, und sie schienen nun an dem Reste ihrer Beute zu schmausen, der auf dem Wege nach ihrem Bau liegen geblieben war. Der Schmaus dauerte bis gegen vier Uhr, wo dann die schwarzen Vögel, die sich nicht weit von dem Kalebassenbaum in der Nachbarschaft entfernt hatten, sich auf sie herabstürzten und bey Millionen von ihnen verzehrten. Um fünf Uhr war Alles vorüber, und noch vor Sonnenuntergang waren auch die Hütten der Neger auf gleiche Weise gesäubert. Diese sagten mir, daß sie die schwarzen Vögel schon um sieben Uhr Morgens auf den Mandelbäumen in der Nähe ihrer Wohnungen gesehen hätten. Weder vor- noch nachher sah ich diese schwarzen Vögel wieder, und die Neger versicherten mich, daß sie sich nur sehen ließen, wenn die Ameisen kämen.

Auflösung

des Räthsels im vorigen Blatte:

Norma.

(Die Oper; und Bezeichnung des Tages, an welchem nicht gespielt wird.)

Notizen.

Scherz oder Ironie?

Strauß war in Pesth und erntete stürmischen Beyfall. Tanzmusik überhaupt ist zu einem Ohrenschmause geworden, der allgemein ergötzt. Man labt sich dabey an Speise und Trank in Gärten und Hotels, conversirt, ergießt sein Herz, macht Erklärungen, Offecten, Alles dieß im Dreyviertel-Tacte, daher auch selten ein ganzes Resultat. Manche aber entzückt dieser Sinnenkitzel so, daß das Ohr mit der Vernunft davonläuft, und sie sich nicht begnügen, den Producenten mit, dem Genre seiner Production analogen, Lobeserhebungen zu überhäufen, sondern ihn auf eine Höhe stellen, auf die er nicht gehört, und ihm Ehrentitel ertheilen, die ihm nicht gebühren. Als wir die Berichte aus Pesth über Strauß lasen, sahen wir mit gespannter Erwartung im Geiste schon der Stelle entgegen: „Und am Schlusse schwebte ein Genius aus den Lüften auf den genialen Künstler herab und drückte ihm den Lorbeerkranz auf das Haupt.“ Und wer ist der geniale Künstler? Ein Geiger, der Walzer und Märsche componirt und Quodlibets zusammenstellt! — Der Berichterstatter aus Pesth erzählte das Erwartete zwar nicht, weil diese Profanirung der Kunst nicht Statt fand, allein er nennt ihn einen Beethoven, Mozart, Paganini &c. in Bezug auf seine Compositionen und sein Spiel. Damit kann es dem Referenten fürwahr nicht Ernst seyn! Also Scherz? In der That, ich dächte, die genannten Nahmen sollten für Jeden zu ehrwürdig, zu heilig seyn, um dergestalt damit zu scherzen. Wären sie Ironie, fände ich sie unbillig; denn Strauß, der uns schon so oft vergnügte, verdient den Stachel nicht, es wäre denn, er überschätzte sich selbst. Wir leben zwar, leider, in der Zeit der Überschätzung. Mancher, der noch am Eingange zur Vorhalle in den Tempel der Kunst steht, erst anfangend (um den Tropus fortzusetzen) mit dessen Außenseite sich bekannt zu machen, und für das Begreifen der Formen einen ermunternden Beyfall erschallen hört, meint, er wäre schon ein geweihter Priester an ihrem Altar; allzu nachsichtige, voreilige Beurtheiler nennen solch einen Ankömmling in den heiligen Vorräumen schon Künstler, weil er einige Werkzeuge und Materialien zufällig glücklich handhabt, die zum Baue eines Monumentes gehören, dessen, dem Ansturme jeder Zeit trotzende, Vollendung ihm erst den feyerlichen Eintritt in den Tempel selbst gestattet, welcher nur dann möglich ist, wenn geniale Schöpfungskraft die Phantasie des Erbauers beseelt, nicht flüchtige Imagination, die den aufgegriffenen Objecten die Originalität der Zusammenstellung, welche das Wesen der Kunst erfordert, niemahls verleihen kann, sondern nur die gewählten Gegenstände in bekannten Bildern an einander reiht. Ich glaube mich darüber, daß die Phantasie die Objecte nicht erfinden könne, sondern nur die Art, sie zu verbinden und zu gestalten, nicht weiter erörtern zu dürfen. Mancher (um bey meinem Bilde zu bleiben) des Monumentes unwürdiger, abgesondert verfertigter Zierrath wird schon von den Freunden des zum Baue sich Anschickenden mit stürmischem Beyfallsrufe begrüßt, so zwar, daß der ruhige, besonnene Kunstfreund und Kunstrichter solchen Ruf für keine Auszeichnung mehr halten darf und das Wort „Künstler“ gleichbedeutend mit dem nehmen muß, was der Geselle bey einem Handwerke heißt. — Um

auf Hrn. Strauß zurückzukommen, hat er weder durch seine Compositionen noch durch sein Spiel auf den Beynahmen „Künstler“ Anspruch: die erstere ist ein Genre außer dem Gebiethe der Kunst, seinem zweyten fehlen sogar die richtigen Elemente, um künstlerisch zu seyn. Strauß und sein ganzes Orchester wirken mechanisch, sind aber in diesem, auf die Füße elektrisch sich äußernden Mechanismus vorzüglich. Es ist ein Mechanismus, dessen Wirksamkeit sich immer gleich bleibt und welcher von Strauß selbst seinen Impuls empfängt. Strauß ist ein vortrefflicher Walzer-Compositeur, ein glücklicher Compilator von Musikstücken zu Quodlibets, sein Orchester ist für dieß Genre tüchtig eingeübt, alles dieß wird Niemand in Abrede stellen; allein, daß ein gerechter Unwille jeden ergreifen muß, der derley Lobhudeleyen und Überschätzungen liest, wie sie von Pesth uns zukommen, oder die Nahmen: „Kunst und Künstler,“ wenn Strauß spielt, frivol entweihen hört, ist eben so gewiß; so wie auch jeder billig Denkende stutzen muß, wenn Strauß seine sämmtlichen „Werke“ als Preis aufstellt, welche in Vergleich mit dem, was man sonst Werke nannte, und ohne Übertreibung noch nennt, höchstens „Fabricate“ zu nennen sind. Der Kunstkenner zuckt die Achsel und ein scharfes „Hm“ entfährt ihm, wenn er „Werke von Strauß“ liest; es sollte sich daher dieser durch allzu galante Berichterstatter nicht beirren lassen und in einem solchen Falle: „meine sämmtlichen Compositionen“ sagen; das klänge bescheiden.

Joh. Nep. Hofzinser.

Schauspiele.

(Theater an der Wien.) Dinstag den 26. November ward an diesem Theater zum ersten Mahle aufgeführt: „Geistesgegenwart,“ Lustspiel in zwey Aufzügen. Die Reprise, oder vielmehr das Einstudieren dieser alten abgemarterten Komödie, dient als sicherster und überzeugendster Beleg, wie man denn noch immer das Alte, wenn man nichts Neues und Besseres hat, auch in der Kunst achtet und schätzt. Wir erinnern uns mit Vergnügen, wie noch vor kurzer Zeit „Rochus Pumpernickel,“ der Repräsentant aller Antiquitäten, mit seinen Dachsbeinen über diese Bühne schritt, und mit der Vorstellung des heutigen Stückes beginnt eine neue Ära für die Alterthumsepoche des Lustspiels. Ungefähr gegen das Ende des verflossenen Säculums, in den Neunziger Jahren, hat man sich sonderbare Begriffe, köstliche Vorstellungen von dem Nahmen Lustspiel gemacht. Ein kurzweiliger, seinen Herrn auslachender, eroberungssüchtiger Bedienter, ein alter, glatzköpfiger Magister, der nur in Jamben spricht und schrecklich viel ißt und trinkt, eine tüchtige Schwätzerinn und zu guter letzt eine — Heirath — holla! da war das interessante Lustspiel fertig. Außerdem daß die ganze Komödie nach einer Meißner'schen Criminalgeschichte, nach „ein, zwey, drey &c. Worten im Walde,“ und wie die Aufopferungsstückchen verliebter Mädchen alle heißen, gar gewaltig riecht, so wird im Verlauf zweyer Acte immer nach dem Carabiner gegriffen, schrecklich viel vom Niederschießen und Nimmeraufstehen gesprochen, aber zum größten Glücke sentimentaler Geschöpfe Niemand niedergeschossen — warum? weil in einem Lustspiel glücklicherweise Niemand sterben darf. Dann kommen noch einige vacirende Wildschützen und ein betrunkner Magister, und das Lustspiel, das die herrlichste Anlage zum Trauerspiele gehabt, aber durch einen unglücklichen Fall zum Krüppel gemacht wurde, steht fix und fertig da. Über das Ganze aber siegt die Geistesgegenwart des Publicums, das sich durch alle diese lustigen Mordapparate nicht aus der Contenance bringen ließ, und das ganze nächtliche Treiben, trotz dem, daß sehr natürlich gespielt wurde, nur für einen alten Spaß ansah. Nur die Gallerien schienen einigermaßen die Pointe des Lustspiels erfaßt zu haben — und nach jedem Pistolengreifen erscholl ein Sturm wiehernden Gelächters. Gespielt wurde, in so fern die vertheilten unbedeutenden Parthien ein Spiel zulassen, recht in einander greifend und rührig. Hr. Lucas, der die Geistesgegenwart repräsentirte, spielte mit Besonnenheit und Würde, wie es der ziemlich monotone Charakter nur immer zuläßt, und zeigte auch heut in dieser obwohl unbedeutenden Parthie, was Talent durch Studium geläutert zu leisten vermag. Hr. Zöllner hat nur Eine bedeutende Scene. So manches Gelungene auch diese darboth, so widerlich erschien sie durch ihre allzu grelle Färbung in anderer Beziehung. Man kann zwar einen Augenblick über einen Trunknen lachen; verstreicht dieser Moment, so tritt an die Stelle des Lachens der Ekel, der Abscheu, und diese zwey liebenswürdigen Gäste vertragen sich nicht mit dem aimablen Jocus. Hr. Zöllner hat den Rausch widernatürlich zu weit hinausgesponnen, und sich dadurch selbst um den größten Effect gebracht. Hr. Weric gab den Bedienten mit Fleiß und Geschick, so wie Hr. Stahl den Räuberwirth, in dem sich Sentimentalität mit Mordgier schwesterlich paart, ganz im Sinne eines in den Flitterwochen stehenden Ehemannes. Dlle. Planer gab ihre nächtliche Scene mit Hrn. Lucas bis zum Fallen und Wiederaufziehen des Vorhanges sehr brav, Gleiches kann man von Dlle. Feey sagen, die ihre Warnungen und Aufopferungsreden mit viel Dienstmädchen-Gefühl und edler Rührung hersagte. Die zwey angeblichen Wildschützen hatten ganz das Aussehen entkommener Reitknechte, die gerade einen Dienst suchen. — Trotz dem, daß hierauf der „Tritschtratsch,“ eine Novität vom beliebten Hrn. Nestroy, zum dritten Mahle aufgeführt wurde, war das Haus nur sparsam besucht.

Wiest.

An Josephine Eder.

Als sie von ihrer Kunstreise heimgekehrt.

Wenn Icarus, der himmelan gestrebt,
Den Fittig schwänge, der den Geist erhebt,
Wie ihn der Genius zum Fluge braucht,
Wenn Leben er in Saitengold gehaucht:
Nie wäre dann geschmolzen sein Gefieder,
Und schmachvoll fiel' er nie zur Erde nieder.

Drum darf kein Geist die Himmelsflur begrüßen,
Wo ewig Sonnen-Ozeane fließen,
Wo reine Geister gold'ne Eimer schwingen,
Den Feuertrank der Kunst dem Leben bringen!

Und kehrst du sehnend dann zur Mutter Erde
Mit stiller Wehmuth, kindlicher Geberde,
Bescheiden, wie du bist, man wüßt' es kaum,
Daß du geschaffen jenen Himmelstraum,
Wenn nicht der Augen feuchter Glanz verriethe
Den Künstlergeist im kindlichen Gemüthe.

Letteris.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Donnerstag, den — 149 — 12. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

5.

Die Aufnahme des jungen Fischers in das Heer wurde von keiner der gewöhnlichen Untersuchungen begleitet. Es war eine zu bewegte Zeit. Der Herzog von Savoyen brauchte Soldaten, und die herrliche Gestalt des jungen Recruten war schon an sich selbst der beste Empfehlungsbrief. Er wurde sogleich equipirt, und als er das erste Mahl auf seinem stattlichen Rappen saß und die Morgensonne in seinem blanken Küraß sich spiegelte, da schwoll ihm die Brust hoch auf, und er fühlte die ganze Zauberkraft Alexanders oder Skanderbegs in seiner Brust. Er durfte sie bald im Kampfe erproben.

Die Dämmerung hatte dem Sturme ein Ende gemacht, und die Berechnung des erfahrnen Dragoners war nur zu gegründet gewesen. Mehr als zehn tausend Franzosen lagen todt auf dem Schlachtfelde. Aber noch in derselben Nacht machte die gesammte herzoglich savoyische Reiterey in aller Stille einen Ausfall, und kein Laut verrieth das wohlberechnete Manöver. So zogen sie geräuschlos über das mit Leichen und Trümmern der gräßlichsten Verheerung bedeckte Schlachtfeld, und gelangten an's feindliche Lager, ohne daß ein Schuß gefallen wäre. — Der französische Marschall Catinat, welcher damahls Turin mit den Truppen Ludwigs XIV. belagerte, war gefährlich verwundet worden, und dadurch die sonst so musterhafte Wachsamkeit des französischen Belagerungsheeres geschwächt. Von den ausgestellten Schildwachen waren mehrere, von dem Sturme der vergangenen Nacht ermüdet, eingeschlummert. Die Officiere spielten, und der Generalstab war beym Souper. Kurz alles überließ sich der Erhohlung oder dem Schlafe.

Aber ihr Verderber wachte. Das Zeichen zum Angriff ertönte, und mit wildem Ungestüm stürzten sich die Truppen auf die schlaftrunkenen Franzosen. Die gräßlichste Verwirrung trat an die Stelle der Ruhe. Flucht, panischer Schrecken und meist nur schwache Gegenwehr mischten sich bunt durch einander. Hier bemühten sich die französischen Officiere vergebens, ihre zerstreuten Schaaren zu sammeln, indem sie jeden niederzustoßen drohten, der zu fliehen versuchte, dort wurde in der Dunkelheit der Nacht das Feuer des Geschützes auf die eigenen herbeystürzenden Truppen gerichtet. Ganze Schaaren von Rossen ohne Reiter stürzten fort, Pulverkarren flogen in die Luft, und ein Theil des Lagers fing an zu brennen. Um die Verwirrung voll zu machen, hieben die herzoglich savoyischen Dragoner tüchtig ein, und die wohlgerichtete Artillerie streckte ganze Reihen der nach allen Richtungen hinfliehenden Franzosen todt nieder. Cosmo's Gemüth wurde von dem entsetzlichen Anblicke und von der wilden Aufregung des Augenblickes unwider-

stehlich hingerissen, er stürzte wie ein Wahnsinniger mitten in den Feind. Sein Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt und wälzte sich tödtlich getroffen mit ihm im Sande. Er verlor dadurch keineswegs den Muth, sondern ergriff in demselben Augenblicke die Zügel eines ledig vorbeylaufenden Pferdes, schwang sich auf dasselbe, und stürmte mitten durch ein Häuflein französischer Garden, die vor dem Marschallszelte wie Verzweifelte fochten, erfaßte die dort noch prangende Marschallsfahne, und eilte, wie vom Sturmwinde geführt, im Triumphe zurück. Bald darauf war der Sieg entschieden, und mit Tagesanbruch hatten sich die Überreste der französischen Armee in die Berge zerstreut, und ihre Zelte, so wie Geschütz und Bagage, den Piemontesern überlassen. Die Schlacht war demnach zu Ende, die Trompeten bliesen zum Rückzuge, und nie zog eine jauchzendere Schaar in Turins Mauern ein als an diesem Tage.

Hier jedoch wurde der Triumph erst in all' seiner Fülle genossen. Jedes Fenster, jeder Balcon, prangte bald mit köstlichem Tapetenschmucke und mit den noch köstlicher strahlend schönen edlen Frauen und Jungfrauen. Balustraden faßten die ersten Familien des Landes, und überall erhoben sich in der Eile errichtete Siegesbanner, Ehrenpforten und Blüthenbogen, welche vom Jubelgesange nationaler Lieder wiedertönten. — So zogen die Sieger stolz und im Hochgefühle ihres Ruhms durch die festlichen Straßen. Cosmo mit der erbeuteten hohen Standarte in der Faust zog Aller Augen auf sich. Er hatte unstreitig den ersten Preis der vergangenen Nacht davongetragen. Das Banner, wie das herrliche Pferd, auf dem er ritt, gehörten beyde dem Marschall an. Bald erhielt er den Befehl sich dem Herzoge vorzustellen. Freude strahlend trat er in den großen Rittersaal, dessen zauberische Schönheit ihn sonst entzückt hätte, jetzt aber in der Aufgeregtheit seines Gemüthes nur wenig Eindruck auf ihn machte. Der Herzog legte das Band des Santa Grazia-Ordens eigenhändig um seinen Nacken, hing ihm sein eigenes kostbares Schwert an die Seite, und ernannte ihn, nachdem er seine Tapferkeit huldreich gelobt, auf der Stelle zum Standartenträger seiner Garde.

Das Entzücken des jungen Cosmo ward durch den Verlust seines Gefährten einigermaßen getrübt. Noch in jener für ihn so entscheidenden Nacht war der Dragoner an seiner Seite geritten, hatte manchen Hieb für ihn aufgefangen, und unter dem Feinde furchtbar gewüthet. Wo er ritt, hieb er wie wüthend um sich, er mähte die Feinde gleichsam mit seinem scharfen Säbel nieder. Er war es auch, der in der tiefen Finsterniß das Marschallszelt und das Banner mit den fleurs-de-lis ausgewittert hatte. Aber in demselben Augenblicke war er verschwunden. Man fand später sein Pferd mit blutigem Zaum und Sattel, und so war es höchst wahrscheinlich, daß dieser tüchtige Krieger das gewöhnliche Schicksal des Soldaten getheilt, und unter den Todten dieser blutigen Wahlstatt sein Ziel gefunden habe.

Bey all' dem fühlte Cosmo durch den Gedanken seines Todes die eigene Brust erleichtert. Ohne sich selbst es gestehen zu wollen, hatte er in des Dragoners Gegenwart stets ein unheimliches Gefühl, aus Furcht und Widerstreben seltsam gemischt, zu bekämpfen. Er hatte an ihm seinen Meister, und zwar einen herrischen, Gehorsam fordernden Lehrer gefunden, dessen Vorschriften zwar praktisch gut, aber zugleich rauh waren. — Jetzt war er ganz frey und eine neue glänzende Welt lachte ihm entgegen. Er war Soldat, Ritter und Höfling in einer Zeit und an einem Hofe, dessen Glanz und Chevalerie in ganz Europa berühmt waren. Ihn verklärte ein Lichtstrahl jenes Glanzes, der alles blendete und entzückte. So gab er sich gerne dem Taumel seines Glückes hin, und wenn er an der Spitze seiner Schwadron auf dem großen Platze aufzog, regten sich Hoffnungen in seiner ehrgeizigen Brust, welche die Gegenwart, so wie das Lächeln der Zukunft, noch weit überflügelten.

6.

Der Hof zu Turin war damahls der üppigste Italiens und die Damen dieses Hofes waren ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen weit und breit berühmt. Die chevaleresken Sitten, wodurch sich der schwelgerische Hof Ludwigs XIV. in der Geschichte des achtzehnten Jahrhundertes romantisch genug auszeichnete, warfen damahls einen mehr oder weniger lichten Abglanz auf andere Königreiche, so wie die französische Mode bis auf die neueste Zeit ihre Herrschaft unbestritten behauptet. Der Herzog von Savoyen*), jung, persönlich liebenswürdig und Vergnügen liebend, hatte es gerne, seine Umgebungen mit dem Reize der feinen Sitte und der Geselligkeit geschmückt zu sehen, und zog alle, die durch körperliche Schönheit, so wie durch Rang, Vermögen und persönliche Vorzüge glänzten, in seine Nähe. So unermüdlich und energisch er seyn konnte, wenn es galt, das Schwert zu ergreifen, und seine Streitmacht zu organisiren, so liebte und pflegte er auch sogleich die Künste und verschönernden Musen in den Tagen der Ruhe und

*) Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, welcher nachmahls die Königswürde annahm. (1713.)

des Friedens. In den Momenten, wie denn eben dieser war, wo ein entschiedener Schlag einen zeitweiligen Waffenstillstand gesichert hatte, folgten Feste auf Feste, die an Pracht und Geschmack jenen berühmten französischen wenig nachgaben. Natürlich kam denn die alte Sitte zum Vorschein, daß jeder Ritter sich eine Dame als Gegenstand seiner Huldigungen wählte, deren Verhältnisse zu ihm deßwegen nicht minder schwankend erschienen. Cosmo, welcher als Ritter hoffähig war, warf, dem Gebrauche folgend, sein Auge auf eine Dame von sehr hohem Range. Mit der ungezügelten Leidenschaftlichkeit, die ihm eigen war, begnügte er sich nicht mit der galanten Stellung eines Hofritters, sondern verlor sich in ein Luftschloß schwindelnder Absichten. Die junge und reizende Gräfinn Gualia war von einer der ersten Familien Savoyens, und Erbinn eines ungeheuern Vermögens. Aber diese Kluft war seinem Wahnsinne nach zu schmal, und er hing seinen thörichten Gedanken so lange nach, bis er sich wider seinen Willen von der grellen Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche überzeugen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

An einen Coulissenreißer.

Du dürftest alle Rollen geben,
Nur die des Hamlet nicht allein:
Denn brüllend würdest du die Stimm' auch da erheben,
Wo er den Spielern anräth nicht zu schrey'n.

Auf einen jungen Bramarbas.

Seit zum Bart
Dir der Flaum des Mundes ward,
Hast du Haar zwar im Gesicht,
Aber — auf den Zähnen nicht.

Adolph Wiesner.

Notizen.

Schauspiele.

(Theater an der Wien.) Sonnabend den 30. November sahen wir an dieser Bühne zum ersten Mahle: Kaiser Maximilians Heldenkampf zu Worms," groses historisches Schauspiel in vier Acten und einem Vorspiele, betitelt: „Der Landfriede." Schon die pomphafte Ankündigung dieses grosien historischen (?) Schauspiels mit seiner Masse von Herzogen, Rittern, Herolden und Trompetern zu Pferde, hat uns zum Theile vorhinein mit dem Geiste, der das grose historische Schauspiel beleben soll, bekannt gemacht. Das grosse historische Stück unserer heutigen Beurtheilung gehört in die Kathegorie jener verschollnen und vermoderten Ritter- oder vielmehr Reiterstücke, die im verflossenen Jahrhundert Furore gemacht, jetzt aber sammt Rossen und Schildknappen sanft hinter den Coulissen ruhen. Freylich scheint da, wo heute der Pudel des Aubri, morgen Advinent's Affenkomödie und übermorgen Hamlet, zum Frommen der Gallerien melirt vorkommen, das alte schwindsüchtige Ritterphantom nicht schlummern zu dürfen, und somit auch jene glorreiche Epoche der schweren Ritterrüstungen und des melodischen Rossegetrampels von dieser Bühne noch nicht gänzlich verschwunden zu seyn. Der Verfasser oder Zusammensteller dieses heutigen Ritterstückes hat mit seltener Virtuosität und wahrer künstlerischer Vollendung die drey Prädicate seines Productes: groß, historisch und romantisch zu bewähren gewußt. Groß, weil sehr viel Personen zu Pferde vorkommen, die also größer sind als die andern armen zu Fuße herumtappenden Menschen; historisch, weil Kaiser Max im Hermelinmantel und durch das Lieblingswort: „so Gott mir helfe" treu charakterisiet vorkommt; auch schon die Pappenheimer mit türkischer Musik ihr Jahrhundert verlassen, und dem Dichter zu Liebe einige historische salti mortali zurückgemacht haben; romantisch, weil ein paar Raufereyen, ein Gewitter, und ein Wahnsinniger drinnen paradieren; mit einem Worte: der unbekannte Schauspieldichter hat uns gezeigt, was Phantasie und Geschichtskenntniß im Einklange zu leisten vermag. Wahrhaft erschütternd war die Scene auf der steilen Wand, die der geographiekundige Verfasser aus Tyrol entführt und mit groser Naivetät nach Worms verlegt. Wie läßt sich die riesige Natur ohne lächerlich zu werden, in dem engen Raum eines Theaters wieder[illegible]! Diese Riesenwand, vor der alle andern Menschenkinder wie Pygmäen erscheinen, ist hier eine kaum eine Klafter über dem Podium hervorragende Erhöhung; hier oben steht Maximilian, der kühnste Held jener Zeit, und von hier wagt er es nicht herabzuspringen? Wie kleinlich erscheint durch diese hereingeschleppte Effectscene der grose Kaiser! Selbst den Moment, um den sich die ganze breitgedehnte Handlung bewegt, der Kampf des Kaisers mit dem Franken, verräth der Dichter schon anfangs und raubt somit dem Zuschauer das einzige Interesse gleich vorhinein, ja zwingt ihn sogar, zwey Stunden von einem Kampfe reden zu hören, der kaum eine Minute dauert.

Von einer Charakteristik kann da, wo nicht einmahl die gröbsten Conturen eines romantischen Schauspiels richtig entworfen sind, keine Rede seyn. Der Hermelinmantel und das kaiserliche Sprichwort sind die einzigen Kennzeichen Maxens; und wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat er ihm treulich abgeguckt, aber nichts anders als dieses. Bey den übrigen bemerkt man kaum den leisesten Anflug von Characteristik, und auch der wird durch die schweren Küraße und die unzarten Pferdehufe im Entstehen schon hinabgedrückt. Der Verfasser scheint eher alles weit besser und wahrer schreiben zu können, als ein historisches Schauspiel oder eine Geographie für Normalschulen.

Die Sprache, die sich, wie uns scheint, in Jamben herumtreibt, ist an einigen Stellen kräftig, an andern überladen. Äußerst spaßhaft ließen jedesmahl die zwey weiblichen Reime, die bey dem Abtreten eines jeden Schauspielers mit ungeheurem Pathos, gleichsam als Effect-Raketen losgelassen wurden.

Nun schreiten wir zur Darstellung des großen historischen Schauspiels selbst.

Hr. Spielberger, der den Maximilian darstellte, traf einigemahl den biederen, ritterlichen Ton des kühnen Kaisers mit vieler Wahrheit; doch können wir uns mit seiner Erscheinung nicht befreunden; die ganze äußere Gestaltung scheint auch verfehlt, da ist kein kaiserlicher Anstand, keine jugendlich-kräftige Haltung, nur ein vorhängendes eingebücktes Wesen zu schauen. Hr. Spielberger ist als Intriguant und Kaiser immer derselbe. Mit mehr Lob müssen wir des Hrn. Lucas erwähnen, der den kecken übermüthigen Claude de Barre mit viel energischer Kraft und recht im

chevaleresken Sinne wiedergab. Bloß seinem Verdienste kann man es zuschreiben, daß dieser ewig dramaerbasirende Franke, dieser zudringliche Liebhaber nicht anwidert. Mad. Pann war als Adele wieder eine interessante Erscheinung, nur müssen wir ihre fatale Stellung in dem sogenannten historischen Schauspiele bedauern, die so wenig Spielraum zur freyeren Entwicklung ihrer Kunst eröffnet. Hr. Hensel als Troubadour war in einigen Momenten seiner lächerlichen Rolle, vorzüglich beym Schärpenspaß, selbst lächerlich. Übrigens hat Hr. Hensel Feuer, und scheint con animo zu spielen, wird daher, wenn er einmahl das Siegwartisiren abgelegt hat, ein brauchbarer Schauspieler seyn. Recht anmuthig war Dlle. Frey als Försterstochter, nur schien uns ihre Naivetät schon in etwas anderes überzugehen. Hr. Werle gab den bleichen Jäger, der nebst dem, daß er bleich, auch wahnsinnig ist, sehr karrikirt, aber desto ergreifender für das Olympublicum. Überhaupt kann dieser Wahnsinnige, der nur da ist, um zu zeigen, wie man von einem Felsen herabstürzt, keineswegs, eben wegen seiner Nutzlosigkeit zur Entfaltung des Ganzen, unsere Theilnahme gewinnen. Hr. Gämmerler (Eberhard von Schwaben) kokettirte wieder sehr stark mit seiner hübschen Figur und that sich vieles mit seinem tüchtigen Lungenorgan zu Gute. Hr. Hopp bleibt immer komisch, wenn er auch als heimlicher Komiker auftritt; der Schalk blitzt überall durch.

Die übrigen stummen Personen waren entsprechend besetzt. Hr. Director Carl hat mit Umsicht das Arrangement, die Aufzüge und das Pferde-Debut, denen das Orchester einige abgetragene Mäeschmausspielee, geleitet, und das Ganze ging, einige unbedeutende Ungeschicklichkeiten ausgenommen, gerundet zusammen. — Das Haus war sehr voll, vorzüglich die Olympsregionen, die dem großen historischen Schauspiele überirdischen Beyfall spendeten.

Wiest.

Taschenbuch-Literatur.

„Gedenke mein!“ Taschenbuch für 1834. Bey Friedrich Pfautsch in Wien.

Das in Rede stehende Taschenbuch ist unstreitig eines der besten hier erscheinenden, und bestrebt sich sichtlich von Jahr zu Jahr, sowohl seinen literarischen als seinen kalkographischen Theil, den Wünschen der Kenner entsprechender zu liefern. In Bezug auf letzteren besonders übertrifft es weit gar manchen viel berühmteren Almanach nicht nur Wiens, sondern auch des Auslandes.

Von den gegebenen sechs Erzählungen oder Novellen, welche fast alle recht interessant geschrieben sind, wollen wir nur die von Prof. Seidl — „Zu blaß!“ — besonders herausheben, welche uns die ausgeführteste scheint. Der vermeintliche Mord eines geliebten Freundes und Studiengefährten von der Hand seines Cameraden, und die glückliche Lösung dieses furchtbaren Wahnes, bilden den anziehenden Vorwurf der besprochenen Novelle, wobey die Spannung mit künstlerischer Umsicht bis auf den letzten Moment erhalten ist. Ein Ausruf des später Todtgeglaubten zieht ihm den vermeintlichen Todesstoß zu, und verschafft der Novelle den Titel.

Außer dieser haben noch Castelli, („Die Alterthümer“); Braun von Braunthal („der Findling“); Regina Frohberg („die Verlobung“); Weigl („Arthur von Bertinville“); v. Tschabuschnigg („der Hochzeittag“) und Andere, den prosaischen Theil des Taschenbuches bedacht, von welchen die „Verlobung“ von R. Frohberg und der „Hochzeittag“ von Tschabuschnigg die gelungensten seyn dürften.

In der poetischen Abtheilung zeichnen sich Manfred's „Lyrische Blätter“ und Vogl's „Balladen“ vorzüglich aus. I. „Der Doge und das Meer,“ enthält eine farbenreiche, phantastische Schilderung des Bundes eines Staubgebornen mit den Mächten der Geisterwelt und dessen Folgen. Das Metrum ist originell und rein, die Sprache blühend. II. „Der kranke Ritter“ behandelt einen, vom Verfasser schon öfters gewählten, wenigstens familienähnlichen Stoff, ohne deßhalb einen neuen Reiz poetischer Darstellung zu entbehren.

Die Bruchstücke aus einem Epos („Der Winter“) von Kanne, enthalten viel Werthvolles. „Wanderlieder“ von Vogl, bedünken uns sehr gelungen; vorzüglich für Musik eignet sich das erste und erwartet seinen Schubert. „Der letzte Mann“ und: „Im Walde“ von Seidl, tragen den Stempel warmer, lebenskräftiger Poesie. — Noch finden sich Dichtungen von v. Hammer, Bauernfeld und Fitzinger, von welchen keine mittelmäßig genannt werden kann. — Von den Kupferstichen ist der erste, eine junge Dame in einer Theaterloge vorstellend, unserer Ansicht nach, der schönste und ansprechendste. Die beyden anderen Damen, besonders jene mit der Harfe, sind nicht minder liebliche Gestalten. Die Platte mit dem, im Purpurmantel auf seinem Lager hingestreckten Dogen dürfte ausgezeichnet genannt werden, wenn die Figur des personificirten Meeres weniger horizontal schwebte, und überhaupt etwas geistiger gehalten wäre. Druck und Papier sind correct und schön, und auch hierin hat dieser Almanach vielen bis jetzt erschienenen ausländischen den Rang abgelaufen. — Der Preis ist im Verhältniß zu der trefflichen Ausstattung sehr billig.

Schlüßlich sey es uns erlaubt, eines von Manfred's lieblichen Gedichten als poetische Leseprobe hier noch anhängen zu dürfen.

Der Tanz.

Doppelt reizend sind die Frauen,
Wiegt der Tanz sie hin und her,
Wunderlieblich anzuschauen,
Wie ein buntes Blumenheer.

Dort die edlen Rosenarten,
Tulpen findet hier der Blick,
Zwischendurch der grüne Garten
Voll Entzücken und Musik.

Kronen, reich erblüht und offen,
Knospen voller Blüthenmuth,
Augen reich an süßem Hoffen,
Herzen fähig tiefer Gluth.

All' die Blätter rauschen leise,
Und die schönen Kelche glüh'n,
Wiegt des Tanzes Zephyrweise
Sie auf leichten Melodie'n.

Bis daß müde des Entschwebens,
Jedes Blättchen niedersinkt,
Und der heiße Thau des Lebens
Auf der schönen Blume blinkt.

— r.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler.

Sonnabend, den — 150 — 14. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

Cosmo war in Verzweiflung, und um sich zu zerstreuen, ging er nun fleißig in's Casino. Er mußte dort, sehr begreiflich, mannigfache Erfahrungen machen, bis er es zu einer leidlichen Übung gebracht hatte. Eines Abends jedoch traf er dort als Gegner einen kleinen Holländer von dem wallonischen Regimente, der ihm seine Ducaten mit einer erstaunlichen Behendigkeit abgewann. Vergebens both Cosmo all' seine Praxis auf, und als diese durchaus nicht auslangen wollte, nahm er sein bischen Spielergeschicklichkeit zu Hülfe. Alles war vergebens. Der Wallone lächelte und durchschaute ihn. In einer Stunde hatte er nicht allein sein letztes Goldstück, sondern all' sein Eigenthum verloren. Nur das ihm so lieb gewordene Beutepferd konnte er noch sein nennen.

So auf's Äußerste gebracht, suchte er Händel mit dem Holländer anzufangen — ein Ausweg, den die meisten Spieler in diesem Falle gewöhnlich zu ergreifen pflegen, von der Ansicht ausgehend, sie könnten so mit einem gelungenen Stoße ihre Schuld ausgleichen, — und im ungünstigsten Falle es vorziehen mit einem Mahle zu Ende zu seyn, als ihr Leben hindurch als Bettler zu leben. Der kleine Wallone wollte zwar gegen diese Art, eine Ehrenschuld zu bezahlen, protestiren; aber auch die Spielhäuser haben ihre Ehrenpuncte, über welche sie keinen Scherz verstehen, und er mußte zuletzt dennoch es versuchen, einen ganz grundlosen Zweykampf mit dem jungen Athleten zu bestehen, der sich bereits den Ruf des tüchtigsten Raufers in Piemont erworben hatte.

Der Kampf begann scheinbar ungleich, aber bald zeigte es sich, daß der Niederländer das, was ihm an Größe und Stärke abging, durch seine Gewandtheit reichlich ersetzte. Es gelang ihm, seinem mächtigen Gegner eine leichte Armwunde beyzubringen, der dadurch nur noch mehr erbittert wurde. Es war höchst interessant, das Ringen der geübten Kraft mit der glattesten Behendigkeit zu beobachten. Endlich hohlte Cosmo zu einem Stoße aus, der wohlberechnet und so riesig geführt war, daß er unfehlbar dem Wallonen Luft und Möglichkeit zum Widerstande auf immer geraubt hätte; aber pfeilschnell unterlief ihn dieser, und Cosmo stand wehrlos da, indeß sein breiter Stoßdegen in Stücken am Boden klirrte. Er war vernichtet, und forderte jenen verzweifelnd auf ihm den Degen vollends in die Brust zu stoßen. Aber der Wallone verschmähete es, die Laune des Glückes, wie er es nannte, zu benützen, sondern forderte als Sieger bloß, daß sie sich nun die Hände reichen und das Geschehene vergessen sollten. Er ließ köstlichen Lacrimä bringen, sie tranken ein Glas nach dem andern auf das Wohl des Herzogs, der Herzoginn und des gesammten Hofes, bis die beyden Krieger dicke Busenfreunde wurden, und Arm in Arm mit-

einander fortwanderten, und zwar vorerst nach Cosmo's Behausung, um allda ein Abendessen einzunehmen.

Während sie zechten, erwähnte der unglückliche Spieler wieder seiner Schuld an den Holländer.

„Nichts mehr davon," erwiederte dieser hastig, „oder wollt Ihr es durchaus mit mir abmachen, so gebt mir" — seine scharfen grauen Augen schweiften in jedem Winkel des geräumigen Zimmers umher — „so gebt mir dort die Satteldecke, die ich über Eure Pistolen hängen sehe."

Cosmo zögerte. „Diese Satteldecke," entgegnete er endlich, „trug das von dem Marschall erbeutete Pferd. Ich würde sie ungerne missen, um so mehr, als mir von der köstlichen Beute sonst nichts mehr bleibt."

Der Wallone gestand, daß er eine besondere Vorliebe eben für dieses Stück gefaßt habe, welches ein Product seines Landes sey, ja er wolle es für die ganze bedeutende Spielschuld annehmen.

„Nun wohl," sagte Cosmo mit einem melancholischen Lächeln, „besser die Schabracke als das Pferd!"

Mit einem Sprung hatte der kleine Wallone die Decke erfaßt, nahm sie herab und betrachtete mit großem Wohlbehagen den feinen reichen Purpurstoff, und die köstliche ächt niederländische Stickerey. Plötzlich fühlte er mit den Fingern, griff in eine etwas verborgene Seitentasche, und zog ein zusammengewickeltes Päckchen hervor. Er öffnete dasselbe und es blitzte ihnen im Schein der Lampe entgegen, daß ihre Augen fast geblendet wurden.

„Was habt Ihr da gefunden?" fragte Cosmo nachlässig. „Mein Fund," entgegnete der Wallone, „wird Euch lehren, in Zukunft bessere Geschäfte zu machen. Es sind Diamanten der edelsten Art, und kostbar genug, um Eure Schuld zehnfach zu bezahlen, und dann noch wie ein Prinz auftreten zu können."

Der Gedanke, die liebliche Gräfinn durch diese Steine gewinnen zu können, durchfuhr wie ein Feuerstrom das Gemüth des liebenden Cosmo.

Der Wallone war indessen beschäftigt die Diamanten zu zählen. „Mit diesen," fuhr er fort, ein Paar in der Hand wiegend, „habe Ihr Euer Wort gegen mich reichlich gelöset, den Rest mögt Ihr wohl verwenden, um Euch bey Hofe geltend zu machen."

Cosmo betrachtete den Schatz mit unbeschreiblicher Sehnsucht. Die Scenen einer reizenden Zukunft, die er sich damit erkaufen konnte, gingen unwiderstehlich lockend an seinem Geiste vorüber. Indem er auf die Diamanten blickte, erschienen sie unter seinen Augen immer glänzender, sie blitzten, sie schimmerten, sie funkelten im bunten Scheine tausendfach gebrochenen Lichtes, bis sein Auge zu schwach war, es zu ertragen. „Ach!" sagte er, wie zu sich selbst, „wenn der unselige Geist der Habsucht ein Menschenherz umkrallen kann, so ist es wohl nur unter dieser Gestalt."

Der Andere lachte laut auf und nannte diese Worte die phantastischesten auf der Welt. Aber Cosmo's Phantasie ging noch weiter.

„Es beengt mich," sagte er plötzlich, „das Gefühl, daß ich an diese Schätze kein eigentliches Recht habe, das Roß und der Sattel gehören wohl mir, aber alle Kostbarkeiten fallen nach dem Gesetze dem ganzen Heere anheim."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Fabel für die Schönen.

Mädchen zart, noch unbekannt
Mit des Lebens Tosen,
Angeweht vom Frühlingshauch,
Blühend wie die Rosen —
    Horcht, es soll der Pegasus
    Euch zu Liebe springen,
    Und die Muse, hold wie Ihr,
    Euch ein Liedchen singen.

Denkt, es ist in lauer Nacht
Euer Liebesritter,
Und er rühret voll süßer Qual
Seine gold'ne Zither.
    Kann zwar nicht mit Ach! und Oh!
    Herz und Schmerz Euch dienen,
    Bring' ein Fabelchen — doch liegt
    Viel des Wahren drinnen.

Einst — in einem stillen Thal —
Ward ein Kind geboren,
Daß der Schönheit Göttinn sich
Liebend auserkoren.
    Und das Mädchen ward von ihr
    Segensreich geschmücket,
    Daß kein Männerauge es
    Ungestraft erblicket;

Daß kein schön'res Bild die Welt
Trägt in allen Reichen,
Du nur, liebe Leserinn,
Darfst Dich ihm vergleichen.
    Kaum erst sechzehn Sommer alt,
    Noch im ersten Blühen,
    Müssen schon die Herzen all'
    Für die Holde glühen;

Müssen schon von ihrem Lob
Stadt und Land erschallen,
Und das ganze Männervolk
Zu der Herrinn wallen.

Hei! wie läuft's und fährt's heran
Aus den weit'sten Fernen,
Hohe Häupter und Genie's,
Und ein Heer von Sternen.

Selbst die Götter rücken an
Auf der Himmelsleiter,
Zevs, Apollo, Amor, Pan,
Neptun — und so weiter!
Doch das lose, spröde Kind
Scheint sich d'ran zu letzen,
Weiß an Menschen, Göttern selbst
Stets was auszusetzen.

Freund Merkur war ihr zu schlau,
Zevs als Stier verächtlich,
Mars zu roh, Apoll' zu blond,
Pluto zu bedächtlich;
Amor blind — nicht [illegible]r getreu —
Pan ein Pflastertreter,
Neptun eiskalt, und Vulkan
Nur ein — Pentameter.

Und am Dummkopf, am Genie,
Wußte sie zu rügen,
Selbst ein Fürst auf hohem Thron
Konnt' ihr nicht genügen.
Keiner zwang ihr Marmorherz,
Nicht der Hirt vom Idas,
Der den Apfelstreit entschied;
Nur zuletzt — Herr Midas.

Midas, wie? den einst Apoll'
Mit dem Langohr schmückte?
Midas kam, wie Cäsar einst,
Kam, sah und beglückte! —
Freylich war ein — Apis er,
Bildlich ausgesprochen,
Doch besaß er eine Kraft,
Und d'rauf konnt' er pochen;

Die kein Denker sich erwirbt,
Nicht ererbt, erhandelt,
Die — was seine Hand berührt —
Flugs in Gold verwandelt.
Und das Amazonenherz
Ward dadurch bezwungen,
Ward mit gold'ner Kettenlast
Liebevoll umschlungen.

Doch der Götter Senior
Zürnt auf seinem Sitze,
Seine Brauen donnern laut,
Und sein Aug' flammt Blitze.
Als nun Midas zärtlich naht',
Und die Holde küßte,
Schwand des Lebens Hauch, sie ward
Schnell — zur gold'nen Büste!

Joh. Langer.

Notizen.

Schauspiele.

Im k. k. Hofburgtheater wurde am 3. d. M. zum ersten Mahle gegeben: Des Goldschmids Töchterlein, altdeutsches Lustspiel in zwey Aufzügen, von Carl Blum. An demselben Abende ging voraus, neu in die Scene gesetzt: Das Bild der Danae, Lustspiel in zwey Aufzügen von Deinhardstein.

Durch mehrere Jahre wurde das letztgenannte Lustspiel des nun wegen seiner neuesten Leistungen „Hans Sachs“ und „Garrik in Bristol“ so allgemein gefeyerten Dichters auf dieser Hofbühne nicht gesehen. Das Publicum vermißte in der That ein Stückchen, das ihm zu seiner Zeit in wiederhohlten Aufführungen so vieles Vergnügen gewährte. Es war unter allen dramatischen Werken Deinhardstein's dasjenige, welches am unzweydeutigsten seine künftige Vollkommenheit in Erzeugung grossartiger Schöpfungen erkennen ließ. Eine wohlerfundene, für den Raum von zwey Acten gerade in dem Maße zureichende Handlung, daß ein gedankenreicher Dialog in ihren Ruhepuncten sich zu entwickeln, Platz und Gelegenheit fand, jener ächt poetische Hauch, der das Ganze durchweht, und so wie er hier die Atmosphäre von Kunst und Liebe bildet, auch nur aus einer für Kunst und Begeisterung erschlossenen Brust quellen konnte — bilden die nicht geringen Vorzüge dieses trefflichen Stückes, welches obendrein durch seine vielen drastischen Momente selbst diejenigen zufriedenstellen muß, die mehr nach Unterhaltung, als Erhebung und Veredlung des Gefühls im Schauspielhause suchen. Wie herrlich ist jener Moment, wo Salvator Rosa durch das ihm vorgewiesene Bild in Bernardo den großen Meister erkennt, den er erst kalt, mit Widerwillen vom Altare der Kunst hintanzuhalten gesucht, und nun seinen Ruhm in Fülle der Begeisterung verkündet. Gleich erhaben und poetisch ist jener schöne Monolog, da Andrea de Culmari freudig über das erhandelte Bild und den gekauften Künstlerruhm sich entfernt, und Rosa ihm strafend nachruft: „Wie, du willst des Künstlers Lust ohne des Künstlers Schmerzen?“ Der Beyfall des zahlreich versammelten Publicums blieb auch nicht zurück, zumahl die Darstellung in ihrer Vortrefflichkeit gleichen Schritt mit dem Stücke ging. Hr. Korn gab den Salvator Rosa mit jenem Künstleradel im Äußeren, der die damahligen Mahlerfürsten Italiens charakterisirt, und zugleich einer künstlerischen Begeisterung, wie sie so hochgestellten historischen Charakteren entspricht. Hr. Korn ist als Darsteller solcher Parthien über allen Vergleich an seinem Platze, und wer erinnert sich hier nicht auch mit Bewunderung seiner Leistung als Julio Romano in Öhlenschläger's „Correggio!“ Hr. Fichtner als Bernardo Ravienna, theilte den Lorbeer der Kunst mit diesem seinen Genossen in jeder Hinsicht, und pflückte würdig den doppelten Kranz der Liebe und des Ruhmes. Hr. Costenoble entwickelte als Director der Akademie, Andrea de Culmari, jenen Geist jugendlicher Frische in seiner Darstellung, wie man dieß meistens an dem hochgeschätzten Künstler bewundert, dessen Künstlertrieb und Künstlerfleiß unversiegbar sind. Vortrag und Spiel waren so voll herrlicher Nüancen, daß der Reichthum des Stückes dadurch nur glänzender in das Auge sprang. Dlle. Pistor war als Laura eine recht liebe, anmuthige Erscheinung.

Nicht gleichen Schritt im Interesse des Publicums konnte das darauffolgende neue Stück: Des Goldschmids Töchterlein halten. Schon die Benennung „altdeutsches Lustspiel“ war bey manchen, und — der Erfolg bewies es — nicht mit Unrecht, eben nicht ein heilverkündendes Omen. Lustspiele, deren Gegenstand die Ritterzeit, gibt es von guter, ergötzlicher Art in der That äußerst wenige, worunter Ziegler's „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person“ wohl das gelungenste seyn dürfte. Auch die besseren neuesten Dichter, wie Raupach und Bauernfeld, haben in ähnlichen unternommenen Versuchen einen vollständigen Fehl-

griff gethan. — Es konnte der Verfasser hier nur zweyerley im Sinne und zur Absicht haben, nähmlich die Formen des Ritterwesens zu benützen, um eine an und für sich interessante und drollige Verkettung von Handlungen und Charakteren zu erschaffen, oder in seinem Lustspiele die Wirklichkeit des damahligen conversationellen Lebens, wie in einem Spiegel, darzustellen, beyläufig dem großen Meister Göthe ähnlich, der in seinem „Götz von Berlichingen“ zugleich die treueste Geschichte Deutschlands in jener Periode dichtend schrieb. Ersteres ist dem Verfasser nun keineswegs gelungen: denn die Handlung ist dergestalt mager, daß ihr Interesse nicht einmahl zur Schürzung eines einartigen dramatischen Knotens zureichend wäre. Die Situation bleibt fortwährend dieselbe, die Scenen müssen sich wiederhohlen, und als der Verfasser vielleicht einen wirksamen Theatercoup zu bereiten vermeinte, als er seinen in Pilgerkleidung vermummten Ritter, die niedere Hülle wegwerfend, in Sammt und Seide plötzlich dastehen macht, ist diese Überraschung weder für das Publicum mehr vorhanden, das den Umstand weiß, noch für die betheiligten Personen des Stückes, die ihn merken mußten, wofern sie sich nicht mit freywilliger Blindheit selbst geschlagen. Auch als ein Sittenspiegel der geschilderten Zeit, der freylich ruhig fortschreitend erscheinen müßte, wie abspiegelnde Wellen, können wir das Stückchen nicht völlig anerkennen, indem, abgesehen vom Costüm und einigen eingestreuten alterthümlichen Redensarten, nichts jene Zeit und die Menschen wahrhaft Charakterisirendes darin erscheint, ja eben durch ein solches mitunter sichtbares Bestreben, ein Zwitterwesen von ehemahls und jetzt zu Tage erscheint. Zöge der Herr Ritter statt der Pilgerkutte etwa eine Livrée an, und wären der Goldschmid und seine Jungfrau Tochter modern gekleidet, so sollte wohl nicht leicht Jemand das altdeutsche Lustspiel herausrathen können. — Wir haben inzwischen — wie es sonst unsere Gewohnheit — dem Leser nicht einmahl die Inhaltsskizze mitgetheilt, wollen es auch aus dem Grunde nicht noch thun, weil wir doch nicht mehr Interesse hineinlegen könnten, als obiges Urtheil ihm zuerkannt, und wir ohnedieß die Zeit des Lesers ziemlich in Anspruch genommen haben. Die Theilnahme des Publicums erhielt sich im ersten Acte so ziemlich für das Stückchen, wich aber im darauffolgenden bedeutend, weil sich die Scenen allzusehr ausgesponnen. — Dlle. Peche gab die Titelrolle, und zwar mit einem so lieblichen und lebenvollen Colorit, daß ihr Charakter alles nur mögliche Interesse durch das Spiel der Künstlerinn gewann. Es wurde ihr auch reichlich der verdiente Beyfall gespendet. Hr. La Roche, als Goldschmid Bronner, gab eine neue glänzende Bestätigung seines tiefen charakteristischen Spieles Allen, die sein Engagement mit so schönen Hoffnungen begleitet sahen. Hr. Löwe, als Ritter Egbert, war ebenfalls ausgezeichnet.

Emin.

Ehrenvolle Würdigung.

Die von dem herzogl. Anhalt-Bernburgischen Rathe, Hrn. Pietznigg, herausgegebenen „Mittheilungen aus Wien,“ zeichnen sich durch immer steigenden innern Werth aus, und haben sich selbst der gnädigsten Theilnahme zu erfreuen. — So geruhten Se. kaiserliche Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Anton über die huldvoll angenommenen zwey Hefte des Jahrganges 1833, durch ein Schreiben vom 9. d. M. dem Herausgeber Höchstihr Wohlgefallen zu erkennen geben zu lassen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ankündigung

die Pränumeration des Sammlers für das Jahr 1834 betreffend.

Dieses Blatt, welches mit dem Jahre 1834 seinen sechs und zwanzigsten Jahrgang eröffnet, dürfte schon dadurch den Beweis geführt haben, daß es den Bedürfnissen und dem Geschmacke seines zahlreichen Leserkreises zu entsprechen gewußt habe. Wenn die sich seit dessen Entstehung gleichbleibende Eleganz der Ausstattung, und die umsichtige Wahl des Besten im Fache der Erzählung, den Sammler vorzugsweise zu einer angenehmen Lectüre für das schöne Geschlecht gestalten, so glaubt doch die Redaction sich schmeicheln zu dürfen, daß sie besonders in den letzteren Jahrgängen beflissen war, selbst den strengsten Forderungen Genüge geleistet zu haben. Auch ist dieselbe bemüht, ihrem Blatte durch gediegene Originalaufsätze einen erhöhten und selbstständigen Werth zu verschaffen, und sie kann sich nur Glück wünschen, daß so viele verdienstvolle vaterländische Schriftsteller, diese neue Richtung wahrnehmend, ihr bereitwillig ihren Beystand angebothen haben. Durch diese Unterstützung gestärkt, kann sie die Ankündigung des neuen Jahrganges mit dem Versprechen begleiten, daß sie denselben, mit interessanten Materialien versehen, eröffne, und dem Geschmacke ihrer verehrten Leser vollkommen zu entsprechen sich bestreben wird.

Einträchtig mit dem Hauptblatte werden die Notizen des Sammlers in theatralischer und artistischer Hinsicht sich das bereits durch Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe gewonnene Vertrauen zu sichern wissen. Die Referate über die Bühnen Wiens sind bewährten Schriftstellern anvertraut, und eine ausgebreitete Correspondenz wird in dem Gebiethe der Kunst das Interessanteste, was in den übrigen Hauptstädten Europens sich ereignet, schnell und gründlich zur Kenntniß des Publicums bringen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinstag, Donnerstag und Sonnabend pünctlichst ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. W. W. und vierteljährig 6 fl. W. W.

Auswärtige Bestellungen nehmen das k. k. Oberst-hof-Postamt in Wien, und die k. k. Postämter in den Provinzen zu wöchentlichen Versendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig.

Wien, im December 1833.

Die Redaction und der Verlag.

Der Sammler.

Dinstag, den — 151 — 17. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

Der Wallone lachte jetzt nicht mehr. Er gab zu, daß er mit Recht Anstand nehme. „Aber," fuhr er fort, „überlege ich es wohl, so wird dieses Kriegsgesetz, wie gut es auch seyn mag, doch immer von einem andern überwogen, was eben in keinem Codex, aber in der Brust des Menschen geschrieben steht, und jedem sein eigenes Beste zur Pflicht macht. Übrigens, wie die Sachen stehen, seyd Ihr jetzt Herr von dem, was den Menschen zum Herrn der Welt macht. Könnt Ihr dafür, daß der Weltlauf so geht? Zudem habt Ihr für diese Diamanten etwas gewagt, was zehnmahl mehr werth ist, das Leben eines wackern Soldaten, Euer Leben. Und endlich, wer außer Euch weiß davon? — Mein Stillschweigen, wenn Ihr daran zweifelt, ist Euch durch meinen Antheil an der Beute verbürgt, und so ist das Geheimniß ganz Euer, wenn Ihr es als solches bewahren wollt."

Cosmo's Blick haftete noch immer am Boden. „Ihr dürft mir's glauben," fuhr jener dringend fort, „das Ding geschieht alle Tage, und ganz andere Leute als Ihr haben sich schon so was zu Schulden kommen lassen. Aber wollt Ihr in romantischer Gewissenzartheit diesen Reichthum, Eure glänzende Laufbahn und Eure Aussichten in die Schanze schlagen, bloß um die ganze Armee ein paar Tage flott leben zu machen, so könnt Ihr's thun. Wehren wird's Euch Niemand, am allerwenigsten ich!"

„Freylich," sagte Cosmo nachdenkend," freylich wäre es Jammerschade diesen Schatz an die Soldaten zu verschleudern, denn in so viele Theile getheilt, bekäme doch keiner viel. Und mir könnte er viel — sehr viel nützen! Für diesen Augenblick wenigstens wäre ich geneigt, mit der reichen Beute eine Weile hinter den Bergen zu halten. Was mögen wohl diese Diamanten werth seyn?" fragte er wie absichtlos nach einer Pause.

„Was das betrifft," antwortete der Niederländer, „könntet Ihr Euch an keinen Besseren gewandt haben, als gerade an mich. Meine Vorfahren waren sämmtlich Juweliere und ich lernte schon als Knabe edle Steine erkennen und schätzen. Wäre ich nicht von der Soldatentollheit ergriffen worden, ich hätte, statt meinem Degen und einem Gulden täglicher Gage, ein Rittergut und Hunderttausende besitzen können!" Indem er nun die Steine hin und her wendete, und sie sorgfältig beschaute, fuhr er fort: „Sie mögen wohl mindestens eine Million Gulden werth seyn. Nun denkt Euch einmahl diese ungeheure Summe unter unsere gemeinen Soldaten vergeudet!"

Cosmo widerstand diesem Aufrufe nicht. Er stand am Scheidewege. Die Gründe seines neuen Freundes wurden immer gewichtiger und als die Morgensonne verklärend die Wände seines Gemaches röthete, hatten sie

sich gegenseitig einen fürchterlichen Eid ewigen Stillschweigens geschworen. Der Wallone zog sich zurück, nachdem er seinen Antheil Diamanten zu sich genommen hatte, und Cosmo warf sich glühend auf sein Lager, wo bald ein unruhiger, fieberischer Schlummer ihn mehr betäubte, als erquickte.

7.

Nicht lange währte es, so hatte wilde und angestrengte Thätigkeit jeden Rückblick auf das Geschehene aus Cosmo's Gedanken verdrängt. Der Waffenstillstand war zu Ende. Die Reiterey erhielt Befehl zum Aufbruche, und wieder stand er an der Spitze seiner Schwadron, ganz der kühne glänzende Günstling der Natur und des Glückes. Marschall Catinat war zurückberufen, und das Commando Generalen übergeben worden, deren Mangel an Talenten das französische Heer einer ununterbrochenen Reihe von Schlappen ausgesetzt hatte. Bey sehr vielen Gelegenheiten machte sich Cosmo jetzt bemerkbar. Eine Unternehmung, welche alle Officiere einstimmig für die ausschweifendste Tollkühnheit erklärt hatten, ward auf die überraschendste Weise glücklich von ihm durchgeführt. War eine Batterie zu stürmen, Geschütze dem Feinde abzunehmen, eine Proviantzufuhr abzuschneiden; so war er immer der Erste, immer zu Allem bereitwillig, und dennoch wurde er, unbegreiflich genug, niemahls verwundet. Mochte er sich in's dichteste Feuer stürzen, wo ein Kugelregen den Luftkreis erschütterte, oder in einen Lanzenwald, an dem kein Vogel ungestraft vorüberschwirren konnte — er blieb unverletzt, und während alles um ihn her Tod und Vernichtung athmete, schien er allein gegen das Grab mit all' seinen Abgründen geharnischt zu seyn.

Der Fall seiner vorgesetzten Officiere in der Garde erhob ihn noch vor Ende des Feldzuges zu ihrem Capitän. Seine Talente enthüllten sich immer mehr, die Gelegenheit entwickelte all' seine reichen Kräfte, er wurde in Kurzem der allgemein verehrte Krieger, das Muster der ganzen Armee. Am Schlusse der zweyten Campagne kehrte er mit den Schlüsseln und der Fahne der Citadelle von Nizza zurück, und erhob sich von seines Herrschers Throne, allwo er seine Eroberungen niedergelegt hatte, mit dem Range eines Generallieutenants. Der Herzog hatte ihn noch überdieß mit dem Großkreuz seines Hausordens geschmückt.

Er war am Gipfel seines Glückes, und hätte sich der Gräfinn von Gualia ohne Zagen nähern können, die das Werben des schönen, stattlichen, gefeyerten Kriegers schon seit lange bemerkt, und nicht ohne Huld aufgenommen hatte. Aber um sich für den Anbether einer Dame von solchem Range öffentlich zu erklären, bedurfte es an dem glänzenden Hofe zu Turin eines verschwenderischen Aufwandes. Cosmo nahm daher seine Zuflucht zu seinem Schatze, und gestaltete sein äußeres Auftreten mit dessen Hülfe bald so glanzvoll, als es sein jetziger Rang und seine schwindelnden Ansprüche erforderten. Er hatte die prächtigsten Equipagen, gab die kostbarsten und geschmackvollsten Feste am ganzen Hofe, und drückte der liebenswürdigen Gräfinn seine Huldigung durch Geschenke aus, die selbst königlicher Freygebigkeit zu ausschweifend werthvoll geschienen hätten. So geschmeichelt, von allen hochgeehrt und stolz, den ersten Krieger und Frauenliebling Savoyens an ihrem Triumphwagen zu sehen, konnte die Gräfinn nicht länger widerstehen.

Um diese Zeit fiel das Fest der heiligen Rosalia, welchen Nahmen auch die gefeyerte Gräfinn trug. Ganz Turin, denn auch in dem Mittelstande hatte die verschwenderische Pracht Cosmo's Aufsehen erregt, ganz Turin war gespannt, welches neue glänzende Fest dieser in Italien so vielbedeutende Tag herbeyführen würde. — Aber, als der lang ersehnte Morgen endlich anbrach, da war nichts zu sehen noch zu hören, man bemerkte keinerley Art von Vorbereitungen, und die Neugierigen, welche schon mit Anbruch des Tages sich vor dem großen Thore des Cosmo'schen Pallastes gelagert hatten, zogen mit großem Mißvergnügen wieder ab. Die Thore blieben wie gewöhnlich geschlossen, und alle Fenster des stattlichen Pallastes, das Arbeitsgemach des Generals ausgenommen, waren mit dichten Vorhängen bedeckt.

Die ganze Stadt war höchlich verwundert, und das Erstaunen stieg noch mehr, als gegen Mittag einige glänzende Pagen des Generals zu den Herren und Damen von Hofe, ja selbst in den Pallast des Herzogs hinaufstiegen, und Einladungen zu einem Abendbankette abgaben. — Die schöne Gräfinn Gualia, durch diese ärmliche Feyer und die bittere Täuschung all' ihrer auf den Triumph dieses Festes gerichteten Hoffnungen tief beleidigt, hatte im Sinne die Einladung nachlässig abzuweisen, allein der Herzog und die Herzoginn hatten dieselbe angenommen, und so durfte sich Niemand ohne die dringendste Ursache zurückziehen, wenn er sich nicht gegen die Hofsitte, wie gegen den Herzog selbst, auf die unverzeihlichste Weise vergehen wollte.

Es war ein reizender, mondheller Abend, als ein unabsehbarer Zug von Gallawagen, den herzoglichen an der Spitze, sich in Bewegung setzte und nach Cosmo's Pallast zufuhr. Als die goldene Carrosse des Herzogs in die prachtvolle Straße eingebogen hatte, an deren Fronte

das stolze Gebäude prangte, da sprangen die großen Thorflügel plötzlich auf, und die stolzen andalusischen Hengste bäumten sich erschrocken zurück vor dem entgegenstrahlenden Flammenmeere. Der weite Hof brannte von glänzenden Feuersternen, welche einen Gang bis zu den Stufen der Vorhalle bildeten, und wovon die vordersten den Nahmenszug des Herzogs und der Herzoginn, die übrigen aber in vielfach verschlungenen Formen sämmtlich jenen der reizenden Gräfinn Gualia trugen. Unsichtbare, doch treffliche Musikchöre empfingen mit einem Triumphmarsche die Einziehenden. Pagen mit blumenbekränzten Fackeln hoben sie aus dem Wagen und geleiteten sie in zwey Reihen nach einem prächtigen in der Façade des Schlosses gelegenen Saale.

Hier war der eigentliche Glanzpunct des Festes, und die Augen der hohen Gäste wurden von einem durch seine Neuheit nicht minder als durch seinen Zauber fesselnden Anblick getroffen. Der hohe majestätische Saal war in einen reizenden Blüthengarten verwandelt, wo Knospen und Südfrüchte jeder Art in verschwendrischer Fülle prangten. Lauben von natürlichem Gebüsche und niedliche Grotten waren in geringer Entfernung sämmtlich an passenden Stellen angelegt, und vom sanften Scheine eines anmuthigen Rosenlichtes umflossen. Darinnen befanden sich Sitze für je zwey und zwey Personen. Diese Lauben aber wölbten sich zugleich im Ganzen amphitheatralisch gegen die Mitte des Saales hin, wo ein rothsammtner, reich mit Goldblumen gestickter Vorhang von der Decke bis an den Boden herabwallte, und die zweyte Hälfte des Saales verbarg *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Umrisse dieses Festes sind historisch.

Logogryph.

Wiegst auf deinen Achten du
Eigne Fünf zu sanfter Ruh',
Bist du wohl ein alter Knabe,
Meist nicht fern von deinem Grabe.

F. W. Jaggi.

Anekdote.

Eine Gesellschaft gab vor einigen Jahren einen Maskenball. Es erschien eine so große Menge Masken, daß in dem beschränkten Raume man vor Hitze kaum ausdauern und sich in dem unaufhörlichen Gedränge nicht frey bewegen konnte. Hauptsächlich waren sehr viele Türkenmasken dabey. Ein Paar Masken, ein Indianer und ein Ritter, kamen gewaltig in's Gedränge, und der Erstere klagte dieß dem Letztern. — „Seyn Sie nur ruhig," flüsterte der Ritter dem Indianer zu, „wir wollen uns bald Luft verschaffen." Dann näherte er sich einem Paar Türken und sagte zu ihnen: „Meine Herren Muselmänner! am Büffet ist etwas weggekommen. Man hat eine Türkenmaske in Verdacht. Alle Türkenmasken sollen visitirt werden. Ängstigen Sie sich daher nicht."

Kaum hatte er dieses den beyden Masken gesagt, so raunte es ein Türke dem andern in's Ohr. Keine von diesen Masken wollte sich einer solchen Demüthigung aussetzen, und eine nach der andern verließ den Ball. Der Ritter hatte durch diese List seinen Zweck erreicht; man konnte leichter Athem schöpfen und sich freyer bewegen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Obwohl wir von demselben eben keine Novitäten zu berichten haben, so erfreut es sich fortwährend eines äußerst zahlreichen Besuches, der selbst bey jenen Vorstellungen nicht abnimmt, worin, seit der Abwesenheit des Hrn. Wild, seine Rollen anders besetzt werden mußten. Vorzugsweise ist es die Oper, welche die größte Anziehungskraft bewährt. „Robert der Teufel" heißt der Zauberer, der immer ein eben so zahlreiches als gewähltes Publicum in diese Bühne bannt. Ist auch der Reiz der Neuheit durch mehr als 50 Vorstellungen (jene in einem Vorstadttheater mitgezählt) abgestreift, so sind die Vorzüge dieses Werkes, und noch mehr die Art der Darstellung, noch immer ein mächtiger Talisman; wenn dieses Werk einige Tage nicht aufgeführt wird, beweisen die häufig nach demselben geschehenden Anfragen, daß das Publicum seine Lüsternheit noch nicht befriediget hat. Am 2. December beehrten Se. Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserinn nebst mehreren kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen dieses Prachtschauspiel mit ihrer Gegenwart. — Einer Unpäßlichkeit des Hrn. Breiting wegen übernahm Hr. Binder bis zu dessen Wiederherstellung für einige Abende die Rolle des Robert, und auch diesem Sänger gelang es, Anerkennung seiner Verdienste zu gewinnen. Aber nicht diese Oper allein ist es, welche das Hof-Operntheater mit Zuhörern füllt. Man kann sagen, daß dasselbe in diesem Jahre seinen Flor vorzüglich den Normatagen, die andern Theatern so schädlich sind, verdanke, den Tagen nähmlich, an welchen Bellini's „Norma" gegeben wird. Ist unser Publicum auch nicht so enthusiastisch wie das Florentiner, welches außer dieser Musik keine andere hören will (so berichtet uns wenigstens die Handelszeitung von Florenz), so ist doch diese Oper nach mehr als 40 Vorstellungen noch immer das Lieblingsgericht der Wiener, und der Zulauf zu derselben immer gleich groß. Abwechselnd mit diesen werden die Opern: „Zampa," „Montecchi und

Capuleti," „die Unbekannte," „Fra Diavolo" u. s. w. stets gerne gesehen, und vor einigen Tagen erst erfreute sich die „Zauberflöte" eines vollen Hauses. Herold's „Zweykampf" soll die nächste Neuigkeit seyn; auch Rossini's „Wilhelm Tell" wird bald zur Darstellung kommen. — Balletmeister Henry studiert für den Carneval ein großes Divertissement ein. Von ältern Balleten sahen wir mit zum Theil neuer Besetzung „die Maskerade im Theater," „Theodosia" und „Fee und Ritter." In beyden letztern zeichnete sich Dlle. Schlanzofsky aus, welche besonders als Fee Viviane Beweise ihrer überraschenden Fortschritte gab. Hr. und Mad. Mattis haben eine Kunstreise nach Mailand angetreten. Dagegen wird Hr. Rozier aus München erwartet, und — wenn dem Gerüchte zu trauen ist — auch Dlle. Taglioni aus Paris. Letztere Angabe wollen wir aber keineswegs verbürgen.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Zum Vortheile des verdienstlichen Schauspielers Hrn. Johann Lang wurde am 5. December d. J. zum ersten Mahle gegeben: „Ritter Stiefeldon und sein Schildknappe, oder die Fahrt nach Abenteuern," Donquixotiade mit Gesang in zwey Acten vom Verfasser der „Nina." Musik vom Capellmeister Wenzel Müller.

Der fruchtbare humoristische Verfasser, Hr. Joseph Schikh, hat durch die Benennung Donquixotiade dem Publicum den Maßstab angegeben, mit welchen Erwartungen selbes Thaliens Tempel betreten möge, den Kritikern aber, von welchem Standpuncte er sein Werk betrachtet wissen will. Das Leben und die Thaten des edlen Ritters von Mancha, der mit seinem treuen Knappen auf Abenteuer zog und nicht begreifen konnte, daß die Riesen, die ihm in der Ebene von Montiel aufstießen, nur Windmühlen wären, werden dem gebildeten Theile des Publicums hinlänglich im Gedächtnisse seyn. Diese Grundidee benützte der Bearbeiter, und ließ uns in der Person des Junkers Eustachius Stiefeldon solch einen Abenteurer auftreten, welcher mit seinem Schildknappen Damian im Begriffe ist, ziellos in die weite Welt zu wandern, um sich die Liebe seiner Gertrude, die durch eine zehnjährige Zärtlichkeit treu an ihm gehandelt, im vollsten Maße zu verdienen. Emilius Jux, ein Student und Anverwandter des Hieronymus Loder, Ortschyrurg und Vater der Gertrud, kommt mit mehreren Collegen, um die Ferienzeit zu genießen, gerade in dem Augenblicke an, als der fahrende Ritter seine in Liebesschmerz versunkene Geliebte verlassen hatte. Er erfährt die Tollkühnheit des verblendeten Ritters, entwirft augenblicklich einen herrlichen Studentenplan, wozu seine Anverwandten und Collegen ihm hülfreiche Hand leisten müssen. Sie verfolgen in Rittertracht den Junker Stiefeldon, täuschen ihn bey allen seinen Unternehmungen, und heilen ihn zuletzt von dem Wahne, auf Ritterabenteuer auszugehen. — An dem Versuche, Don Quixote's Leben und Thaten auf theatralischen Boden zu verpflanzen, scheiterten früher mehrere Bühnendichter, weil sie die Methode, zeitgemäße, episodische Scenen, wodurch dem simplen Stoffe ergiebig nachgeholfen, die momentane Ergötzlichkeit, das Interesse des Zuschauers mächtig gesteigert wird, nicht gehörig in ihrer Macht hatten. In dieser neuesten Bearbeitung wirken viele gute Einfälle treffend, vorzüglich unterhaltend sind die Liedertexte, zu denen die Musik nicht weniger passend als angenehm ist. Lauter Beyfall und beständige Zwerchfellerschütterung haben diesem Stücke eine günstige Aufnahme bereitet. Eine wesentliche Stütze war aber die besonders gelungene Darstellung, wodurch Dlle. Jäger (Gertrud), dann die HH. Lang (Jux), Schuster (Damian), Fermier (Stiefeldon) den meisten Beyfall erwarben. Dlle. Jäger leistete diesen Abend im Spiel wie im Gesange Vorzügliches, mußte auch ihre interessanten Gesangsstücke mehrmahls wiederhohlen, wodurch sie das Publicum für einige etwas ermüdende Momente hinlänglich entschädigte. Gleiche Ehre gebühret den HH. Lang und Schuster, denn ihr ächter Humor, dann die dadurch sich über das Ganze wohlthätig verbreitende Frische, haben das Publicum in so günstige Stimmung versetzt, daß ihnen zu wiederhohlten Mahlen der wohlverdiente Lohn des Beyfalls zu Theil ward. Hr. Lang erregte besondere Aufmerksamkeit durch die Gewandheit und Schnelligkeit in den rasch wechselnden Verkleidungen im zweyten Acte, wo er als parodierender Imitator des berühmten Ventriloquisten und Mimikers Alexander auftrat. Hr. Tomaselli (Loder) war ziemlich bey guter Laune. Die Übrigen bewegten sich in ihren kleinen Parthien zur allgemeinen Zufriedenheit. Das Costum war für eine Donquixotiade nicht wohl gewählt und verdient allerdings bemängelt zu werden. Der Beneficiant wurde am Schlusse mit Dlle. Jäger gerufen. — Der Zuspruch war besonders zahlreich.

Die sogenannten Alpensänger Krapfenbauer, Nobis, Hellmann, Schrott, Söllner und Debiasy haben auf dieser Bühne einige Mahle die Zuhörer durch Jodeln und Zitherspiel unterhalten. Diese steyrischen Sänger haben schon, bevor sie in andern Städten ihr Heil suchten, in unserer Residenz an verschiedenen Orten ihr Kunstlager aufgeschlagen, weßhalb sie für uns eben keine neuen aber auch keine unwillkommenen Gäste waren.

Hr. Ludolf, früher Mitglied des Theaters an der Wien, trat in der komischen Scene von Castelli: „Der Soldat allein," als neu engagirtes Mitglied mit vielem Beyfalle auf.

Joh. Nep. Hrastnigg.

Mancherley.

Darmstadt hat diesen Winter über eine Oper. Es werden binnen 18 Wochen 36 Vorstellungen in drey Abonnementsabtheilungen im Hoftheater gegeben. Mit „Othello" wurde begonnen. — In Hamburg spielt eine englische Schauspielergesellschaft, worunter sich der Verfasser des „Buckeligen," Hr. Sheridan Knowles befindet. — Zürch erhält jetzt auch ein neues Theater. Es wird auf Actien errichtet. — Das neue Theater in Mainz macht gute Geschäfte. Hr. Wolff, ehemahls am Königstädtertheater in Berlin, ist Unternehmer desselben. — In München gastirte Mad. Stich-Crelinger und die Sängerinn Mad. de Meric, beyde mit entschiedenem Erfolge. — In Magdeburg eröffnete Graf Hahn das Theater. Unter seinen Mitgliedern befindet sich, wiewohl nur für kurze Zeit, Hr. Kunst. — Dlle. Sabine Heinefetter folgt von Berlin einem ehrenvollen Rufe nach St. Petersburg. — In letztgenannter Stadt hat Fräulein von Hagn ihre Gastrollen mit der Prinzessinn Eboli beendigt. Sie kehrt nach Berlin zurück. — Paganini hat durch seine Concerte in England 270,000 fl. eingenommen.

Benefice-Anzeige.

Die Direction des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt hat dem genialen Künstler, Hrn. Reefe, einen Antheil auf die erste Vorstellung des am 18. d. M. zur Aufführung kommenden Weidmann'schen romantischen Mährchens: Der Ring des Glückes bewilligt. Hr. Capellmeister Conradin Kreuzer hat die Musik zu den Gesängen geliefert. Die Direction soll, dem Vernehmen nach, viel für die Ausstattung gethan haben; es ist also mit Grund zu erwarten, daß das Publicum die Vereinigung dieser drey ihm angehörigen Talente zu würdigen wissen werde.

Redarteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 152 — 19. December 1833.

Ankündigung

die Pränumeration des Sammlers für das Jahr 1834 betreffend.

Dieses Blatt, welches mit dem Jahre 1834 seinen sechs und zwanzigsten Jahrgang eröffnet, dürfte schon dadurch den Beweis geführt haben, daß es den Bedürfnissen und dem Geschmacke seines zahlreichen Leserkreises zu entsprechen gewußt habe. Wenn die sich seit dessen Entstehung gleichbleibende Eleganz der Ausstattung, und die umsichtige Wahl des Besten im Fache der Erzählung, den Sammler vorzugsweise zu einer angenehmen Lectüre für das schöne Geschlecht gestalten, so glaubt doch die Redaction sich schmeicheln zu dürfen, daß sie besonders in den letzteren Jahrgängen beflissen war, selbst den strengsten Forderungen Genüge geleistet zu haben. Auch ist dieselbe bemüht, ihrem Blatte durch gediegene Originalaufsätze einen erhöhten und selbstständigen Werth zu verschaffen, und sie kann sich nur Glück wünschen, daß so viele verdienstvolle vaterländische Schriftsteller, diese neue Richtung wahrnehmend, ihr bereitwillig ihren Beystand angebothen haben. Durch diese Unterstützung gestärkt, kann sie die Ankündigung des neuen Jahrganges mit dem Versprechen begleiten, daß sie denselben, mit interessanten Materialien versehen, eröffne, und dem Geschmacke ihrer verehrten Leser vollkommen zu entsprechen sich bestreben wird.

Einträchtig mit dem Hauptblatte werden die Notizen des Sammlers in theatralischer und artistischer Hinsicht sich das bereits durch Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe gewonnene Vertrauen zu sichern wissen. Die Referate über die Bühnen Wiens sind bewährten Schriftstellern anvertraut, und eine ausgebreitete Correspondenz wird in dem Gebiethe der Kunst das Interessanteste, was in den übrigen Hauptstädten Europens sich ereignet, schnell und gründlich zur Kenntniß des Publicums bringen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinstag, Donnerstag und Sonnabend pünctlichst ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. W. W. und vierteljährig 6 fl. W. W.

Auswärtige Bestellungen nehmen das k. k. Obersthof-Postamt in Wien, und die k. k. Postämter in den Provinzen zu wöchentlichen Versendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig.

Wien, im December 1833.

Die Redaction und der Verlag.

Der Fischer von Calabrien.

(Fortsetzung.)

Da ein Schauspiel in jener Zeit noch zu den Seltenheiten gehörte, so wurden die Eintretenden schon durch die Gestalt des äußeren Schauplatzes höchst angenehm überrascht. Man ließ sich in den duftenden Grotten nieder, deren Wände ringsumher mit Spiegeln behangen waren, und deren Aussicht, obschon in mannigfachen Neigungen, auf den köstlichen Vorhang gerichtet war. Die Laube in der Mitte, mit dem goldenen Wappen des Herzogs geschmückt, und gleichfalls mit hochrothem goldgestickten Sammt behangen, diente dem Herzog und der Herzoginn zur Loge. Die nächste Grotte an dieser, die Farbe der Gräfinn, himmelblau, mit silbernen Sternen tragend, wurde von Cosmo persönlich der Königinn des Festes angewiesen. In die übrigen Grotten vertheilten sich, mehr dem Zufalle als dem Range folgend, die anwesenden Cavaliere und Damen. In jeder Grotte war ein Glöckchen angebracht, das kaum seine Silberstimme erklingen ließ, als wie durch Zauber verborgene Blenden sich drehten und Erfrischungen aller Art von unsichtbaren Händen dargebothen wurden.

Die Oper war zu jener Zeit, selbst in Italien, noch in ihrer Kindheit, und nur in der Kirchenmusik hatte man sich bis dahin mehrstimmiger Canons bedient, und darin weniger auf eigentliche Harmonie und den noch sehr unausgebildeten Contrapunct, als auf Einfachheit und Lieblichkeit der Melodie gesehen. Auf den Bühnen, wenn man anders die kleinen herumziehenden Budenvorstellungen so nennen konnte, bekam man höchstens einzelne Lieder Arlequino's oder Policinello's zu hören, etwa wie sie heut zu Tage auf den untersten französischen Vaudevilletheatern gesungen werden.

Alles war daher gespannt, als der Vorhang aufrauschte, und ein zierlicher Policinello hervorsprang, der unter närrischen Grimassen eine Commedia cantabile ankündigte, wozu der hochberühmte Meister Sixtino Peroni aus Genua eigens berufen worden sey. Zugleich trat von der andern Seite ein spindeldürres Männchen in schwarzem Wamse auf und verbeugte sich tief auf eine gar possierliche Weise. Es war der angekündigte Musico, der zuerst Chorgesänge zu schreiben und einzuüben verstand. Er krächzte mit einer unangenehmen, näselnden Stimme einige um Entschuldigung bittende Worte, und zog sich alsbald wieder zurück. Die Scene stellte ebenfalls einen Garten mit Lauben vor, welche letztere aber an beyden Seiten eng angereihet waren. Daraus traten nun zu beyden Seiten, hier glänzende Krieger, dort idealisch gekleidete Jungfrauen hervor, welche einen für diese Zeit sehr kunstvollen Gesang vortrugen, bis Mars und Venus erschienen, und einen Wettstreit des Krieges und der Schönheit begannen. Nach einiger Zeit zog man mit Blumenketten umwunden den alten Musico herbey, in einer bunten, phantastischen Tracht, die seine verschrobene Gestalt noch lächerlicher erscheinen ließ. Dieser setzte sich nun auf den Richterstuhl, und entschied, ebenfalls singend, daß Beyden, aber in verschiedenen Reichen und Verhältnissen, die Herrschaft gebühre. Hierauf traten die Götter auf den äußeren Schauplatz hinaus und Mars senkte eine vor wenigen Tagen eroberte französische Fahne zu den Füßen des Herrscherpaares, während die Göttinn der Liebe einen Blumenkranz auf die Stirne der, vor Vergnügen und Überraschung erglühenden Gräfinn drückte. Die Zitherklänge, welche bisher den Gesang begleitet hatten, schwiegen nun, und Trompeten und Pauken schmetterten jubelnd durch den Saal.

Man erhob sich nun hoch befriediget, und folgte den vorleuchtenden Pagen in den eben so geschmackvollen, als überraschend glänzenden Tanzsaal. Hier wurden dem Herzoge, in Mars und Venus die Kinder des alten Musico vorgestellt; sämmtliche andere Sänger waren Zöglinge des Signor Peroni, und mit ihm eigens zu diesem Feste, von Genua gekommen.

Der Herzog und die Herzoginn zogen sich bald hierauf zurück, und nun wurde erst alles aufgebothen, um der reizenden Gräfinn Gualia zu huldigen. Ihr Nahme prangte rings umher an den Wänden, kostbare Geschenke, auf goldgestickten Kissen lagen zu ihren Füßen, und eine Unzahl Diener stand für jeden Wink bereit.

Als schon nahe gegen Morgen endlich der Tanz aufgehoben wurde, wallten die stattlichen Carrossen, von einem unabsehbaren Fackelzuge und Musikbanden begleitet, in verschiedenen Richtungen nach Hause.

Die Rüstungen zum Feldzuge begannen wieder, und Cosmo drang so glühend in die reizende Gräfinn, ihn zum glücklichsten der Menschen zu machen, daß sogar die Hofetiquette, welche ein zehnjähriges Werben befahl, und die Freyer so lange wie weiland die Griechen vor Troja lagern ließ, von ihrer eisigen Strenge nachlassen mußte. Der Tag zur glänzenden Vermählung ward angesetzt.

Er erschien und Cosmo harrte eben in seinem Pallaste, noch im Hochgefühle seines mährchenhaften Glückes, ein geheimes Bangen nicht ganz bezwingend. Er

erwartete die Hochzeitwagen, die ihn ans Ziel seiner Wünsche bringen sollten, als der kleine Wallone in stürmischer Eile nach ihm begehrte, und ungeachtet alles Abwehrens seiner Diener bis zu ihm drang. Cosmo hatte ihn seit jener unseligen Nacht im Casino nicht gesehen. Dienstvorfälle konnten ihn leicht entfernt gehalten haben. Aber als er ihn jetzt, in diesem Augenblicke erschaute, da zog unsägliche Bangigkeit in seine Brust. Der Niederländer sah bleich, abgehärmt und unwirsch aus, und Cosmo zog, sein Begehren zu errathen glaubend, eine Handvoll Ducaten aus der Tasche.

„Laßt nur," flüsterte jener leise und ängstlich, „ich verlange nichts von Eurer Freygebigkeit, ich wünsche nur, Euch vom Untergange zu retten. Unser unseliges Geheimniß ist verrathen worden, auf welche Weise ist mir unbekannt. Marschall Catinat hat seinen Verlust öffentlich kundgemacht, und Eure plötzliche, ich kann wohl sagen beyspiellose Verschwendung, hat Verdacht auf Euch geworfen. Ich war in Paris anwesend, als man darüber im Cabinet berathschlagte, und bin Tag und Nacht geritten, um Euch zu warnen. Eine außerordentliche Gesandtschaft ist bereits in Turin eingetroffen, mit dem doppelten Zwecke, wegen des Friedens zu unterhandeln, und die Diamantengeschichte an den Tag zu bringen."

Cosmo sank in tödtlicher Angst auf einen Stuhl. Die Last eines Felsens schien ihn zu erdrücken. Er überschaute im Augenblicke ganz die nächste Zukunft, den Verlust seiner Ehre, den Untergang seiner kriegerischen Auszeichnung. Er sah seine glänzende Verbindung aufgehoben, sich selbst in den tiefsten Abgrund der Schmach gestürzt und der unerbittlichen Strenge der Kriegsgesetze preisgegeben. In höchster Verzweiflung riß er die Orden von seiner Brust, seinen Degen aus der Scheide, und war im Begriffe, sich denselben ins Herz zu stoßen, als sein Freund ihn daran hinderte. Nun warf er sich erschöpft zu Boden, und das gräßlichste Gefühl seiner wunden Brust ergoß sich in einen wie Lava glühenden Thränenstrom.

So lag er lange bewußtlos, bis mit seinem Wiedererwachen der blutrothe Dämmerschein des Zwielichts in sein Auge brach, und in seinem prächtigen Garten sich bereits die Schatten der Nacht mit dem frischen Laube gatteten. Aber der kleine Wallone hatte ihn nicht verlassen, sondern saß noch immer ernst und schweigend da, indem sein durchdringender Blick unbeweglich und fest auf ihm haftete. Cosmo fuhr mit einem Mahle schreyend empor. „Sind die Wagen gekommen?" rief er entsetzt, und las ein donnerschmetterndes „Nein" in den Zügen des Wallonen. „Sind sie gekommen?" schrie er nochmahls mit gellender Stimme. „O sprich," setzte er hinzu, und richtete das verglaste Auge auf den Gefährten seiner Schuld, „ist keine Rettung mehr für mich?" — Sein Ton war dringend und eilig, wie eines Verbrechers, der auf dem Schaffotte zum letzten Mahl um Gnade bittet. „Keine Hülfe mehr?" preßte er zum zweyten Mahle gewaltsam hervor.

„Keine," versetzte kalt und strenge der Wallone, „Ihr seyd, wie wir beyde nur zu wohl wissen, jeder gesetzlichen Vertheidigung baar. Ihr könnt Eure Veruntreuung nicht läugnen. Als Mann ist Eure Ehre für immer dahin. Als Soldat habt Ihr die Armee beraubt, und wer bürgt unserm Herzog dafür, daß ein Mensch, der um so verworfener Versuchung willen, als Geld ist, seine Cameraden plündern konnte, nicht auch für eine Handvoll Ducaten sein Vaterland verrathen werde?"

Cosmo sah mit sprachlosem Erstaunen um sich, als er aus dem Munde seines Verführers so vernichtende Vorwürfe hören mußte. Dann übermannte ihn eine ungeheure Wuth. „Ha, schändlicher, teuflischer Bube!" rief er mit heiserer Stimme, „du stürztest mich in einen bodenlosen Abgrund und jetzt wagst du es noch mich zu verhöhnen?" Er stürzte auf ihn los, und packte ihn, gleich einer grimmigen Hyäne. Aber zu seinem Erstaunen fand er einen Gegner an ihm, der sogar seiner herkulischen Stärke das Gleichgewicht halten mochte. Die schmächtige Gestalt des Wallonen widerstand ihm mit einer Kraft, die all' seine Anstrengungen erschöpfte. Ja, seine eigene Stärke schien zu weichen. Die Faust des Feindes schlang sich nun plötzlich um ihn, wie eine jener gewaltigen Schlangen, die ihren Raub immer fester umwinden, bis er erwürgt durch die tödtliche Umarmung hinstürzt. Cosmo, in seinen Armen ermattend, warf einen verwundernden Blick auf ihn. Aber er begegnete einem unbeschreiblichen, höllischen Ausdrucke triumphirender Bosheit, und sein Erstaunen verwandelte sich in Schauder. Da tauchte es in dem hagern, vergelbten Antlitz auf, wie ein bleiches, verzerrtes Gespensterbild aus ferner Zeit, und mit unheimlichem Zauber verflossen die Züge des Niederländers in ein undeutliches Chaos, aus welchem dann hohnfletschend der Dragoner, sein erster Verführer, wieder emporstieg. Dann vereinten sich beyde Physiognomien wie Eulenfratzen in demselben Gesichte, und grinsten ihn entwarkend an. Das konnte kein sterblich Gemüth ertra-

gen; entsetzliche Gluth leckte an seiner Stirne, sein Gehirn brannte, seine Sinne schwanden — und er sank in wohlthätiger Sinnlosigkeit neuerdings zu Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte:

Schenkel — Enkel.

Notizen.

Weder Scherz, noch Ironie!

Ein im Notizenblatte Nr. 148 des Sammlers enthaltener Artikel hat die Stimmen aller Unparteyischen und ächten Kunstfreunde gewonnen. Man freut sich wieder einmahl ein kräftiges Wort aus unabhängigem Munde zu vernehmen und seine, wenn auch noch dunkeln Empfindungen, in frischen, energischen Worten gleichsam verkörpert zu sehen. Auch ich zähle mich unter diejenigen, die an dem Eifer und der männlichen Wahrheit des erwähnten Aufsatzes sich wirklich ergötzt; aber ich finde, daß Hr. Hofzinser die Scheinhülle, welche die klaffende Wunde bedeckt, nicht beym rechten Zipfel ergriffen hat. Das Übel liegt weit tiefer. Es liegt in der flachen, unberufenen, stereotypen und sinnarmen Gestalt unserer Journalistik, die sich in alles und jedes hineinstürzt, und wie eine Harpye nach dem Größten und Geringsten mit gleichem Heißdurste greift. — Ich kenne Hrn. Strauß nur vom Sehen und Hören, aber ich wette, er ist an sich weder so unbescheiden, noch so anmaßend, um die zahlreichen Mißgriffe zu verschulden, welche die Journalisten in seinen Lobpreisungen begehen. Strauß zeigt sich in seinem Wirken und Streben zu vernünftig und consequent, um sich für mehr zu halten, als er wirklich ist. Er gründet seine Lebensstellung auf den Frohsinn und die Tanzlust der Wiener und er hat sich nicht getäuscht, er strebt mit unermüdlicher Thätigkeit, mit Beharrlichkeit und Ehrgeiz nach einem festen Ziele, und dieß verdient in seiner Sphäre jene Achtung, die dem Fleiße und der Thätigkeit allüberall gezollt werden soll. Er ist nun wirklich beynahe auch der Erste in seiner Art, und hat sich eine sichere, behagliche Stellung im Leben errungen, aber deßwegen wird es ihm wohl nicht in den Sinn kommen, sich mit Mozart, Haydn, Paganini, oder auch nur mit — Wenzel Müller in eine Classe stellen zu wollen. Daran sind nun die Lobhudler Schuld, die alles in den Kreis des Ästhetischen ziehen, und den Kitzel ihrer Füße gedruckt verewigen wollen. Wenn ein geistreicher, beliebter und nahmhafter Dichter keinen Anstand nimmt, ganze Artikel über eine neue Lieferung Strauß'scher Tänze zu schreiben, und sich davon — als wäre es ein Faust'scher Stoff — zu dramatischen Phantasien begeistern zu lassen, wenn über jeden Ball zweyte und dritte Artikel abgedruckt werden, als würden die wichtigsten Kunst- und Literaturgegenstände verhandelt, soll es uns dann wundern, wenn einer den andern möglichst zu überbiethen trachtet, und man in der Provinz die überschwengliche Sprache der Residenz bis zur Karrikatur nachahmt? Erschöpft man die Lobesschätze unserer Sprache so verschwenderisch, und wirft die Unsterblichkeit so mit vollen Händen auf die Landstraße — welche Vergeltung bliebe dann für den wahrhaften Genius übrig?

Aber, wie erwähnt, das ist nur die specielle Seite eines allgemeinen Übels, worauf ich schon an einem andern zweckmäßigen Orte hingedeutet zu haben mich erinnere. Es ist in der jüngsten Zeit die Arroganz der Schwachheit und Erbärmlichkeit von der einen Seite, und die feile Nachgiebigkeit von der andern auf eine Stufe gestiegen, die demjenigen unglaublich dünken dürfte, der sich nicht einmahl in ihre Mitte versetzt sah. Wenn Komödianten achtbare Literatoren mündlich und schriftlich verunglimpfen, weil jene ihre Dutzendfabricate nicht geradezu als Meisterstücke apotheosiren wollten; wenn das Gemeine, Verächtliche sogar durchaus gelobt werden soll, wenn Theaterdirectionen ein anständiges, gemäßigtes, edel freymüthiges Urtheil zurückweisen, wohin muß es da mit der Kunst, wohin mit der Kritik kommen?

Sigm. Schlesinger.

Literatur.

Wir machen das lesende Publicum auf das unlängst bey Tendler erschienene 5. Heft des Wiener Gesellschafters von Andreas Schumacher aufmerksam, und geben hier zugleich eine kurz gedrängte Beurtheilung der in diesem Hefte enthaltenen literarischen Gaben.

Da aber dießmahl der prosaische zugleich der werthvollere Theil ist, so beginnen wir mit diesem und zwar mit Woček's „Alchemisten.“ Obwohl die Charaktere dieser Novelle meist Callot'sche Nachbildungen genannt werden können, und das Ganze gewaltig nach Hoffmannsgeiste riecht, so kann man doch, wenn eine ganze Nation in ihren Dichtern, wie Balzac, Janin, Jacob, hoffmannisirt, es dem Einzelnen nicht zur Rüge anrechnen, sich Hoffmann als Typus im Style sowohl als in der Charakteristik gesetzt zu haben. Übrigens tritt diese Novelle durch Anlage, Durchführung und Schlußwendung unter den übrigen Erscheinungen dieses Heftes mit größter Bedeutsamkeit hervor. F. Weigl's „Ulrich V. Graf von Buchhorn.“ ist ein bescheidenes Kind ohne Nahmen. Der Vater hat es dem denkenden Leser freygestellt, seinem Sprößling einen Nahmen zu geben. Doch ist die Geschichte dieses zweyten Ritters von Toggenburg interessant genug erzählt, um den Hauptzweck, Unterhaltung, zu realisiren. Julius Krone's „Astronomische Sage der Ureinwohner Nordamerika's,“ scheint einer von den Erstlingsversuchen eines jugendlichen Talentes zu seyn, und ist, bis auf die barbarischen Nahmen, die aber der Stoff mit sich bringt, recht freundlich nacherzählt. „Bathmendi,“ ein Mährchen nach Saint Evremond von Johann Stoy, ist ganz im Genre der „Tausend und eine Nachtmährchen“ gehalten, voll Phantasie und Bizarrerie, doch reich an bezeichnenden Winken aus dem Gemüth- und Seelenleben. Unter den poetischen Gaben kann man nur Schumacher's „Das hohe Wort des Kaisers“ und Vogl's „Jutta mit dem güldnen Haar“ auszeichnend nennen. Durch das erste zuckt die ächte Flamme patriotischer Begeisterung in gefälliger Form, das andere, prunklos und einfach, athmet ganz den wehmüthigen Ton der Legende. „Die allegorischen Lieder,“ metrisch treu übersetzt von Davilha, sind zum Theile eine gelungene Bearbeitung des nicht sehr volksthümlich klingenden Originals, so wie Bergmann's „Weihnachtsgedichte“ in allemanischer Mundart, nur ein sehr an Hebel's meisterliche Dichtungen erinnernder Versuch genannt werden kann. Hr. Schumacher hat diese einzelnen Lesefrüchte mit vieler Sorgfalt und recht sinnig an einander gereiht, und bey der Mannigfaltigkeit des Inhalts kann es nicht fehlen, daß auch dieses Heft wieder eine amüsante Lectüre an langen Winterabenden seyn wird.

Wiest.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 153 — 21. December 1833.

Der Fischer von Calabrien.

(Beschluß.)

8.

Ein heller Sommermorgen ging ungetrübt von Wolken über den großen Platz in Turin auf, und beleuchtete allda gar sonderbare Zurüstungen. In der Mitte stand ein hohes, schwarzbehangenes, einfaches Gerüste. Ringsumher paradirten stumm und lautlos zwey Schwadronen vom gräflich M.... schen Leibregimente, tüchtige ergraute Krieger, die wohl manche blutige Schlacht mitgemacht haben mochten. Aber heute lagerte nicht froher Kriegermuth, sondern tiefe Wehmuth auf den abgehärteten Gesichtern und auf den wohlgewichsten Schnurbart fiel manche stille, aber innige Thräne. Ringsumher war alles mit Menschen von den verschiedensten Ständen vollgepfropft, welche buntbewegt hin und her wogten und sich wohl größtentheils von der bevorstehenden Hinrichtung besprachen. Die Fenster an den Häusern ringsumher waren sämmtlich weit offen und mit Köpfen wie besäet, nur der stattliche Pallast der Gräfinn Gualia an dem rechten Ende war geschlossen, und kein lauschendes Auge guckte hinter den verhüllenden dichten Vorhängen hervor.

Aber nördlich vom Gerüste innerhalb des Militärcarrées, worin sich auf der andern Seite keine Seele befand, stand ein kleines Häuflein Menschen, die, ihrer Tracht und ihren Physiognomien nach zu urtheilen, Landleute zu seyn schienen. Doch schwatzten sie nicht lebhaft und sorglos in den Tag hinein, wie die andern Leute, sondern blickten schwermüthig und sichtbar bewegt zu Boden.

Dort bey der Brunnensäule aber bemerkte man eine Gruppe von vier Männern, die sich höchst angelegentlich und mit den, den Italienern eigenen ausdrucksvollen Geberden besprachen.

„Hört Amigo," sagte der Eine bedenklich und legte den Finger an die Nase, „was soll denn der Ritterhelm auf dem Schaffotte? Wenn der Kopf einmahl weg ist, wo soll man denn den Helm hinsetzen?"

Ein wieherndes Gelächter der Übrigen beehrte den plumpen Scherz.

„Das hat seinen guten Grund, Graffino," entgegnete der Angeredete, „seht, der General ist zum Verräther an dem Heere geworden und unser Herzog wollte ihm im ersten Zorne die Uniform vom Leibe reißen und ihn aufknüpfen lassen. Aber die schöne Braut und ihre Verwandten, die sich entsetzlich schämen, haben so lange machinirt, bis unser allergnädigster Monarch, außerdem noch in Anbetracht seiner Verdienste und seiner unmenschlichen Tapferkeit, ihn nur zum Tode, nicht zur Entehrung verdammte."

„Das ist mir eine schöne Gnade," lachte ein kleines Männchen gellend auf, „zum Teufel alle Ehre, wenn sie mich um meinen eigenen Kürbis verkürzen wollen."

„Das versteht Ihr nicht, Compare!“ „rief der Große verächtlich und absprechend, „der General nahm es anders. Der fiel dankbar auf die Knie, als er den gnädigen Urtheilsspruch vernahm, küßte die Sentenza und weinte helle Freudenthränen.“

„Wie wißt Ihr das alles so genau?“ fragte jetzt Grassino mit einer Art von Hochachtung.

„Nun wißt Ihr nicht, daß mein Schwager Benedetto erster Kerkermeister ist!“ polterte Grassino. „Ihr seyd doch der ewige Frager! Aber ich weiß noch mehr,“ fuhr er selbstgefällig fort. „Der General hat einen Beichtvater verlangt, der hat Tag und Nacht bey ihm bleiben müssen, damit der böse Feind ihn in Ruhe läßt. Und weil er ursprünglich ein Fischer ist, wie man sagt von Santa Rosa, so hat er es sich als letzte Gnade erbethen, daß man seinen Vater und seine Schwester nebst den Vorstehern der kleinen Gemeinde hohlen und sie bey seinem Tode zugegen seyn lasse. Seht, dort stehen sie,“ fuhr er fort, und deutete auf das erwähnte Häuflein innerhalb des Reiterkreises hin, „traurig genug! Die armen Leute! es mag ihnen wohl das Schicksal ihres Landsmanns zu Herzen gehen.“

„Und wie benimmt sich jetzt der Delinquent?“ fragte der Andere.

„Anfangs wohl etwas toll,“ erwiederte Grassino, „er lästerte, tobte, faselte von einem Dragoner und Holländer, dann wieder vom grünen Tische und der schönen Gräfinn, von Fischen und den unglückseligen Steinen im Sattel. Aber nach und nach wurde er ruhiger, wie mich mein Schwager versicherte, beichtete und bethete unter häufigen Thränen mit dem Geistlichen, der sich, wie gesagt, nie von ihm entfernen darf. Doch still! vorwärts Freunde! Ich höre etwas! Seht, daß wir unsere Plätze nicht verlieren!“

Ein dumpfer Wirbel erdröhnte, und unter starker Bedeckung kam der Gegenstand aller dieser Vorbereitungen und Gespräche heran. Ein ehrwürdiger Priester schritt neben ihm einher und hielt ihm ein einfaches Crucifix vor, welches Cosmo andächtig betrachtete. Bleich waren seine Züge, aber milde Ruhe schwebte wie verklärend über ihnen, und sein ganzes Wesen athmete Einigkeit mit sich selbst und demüthige Ergebung in den göttlichen Willen. Es war die frömmste Stunde seines Lebens.

Nochmahls erklang der Wirbel und er bestieg festen Schrittes das Schaffott. Aber hier erwartete ihn ein schwerer schmerzlicher Anblick. Weinend kniete unten sein alter eisgrauer Vater, daneben in Thränen zerfließend, das Auge roth geschwollen, seine zarte liebliche Schwester Jaquelina, deren Unschuld sein Schicksal nicht begreifen konnte. Einige Augenblicke fühlte Cosmo die ganze Herbheit dieser Stunde, dann ermannte er sich. Er trat vor, klagte seinen eigenen Hochmuth als die Ursache seines frühen Falles an, ermahnte seine Landsleute, ja nie dem Rathe eines innern oder äußern Verführers zu folgen und ihren lieblichen harmlosen See zu verlassen. Er schilderte ihnen mit herzergreifender Wahrheit seinen Sturz und schloß mit der Bitte, ihm und seinem Andenken, das sie entehrt, fromm und milde zu vergeben. Hierauf sprach er seine warme Anerkennung für die unverdiente Gnade seines milden Fürsten aus, nahm Abschied von seinen laut schluchzenden Kriegern, und ließ, um ihren Muth zu stärken, neuerdings einen vollen Wirbel schlagen. Zuletzt legte er muthig seinen Nacken auf den Block. — Sein Haupt fiel. —

Noch heut zu Tage erzählen die Alten von Santa Rosa ihren horchenden Enkeln die Sage vom Fischer Cosmo, sie treu ermahnend, ihre stille Heimath ja nicht zu verlassen. — Nur Wenige suchen ihr Glück in der Ferne.

Sigm. Schlesinger.

Logogriph.

Weiß, gleich mir, will dir gefallen
Deines Mädchens Liebesthron,
Doch so hart wie ich. — da prallen,
Aemer, liebegluh'nder Sohn!
Deine Pfeile stumpf zurück,
Höhnend deiner Hoffnung Glück.
Dann klagst du dem neuen Worte,
Das zwey Zeichen minder trägt,
Flehst es an zu deinem Horte,
Doch der Schalk nichts darnach frägt.
So verschmäht, wirst du gezwungen
Zur Philosophie, und traun!
Bald hat sie dir abgerungen
All' Gefallen an den Frau'n.
In der Bücher Welt versenket,
Findest du nur dort Genuß,
Und wenn sich dein Blick hinsenket
Auf der Weltgeschichte Fluß,
Da weilt gern dein Forscherauge
Auf dem zweyten Wort verkehrt,
Und du find'st, daß mehr dir tauge,
Was die Welt in ihm verehrt.

J. W. Jaggi.

Die arabischen Pferde.

Eines der schönsten und nützlichsten Thiere, das der Mensch zu bewältigen und sich unterthan zu machen wußte, ist unstreitig das Pferd, das seine meisten Ar-

beiten und Gefahren bis in Kampf und Tod hinein theilt. Aber keine Nation wußte diesem edlen Thiere einen so hohen Werth beyzulegen, als die Beduinen. Man muß die Wildniß Nedscheds, das Geburtsland des Pferdes, und die Wüsten von Hedschas und Yemen besuchen, um zu sehen, wie hoch diese Völker das Pferd achten und die verschiedenen Raçen desselben kennen zu lernen, die alle Fürsten Asiens und Europa's von je her in ihren Ländern einheimisch zu machen und fortzupflanzen trachteten. Die fast brüderliche Liebe, mit der die Araber ihren Pferden zugethan sind, hat nicht sowohl ihren Grund in der Nutzbarkeit dieses Thieres, das ihnen bey ihrer unstäten und kriegerischen Lebensart höchst unentbehrlich und wichtig ist, als vielmehr in der altherkömmlichen Ansicht, daß die Pferde mit edlen und hochherzigen Gesinnungen begabt und eines höhern Verstandes fähig sind, als die übrigen Thiere. Deßhalb pflegen die Araber auch zu sagen: „Nach dem Menschen ist das herrlichste Geschöpf das Pferd; die ehrenvollste Beschäftigung besteht in seiner Erziehung; die anmuthigste Haltung ist die eines Reiters zu Pferde; die verdienstvollste Handlung ist dem Thiere Nahrung zu geben.“ Hiezu fügen sie auch das Wort des Propheten: „So viel Gerstenkörner du täglich deinem Pferde gibst, so viele Fehler werden dir verziehen.“ Auch sagte Mohammed zu seinen Schülern: „Vorzüglich lege ich euch die Sorge für die Zuchtstuten ans Herz; ihr Rücken ist dir ein Ehrensitz und ihr Leib ein Schatz.“ Die Schöpfung des Pferdes erzählt der Prophet so: „Als Gott das Pferd schaffen wollte, rief er den Südwind und sprach zu ihm: Ich will aus dir ein neues Leben gestalten; verdichte deinen Körper und lege ab deine Flüssigkeit. Und der Wind gehorchte. Dann nahm Gott eine Handvoll von diesem nun greifbar gewordenen Stoffe, hauchte ihn an und das Pferd ging daraus hervor. Und der Herr sprach: Du wirst für den Menschen eine Quelle des Vergnügens und des Reichthums seyn, und er wird dich herrlich vor allen Thieren machen, indem er deinen Rücken besteigt.“

Das Wort, mit dem die Araber das Pferd überhaupt bezeichnen, heißt Khayl. Sie unterscheiden aber fünf große Raçen dieser Thiere, die insgesammt aus Nedsched stammen, und seit unvordenklichen Zeiten her wendeten sie alles auf, diese Raçen in ihrer Reinheit zu erhalten. Einige Schriftsteller leiten ihren Ursprung bis zum Heidenthume hinauf, und bezeichnen als ihren gemeinschaftlichen Stammvater den berühmten Hengst Maschur, der dem Okrar, dem Häuptlinge des Stammes Beni-Obeida, gehörte. Andere begnügen sich mit der Versicherung, daß diese fünf Raçen von den fünf Lieblingsstuten des Propheten herstammen, die den Nahmen führten Rabdha, Noama, Wajzah, Sabha und Hezma. Wie dem auch sey, die Nahmen der nach allgemeiner Meinung aus den verschiedenen Bezirken von Nedsched stammenden Raçen sind: Sakla-Wuyeh, Kohayleh, Manakieh, Jelfiyeh, Thueysieh. Erstere hat als Seitenzweige die Jedran, Abriyeh und Neschm el Subh genannten; die zweyte theilt sich in Ajooz, Kerda, Seytha, Dabbah, Elen Gueyscheh, Khumeyseh und Abu Marraf; die dritte theilt sich in zwey Arme, Semaytha und Ashayr; die vierte hat nur einen Seitenzweig, Estemblath, und die fünfte gar keinen. Außer diesen Hauptstämmen kennen die Araber noch einige untergeordnete, aber minder geachtete.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z e n.

Reunions-Phantasien im Volksgarten.

Humoreske von Wiest.

Es ist doch etwas Köstliches so eine Reunion mit Trompeten- und Paukenbegleitung und lustigem Tanzgefiedel, gar ein herrliches Intermezzo eines langweiligen Sonntagvegetirens, solch eine Volksgarten-Reunion! Undankbare, verblendete Welt! Mausoleen hast du errichtet, marmorne Ehrentempel aufgeführet, Pyramiden als ewige Monumente hingezaubert! Dem genialen Reunions-Erfinder, aus dessen Jupitergehirn nicht eine chimärische Pallas, sondern tausend weibliche Heldinnen, wie da sind: Reunionen, Conversationen, Soirée's ꝛc. herausgesprungen, diesem industriösen Kopfe hast du nichts errichtet, aufgeführt, hingezaubert; einige armselige Beneficen waren die karge Spende für seine populare Erfindung, und von dem noch haben die neidischen musicirenden Individuen ihm die Hälfte abgezwickt; nicht einmahl ein Theänlein hast du seinem Andenken geweiht, undankbares Reunionspublicum! ja sogar über sein Grab trabt jetzt die Sonntagswelt in Karawanen nach jenem Volksgarten-Gaudium, nach jener Delice-Quelle, aus der sie mit vollen Zügen nicht genug schlürfen kann.

Was sind diese Berliner poetischen und ästhetischen Lesethee-zirkel? diese Leipziger Kalteschale-Societäten? diese hungrigen Conversationen, bey denen Rossini und Beethoven fricassirt aufmarschiren, für prosaische, gemeine Gesellen, für spießbürgerliche, kleinstädtische Magenassecuranzen, in Vergleich mit einer solchen Volksgarten-Reunion? Wie ist alles hier so idyllisch, wie idealisch ist dieses Walzer- und Galoppherumfliegen von einer Blüthe zur andern; wie wahrhaft poetisch dieses Herumtrippeln und Herumschleichen von einem Salonspole zum andern; wie ächt Jean-Paulisch dieses Tonverschlingen und Noteneinsaugen; wie classisch überhaupt das ganze Reunionsleben!

Lanner, der mächtige Zauberer, realisirt sein Sonntagspublicum zu einem wahrhaft poetisirenden, d. i. zu einem hungernden; seine Zaubertöne führen den gebieterischen Magenty-

rannen in das Reich der Cotillons; er muß fortgaloppiren nolens volens, oder sich im tobenden Walzer drehen, wie es der moderne Merlin, dieser Zauberer Virgilius, nun einmahl gebiethet. Ja, wahrhaftig! solch eine Volksgarten-Reunion ist ein ungeheurer Schmelztiegel, in dem alle Metalle, edle oder unedle, despotisch verarbeitet werden. Da erglühen unter der schmelzenden Äquatorshitze der Isabellen- oder anderer Nahmenstagswalzer die goldenen Frauen, die strahlenden Juwelenmädchen, das alte verrostete Eisen, das glitzernde Quecksilber aufgedunsener Modegecken, das schwerfällige Bley alter Gouvernanten, Tanten und anderer endlautenden „anten," alles verschmilzt zu Einem dicken Brey, und der Werkmeister Lanner, der rührt mit seinem stählernen Geigenbogen darin herum, und das Orchester spielt Zauberformeln dazu auf, um das Gebräu recht in der Hitze zu erhalten. Da schwinden nun alle Etikettsformeln; keine solche Reunion ist die personificirte Nonchalance, das alte Eisen geht mit dem jungen Golde, die Edelsteine mit dem treibenden Quecksilber, enfin, man stößt sich, tritt sich, drängt sich — alles zum allgemeinen Vergnügen — und um den Spottpreis von 8 kr. C. M. Aber jetzt schwingt Lanner, der Werther unter den Tanzgeigern, seinen Zauberstab; tausend Stimmen rufen: „das Quodlibet!" tausendfach hallt es vom bestürzten Echo nach; das Quodlibet also. Da rauschen Grabesgestalten durch die Menge in ihren weißen Talaren, das sind die todten Musikhelden, die Lanner hervorgerufen aus ihren Gräbern! Es sind die Manen Beethoven's, Haydn's, Herold's, die drohend einherschreiten, und drohend wieder verschwinden. Da prasselt's und knistert's, als stündet ein Wald in Flammen, und poltert und spectakelt, als wollt' ein Berg gebären, und ein unbeschreiblich interessantes Ah! entwindet sich der löblichen Gesellschaft. Ah, das Feuerwerk!

Den Reunionsjubel müssen einige losgebrannte Racketen beschließen; das krönt einen solchen Sonntagsabend, nur unter dieser feurigen Bedingung geht das Reunionspublicum zufrieden nach Hause. Was mit Metall (den 8 kr. C. M.) und Wasser angefangen, muß mit Feuer enden, und aus dieser Feuerprobe führt der Geliebte die Geliebte, der Freund den Freund, der betagte Familienvater die Häupter seiner Lieben, und nach langen, langen Zeiten hört man noch: Das war Sonntags eine Reunion, ein herrliches Feuerwerk und ein auserlesenes Publicum, und lange Zeit nachher bitten noch hehre Jungfrauen: Lieber Vater, liebe Mutter, bitte, bitte, führ' uns heut in die Reunion, wo Hr. Lanner so schöne Deutsche spielt, und wo man ein Feuerwerk um 8 kr. sehen kann und andere schöne Sachen. Es geht doch nichts über eine solche Volksgarten-Reunion; nicht? Und der Papa schmunzelt und führt seine Töchter wieder in die herrliche Reunion zum Zauberer Lanner.

Zwey Jahre schon sitzen sie dorten und Lanner hat neue, sehr schöne Walzer zu Schocken componirt und Galoppaden dazu, aber Niemand will mit den Reunionsbesucherinnen ins Leben galoppiren, und das wäre lieblichere Musik in ihren Ohren, als selbst die neuesten Lockwalzer von Lanner.

Wenn der Reunionsgeist im Volksgarten noch zwanzig Jahre seinen Tempel aufschlagen wird, sind seine getreuesten Priesterinnen holdselig und jugendlich blühend noch immer dort zu schauen, und nichts geht ihnen über eine Reunion mit Feuerwerk.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Donnerstag den 5. December sahen wir zum Vortheile des Hrn. Spielberger und zwar zum ersten Mahle: Maurerpolier Kluck's Reise von Berlin nach Wien. Posse mit Gesang in einem Acte vom Verfasser der Brigittenau.

Kluck, der weltberühmte Maurerpolier, gewinnt eine Herrschaft in Wien. Um also seine Tochter, die er auf zwanzig Jahre in Kost gegeben, wieder zu sehen, reist er mit all seinen Collegen, dem Hähnchen ꝛc. mit Sack und Pack nach Wien ab. Dieß ist so ziemlich der ganze Inhalt der Posse, die eine sehr lobenswerthe Eigenschaft — Kürze, besitzt. Aus den handelnden Personen ersieht man, daß das Ganze nur ein Appendix, und zwar kein glücklicher, zum „Fest der Handwerker" genannt werden kann, das in jeder Beziehung ein drastisches Bild, das Berliner Pöbelleben treu und kräftig wiedergibt. Es wird zwar in dieser Posse auch sehr viel Verhältnißmäßiges gesprochen, mit dem „Nischt" gar gewaltig herumgeworfen, ja es kommt sogar zu ächt Berlinerischen Püffen, doch darin spricht sich die Individualität Berlins nicht aus. Daraus geht kein neuer Zug zur Characteristik Kluck's hervor, und eben deßwegen scheint uns dieser Commentar zum Fest der Handwerker ein unnützer, unbezeichnender. Wir haben geglaubt, mit dem „Fest der Handwerker" und dem „Eckensteher Nante" den Becher bis zur Neige geleert zu haben, allein nach den Myriaden Staberliaden, scheinen nun auch frische Cohorten von Kluckiaden im Anzuge zu seyn, die aber bald, wir hoffen es, zu Jeremiaden gedeihen werden. Die Posse hat übrigens einige glückliche Einfälle, zwey nette Liedchen, wovon das eine durch komischen Vortrag, das andere durch seine patriotische Wendung besonders ansprach.

Hr. Spielberger gab den Kluck, besonders was den Dialekt betraf, mit viel Wahrheit und Leben, doch kann hier von einem Vergleiche zwischen ihm und Börner keine Rede seyn, der zwar nichts anders als den Kluck, aber diesen meisterhaft zu spielen wußte. Hr. Spielberger empfing Zeichen der Theilnahme von Seite des Publicums. Nächst ihm müssen wir des Hrn. Scholz lobend erwähnen, der den Schneck mit allem ihm zu Gebothe stehenden Humor und größter Wirksamkeit gab. Er ist zwar immer derselbe trockene, phlegmatische Komiker, aber eben diese unerschütterliche Consequenz, diese nüchterne Trockenheit, dieses angeborne Phlegma, reißt zur Bewunderung hin. Ganz verfehlt gab Hr. Hensel den Hähnchen, sowohl was den Dialekt als auch die Auffassung der Rolle betrifft. Unverständliches Schreyen und das Feuerschlagen auf der Bühne, charakterisiren den Hähnchen eben so wenig, als ein jüdisches Hochdeutsch als Berliner Jargon gelten kann und wird. Glücklich war Hr. Hopp als Kezeprlka, der in der böhmisch-deutschen Pronuntiation schon längst als Matador anerkannt ist, so wie auch Dem. Swoboda, die ihre kleine Parthie recht anständig gab. Als verwendbarer Komiker zeigte sich auch heute Hr. Zöllner, nur auf Eines würden wir ihm rathen zu resigniren, nähmlich auf das Singen. — Die Musik, von Hrn. Adolph Müller, ist sowohl in der Ouverture, die ein Concertstück für Hrn. Clement genannt werden kann, als auch in Hrn. Scholz's Lied, wie im Duett, recht melodiös und mitunter sogar neu. Hierauf sahen wir den „Tritschtratsch" in friedlicher Harmonie mit dem reisenden Maurerpolier, und eine wahrhaft kühne Idee können wir es nennen, den Tratschmiedl mit dem Kluck zu coalisiren, welcher Contrast wirklich ein ergreifender war. Originell und vollkommen bezeichnend war Hrn. Scholz's Ohnmächtigwerden bey Hrn. Gämmerler's Gesang, was uns somit einen neuen Beleg gab, wie man ein excellenter Komiker und reeller Musikkenner zugleich seyn kann. — Das Haus war sehr voll.

Wiest.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Mot. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den 154 24. December 1833.

Der Portugiese.

Wahre Begebenheit aus dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel.

(Von einem englischen Officier.)

Zur Zeit von Lord Wellington's Rückzug hinter die Linien von Torres Vedras befehligte ich eine Compagnie Caçadores*), indem ich, wie viele brittische Officiere, mit einem höhern Grad in portugiesische Kriegsdienste übergetreten war. Meine beyden Lieutenants, zwey junge Schotten, waren Brüder; ich will sie Cameron nennen. Beyde waren schöne, liebenswürdige und wackere junge Männer; der Jüngere insbesondere war eines der edelsten, offensten, tapfersten und großherzigsten Gemüther, die mir irgend vorgekommen sind. Er war damahls noch nicht über sechzehn Jahre; schlank, hübsch, ruhig und mit Begeisterung für seinen Beruf eingenommen, versprach er einer der ausgezeichnetsten Militärs zu werden. Er hatte bereits an einem oder zwey Gefechten Theil genommen, in denen sich sein Benehmen vorzügliche Beachtung und besonderes Lob erwarb, und als Zugabe zu diesen Eigenschaften besaß er noch einen romantischen Anstrich, der das Ganze krönte und in Einklang brachte, und vorzugsweise zu einem Kriege paßte, wie der auf der Halbinsel war — „ein Krieg bis auf's Messer“ — ein Krieg für Alles, was dem Menschen das Theuerste ist, für Himmel, Herd und Dach, für Vaterland, Familie und Freunde.

Zu der Zeit, wo wir in portugiesische Dienste traten, waren die Regimenter wenig mehr als bloße Nahmen, allein die Recruten strömten in Schaaren zu, und wurden rasch in Bataillone organisirt unter den brittischen Officieren und Unterofficieren, welche gleichsam den Kern des Corps bildeten. Unter den Männern, welche uns vom Lande zukamen, befand sich auch ein junger Bauer von etwa zwanzig Jahren, dessen väterliche Hütte in Flintenschußweite von unsern Linien entfernt lag. Er zeigte eine besondere Flinkheit, Rührigkeit und Fassungsgabe, wurde äußerst schnell, was man einen rechten Soldaten nennt, und sollte bald zum Unterofficier befördert werden. Der junge Mensch zeichnete sich in jeder Hinsicht auf eine wirklich seltene Weise vor den meisten Andern seines Standes aus. Seine stete Achtsamkeit auf seine Dienstpflicht, und die leichte gefällige und pünctliche Weise, mit der er sie that, waren gleich bemerkenswerth. Mit einem Worte, er war ein wahres Muster, und, was äußerst selten bey solchen Leuten der Fall ist, er war bey seinen Cameraden eben so beliebt, als bey seinen Officieren.

Unser Regiment war bald vollzählig, und ließ, wie ich wohl sagen darf, an Mannszucht und Übung in Waffen nichts zu wünschen übrig, ehe es nur vollständig mit den letzteren, und weit weniger noch mit der

*) Portugiesische leichte Infanterie, Jäger.

erforderlichen Bekleidung versehen war. Kurz nachdem das Heer die Stellung bey Torres Vedras eingenommen hatte, wurden wir zur Vorhut beordert, wo mich denn im Dienst die Reihe traf, die Vorposten zu befehligen. Der Wachposten bestand aus meiner eigenen Compagnie, und gegen Sonnenuntergang trafen wir an Ort und Stelle ein. Jene Nacht und die damahlige Umgebung sind mir noch so lebhaft im Gedächtniß, als wäre es erst gestern gewesen, und wahrlich, auch kein Wunder! Als die glänzenden Farben des Abendlichts verblichen, leuchtete der herrliche Mondschein in all dem Glanze eines südlichen Himmels. Eine verfallene Scheune bildete den Mittelpunct unseres Postens; sie stand an dem Rande eines sanften, theilweise mit Buschwerk bedeckten Abhangs. Ungefähr 600 Fuß weiter vorne stand ein Bauernhaus, zufällig dasjenige von Velasquez Vater, der sich auf diese Weise jetzt so nahe an dem Ort, wo er geboren, als ein wackerer Kriegsmann im Dienste befand.

Die letzten Abendstrahlen waren endlich am Horizont verschwunden, und ich stand eben im Anschauen des Mondes versunken, der jetzt gerade in voller Pracht hoch am Himmel heraufzog, als ich durch einen Schuß und einen lauten Nothschrey, die von dem vorhin erwähnten Bauernhause herzukommen schienen, aufgeschreckt wurde. Von Niel Cameron, dem jüngern der zwey Brüder, und acht bis zehn Mann, unter denen sich Velasquez befand, begleitet, eilte ich nach dem Posten, welcher am nächsten jenem Orte zu stand. Er sagte, er habe den Knall und das Schreyen wohl gehört, und unmittelbar darauf drey oder vier Männer hastig aus der Thüre kommen und sich in der unserm Piquet entgegengesetzten Richtung davon machen sehen. Wir eilten nach der Hütte, jedoch mit gehöriger Vorsicht, da wir die wahre Ursache des Lärmes nicht kannten. Alles war still; wir erreichten die Thüre; sie stand offen. Auf der Schwelle lag ein Hut, dem Anschein nach einem französischen Officier zugehörig, den er, wie man aus seiner Lage abnehmen konnte, beym Hinauseilen an dem obern Thürbalken angestoßen und so verloren haben mußte. Wir traten hinein und erblickten auf dem Boden die Leiber zweyer ältlichen Männer. Velasquez sprang nach ihnen hin. Es waren die Leichname seines Vaters und seines Oheims! Das war indessen bey weitem noch nicht Alles; aus einem kleinen Hinterzimmer drang ein leises Gestöhne. In einem Nu war Velasquez von seines Vaters Leiche, über die er sich hingeworfen hatte, aufgesprungen und in jenes Zimmer gestürzt. Mein Lebenlang werde ich den Aufschrey nicht vergessen, den er in demselben Augenblick hervorstieß. Es war der entsetzlichste Ton, der je über menschliche Lippen drang, und wahrlich, wohl mochte er es auch seyn, denn der zerreißendste Todesschmerz hatte ihn ausgepreßt.

Als wir in das Zimmer traten, fanden wir Velasquez eben beschäftigt, den Körper eines jungen Weibes vom Boden aufzuheben, in der einige seiner Cameraden sogleich seine Verlobte erkannten. Sie war blaß, lag bewußtlos, und schien dem Tode nahe. Das Blut träufelte aus einer Wunde in der Seite, und an ihrem Halse bemerkte man blauschwarze Flecken, als ob er heftig und fest gedrückt worden wäre. Velasquez gab seine Verzweiflung auf eine Weise kund, die man im kälteren Norden für übertrieben angesehen haben würde; bey ihm aber waren diese Ausbrüche von Raserey natürlich und wahr. Unter abwechselnden Thränen und Verwünschungen schwur er dem Urheber seines Unglücks tiefe, blutige Rache. Wir trugen endlich die Sterbende nach der Scheune, welche, wie ich bereits erwähnt habe, für diese Nacht das Hauptquartier unseres Piquets war, wo man sie auf einiges Stroh legte, das für die Soldaten zum Schlafen ausgebreitet worden war. Cameron und ich verbanden dann ihre Wunde. Velasquez schien völlig unempfindlich für Alles, was vorging. Als wir ihn das Verbandtuch halten hießen, schien er uns nicht zu verstehen; als wir ihm aber das Ende davon in die Hand gegeben hatten, hielt er es, bis es gebunden war. Ich schickte einen Soldaten fort, um den Regimentswundarzt um seine Hülfe bitten zu lassen, und zog mich dann mit Cameron in einen Verschlag zurück, der uns von Velasquez und seiner Pflegebefohlnen schied. Der übrige Theil der Wachmannschaft hatte sich mit dem Zartgefühl, das auch der Roheste von selbst bey dem Anblick eines Tiefbekümmerten empfindet, aus der Scheune entfernt und die beyden mit einander allein gelassen.

Es war dieß die längste und peinlichste Nacht meines Lebens. Ich meinte, es wolle nicht Tag werden. Von einer Stunde zur andern sah ich erwartungsvoll der Ankunft des Wundarztes entgegen. Bey jedem Geräusch glaubte ich, er sey es; allein er kam nicht. Gegen ein Uhr erhob sich allmählig der Wind und machte, als er so durch das baufällige Gebäude heulte, die ohnehin tiefe, einzig durch das Ächzen des sterbenden Weibes unterbrochene Stille nur noch furchtbarer. Velasquez saß an der Seite des verwundeten Mädchens, sein Gewehr zwischen den Knien, ihre Hand fest in der seinigen, und mit der andern ihr Haupt stützend. Während dieser ganzen langen Schreckensstunde kam

kein Wort über seine Lippen, keine Thräne aus seinen Augen; es war, als ob die Verzweiflung alle Kräfte seines Geistes und Körpers zu Eis erstarrt hätte. Als der flackernde Glanz des Feuers auf sein Gesicht fiel, sah ich seine Augen verglast und leer hinausstierend. Sein Körper wiegte sich mechanisch hin und her, das einzige Zeichen von Leben, das er gab. Er schien für alles abgestorben, nur für die tiefe Erkenntniß seines Elendes nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entsagung.

Alles will ich gern' Euch wiedergeben,
Was ich hier auf dieser Erde hab';
Will euch opfern gern' mein düstres Leben,
Freudig steigen in das kühle Grab.

Alle Lust und alle Erdenfreude —
Nehmt sie hin, auf ewig, ewig hin!
Meine Sphäre ist begränzt vom Leide,
Und nach Oben schweift mein trüber Sinn.

Unstät wankt im Tiefsten meiner Seele
Der Gedanke an ein bess'res Seyn,
Rosig dämmert fern die Morgenhelle,
Doch dieß Alles ist nur fahler Schein.

Und ich fühl's, es zuckt in jeder Fiber —
Diese Welt, sie ist zu eng' für mich:
Meine Augen werden trüb' und trüber,
Meine Wünsche schwingen aufwärts sich.

Will ich gleich auf Alles wohl verzichten,
Räumt mir nur zwey liebe Dinge ein:
Laßt mich lieben, laßt mich liebend dichten,
Darf ich das, dann werd' ich glücklich seyn.

Nimmer kann ich leben ohne Liebe,
Sie erhält der Seele schwaches Licht;
Und im Auge, sehnsuchtsvoll und trübe,
Stünd' der süßen Wehmuth Thräne nicht.

Und zum Zweyten nenn' ich meine Lieder; —
Nehmt mir Alles, nur die nehmt mir nicht!
Was ich fühle, hallen diese wieder,
Bis des Pilgers mattes Auge bricht.

Darf ich aber dichten, darf ich lieben,
Stürz' dann ein, du Welt! — ihr Wolken bebt!
Mir ist das Bewußtseyn doch geblieben:
Einstens hab' ich himmlisch schön gelebt.

Heinrich Proch.

Die arabischen Pferde.

(Beschluß.)

Es gibt keine besondern Kennzeichen, nach denen man die verschiedenen Raçen äußerlich von einander unterscheiden könnte; dieß geschieht nur mittelst der genealogischen Urkunden, die von den Eigenthümern ausgestellt werden und gesetzliche Bekräftigung haben müssen. In diesen Stammbäumen findet man mit der größten Genauigkeit die Voreltern des Pferdes von männlicher und weiblicher Seite aufgezeichnet. — Die arabischen Pferde sind im Allgemeinen von zartem Bau, aber an lange Ausdauer im Laufe gewöhnt, leicht, feurig und von einer erstaunlichen Schnelligkeit. Sie haben einen schmalen Leib, kleine Ohren und einen kurzen, dünn behaarten Schweif. Dieß sind die Merkmahle, woran man sie auf den ersten Blick erkennen kann. Man kann noch hinzufügen, daß sie frey von aller sichtbaren Mißbildung, und so sanft und gelehrig sind, daß sie sich von den Weibern und Kindern, mit denen sie unter einem und demselben Zelte zusammenwohnen, streicheln und reiten lassen. Bis zu ihrem vierten Jahre reitet man sie ohne Sattel und läßt sie nicht beschlagen. Sie können mehrere Tage hinter einander Durst leiden, und man zieht sie ausschließlich mit Kamehlmilch auf.

Die Araber wollen an den Pferden gewisse Vorzeichen erkennen, die für ihren Besitzer von guter oder schlimmer Vorbedeutung sind. Die Farbe der arabischen Pferde ist hellbraun (Ahmar), braunroth (Edhem), weiß (Abiah), ganz grau (Azrak), apfelgrau (Naktha) und blaugrau (Akhdar). Rappen und Füchse sind in Arabien unbekannt; man findet dergleichen nur in Persien, in der Tatarey und Türkey. Die Pferde aus Nedsched sind die edelsten, wie man zu sagen pflegt, die aus Hedschas die schönsten, die aus Yemen die dauerhaftesten; die syrischen haben die schönste Haut, die mesopotamischen sind die frömmsten, die ägyptischen die schnellsten, die aus der Berberey die zeugungsreichsten, die aus Persien und Kurdistan die kriegerischesten.

Pferderennen waren bey den alten Arabern sehr im Schwang, und sind es auch jetzt noch bey ihren Nachkommen. Aber die eigentlich nationalen und feyerlichen Übungen zu Pferde, Messabeka genannt, haben zu allen Zeiten unter den verschiedenen Stämmen, deren Häuptlinge dabey sich den Vorrang streitig machten, zu blutigen Fehden Anlaß gegeben. Diese Art von Wettrennen besteht auch in Persien noch unter dem Nahmen Asb-Divani. Der gegenwärtige Schah, der ein zahlreiches Gestüte besitzt, wohnt ihm gewöhnlich bey, und seine Lieblingspferde stehen auf dem Verzeichnisse der Rennpferde oben an, und werden von jungen und zierlich gekleideten Jokey's geritten. Der Schah bestimmt die Nahmen der Sieger und vertheilt selbst die üblichen Preise. Die persischen und turkomanischen Pferde haben unter sich Ähnlich-

keit, sind aber von den arabischen dadurch unterschieden, daß sie mehr Körper und feineres Haar haben. Auch ist es eine im ganzen Oriente verbreitete Meinung, daß diese Thiere sich vor den andern Raçen vorzüglich durch ihren Widerwillen gegen klares Wasser auszeichnen. Sie haben das trübe Wasser so gern, sagt man, daß sie es stets mit den Hufen aufwühlen, wenn man sie durch einen Fluß reitet.

Auflösung

des Logogriphs im vorigen Blatte:

Marmor — Amor — Roma.

Notizen.

Concert des Herrn Aloys Khayll.

Sonntag am 8. December veranstaltete Hr. Aloys Khayll, Flötenspieler des k. k. Hofburgtheaters und Lehrer am hiesigen Conservatorium, um die Mittagsstunde im Saale der Musikfreunde eine musicalisch-declamatorische Akademie.

Den Eingang machte eine von Hrn. Hofrath v. Mosel kräftig gearbeitete Ouverture zum Melodrama „Salem." Feurige, orientalische Instrumentirung, und eine Fülle melodienreicher, das Idyllische des Drama's selbst treu charakterisirender Ideen, zeichnen das in jeder Beziehung gediegene Tonwerk glänzend aus. Beyfall wurde der gelungenen Execution zu Theil. Hierauf hörten wir den ersten Satz eines neuen Doppelconcertes für zwey Flöten, von Anton Pfeiffer, vorgetragen von Hrn. Fahrbach, Mitgliede des Orchesters vom Wiener Theater, der wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Hrn. Scheibl diese Parthie übernommen, und dem Concertgeber. Hrn. Khayll's Virtuosität ist dem kunstsinnigen Publicum Wiens zu bekannt, als daß es nöthig wäre, uns hier in die Detaillirung seiner Vorzüge einzulassen, nur dieses müssen wir lobend anführen, daß Hr. Khayll, obwohl Meister im strengsten Sinne des Wortes, dennoch immer kräftig und unermüdlich im Bereiche seiner Kunst wirkt, wovon er uns auch heute die erfreulichste Überzeugung gab. Da ist Farbe und Licht in jedem Tone, jeder Laut, der an die schmelzenden Klagen der reinsten Mädchenstimmen erinnert, ist nach Umständen anders schattirt, da herrscht Delicatesse und Innigkeit im Vortrage. Wacker stand Hr. Fahrbach dem Concertgeber zur Seite, und zeigte die erfreulichsten Proben seines eminenten Talentes. Auch die Composition war, ohne mit Schwierigkeiten überladen zu seyn, brillant, und eröffnete den Concertanten genug Spielraum zur freyeren Entwicklung ihrer Kunstkraft. So konnte es also nicht fehlen, daß stürmischer Beyfall und verdientes Hervorrufen den Künstlern zu Theil ward.

Das tiefgedachte und tiefergreifende Gedicht von Egon Ebert, „Heilung," fand an Dlle. Fournier, k. k. Hofschauspielerinn, eine bezaubernde Sprecherinn. Da zeigt sich die Kraft der Rede, die Macht der Lyrik, wenn diese von einem lyrischen Gemüthe aufgefaßt und in dem Sinne wiedergegeben wird. Mächtig erschütterten diese sanften Worte der Künstlerinn, leise erbebten die geheimsten Empfindungen jeder Brust, und strebten im lauten Enthusiasmus sich auszusprechen. Dlle. Fournier wurde zweymahl gerufen.

Das große Weber'sche Quartett konnte eingetretener Hindernisse wegen nicht zur Aufführung gebracht werden, statt dessen aber hörten wir den ersten Satz von Hummel's As-moll-Concerte, vorgetragen von Hrn. Henselt. Dieser würdige Schüler des berühmten Hummel darf sich den tüchtigsten Pianisten Wiens muthig anreihen. Ist auch sein Spiel nicht so brillant, wie das Thalberg's und Döhler's, so hat es doch etwas eigenthümlich Solides, das sehr an seinen großen Meister erinnert. Er trug die schöne Composition mit Kraft und viel Gefühl vor, und erwarb sich die Ehre des Hervorrufens.

Hierauf hörten wir „die beyden Nachtigallen," Lied, in Musik gesetzt von Hackel, gesungen von Hrn. Pöck, Sänger des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, und Hrn. Borschitzky, Sänger dieses Theatres und Mitglied der k. k. Hofcapelle, auf dem Pianoforte begleitet vom Compositeur. Einen herrlichen Effect machte das einfache, im Schubert'schen Geiste gehaltene Lied, von solchen Künstlern ins Leben gerufen. Pöck's metallreiche Mitteltöne und Borschitzky's sonore Tiefe, die im trefflichsten Einklange standen, so wie der zarte, seelenvolle Vortrag Beyder, brachten, wie begreiflich, eine äußerst brillante Wirkung hervor. Beyde Sänger wurden zweymahl stürmisch gerufen.

Das Schlußstück bildeten Variationen für Harfe, Violoncello und Flöte, von Radermann, ausgeführt von Mad. Lorent, Hrn. Borzaga und dem Concertgeber. Auch in dieser Composition, die man keine dankbare nennen darf, zeigten sich die einzelnen Kunstkräfte der Mitwirkenden im schönsten Lichte, und beyfälliges Hervorrufen belohnte ihr schönes Streben.

Das Orchester, unter der umsichtigen und kräftigen Leitung des Hrn. Strebinger, leistete in der Ouverture sowohl, wie auch im Accompagnement sehr Lobenswerthes.

Der Saal war, trotz eines zweyten Statt findenden Concerts, sehr gefüllt.

Wiest.

Mancherley.

Der als Tonsetzer und Literator geschätzte Hr. F. A. Kanne unterlag am 16. December einer Lungenentzündung. — Die königl. preußische Kammersängerinn, Mad. Milder-Hauptmann, wird im Jänner nach Wien kommen, wo sie einige Concerte zu veranstalten gedenkt. — Hr. Wild ist bisher auf dem Hoftheater zu Berlin als Zampa, Othello und Masaniello aufgetreten, und hat jene allgemeine Anerkennung gefunden, die diesem ausgezeichneten Künstler noch überall zu Theil ward. Dem Vernehmen nach ist auch Robert der Teufel unter den Rollen, welche Hr. Wild auf dem königl. Theater geben wird. Später ist er für einen Cyclus im Königstädtischen Theater gewonnen, welche er mit Sever in der Norma (einer für Berlin noch neuen Oper) zu eröffnen gedenkt. — In Frankfurt starb, 64 Jahre alt und seit zwey Jahren erblindet, die Gattinn unsers beliebtesten Volksdichters, G. A. Bürger. Sein geliebtes Schwabenmädchen, mit welchem er poetische Episteln wechselte, mag als Gattinn und Hausfrau seinen Erwartungen dennoch nicht entsprochen haben, denn schon nach wenigen Jahren ließ er sich (1792) von ihr scheiden. Mad. Elise Bürger hat sich später als Schauspielerinn, und durch Declamatorien und mimische Darstellungen einigen Ruf erworben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Donnerstag, den — 155 — 26. December 1833.

Der Portugiese.

(Fortsetzung.)

Die Nacht schlich langsam hin, und noch immer kam der Wundarzt nicht. Wie ich später erfuhr, hatte ihn ein Dienstgeschäft nach einem entfernten Theile der Linie gerufen, und mein Bothe ihn nicht eher getroffen, als bis es zu spät war. Eine Stunde vor Tagesanbruch muß die Vorpostenmannschaft, nach der Dienstordnung, unter das Gewehr treten; wir standen deßhalb von unserm Strohlager auf. Als wir durch den Theil des Gebäudes gingen, worin Velasquez und seine Verlobte sich befanden, trafen wir den Unglücklichen noch genau in derselben Lage, wie er sich gleich anfangs niedergesetzt hatte. Wir gingen zu ihnen hin, um nachzusehen, was das arme Weib mache, und fanden, daß ihr Bewußtseyn zurückzukehren begann. Ich besorgte, was sich auch später bestätigt hat, es möchte dieß nur jene Wiederkehr der Besinnung seyn, die so oft der gänzlichen Auflösung vorangeht. Nach einer Weile war sie im Stande, eine deutliche Erzählung der Vorfälle der verflossenen Nacht zu geben. Ihrer Erzählung zufolge war mit einbrechender Nacht, während sie gerade allein daheim war, eine Streifrotte von fünf bis sechs französischen Soldaten, einen Officier an ihrer Spitze, in das Haus gedrungen. Den Officier beschrieb sie als einen großen starken Mann mit hellem Haar und einem besonders auffallenden weißen Schnurrbarte. Dieser Mensch hatte, schien es, an dem wehrlosen Mädchen jede Mißhandlung verübt, die nur die höchste Brutalität eingeben kann. Mittlerweile kamen ihr Vater und ihr Oheim (denn sie war Velasquez's Base) herein und bemühten sich, sie aus den Klauen des Unholds zu befreyen. Die Folge war die augenblickliche Ermordung beyder, und auch sie wurde durch eine Pistolenkugel zu Boden gestreckt. Die Mörder, welche indessen befürchten mochten, daß der Knall der Schüsse unsere Feldwachen allarmirt haben könne, zogen in größter Eile wieder ab. Der Hut, welcher wirklich dem Officiere gehörte, enthielt zufällig einige schriftliche Bemerkungen und Papiere, aus denen wir nicht allein sein Regiment, sondern auch seinen Nahmen erfuhren.

Der Auftritt, der nun zwischen Velasquez und seiner Base erfolgte, war der ergreifendste, von dem mich mein Schicksal je hatte Zeuge werden lassen. Sie lebte nur noch wenige Minuten. Ihr Verlobter blieb immerfort an ihrer Seite sitzen, und hielt immer noch ihre Hand in der seinigen. Cameron bestrebte sich, ihn aus seiner dumpfen Betäubung zu wecken, und suchte ihn mit den gewöhnlichen Trostgründen aufzurichten, deren wir uns in dergleichen Fällen wohl bedienen, und deren Nichtigkeit wir aber leider nur zu gut selbst fühlen. Zuletzt, von der That auf den Thäter übergehend, rief Cameron: „Wenn ich den Menschen jemahls treffe, sey's

auch nach zwanzig Jahren, mag ich Gefangener bey den Franzosen, mag er's bey uns seyn — treffe ich ihn je, beym Himmel! so schieß ich ihn nieder!“ Da fuhr Velasquez, der sich bisher ganz leidend verhalten hatte, rasch empor. Mit dem ganzen Ungestüm seines Volkes stürzte er auf Cameron zu, drückte ihn fest an seine Brust, und strömte eine Fluth von Segenswünschen über ihn aus, unterbrochen von Schluchzen und Thränen, mit denen sich jetzt sein gepreßtes Herz Luft machte.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß ein solches Benehmen seinem Officier gegenüber sich nicht zieme, er stürzte von ihm weg, nahm, ohne ein Wort zu sagen, sein Gewehr, und begab sich instinctmäßig auf den Platz, den er in Reihe und Glied einzunehmen hatte. Ein englischer Sergeantmajor, ein alter gedienter Kriegsmann, nahm ihn mit der Achtung, die großer Schmerz immer gebiethet, bey der Hand, und führte ihn auf seinen Platz. Mitleid und Entrüstung glühten in den schwarzen Feueraugen seiner Cameraden, als er so dahinwankte, und manche Verwünschung ward gegen den Franzmann ausgestoßen, die nachher auf eine nur zu herbe Weise in Erfüllung ging.

Der Tag war inzwischen angebrochen, und ich sah, wovon ich wohl oft schon gehört, was ich aber nie, außer dieß eine Mahl, selbst erlebt hatte: das Haar des Unglückseligen hatte sich vom dunkelsten Schwarz im Laufe dieser unsäglich leidenvollen Nacht ins Schneeweiße verwandelt. Von dieser Zeit an war Velasquez gänzlich umgewandelt. Er that seinen Dienst zwar erträglich, aber die Rührigkeit und der Eifer, die ihn bey seinen Officieren so empfohlen hatten, waren verschwunden. Er sprach selten oder nie, wurde nachlässig in seinem Äußern, während er sich hierin früher gerade durch besondere Nettigkeit ausgezeichnet hatte. Die Schwungkraft seines Geistes war gelähmt. Die Officiere des Regiments wurden natürlich alle mit seiner Geschichte bekannt, und Mitleid mit des Mannes gränzenlos hartem Geschick sowohl, als auch die Erinnerung an seine frühere vortreffliche Aufführung, veranlaßten sie, Abweichungen von den Dienstvorschriften oder Nachlässigkeiten, wenn dergleichen an ihm zu bemerken waren, zu übersehen. Er hatte das traurige Vorrecht des Unglücks.

Auffallende Ausnahmen von seiner sonstigen Lethargie und Theilnahmlosigkeit gab es indessen doch, wiewohl selbst diese sich mehr durch stumme Handlungen als in Worten kund gaben. Beynahe ausschließlich schloß er sich an Niel Cameron an. Er war stets, wenn es irgend anging, um ihn, bewachte jeden seiner Tritte, kam seinen Bedürfnissen in Allem zuvor, schien nur für seinen Dienst zu leben. Allein man sah nur zu deutlich, daß der glühende Durst nach Rache großen Antheil an der Dankbarkeit hatte, wodurch diese eifrige Anhänglichkeit hervorgerufen wurde. Niels feyerliche Erklärung, daß er dem Tirailleurofficier, wo er ihn auch träfe, das Leben nehmen wolle, hatte sich so tief und lebhaft in des Portugiesen Seele eingeprägt, und das dunkle, wildblitzende Feuer, das oft in seinen Augen loderte, wenn er Cameron ansah, zeigte, daß jener Schwur seinen Gedanken stets gegenwärtig war.

So verstrichen einige Monathe. Massena brach aus seiner Stellung vor Torres Vedras auf, und begann seinen berühmten Rückzug. Wir waren im eifrigen Verfolgen begriffen, und hatten bereits das spanische Gebieth betreten, als die Reihe wiederum an uns kam, den Vorpostendienst zu versehen. Mein Detachement bestand wie früher aus meiner eigenen Compagnie, und unser waren etwa 90 bis 100 Mann. Die Franzosen waren, wie man vermuthete, etwa einen Tagmarsch von uns entfernt, und wir hatten strengen Befehl, besonders auf unserer Hut und wachsam zu seyn. An einem schönen Sommerabend gegen sechs Uhr trafen wir an unserem Standorte ein, und wir befanden uns hier kaum eine Viertelstunde, als ein spanischer Bauer uns Nachricht brachte, daß eine Escorte von etwa fünfzig Franzosen mit einigem Vieh in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Stunden von unserer Fronte vorbeyziehen würde; er drang dabey in uns, wir sollten kommen und das Vieh retten, und das Detachement abschneiden, das, wie er sagte, aufs Fouragiren ausgeschickt worden seyn mußte, und die unglücklichen Eigenthümer des Viehes genöthigt hatte, als Treiber mitzugehen; auch er, schloß er seine Erzählung, habe zu diesen gehört, sey aber entwischt, um uns von Allem zu benachrichtigen. Ich setzte dem Manne die Unmöglichkeit, unsern Posten zu verlassen, aus einander; wir hätten hier einen äußerst wichtigen und kitzlichen Dienst, und es könne durchaus keine Rede davon seyn, daß wir uns von der Stelle rührten; ich wolle ihn indessen zu der Nachhut schicken. Das wollte er nicht. Es würde zu viel Zeit versäumt, und die Escorte mittlerweile weiter seyn, meinte er. Seine Cameraden, setzte er hinzu, hätten versprochen, sie durch einen nur anderthalb Stunden von uns entfernten Hohlweg zu führen, wo wir sie bis auf den letzten Mann abschneiden könnten. Seiner Beschreibung nach bestand das Detachement aus

etwa 50 Mann vom — — — Regimente, unter dem Befehle eines großen grimmigen Mannes mit dem allerauffallendsten weißen Schnurrbarte, den er je gesehen hatte! Velasquez war zugegen, als der Mann erzählte. Wie gewöhnlich schien er auf nichts zu hören und zu achten, bis ihm die Nummer des Regiments plötzlich ins Ohr klang. Er horchte hoch auf und von nun an mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; bey der Erwähnung des Officiers mit dem weißen Schnurrbarte schien sein ganzes Wesen von einem neuen furchtbaren Lebensfeuer durchzuckt und beseelt. Ich hatte in diesem Augenblick mein Auge auf ihn gerichtet: seine schwarzbraune Wange wurde todtenblaß, seine Lippen bebten, seine Augen waren plötzlich mit Blut unterlaufen, ein wilder, kurz hervorgestoßener Ausruf der Rache und Lust verrieth, was in seinem Innern vorging. In einem Nu war bey ihm aller Sinn für Kriegszucht verschwunden. Laut forderte er seine Cameraden auf, ihm seine Rache an jenem Scheusal ausüben zu helfen; er beschwor sie in wenigen abgebrochenen, beflügelten und leidenschaftlichen Sätzen, „so wahr sie ihre Ältern liebten, so wahr ihnen ihr Glaube ehrwürdig sey, so wahr sie die Ehre ihrer Schwestern, ihrer Gattinnen und der heiligen Jungfrau hoch und werth hielten,“ ihm zu helfen, jenen Unchristen vom Angesicht der Erde zu vertilgen. Dann wandte er sich plötzlich an Niel Cameron, erinnerte ihn an sein Versprechen, forderte ihn zur That auf. „Jetzt, Herr,“ rief er, „jetzt stehen Sie mir doch nicht ab? gewiß nicht!“ — „Nein, beym Himmel, das werd' ich nicht!“ rief Niel. „Mir nach, Jungens!“ und fort stürmte die ganze Compagnie, acht bis zehn Mann ausgenommen, welche hauptsächlich aus Engländern bestanden, in der von dem Spanier bezeichneten Richtung. Umsonst rief ich ihnen ein befehlendes „Halt!“ zu, umsonst bath und beschwor ich sie, ihren Posten nicht zu verlassen, umsonst forderte ich Cameron auf, doch seiner Pflicht als brittischer Officier eingedenk zu seyn, und diese menterische Bewegung unterdrücken zu helfen, anstatt sich ihr anzuschließen. Ich hätte eben so gut einen brausenden Waldstrom bergauf fließen heißen können, sie waren wie berauscht vom Taumel der Rachlust, nicht Einer von ihnen stand auch nur einen Augenblick. Ja, ich wurde selbst von einem verlassen, auf den ich fest gebaut hatte, von Archimbald Cameron, dem ältern Bruder. Er war ein gesetzter, fester, entschlossener Schotte, und von ihm am allerwenigsten hätte ich erwartet, daß er sich so von dem stürmischen Drang des Augenblicks würde hinreißen lassen. Allein seine Zuneigung für seinen Bruder überwog jeden andern Gedanken, jede andere Empfindung. Bewunderung und Stolz auf ihn paarten sich mit brüderlicher Liebe, und Niels glühenderes Gemüth hatte gewöhnlich, wie in diesem Falle, auf ihn überwiegenden Einfluß. Als nähmlich Archimbald fand, daß er durch keine Überredung, und diese hatte er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aufs eindringlichste versucht, von seinem Vorhaben abzubringen war, so erklärte er mit einem Eide, dem ersten und letzten, den ich ihn je schwören hörte, da Jener gehe, so gehe er mit ihm. Und nun blieb er gegen meine Bemühungen, ihn zurückzuhalten, so taub, als sein Bruder zuvor gegen seine eigenen gewesen war.

Da ich fand, daß es verlorne Mühe sey, sie zum Umkehren zu bewegen, so kehrte ich nach meinem Posten zurück, schickte unverzüglich eine Meldung von dem ganzen Vorfall, nahmentlich auch in Bezug auf den ganz vertheidigungslosen Zustand der Vorposten, an meinen Obersten ab, und bath ihn darin um weitere Verhaltungsbefehle. In kurzer Zeit erhielt ich eine Antwort von ihm mit der Nachricht, daß ich unverweilt abgelöst werden würde, und zugleich mit der Weisung, meine Leute wo möglich zurückzubringen, oder, wenn ich dieß unausführbar fände, bey ihnen zu bleiben, und nach meiner eigenen besten Einsicht zu handeln. Ich brach demzufolge mit der wenigen Mannschaft, die mir noch geblieben war, in der von den Andern eingeschlagenen Richtung auf. Ihre Spur war in dem thauigen Grase leicht zu verfolgen, und in drey Viertelstunden etwa hatte ich sie eingehohlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epigramm.

Vertheidigung.

Man sagt, die schöne, edle Kunst
Steh' nicht bey Claudien in Gunst.
Ich aber sag', es ist nicht wahr,
Und ruf dafür ihr braunes Haar,
Ich rufe ihren vollen Mund,
Die Wange, wie die Blume bunt,
Zu Zeugen an. Führwahr! Führwahr!
Sie liebt der Künste ganze Schaar.

Das Geburtszeugniß.

An Barbara.

Von vierzig Jahren, die dich drücken,
Wirfst zwanzig du von deinem Rücken,
Und täglich (höret man dich an),
Verjüngt sich deine Lebensbahn.
O, halt mit dem Verjungen ein!
Sonst wirst du bald ein Kind, und endlich gar nicht seyn.

Adolph Wiesner.

Wilde Thiere in Irland.

Zwischen Bellamahon und Longsford in Irland hatte ein Menageriebesitzer das Unglück, daß sein großer Wagen, in welchem die Thiere in ihren Käfigen gefahren wurden, an der Canalbrücke umwarf. Der Stoß war so heftig, daß fast alle Thüren der Käfige aufsprangen, und Raubthiere, Vögel und Schlangen auf einmahl sich in Freyheit gesetzt befanden. Ein Tiger benutzte dieß lang entbehrte Glück auf eine etwas unbillige Weise, indem er einen Affen und ein Kamehl sogleich erwürgte und größtentheils verzehrte. Ehe man seiner wieder habhaft werden konnte, bath er sich noch eine Boa constrictor zum Dessert aus. Die ganze Gegend kam in Aufruhr und es kostete nicht wenig Mühe, sie von diesen ganz neuen Gästen zu befreyen.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Freytag den 13. December wurde an dieser Bühne zum ersten Mahle und zwar zum Vortheile des Hrn. Scholz der falsche Improvisator, oder die Hochzeit ohne Mann, locale Posse mit Gesang in zwey Aufzügen vom Verfasser des Zaubermund's, gegeben. Die Beneficen des Hrn. Scholz, dieses Komiker-Athleten, haben in der Theatergeschichte Wiens, wenigstens in Einer Beziehung, immer Epoche gemacht. Wenn diese Epochen in Rücksicht auf die Wahl des Stückes auch nicht immer die glücklichsten waren, so zwar, daß von jenem Worte meistens nur die letzten Klänge in's Leben traten, ja sogar gewichtige Stimmen gegen diese Mißgriffe sich erhoben, so scheinen dennoch jene Unglücksperioden für das Theaterpublicum Wien's, wie es die Wahl des heutigen Stückes beweis't, ihre traurigen Rollen noch nicht ausgespielt zu haben. Der Hauptgedanke der Posse unserer Beurtheilung, die Improvisir-Wuth der Zeit durch Karrikatur lächerlich zu machen, kann, wenn er auch spät nachstolpert, ein glücklicher und somit die Anlage selbst eine glückliche genannt werden. Aber wir fragen, ist es auch weiter als zum bloßen Gedanken gekommen? Erscheint diese Männerwahl aus dem rohen Bedientenhaufen nicht viel mehr als zurückstoßender Männerhandel? Stellt sich die Flucht des jungen Ehemannes nicht unmotivirt, die Aufgabe mit dem Ringe aber beynahe kindisch dar? Eben so gut hätte er ihr als Preis seiner Hand eine Stecknadel oder etwas Anderes feststellen können, es wäre dadurch an dem Ganzen kaum etwas verloren gegangen. Wozu soll ferner der Tanz beym Beginnen des zweyten Actes? Soll er als Schaustückchen zeigen, daß Dlle. Planer tanzen kann? Dann ist er zu unbedeutend, wenn auch das Fußspitzen gehen à la Brugnoli als Zugabe nicht zu verschmähen ist. Soll es vielleicht eine englische Grille seyn? Dann ist es wahrhaft zu unenglisch erdacht. Die Improvisationsscene selbst, die eigentlich einen brillanten Schluß bilden sollte, ist gegen andere langgedehnte Scenen, wie die Erzählung im ersten Acte, zu skizzirt, um dauernd zu wirken. Der Zuschauer wird durch den herbeygerafften Schluß nicht nur verurtheilt, sich das Ende vom Lied denken zu müssen, er muß auch noch mit einem pomphösen Musikstücke als einem sogenannten Effectsteckenpferde vorlieb nehmen. Die Charakteristik der handelnden Figuren hat nur im Schneider Kappentuch etwas Neues aufzuweisen. Zirbesnüssel ist ein durchtriebener routinirter Bedienter feinster Qualität, wie wir sie schon hundertmahl gesehen, Wasserspatz, die personificirte Dummdreistigkeit, die copirte Anglomanie, wie sie uns schon Posse und Lustspiel zum Sattwerden gebracht; Kappentuch aber die gelungenste, wahrste, mit meister Vorliebe ausgestattete Erscheinung, der der Verfasser die treffendsten und eindringlichsten Bemerkungen in den Mund gelegt, die auch in jeder Beziehung Anerkennung fanden. Die Posse hat vor den gewöhnlichen Scholzischen Beneficee-Stücken viele bedeutende Vorzüge. Sie erfreut sich, erstens eines sehr gelungenen Quodlibet's, ohne dem freylich keine Posse mehr mit Recht und Fug bestehen kann; zweytens eines lebendigen, „spaßigen,“ mitunter sogar witzigen Dialogs und endlich jener schönen Eigenschaft, daß sie nicht dem Modetone huldigend ihre Zuflucht zu schlüpfrigen Quid pro quo's und lasciven Unlaubeerkeiten nimmt, wofür wir dem Verfasser wirklich Dank wissen.

Die Darstellung selbst kann im Allgemeinen eine gelungene genannt werden. Hr. Scholz, der Beneficiant, war wieder das belebende Princip des Ganzen, voll Seele und Feuer. Obwohl heute in einer bewegteren, seinem Phlegma weniger zusagenden Parthie, zeigte er uns doch in seinen Scenen, daß der wahre Komiker die heterogensten Theile zu einem vollendeten Ganzen zu vereinen weiß.

Ja selbst seiner schwächsten Seite, dem Gesange, weiß Hr. Scholz eine so komische Ironie zu geben, daß unwillkührlich der Zuhörer gerade dieser Gesangsweise huldigen muß. Hr. Scholz wurde mehrere Mahle gerufen. Zunächst müssen wir des Hrn. Nestroy als Kappentuch lobend erwähnen, der den charakteristischen Schneider mit seinen feinsten Nüancirungen trefflich darstellte. Nur müssen wir das Lied-Accompagnement im zweyten Acte unbedingt verwerfen, denn, obwohl es wegen seiner Bizarrerie für den Moment lächerlich erscheint, so kann es doch nur als eine Erniedrigung des Komikers selbst angesehen werden. Auch Hr. Nestroy wurde nach seinem treffenden Liede gerufen. Hr. Carl gab den Zirbesnüssel in seiner bekannten degagirten Manier, sehr rührig, bisweilen aber zu lebhaft, was uns vorzüglich in der Wahlscene der Fall schien. Eine interessante Erscheinung war dießmahl Dlle. Zöllner, die ihre nicht unbedeutende Parthie mit viel Anstand, und, was sehr erfreulich war, sogar mit viel Delicatesse gab. Wir glauben, daß Dlle. Zöllner sich nach und nach überzeugen wird, auch ohne Übertreibung gefallen zu können. Vorzüglich war ihre Gesangsleistung im Quodlibet. Dlle. Planer war so ziemlich an ihrer Stelle. Ihre englisch-deutsche Aussprache ist jedoch ganz unrichtig; diese besteht nach unserer Meinung in etwas andern noch als im Mund vollnehmen. Hr. Gämmerler war, seine Steifheit abgerechnet, brav, doch können wir ihn uns nicht leicht als Improvisator denken, mehr Hrn. Hopp als Harfenist, der im Quodlibet als verwandelter Nachtwächter erschien, und seinen tiefen Baß zeigte. Die übrigen nähenden und dienenden Personen, so wie die concertlustigen Individuen, können nur als raumausfüllende Wesen sowohl des Theaters selbst als auch des Theaterzettels genannt werden.

Die Musikbande scheint nur den Zweck gehabt zu haben, im Finale die ungünstige Stimmung durch die große Trommel zu übertäuben, was jedoch nicht ganz gelang.

Die Musik des Hrn. Reuling ist eine gelungene Arbeit zu nennen, da es weder der Ouvertüre an Frischheit der Instrumentation, noch den Liedern an Melodienreizen fehlt. Das Haus war bis zur höchsten Potenz voll.

W i e st.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Sonnabend, den — 156 — 28. December 1833.

Ankündigung

die Pränumeration des Sammlers für das Jahr 1834 betreffend.

Dieses Blatt, welches mit dem Jahre 1834 seinen sechs und zwanzigsten Jahrgang eröffnet, dürfte schon dadurch den Beweis geführt haben, daß es den Bedürfnissen und dem Geschmacke seines zahlreichen Leserkreises zu entsprechen gewußt habe. Wenn die sich seit dessen Entstehung gleichbleibende Eleganz der Ausstattung, und die umsichtige Wahl des Besten im Fache der Erzählung, den Sammler vorzugsweise zu einer angenehmen Lectüre für das schöne Geschlecht gestalten, so glaubt doch die Redaction sich schmeicheln zu dürfen, daß sie besonders in den letzteren Jahrgängen beflissen war, selbst den strengsten Forderungen Genüge geleistet zu haben. Auch ist dieselbe bemüht, ihrem Blatte durch gediegene Originalaufsätze einen erhöhten und selbstständigen Werth zu verschaffen, und sie kann sich nur Glück wünschen, daß so viele verdienstvolle vaterländische Schriftsteller, diese neue Richtung wahrnehmend, ihr bereitwillig ihren Beystand angebothen haben. Durch diese Unterstützung gestärkt, kann sie die Ankündigung des neuen Jahrganges mit dem Versprechen begleiten, daß sie denselben, mit interessanten Materialien versehen, eröffne, und dem Geschmacke ihrer verehrten Leser vollkommen zu entsprechen sich bestreben wird.

Einträchtig mit dem Hauptblatte werden die Notizen des Sammlers in theatralischer und artistischer Hinsicht sich das bereits durch Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe gewonnene Vertrauen zu sichern wissen. Die Referate über die Bühnen Wiens sind bewährten Schriftstellern anvertraut, und eine ausgebreitete Correspondenz wird in dem Gebiethe der Kunst das Interessanteste, was in den übrigen Hauptstädten Europens sich ereignet, schnell und gründlich zur Kenntniß des Publicums bringen.

Der Sammler wird, wie bisher, wöchentlich dreymahl, und zwar: Dinstag, Donnerstag und Sonnabend pünctlichst ausgegeben werden.

Die Beträge der Pränumeration bleiben unverändert, und zwar: ganzjährig 24 fl. W. W., halbjährig 12 fl. und vierteljährig 6 fl.

Auswärtige Bestellungen nehmen das k. k. Obersthof-Postamt in Wien, und die k. k. Postämter in den Provinzen zu wöchentlichen Versendungen an, und erhalten den Jahrgang um den Pränumerationspreis von 13 fl. 12 kr. C. M. ganzjährig, und 6 fl. 36 kr. C. M. halbjährig.

Wien, im December 1833.

Die Redaction und der Verlag.

Der Portugiese.

(Fortsetzung.)

Ich fand meine Leute in dem Hohlwege postirt, von dem der spanische Bauer gesprochen hatte. Nie sah ich einen geeigneteru Ort für einen Hinterhalt. Es war eine tiefe, wohl gegen 50 Fuß weite Schlucht; der gegenüberliegende Abhang wahr kahl und steil, der dießseitige dagegen mit Buschwerk und Strauchholz, welche das Ende eines kleinen Dickichts bildeten, bedeckt. Die ganze Länge des Hohlweges betrug etwa 900 Fuß und lief dann in eine offene Heide aus. Die Leute bemerkten sogleich meine und meiner kleinen Mannschaft Annäherung, und ga-

ben mir durch Zeichen zu verstehen, ich möchte durch den Wald kommen. Dieß that ich denn. Als ich an Ort und Stelle war, fand ich, daß sie sich aufs vortheilhafteste am Rande der Straße aufgestellt hatten. Ungefähr sechs Fuß über ihrer Grundfläche war ein sogenannter Erdbuckel, der sie vor dem Bemerktwerden völlig schützte, und von der aus sie ein höchst mörderisches Feuer auf die Franzosen, fast vor der Mündung ihrer Gewehre, machen konnten, ehe man sie nur gewahrte. Hinter dieser Anhöhe lagen denn die Leute. Ich versuchte noch einmahl, sie zum Rückkehren zu bereden; Niel Cameron und die Portugiesen blieben unbeweglich; Archimbald erklärte, er würde seinen Bruder nicht verlassen. Ich hörte nicht auf, den Leuten zuzureden, bis Velasquez auf mich zukam und finster zu mir sagte: „Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Herr! Hätten Sie auch Vater und Verwandte verloren, so würden Sie wissen, was das heißt, einen um seine gerechte Rache bringen.“ Es ist bemerkenswerth, daß er nur im Allgemeinen unter dem Ausdruck „Verwandte“ auf das hindeutete, was der eigentliche Grund seines tödtlichen Hasses war; seine Zunge mochte sich wohl gesträubt haben, durch eine nähere Bezeichnung an das Empörende und Gräßliche des Schicksals seiner Verlobten zu erinnern.

Alle meine Bemühungen blieben erfolglos. Die Gefühle dieser Menschen waren so gesteigert, daß es ihnen unmöglich geworden, auf den Ruf der Pflicht zu hören. Da ich denn alle weiteren Versuche nutzlos fand, so beschloß ich, ihrem Angriff, da sie ihn nun doch einmahl fest vorhatten, die möglichst beste Wirkung zu geben, die ihm nur Regelmäßigkeit und gute Kriegszucht zu verleihen vermochten. In dem Augenblicke, wo ich diese Absicht ankündigte, leisteten sie meinen Befehlen unbedingten Gehorsam. Ich ermahnte sie zur Ruhe und Besonnenheit, und hieß sie ja nicht eher feuern, als bis ich commandirte. Ich sagte ihnen, ich wolle das Vieh und die Treiber vorüberziehen lassen und warten, bis die vorderste Reihe der französischen Colonne mir gerade gegenüber sey; deßhalb wählte ich meinen Platz an dem von der Seite, wo sie her kommen sollten, entferntesten Ende. Bey der Art, wie die Caçadores mit dem Feuergewehre umzugehen wissen, durfte ich hoffen, unsern Zweck ohne irgend einen bedeutenden Verlust von unserer Seite zu erreichen.

Nach Beendigung meiner Anordnungen legte ich mich sammt den Leuten hinter der Erderhöhung nieder. Die Nacht war mittlerweile ganz hereingebrochen, vom Winde gejagtes Gewölk zog über den Vollmond, der, wenn seine Scheibe von den Wolken nicht verdeckt war, jenen starken und hellen Lichtglanz ausströmte, wie man ihn in nördlichen Breiten nur selten sieht. Nie werde ich die Empfindungen vergessen, die mich bestürmten, als ich so da lag; es war nicht Furcht, was mich so heftig bewegte, wohl aber eine Art krankhafter Angst, die schwer, fast erstickend, auf mir lastete. Ein ähnliches Gefühl hatte ich weder früher, noch später mehr, wenn ich schon seit 1808 fast alle bedeutenden Gefechte mitgefochten hatte, und erst mit dem Schlusse des ganzen Krieges, nähmlich nach dem Ausfalle bey Bayonne, wo ich verwundet wurde, aus dem activen Dienste getreten war. Die große Verantwortlichkeit, die ich, wie ich wußte, hier lief, die ganz eigene Art des Dienstes, mit dem wir hier zu thun hatten, und der fast eher einer Privatrache als einer offenen Kriegsführung gleichsah, die bange Erwartung, die Einen nothwendig überkommt, wenn man so auf der Lauer liegt; alle diese und andere Gefühle, die ich nicht näher beschreiben kann, drängten und stürmten auf mich so drückend und gewaltsam ein, daß ich sehr zweifle, ob ich mir den vollen Besitz meiner Geisteskräfte bis zu der nöthigen Klarheit erhalten haben würde, wenn dieser ängstliche Zustand lange gedauert hätte.

Bey dem mindesten Geräusch war jedes Ohr voll Wachsamkeit, und mehrere Mahle glaubten wir den Feind vor uns zu haben, während es nur ein falscher Lärm war. Bey einer dieser Gelegenheiten, wo ich mich liegend auf meinen Arm gelehnt hatte, fiel mein Blick zufällig auf Velasquez Gesicht, der drey Schritte von mir lag. Das volle Mondlicht beschien seine Züge, und noch jetzt schaudere ich, wenn ich mir den entsetzlichen Ausdruck zurückrufe. Sein blasses, eingefallenes Gesicht würde eher dem eines Todten, als eines Lebenden geglichen haben, hätte nicht der funkelnde Blick seiner blutrothen Augen das Gegentheil verrathen. Sein äußerst gereizter Zustand hatte ihm Nasenbluten verursacht. Während ich ihn anschaute, sah ich ihn plötzlich auffahren, sein Ohr hatte vor dem meinigen das Brüllen und Trappen des Viehes und die Fußtritte der Menschen, die ich gleich nachher hörte, aufgefaßt. „Bleibt Alle ruhig!“ rief ich, „und Keiner feuere, bis ich commandire!“ und auf's Neue legte ich mich nieder, und Alle blieben wie todtenstill.

Wie der Feind näher kam, konnte ich ihn ganz deutlich in's Auge fassen, da der Mond ganz hell darauf schien. Zu meinem nicht geringen Erstaunen und Verdruß fand ich, daß es keineswegs, wie man uns glauben machte, ein zum Fouragiren ausgeschickter Trupp von 50 Mann, sondern ein wenigstens 250

Mann starkes Detachement war. Ich konnte den befehlshabenden Officier, der auf einem Maulthiere ritt, deutlich unterscheiden. Er trug einen mächtigen Schnurrbart, so weiß wie der neugefallene Schnee. Hier war kein Irrthum in der Person denkbar. Auch Velasquez sah ihn, denn er machte eine krampfhafte Bewegung in die Höhe, die uns vor der Zeit verrathen haben würde, hätte ich nicht, rasch zu ihm kriechend, meine Hand fest auf seinen Arm gedrückt und ihn so am Boden gehalten. Die Franzosen waren während dem, eine Heerde von etwa 20 Ochsen, von 8 bis 10 Spaniern getrieben, voraus, bis auf ungefähr hundert Schritte herangekommen. Sie marschirten beynahe ohne alle Ordnung, bildeten aber, im Vergleich mit unserer nicht über 95 Mann betragenden Schlachtlinie, eine ziemlich dichte Masse. Die kühnste, glühendste Entschlossenheit blickte freylich aus den ausdrucksvollen Augen meiner Caçadores; allein ich mußte alles von ihrem wilden Feuer fürchten, und sah dem Ausgang mit klopfendem Herzen entgegen. Ich wußte recht wohl, daß kein Quartier gegeben, keines angenommen werden würde. „Sieg oder Tod“ war hier die Losung. Ich nahm mich denn kräftig zusammen, und gelobte mir selbst, muthig Allem, was da kommen möge, entgegenzutreten.

Heran kamen sie, das Vieh voraus, und dann die Spanier, deren unruhig umherschweifende Blicke anzeigten, daß sie erwarteten, was da kommen sollte. Aller meiner frühern Ermahnungen ungeachtet, warteten die Portugiesen in ihrer Ungeduld kaum, bis die letzten der Treiber vorüber waren, denn während sie ihnen noch zuriefen: „Habt Acht!“ richteten sie bereits ihr Feuer in die französische Colonne. Die Wirkung war mörderisch, die ganze Linie hatte gefeuert, mit Ausnahme des kleinen Trupps um mich, der früher bey mir ausgehalten hatte, und fast jeder Schuß hatte, bey dem dicht gedrängten Zuge des Feindes, getroffen. An einem Theile der Linie hatten unsere Leute den Feind fast mit der Mündung ihrer Gewehre berühren können. Allein der Officier war uns entgangen; wir sahen ihn auf seinem Maulthiere seinen Leuten Muth zusprechen, die sich über den so unerwarteten und todbringenden Angriff schnell zurückzogen. Wie auf ein Commandowort zielte und schoß ein jeder der Unsern gleichzeitig nach ihm; dann sprangen sie von dem Abhange herab, griffen die Franzosen an, und trieben sie auf die Heide zurück. Nie habe ich noch einen solchen wüthenden und hartnäckigen Angriff erlebt. Jeder einzelne Mann hatte sein bestimmtes Ziel, und dieß war den Officier zu erreichen, und jeder strebte wie rasend darnach. Ich muß ihm übrigens Gerechtigkeit widerfahren lassen; war er auch ein Unmensch, so fehlte es ihm doch nicht an Muth und Tapferkeit. Umsaust, wie er war, von einem dichten Kugelregen, schien es, als habe er die Gabe, sich fest zu machen, denn Alle hatten auf ihn gefeuert und doch Keiner ihn getroffen. Er inzwischen kämpfte mit Löwenmuth, rief bald seinen Leuten, bald schrie er uns zu, lud und feuerte einmahl um das andere eine Flinte ab, mit der er sich bewehrt hatte, und streckte fast mit jedem Schuß einen Mann nieder. Von unserer Seite hatte dagegen nach der ersten Salve das Feuern aufgehört, denn die Leute nahmen sich die Zeit nicht, wieder zu laden, sondern fochten Mann gegen Mann mit dem Bajonette und die rachedürstenden Portugiesen zum Theil mit dem Messer. Als wir auf die Heide herauskamen und die Franzosen unsere geringe Anzahl sahen, erhohlten sie sich von ihrer Überraschung und ihrem panischen Schrecken, und zwangen nun uns, gegen den Ort hin, wo der Kampf begonnen hatte, zurückzuweichen. Die Caçadores machten ihnen indessen jeden Fuß breit streitig, sie gaben und verlangten keinen Pardon. Mann focht an Mann, und selbst die Sterbenden wurden noch mit den Sterbenden handgemein, so groß war die Erbitterung und Hartnäckigkeit bey diesem seltsamen Vertilgungskampfe.

(Der Beschluß folgt.)

Die Christbescheerung.

Parabel.

Wie freut sich doch Alles, Jung und Alt, auf die liebe, liebe Zeit, wo das Jesukindlein den lieben Kleinen bescheert, und die Ältern sich an dem Vergnügen und der herzlichen Freude ihrer Kinder weiden. Schon vierzehn Tage früher wird von nichts als dem Christbaume gesprochen; da wird nachgedacht, was der liebe, gute Baum wohl alles bringen könnte. Vor freudiger Erwartung schläft man schon einige Tage früher beynahe gar nicht mehr; endlich kommt der ersehnte Abend. — Die kleine Welt wird in ein Kämmerlein verschlossen, in dem ein einziges, schwaches Lichtlein das Dunkel so halb und halb erleuchtet, und neben an werden die Herrlichkeiten alle vorbereitet, und viele, viele Lichtlein glänzen und schimmern am buntgeschmückten Baume, und eine Menge Spielwerk ziert die wankenden Äste, und Äpfel und Nüsse, zierlich vergoldet, leuchten und schimmern und blenden das Auge, — da dürfen die Kindlein endlich nach langem Hoffen und

Harren aus ihrem Verstecke hervor, und mit pochendem Herzen, mit wonnestrahlenden Augen sehen sie all' das Schöne, und können auf einmahl nicht Alles betrachten, bewundern. Sie sollen sich Spielzeug erwählen, und nehmen, geblendet vom Glanze, das minder Schöne oft, und übersehen das Bessere, Schönere, im Freudentaumel.

So der Mensch im reifen Alter. — Auch er muß oft in stiller Zurückgezogenheit harren und harren, bis ihm das Schicksal seinen Pfad erleuchtet, bis es ihm etwas bescheert. Und tritt er dann hervor aus dem dunkeln Nichts, schlägt sein Herz ungestüm der Zukunft entgegen, wie oft handelt er nicht eben so, wie die Kinder, die das weniger schöne Spielzeug nehmen? Leider nur allzu oft macht er, um nur Etwas zu erhaschen, einen Fehlgriff in seiner künftigen Bestimmung, der ihn oft auf seine ganze Lebenszeit zurückhält in einer passiven Mittelmäßigkeit, bey welcher kein Mensch stehen bleiben soll.

Heinrich Proch.

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Grätz, Anfang December 1833.

Unser Herr Director Pellet hat sich verreiset, und wie wir hören, ist er auf Entdeckungen ausgezogen. Wir wünschen ihm alles Glück zu dieser seiner Entdeckungsreise. Möge er einen ersten Helden, einen kräftigen Tenor und einige neue Opern entdecken und diese Exaten auf unsern Boden verpflanzen; wir verlangen sehr nach ihnen!

Mittlerweile treibt auf unsern Bretern fortwährend Nestroy's „Lumpaci Vagabundus" sein heiteres lachendes Spiel. Wie überall, so auch hier, zieht diese Zauberposse bey den häufigsten Wiederhohlungen ein überaus zahlreiches Publicum an, und nicht leicht dürfte sich einer Direction irgend eine Speculation so rentirt haben, als diejenige mit dem „liederlichen Kleeblatte" sich hier rentirt. Aber in der That leisten Hr. Remmark als Schneider, und Hr. Grois als Schuster, in ihrer Art Ausgezeichnetes, und Hr. Eigenwahl, als Tischler, ist ergötzlich. An Decorationen von Martinelli's Meisterhand ist das Stück durchaus neu ausgestattet.

Im übrigen läßt sich von unserm Theater nichts erhebliches Neues berichten. Mit unserer Oper stockt es fortwährend, und derjenige würde sich einer Injurie schuldig machen, welcher sie beinzichtigen wollte, sie habe irgendwo die Siebenmeilenstiefel entwendet.

Mehrere Erkrankungsfälle hemmen auch unser Schauspiel in seiner eben nicht immer ganz glücklichen Wirksamkeit, und wir beklagen unter diesen leidigen Fällen hauptsächlich die Erkrankung der Dlle. Leinsitt, dieses jugendlichen Talentes, eben so voll Reiz als liebenswürdiger Bildung. Und dieses ist nun im Allgemeinen der gegenwärtige Zustand des Theaters zu Grätz. Aber — —

O, wir Grätzer haben nicht allein ein Theater, worüber sich sprechen läßt! o, wir haben wohl sonst noch verschiedene Dinge, welche verdienen, daß man über sie ein Wort verliert! Wir haben z. B. auch Reunionen, wie die Wiener sie haben, und nach gestern habe ich einer derselben beygewohnt. Es war dieß in dem neuen, im Wiener Geschmacke decorirten Gasthauslocale des Hrn. Winter am Jacominiplatze, „zur Stadt Triest" genannt. Hier läßt sich die Woche mehrere Mahle die Gesellschaft der sogenannten Schwarzenbacher hören; eine ausgezeichnete Gesellschaft! Man muß sich das nun freylich nicht so vorstellen, wie eine Reunion in Dammayer's Kaffehhaus in Hietzing — o nein! aber die Musik ist vortrefflich, das Locale superb, die Bedienung ausgezeichnet, und alles im Verhältnisse zu Wien en miniature.

In dieser Miniatur-Reunion nun fand ich Gelegenheit, meine vollste Bewunderung einem jungen Manne zuzuwenden, welcher Hr. Abend heißt. Er ist erster Violinist und spielt die Strauß'schen Deutschen mit einer Virtuosität, als ob er bey Hrn. Strauß, bey diesem Walzercorypheus, selbst in die Schule gegangen wäre und macht der Schwarzenbacher Gesellschaft ungemeine Ehre, dieser Hr. Abend, welcher lieber Hr. Morgen heißen sollte! Da findet sich denn auch eine erkleckliche Gesellschaft ein, ein sehr schätzbares Publicum; und lauscht den Zaubermelodeyen und wird hingerissen und bricht in Beyfallssturm aus und begehrt die Wiederhohlung; alles so, wie in Wien; nur alles en miniature und ohne Raketen und Pulverdampf.

Als ich, wie erwähnt, gestern Abend solcher Weise einer jener Reunionen beywohnte, da saß neben mir ein junger, schwarzbrauner, blaßrother, olivenfärbiger, mundstummer, augenschwätziger Mann. Wenn man mit Worten mahlen könnte, so wünschte ich das Bild dieses Menschen zu mahlen, wie die helle, pure Verzückung aus seinen verdrehten Augen leuchtete, so oft ein neuer Strauß'scher Deutscher angestimmt wurde. Er sprach kein Wort, aber, wenn er einen Blick, voll unendlicher Seligkeit, mir zuwendete, da schrie mich aus diesen Augen mit lautester Stimme die Frage an: „Ist das nicht himmlisch?" Ich weiß nicht, was mich bewog, meinen kunstsinnigen Nachbar für einen der Schneiderey Beflissenen zu halten, aber seine Verzückung ist darum kein minderes Lobgedicht auf die Compositionen des Hrn. Strauß, wie auf das Spiel des Hrn. Abend und der Schwarzenbacher Gesellschaft.

Ich verließ den Unterhaltungsort erst nach Mitternacht und träumte nichts als Strauß'sche Walzer.

Als ich wieder erwachte, schmetterte mir Trompetengetön an das Ohr. Es war die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Gautier, welche einen blasenden Umzug hielt. Diese Gesellschaft, welche im hiesigen Circus ihre Vorstellungen gibt, leistet zwar nichts Besonderes, aber es ist doch so übel nicht, daß wir Grätzer auch sagen können: wir besitzen einen Circus, einen schönen Circus, einen Circus, worin man seiltanzen und kunstreiten kann. Und da wir also ein Theater, Reunionen und einen Circus besitzen, so geht uns zu unserm Glück weiter gar nichts mehr ab, als ein Tivoli, wie das Jedermann einsehen wird.

Brüzner.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Nat. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Der Sammler

Dinstag, den — 157 — 31. December 1833.

Der Portugiese.

(Beschluß.)

Mit vieler Mühe hatte ich die schon mehrmahls erwähnte kleine Schaar, welche immer zunächst um mich geblieben war, davon abgehalten, den ersten Angriff mitzumachen, hatte sie auch das Feuern nicht fortsetzen lassen. Ich sah die Nothwendigkeit ein, eine Reserve für schlimme Fälle bereit zu halten, und so klein sie war, so wirkte sie doch ganz außerordentlich. Als unsere Leute an unsern ersten Standort zurückgetrieben waren und der Feind nun in wildem Getümmel nachdrängte, commandirte ich Feuer, und unsere Salve war, wiewohl sie schwerlich aus mehr als zwölf Gewehren kam, so nahe und wohl angebracht, daß die Franzosen sie für den Anfang eines, dem ersten ähnlichen, zweyten unvermutheten Angriffs halten mußten, denn sie wichen rasch und in einiger Unordnung zurück. Nun griffen wir sie Alle mit einander neuerdings an und trieben sie zum zweyten Mahle aus der Schlucht hinaus auf die Heide. Hier, denn die Verwirrung war groß, wurde Alles, Freund und Feind, in einzelne kämpfende Gruppen getrennt, der Streit und das Gefecht mit unverminderter Hartnäckigkeit fortgesetzt. Rasch sank indessen einer um den andern von unsern Leuten, und unsere geringe Anzahl ließ uns jeden Verlust um so empfindlicher fühlen. Die Franzosen wichen zwar immer noch, allein die Stärke unserer Partey nahm mit jedem Augenblick in keinem Verhältnisse zum Gegentheil ab.

Die Hauptmasse unserer Leute hatte sich, wie man sich leicht denken kann, auf den Trupp geworfen, bey welchem sich der Officier mit dem weißen Schnurrbarte befand, und ich selbst schoß meine beyden Pistolen auf ihn, traf ihn aber nicht. Velasquez und die zwey Cameron waren hart an meiner Seite; allein noch immer war der Officier zu entfernt für uns zu einem Angriff mit blanker Waffe, und unsere Schüsse trafen ihn nicht. Velasquez Angst, der Franzmann möchte entrinnen, war furchtbar; er ließ nicht ab, sich nach ihm hinzukämpfen, auf ihn zu zielen und seinen Waffenbrüdern zuzuschreyen, ein Gleiches zu thun; da wurde er plötzlich selbst von einer Kugel an den untern Kinnbacken getroffen und sank zu Boden. In einem Nu war er wieder auf. Seine Kinnlade hing zerschmettert herab, doch er achtete es nicht, sondern drängte immer vorwärts und vorwärts, fühllos für Alles, außer dem glühenden Verlangen nach Rache. Ein zweyter Schuß traf ihn in die Lende, und dießmahl konnte er nicht aufstehen. Allein während er sich im Schmerz auf der Erde krümmte, rief er Cameron zu, ja den Officier nicht entrinnen zu lassen, und beschwor ihn, mit der höchsten Seelenangst und mit den glühendsten Bittworten, wie sie eine solche Natur in solch' einem Augenblick nur eingeben kann, auszuhalten, und keine Secunde im Verfolge inne zu halten.

Niel stürzte herzu, und drang zuletzt bis auf zehn Schritte an den Officier heran; er zog eine Pistole, feuerte und der Franzose fiel von seinem Maulthier. In einem Augenblick stand er jedoch wieder auf den Füßen, nahm sein Gewehr, zielte wohlbedächtig auf Cameron und drückte ab, wie dieser näher kam. Der Schuß hatte nicht gefehlt. Niel that einen Satz und stürzte todt nieder. Ich war so hart an ihm, als er fiel, daß ich im Vorwärtseilen über seine Leiche stolperte, und das war mein Glück, denn während ich mich wieder aufraffte, streifte mir eine Kugel den Kopf, die, wäre ich aufrecht gestanden, mich auf dem Flecke getödtet hätte.

In dem Augenblick, wo ihr Officier fiel, sammelten sich gerade die Franzosen wieder. Ich fand jetzt einen weitern Widerstand zwecklos. Nicht über 25 von uns waren mehr übrig, und von diesen mehrere verwundet. Ich befahl deßhalb noch einen Angriff, bloß in der Absicht, uns aus dem dichten Gedränge des Feindes loszumachen, und hieß jeden meiner Leute dann für sich selbst zu sorgen. Das entgegengesetzte Ende des Waldes, rief ich ihnen zu, ist unser Sammelplatz. Der Angriff wurde gemacht; wie ich aber in den Wald kam, das weiß ich selbst nicht mehr. Das Nächste, dessen ich mich wieder entsinnen kann, ist, daß ich mit vierzehn Andern mich mitten darin befand, und im verdoppelten Geschwindschritte, während ein paar matte Schüsse dann und wann neben uns fielen, den uns verfolgenden Franzosen enteilte. Sie folgten uns indessen nicht weit; am Saume des Waldes sammelten wir uns und ich hielt eine kurze Müsterung; nur zwölf antworteten auf den nahmentlichen Aufruf, und auch diese bothen einen Anblick, wie mir noch selten einer vorkam. Alle waren todtenblaß, mit Staub und Schweiß bedeckt, und dem Anschein nach von heftiger Aufregung und Anstrengung ganz erschöpft. Einige waren verwundet, mit Blut bespritzt und vor Schwäche fast ohnmächtig. Fast Keiner sprach ein Wort, dabey aber sahen sie einander mit einem Ausdrucke schwermüthigen Stolzes an, der zu sagen schien, daß, so theuer sie auch ihre Rache zu stehen gekommen, sie doch nun befriedigt sey.

Wir blieben einige Zeit auf diesem Platze, um wieder zu laden und neue Kräfte zu sammeln. Wir wollten eben den Rückmarsch nach unserm Lager antreten, als wir zu unserer unaussprechlichen Freude eine Streifwache von unserer Reiterey sich nähern sahen. So kurz als möglich theilte ich dem befehlhabenden Officier das Vorgefallene mit, und in einer Minute saßen wir hinter den Dragonern auf der Gruppe, und kehrten wieder nach der Schlucht um, wo das Scharmützel Statt gefunden hatte.

Alles war jetzt still. Die französischen Truppen hatten ihren Marsch fortgesetzt, und man hörte nichts mehr, als von Zeit zu Zeit das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. In der Schlucht selbst lagen gegen 50 Franzosen, von unsern Leuten dagegen nicht über sechs bis acht; als wir jedoch auf die Heide hinauskamen, änderte sich das Verhältniß auf eine furchtbare Art. Im Ganzen hatten sie wohl über 150 Mann und wir gegen 80 verloren. Wir suchten zuerst nach Niel Cameron's Leichnam; fanden ihn auch bald, denn ich kannte die Stelle genau. Er war beynahe kalt; der Ausdruck seines Gesichts war indessen wenig verändert. Ein wenig weiterhin lag der französische Officier, die ursprüngliche Ursache des ganzen Kampfes, und über ihm, zu meinem großen Erstaunen, Velasquez Leiche! Dieser war über zwanzig Schritte weiter gefallen; allein der Durst nach Rache hatte ihm Kraft und Ausdauer gegeben, trotz seiner Wunden dorthin zu kriechen, wo sein Feind lag. Einmahl auf ihm, hatte er ihm mit seinem Messer fünf bis sechs tiefe Wunden beygebracht, und mitten in dem Versuche, ihm wieder einen Stich zu versetzen, wobey ihn jedoch die Kraft verlassen hatte, sein Leben ausgehaucht.

Ob der Officier zu der Zeit, wo ihn Velasquez erreichte, noch gelebt habe, konnten wir nicht ermitteln; ich glaube indessen das Gegentheil, indem nichts verrieth, daß ein Kampf irgend einer Art zwischen ihnen noch Statt gefunden hätte.

Das Manuscript auf seinen Probewanderungen.

Der Dichter hat dich froh geschaffen,
Wohlan! so ziehe denn hinaus,
Hinaus mit deinen Zauberwaffen,
Und bring' als Sieger in dem Strauß
Der Herzen Beyfall ihm nach Haus.

Des Dichters Freunde.

Du hast durch diesen Sang
Unsterblichkeit errungen;
Bald tönt im Jubelklang
Dein Lob von allen Zungen.

Der Censor.

Der Autor läßt Talent verhoffen,
Und spannt nach dem Gesetz' den Bogen;
So bleibt dem Werke d'rum gewogen,
Und gebt die Bahn dem Guten offen.

Der Verleger.

Hm! Hm! — Wozu soll mir das Buch?
Ein dunkler Nahm' und ein Versuch!
Die heut'ge Welt ist gar zu nüchtern,
Und sehnt sich selten mehr nach Dichtern.

Jedoch, ich will den Freund befragen.
Vielleicht — man muß ja Manches wagen.

Der Factor.

Mehr als and're Mittel
Hilft das erste Blatt,
Und der liebe Titel
Klingt doch gar so matt.
Passen ernste Wesen
Für die lust'ge Zeit?
Keiner wird sie lesen,
Den das Leben freut.

Der Pedant.

Verehrte! laßt euch nicht zum Bau' verlocken,
Denn schief und leicht entworfen ist der Plan,
Die Zeichnung gleitet aus der Regeln Bahn,
Und Verse tönen, wie zersprung'ne Glocken,
Fürwahr! das Ganze bleibt ein schwüler Wahn.

Der Enthusiast.
Dem Vordermanne zur Beherzigung.

Philister! wärst du in Athen geboren,
Und schlügst um dich ein stolzes Faltenkleid,
Bestickt mit Lehren aus der goldnen Zeit,
Man säh' doch immer deine langen Ohren.

Der Kenner.

Dem wahren Schöpferborn entsprungen,
So reich an Geist wie an Gefühl,
Und ausgeführt im edlen Styl,
Ist ihm das kühne Werk gelungen.
Zwar dürfte mancher Sylbenfant
Besond'rer Mängel welche nennen,
Doch wird ob solchem kleinen Tand
Die Welt das Große nicht verkennen.

Der Unpartheyische.

Ich sag' es Allen
So frank und frey,
Das Lied ist neu,
Und kann gefallen.

Des Dichters Feinde.

Woher dieß lärmende Getöse?
Wir bringen's bald zur stillen Bucht,
Und taufen, was sich zeigt in Größe,
Als ungerath'ne, kleine Frucht,
Damit die Kraft in Nichts sich löse,
Die siegend uns zu beugen sucht.

Das Manuscript.
Zur Antwort den Frühern.

Gemach! ich müßt' es sonst dem Meister klagen,
Wie weit ihr euch vergeßt im kecken Spott;
Mit tausend Blitzen waffnet ihn ein Gott,
Und ein paar Mücken gilt es todt zu schlagen.

Der Verfasser.

Du kommst von deinen Probereisen?
Mein liebes Buch, vertraue jetzt,
Ob sie dich tadeln wollten oder preisen,
Und wie sie musternd dich zersetzt.
Du schweigst? — Ich will ein Gleiches wählen,
Gerecht entscheiden wird die Welt;
Jetzt komm', du mußt dich selbst empfehlen,
Dein Wanderpaß ist schon bestellt.

Ant. Kasper.

Eine riesenhafte Höhle.

Der englische Oberst Monteith hat so eben eine Höhle in Makoo, zwischen Eriwan und Tabriz, beschrieben. Er und seine Begleiter blieben unwillkührlich vor Erstaunen stehen, da sie ihren Augen nicht zu trauen wagten. Ein ungeheures Gebäude, 600 Fuß hoch, 1200 Fuß in der Spannung und 200 Ellen dick an der höchsten Stelle, both sich ihren Blicken dar. Die Höhle ist 800 Fuß tief und im Grunde befindet sich ein — Schloß, welches ein Häuptling der Biaut bewohnt. Bey der Verbindung des Kalksteines und der Lava hat man einige kleine Höhlen angelegt, in welche man bloß auf Leitern gelangen kann. Aus einer dieser Höhlen träufelt ein kleiner Wasserstrom den Felsen herab, die künstlichen Arbeiten sehen aber in dem ungeheuern Raume dieser Höhle wie Ameisennester in einer Mauer aus. Nur eine große Naturerschütterung konnte eine solche Höhle bilden. An der westlichen Seite der Veste befindet sich eine Aufschrift, der Oberst konnte aber von unten aus nur so viel erkennen, daß sie nicht arabisch noch armenisch war. Die Schriftzeichen glichen den griechischen oder römischen Buchstaben. Der Häuptling sah die genaue Besichtigung sehr ungern; es wurde zwar eine Leiter versprochen, die Reisenden erhielten dieselbe aber nicht.

Miscellen.

Herr Gille in Paris hat eine eben so einfache als ökonomische Vorrichtung erfunden, um Armstühle, Ottomanen und Sofa's mit Dampf zu erwärmen oder gleichsam zu heizen. Aus dieser Erfindung erwachsen eine Menge von Vortheilen, unter denen unstreitig der obenan steht, daß man die Luft in einem Zimmer erneuern kann, ohne daß die auf solchen Sofa's Sitzenden den Nachtheilen einer Erkältung bloßgestellt sind; dann gewähren sie auch noch die Annehmlichkeit, daß man sich vom Kamin oder Ofen entfernt halten kann, und der Körper dessen ungeachtet in einer gleichmäßigen Wärme bleibt. Endlich gewähren diese Möbel auch eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial, denn die den Dampf leitende Vorrichtung ist so sinnreich, daß nur sehr wenig Holz oder Kohlen zu deren Unterhaltung hinreichen. Für Kranke besonders dürfte diese Erfindung sehr nutzbar werden.

Herr Owen sagte bey einer der letzten Versammlungen der Fabricanten zu London, daß gegenwärtig 200,000 Arbeiter mit Hülfe von Maschinen eine Masse von Baumwolle spinnen, zu der man vor 40 Jahren

wenigstens 20 Millionen Arbeitsleute gebraucht hätte. Er fügte noch bey, daß die Baumwolle, welche gegenwärtig in England mit Maschinen gesponnen werde, ohne Beyhülfe derselben mindestens 60 Millionen Arbeiter, und daß endlich die ganze Masse von Fabricaten, die man jetzt mit Hülfe der Maschinen verfertige, wenigstens 400 Millionen Handarbeiter erfordern würde. Die letztere Angabe ist ohne Zweifel etwas übertrieben, allein, wie dem auch sey, so ist doch gewiß, daß die Masse von Baumwolle und Geweben, welche in England mit Hülfe von Maschinen gesponnen und verfertigt wird, ungeheuer ist, und für den Bedarf nicht nur von Europa, sondern auch von Amerika und einen Theil Asiens ausreichen würde.

Notizen.

Almanach-Schau.

„Huldigung den Frauen," Taschenbuch, herausgegeben von J. F. Castelli. Wien bey Tendler. Zwölfter Jahrgang.

Dem Herausgeber gebührt seit lange das Lob, daß dieses Taschenbuch nächst der „Aglaja" immer am besten redigirt worden ist, und unter den andern österreichischen Almanachen mit der delicatesten Auswahl die gediegensten Beyträge enthält. Auch vorliegender Jahrgang entspricht ganz diesem erworbenen Ruhme, und wird auch die Muse des verehrten Veteranen sparsamer und grämlicher, so ersehen wir doch daraus, daß seine Umsicht und literarische Thätigkeit einem solchen Unternehmen noch vollkommen gewachsen sind. Der artistische Theil bringt uns, wie gewöhnlich, sechs artige Kupferstiche, die zwar nicht zu dem Hervorragendsten gehören, was der deutsche Grabstichel hervorbringt, aber sich auch von dem Schofel vieler anderen pomphaft angekündigten Almanache vortheilhaft unterscheiden. Der Künstler, der sie gestochen, heißt Krepp, ein uns übrigens in diesem Fache noch unbekannter Nahme. Das gelungenste Kupfer dürfte unstreitig „das Mädchen am Stickrahmen" seyn, dessen liebliches Original von Schindler jedem Kunstfreunde aus der diesjährigen Kunstausstellung wohl bekannt seyn dürfte. „Das Mädchen mit der Harfe," wahrscheinlich Ideal, ist in der Anlage verfehlt und ermangelt jeder künstlerischen Proportion. „Das Porträt Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzoginn Therese (Tochter Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl) entspricht dem reizenden Originale nur theilweise.

Der literarische Theil enthält fünf Novellen: „Der Becher von Krystall" von Louise Beck. Ein nicht uninteressanter Stoff, aber die Ausführung ist holperig, und zeugt von einer noch ungeübten Feder. „Der Geisterbanner" von Kruse bewegt sich mehr im Reiche des Dunkeln, Phantastischen, und ermangelt nicht des eigenthümlichen Reizes, der alle Producte dieses mit Recht beliebten Schriftstellers durchwebt. Kruse ist im vollen Sinne des Wortes Seelenmahler, Psycholog, Denker, und sein tiefbegründetes Streben zeigt am besten, wie man ohne Prunk lange Beschreibungen, mittelalterliche Floskeln, gräßliche Intermezzo's, berüchtigte Charaktere — bloß mit den einfachsten Mitteln anziehen und fesseln könne. „Der Todtenwürfel" von Meynert und „der arme Fischer" von unserm fleißigen Schumacher bewegen sich im Reiche des Gespenstigen mit Phantasie und Glück. „Der untreue Schweizer" von L. Roland ist gänzlich mißlungen.

Unter den poetischen Beyträgen finden wir die ersten und achtungswerthesten Nahmen des In- und Auslandes, als: Bauernfeld, v. Braunthal, Carlopago, Carl Egon-Ebert, Fitzinger, Grün, v. Hammer, v. Herrmannsthal, Kahlert, Kaltenbrunner, Kasper, Maltitz, Manfred, Mühler, Müller, Neuffer, Piehnigg, Pulvermacher, Rappaport, Raupach, Röder, Sigmund Schlesinger, Schober, Joh. Gab. Seidl, Susan, Straube, Tschabuschnigg, Vogl. Von Braunthal's „Seebilder" sind höchst unbedeutend, ohne jeden lyrischen oder sonstigen poetischen Reiz, und nehmen sich unter den übrigen werthvollen Spenden so vieler gefeyerten Dichter übel aus. Dagegen tritt uns Anastas. Grün wieder in seiner unwiderstehlichen Lieblichkeit entgegen, die all seine Gedichte wie Blumenzauber durchweht. Maltitz's „beyde Gnomen" sind recht artig. Die Ballade von Raupach ist etwas flüchtig gearbeitet, doch biethet sie mitunter ergreifende Momente. Sehr artig und gelungen ist „die Theorie des Kusses" von Sigmund Schlesinger, vermöge seiner humoristischen Tendenz und der passenden Form, wie der gelungenen Pointe willen zum mündlichen Vortrage auch geeignet. Straube's „Kirchhof am Helenenthale" ist zart gedacht und mit vieler Gemüthlichkeit ausgeführt. Die Gnomen von dem Herausgeber unter dem Titel: „Frauenspiegel" zeugen gen von der Lebenserfahrung und dem wahren Humor, den der Verfasser in das Geringste zu bringen versteht. Zuletzt kommen noch Räthsel, Charaden ꝛc. Die äußere Form ist nur zu loben.

Agatophilos.

Concert-Anzeige.

Am 5. Jänner 1834 erwartet die Freunde der Musik und sinniger Declamation in dem Saale des hiesigen Conservatoriums ein anziehender Genuß. Hr. Capellmeister Kreutzer nähmlich gibt um die Mittagsstunde daselbst zum Besten eines verarmten mit vier Kindern belasteten Geschäftsmannes ein äußerst interessantes Concert. Würdig eröffnet es die hier noch nie gehörte, ehrenvoll in den kritischen Blättern besprochene Ouverture zur neuesten nach Grillparzer'schem Texte componirten Oper Kreutzer's: „Melusine." — Der hier schon in früher Jugend mit Auszeichnung gewürdigte talentvolle Pianist Schulz, seit seiner Rückkehr von London, wo er sich den höchsten Beyfall erworben, noch nicht öffentlich erschienen, die ausgezeichneten k. k. Hofschauspieler, Dlle. Fournier und Hr. Wothe, der geniale Pöck, die beliebte Dlle. Kratky, der Heros des Violoncells Merk, der seelenvolle Titze, haben sich vereinigt, durch ihre eminenten und reichen Talente das edle Beginnen des Hrn. Kreutzer, seines und ihres Ruhmes werth zu unterstützen. Es ist nicht zu zweifeln, daß der bekannte Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Wiens von demselben Impulse, einen Unglücklichen zu unterstützen, wie der Concertgeber und die mitwirkenden Künstler, geleitet werden, da außer der süßen Beruhigung, Thränen des Elends getrocknet zu haben, auch ein herrlicher Genuß das kunstliebende Publicum gewiß angenehm überraschen wird. — Der gewöhnlich in diesem Locale Statt findende Preis von 1 fl. CM. für's Parterre, und 1 fl. 24 kr. für die Sperrsitze wird auch bey diesem Concerte eintreten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

December.